



Neue Musik-Zeitung.

Illustriertes Familienblatt.



Elfter Jahrgang 1890.



Verlag von Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig.

(Normals P. J. Tonger in Köln.)

des Jahrgangs 1890 der Neuen Musik-Zeitung.

Verstärker, abhandelnde
Aufsätze, Fachliches und
Allgemeines.

Aukenten an eine Heimgesangsverein,
v. G. Ehrhard 30.
Aukenten Franz Radwsky's, Hum-
vor Dr. Augustenbalder 39.
An unsere drei Abourenten.
von Carl Bröckling 209.
An die drei Hengwegen, von
Herrn Aliephant 235.
Auf glückliche Aaben, von G. B.
v. Savenau 175.
Bedingungen eines guten We-
gen, von Herricks, von Josef
Eltzard 18 in Rom, vom
Bescheiden 19 in 202.
A. Alfieri 130.
Beschreibung d. Symphonie 1a.
Bei Johann Ernst, von Pan-
dora 216.
Brahms, Johannes, Ueber sein
Jesef Eltard 214.
Viel mehr zuhören Wagner und
West 4, 21, 33.
Carmen, v. L. Band 41.
Chopin's Werke über Kompo-
nisten 234.
Cormiche, Deutsche 250.
Dieterlin, Eine 7.
Die große Komposition, Eine 7.
Erinnerung an den V. d. Kralitz,
von Ed. Pfeiffer 205.
— an Lehmann's Schüler, v. Anna
Bertha-Schumann 104, 195.
— auf Schwanen, von V.
W. 58, 68.
— an Henry Winkelman, von
Anna Alfieri 236, 249.

an Carl Hertel 80.
Harden und Töne, von Dr. D.
Historie der Große als Kompo-
nist 84.
Hühner durch den Hottentot,
von Krieger 115.
Weisenbilder der Damen, das
Wortspiel 118.
Geist der der Nacht am württem-
bergischen Hofe 94.
Vielas, G., Lieber- und Klavier-
stücke, von A. v. Sv. 78.
Müller, Conrad 65.
Jungferns Preisungsprechend 2.
Die Sauerländer Freisachs-
schreiber. Die, von Dis Keller-
mann 238.
Klavier- u. Geige Chantieren,
von C. Heug 10.
Komische Oper 6, Juchmii, Die s.
Strittner, Theodor, Tonmeister
von Feod. Kaiser 22.
Eine Scherzrede Die 4.
Lieber vom St. Franz, von Frh.
v. Rodaß 130 140.
Zing, Hermann von A. Sv. 21.
Lieb, Franz u. Titian Carouin
von Tann 22, Ignellini 141.
Nacht im Oberammergaufer Pas-
sionspiel, v. H. M. Seidler 155.
Nacht u. Tag der Synagogen,
von D. Weder 255.
Musikanten aus dem germani-
schen Mittelalter, v. F. Zimmer-
man 266, 285.
Musikal., Das erste Weltkaffale
165.
Das Niderbrennende 143.
Musiktheater, Jubiläum, von
A. Eder 10, 2, 4, 6, 10, 14
16, 20, 22.
Musikleben in Nordamerika, von J.
Glanville 106.
Musikleben in Nordamerika, von
Musikleben in San Francisco 106.
Musikerzverein d. Vereinigten
Staaten 22.
Musikfest, Göttingen, Ueber 34.
Musikgeschichtl., Nr. 46.
Musikgeschichtl., v. Georg, von Dr.
Sv. Jagel 114.
Preisbestimmung 228.
Musikleben, Anton, Ueber das
Musikverhältnis der Ameri-
kaner, von Paul Baal 70.
Musikleben in Schweinfurt, 28.
Sängertag zu Zugern, Der, von
A. Niggli 104.
Tontüme, Die, a. s. 290.
Musikgeschichtl., v. Engel-Jubilar,
von Dr. C. Zapper in Coblenz
80, 91.
Mägen, Mich., ein Plagiator,
von Bitt. Zenn 118.
Banderne Weiden, von Wlf.
Reichsmühl 177.
Musikgeschichtl., von H.
Charles 177.

Biographien.

[illegible]

Erzählungen,
moresken und andere
Fenillefong.

[illegible][illegible]

Zukunft, Die, von A. S. 280.

Zenkunst, Die, von A. S. 280.
 Zerber's Musikf. I. Ich man
 Verführer der „Emma Salotti“
 C., von Paul v. Zerkentin
 Mithrasius in London 113.
 Zenger, Mich., — ein Plagiator
 von Rutter Seite 118.
 Zeugnisausgabe eines Hund-
 tages, die N. S. 287, 296.
 Zeit im Almen, Eine, von
 Schachtel 174.
 Wie ein Winter das neue Jo-
 bearbeit, von G. Wetterer d.
 Wie ich dem Herrn Gernat
 Was gefahren hab', von
 Kefeler 90.
 Welter durch u. 116.
 Jugendliche Zeitschrift, v.
 J. 1877, 1878, 1879, 1880,
 v. Clara Hoffmann 70.
 Zwei Monate mit einem Tod,
 eine Ged. 83.
 Heiligen Leben und Tod, v.
 Herzl Band 1-5. 109, 210.

Kunst und Künstler.

[illegible][illegible][illegible]

97.
58,

110,
114,
181,

114,
70
1,
281,

24,
250,
50,

239,
after
50,

250,
dec
2.

XI. Jahrgang Nr. 1.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. J. J. Canger in Köln).

Vierteljährlich 12 H., mit Künstler-Portraits etc. illustrierte Nummern und je eine Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. A. Schubert's Musikliteratur: Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die funfgespaltene Monoparteille-Zeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Sp. 4. — (regl. Gebühren für Postzettel).

Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pf. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Das Gländchen.

Eine musikalische Dorfgeschichte aus Steiermark.

Von

P. K. Rolzger.

3.

Einestages sah der junge Ministrant Giesel bei seinem Pfarrer in Schwandau ein Holzstücken. Er betrachtete es über und über; es war von länglicher Form, inwendig leer und hatte sehr dünne Wände. Als der Herr Pfarrer dem Knaben den Ministrantenanteil von der Messe — einen Kreuzer das Stück — auszogab, sagte der Giesel bescheidenlich: „Auf Bargeld gehe er weniger, aber wenn der hochwürdige Herr ihm das Holzstück schenken wollte, so würde er dafür gerne den Winter über umsonst ministrieren.“

„Kind!“ rief der Pfarrer, „wogu willst denn das Ding? Es ist ja ganz leer!“

„Zust bewegen,“ antwortete der Kleine, „ich kann bloß die leeren Sachen branden.“

„Du bist nicht klug, Giesel. Das Glatzrentschel kannst mitnehmen und für die Meh kriegst täglich deinen Kreuzer, wie sonst. Bist ja ein braver Bub du! Gott behüte dich!“ Voller Freuden lief der Knabe mit seinem hohlen Schale beim in des Vaters Hütte. Dort hub er an zu schaffern. Er bohrte durch das Stücken Löcher, zog einen Balken durch, so daß dieser an beiden Seiten hervorstand. Dann erbettelte er von der



P. Gudelhus.

Mutter mit List einige Fäden Hanfgarn, glättete dieselben mit Harz und spannte sie über das Stücken ähnlich, wie man auf eine Geige die Saiten spannt. Und als er mit den Fingern die Fäden zupfte, wahrhaftig, da gab's einen Ton, der im Stücken eine Weise nachklang. Der Giesel hat auf dem Kirchendach herrliches Pfeifen- und Saitenspiel gehört, er war dabei bis in den dritten Himmel verzückt gewesen, aber jetzt war er's bis in den siebenten, denn der Klang war von ihm selbst erkunden und erzeugt, und je nachdem er mit dem Finger den Faden strammer oder loser spannte, gab es einen höheren oder tieferen Ton. Als das so weit war, wagte der kleine Giesel einen schweren Gang. Der Pferdsknecht des Nachbarn war sein Feind, denn der war ein roher, wilder Geselle und die Töne, die der rote Knepert durch Fluchen, Welschenthalten und andere Mittel hervorbrachte, waren dem Giesel verabscheuenswerth. Und gerade dieser Mensch konnte ihm jetzt helfen.

„Unter Pfadknecht Knepert!“ redete ihn der Kleine an, „Gast du keinen Pfadknecht?“

„Ich nicht, Narr, aber mein Pferd.“

„Verkauf mir davon ein Strähnen!“

„Was zahlst?“

„Das Ministrantengeld bis Weihnachten.“

Der rote Knecht glatte mit seinen unterlaufenen Augen den hübschen, krauherzigblenden Knaben ein Weilchen an, dann sagte er: „Pferdeschweifhaare willst. Sollst

ihrer haben. Dein Ministrantengeld? den Bettel behalt' selber, aber zu mir herüber in den Stall fannst du manchmal kommen, wenn du Zeit hast. Weißt, wenn ich am Feierabend meinen Tabak rauch, da hab ich's gern wenn mir wer das Paar frant. Bin's von Kindesher so gewohnt. 's thut mir halt so wohl. Wenn du manchmal herüberkommst frauen, so fannst Pferdegeschirr haben, so viel du willst."

Dem Knaben ging es ganz halt über den Rücken. Dießem Menschen das Paar frant! „Die Mutter laßt mich halt nicht," jagte er dann gar dergestalt, „aber das Ministrantengeld bis Heiligdreifönig!"

„So wart' ein wenig," sprach der Pferdehute und der Giebel bekam einen silbergrauen Sträh vom alten Schimmel. Jetzt war's gewonnen.

Er schnitt einen Weidenzweig, spannte daran die Haare und der Giebelbogen war fertig. Dann hub er an auf seiner Geige zu spielen. Es war außerordentlich! Es war dann außerordentlich, weil das ganz anders klang, als andere Geigen, wenn auch nicht schöner, aber durchaus anders. Tagelang spielte der kleine Musikant auf seinem selbstgemachten Instrumente, anfangs mit großer Selbstzufriedenheit und Hoffnung, daß sich das Zeug vervollkommen lassen werde. Allmählich aber mit weniger Aversität, und als gar sein Vater, der Weber Franz, ein Dounerwetter losließ über das schandvolle Gefährte, das da sein Bub hervordränge, war es gechehen. Der Giebel legte seine Geige mit zitternder Hand auf den Holzboden, ging hinaus unter den Apfelbaum und begann zu weinen. Jetzt auf einmal ward er sich bewußt, wie arm, wie ungeschickt, wie glücklos er war. Müßiggänger, geigen! Das wäre seine einzige Freude. Er schnitt Weiden und blies hinein, er machte Pausen und trommelte darauf. Alles ging leiblich, nur die Geige nicht. Wenn er dann am Sonntage den Schulmeister das Meßlied geigen hörte, da vergaß er seine lateinischen Sprüche und horchte verhalten dem Spiele. Mühenlos konnte der Pfarrer seinen Stuhl hinhaken, der Knabe hielt die Weiden- und Wasserkräutchen in den Händen und goß nichts hinein. Er horchte auf das Geigen. Der Pfarrer hielt ihn nicht, es wurden ihm die Augen feucht. In diesem Winde der glühenden Drang nach dem Schönen, und es kann sich nicht heissen! Wie reich ist die Welt an Herrlichkeit und Kunst! Wie üppig blüht in den Städten und Höfen der Großen die göttliche Musik auf! Die Harfe, die in einem Dorfe zu Gottes Lob erklingt, ist nur ein Stummeln dagegen! Und selbst dieses Stummeln ist dem Knaben unerschaffbar.

Ging der Pfarrer zum Weber Franz und bettelte ihm mit vieler Mühe den Giebel ab für eine tägliche Müßigstunde.

„Du lieber Gott!" sagte der Weber: „Eine Stunde des Tages haben ihn Hochwürden ohnehin bei der Messe; jetzt soll ich ihn noch eine zweite Stunde herlassen? Muß ich ja doch für mich abrichten und er soll arbeiten lernen. Wir hind halt arme Leute. Aber wenn er um eine Stunde früher aufsteht, — der Knecht liegt mir jetzt alle Tage bis sechs in der Früh! — so kann er meinetwegen seine Müßigstunde haben."

Nun, da hätten wir ihn los. Jetzt ging der Pfarrer zum Schulmeister und sagte: „Unter Giebel. Mir thut er ins Herz hinein weh. Probieren Sie es alle Tage ein Stündel mit ihm. Zahlen kann sein Vater nichts, aber ich meine, es ist so viel als Kirchenmusik zum Lobe Gottes, wenn Sie diesem müßiggewirkten Kinde das Saitenspiel lehren?"

Der Schulmeister reichte dem würdigen Pfarrer schweigend die Hand, da war es abgemacht.

Also geschah es nun, daß der Giebel täglich in das Schulhaus kam und auf einer alten Geige, die der Schulmeister ihm ließ, nach mühsam eingelehrten Noten die Saiten strich. Es war ein Glück und es war ein Piefz und es war eine Plage. Nach etwa einem halben Jahre waren sie so weit, daß der Schulmeister zum Pfarrer sagte: „Mit dem Knaben ist es ein Gleich. Ich bringe ihm keine Noten und keine Regeln in den Kopf. Wo er nach der Vorschrift sich üben soll, ist es gar nichts; er vergreift sich und man kann ihn auf die Finger klopfen wie man will. Wenn er aber für sich phantasieren kann, da ist es manchmal erstaunlich, geradezu erstaunlich! Das hilft alles nichts, wenn er das Theoretische nicht inne kriegt, so ist alle Mühe verloren."

Doch thaten sie eine Weile noch so fort. Allmählich aber änderten sich die Zeiten. Der gute alte Pfarrer zu Schwandau ging als Beneficiatspfarrer in ein Kloster. Der Schulmeister wurde verstorben, der Weber Franz starb und der Giebel mußte als Waisenskind in der armen Hütte die Ernährung der Familie über sich nehmen. Die Geige, schon mit Abgang des Schulmeisters ihm aus der Hand ge-

sunken, mußte er sich nun auch aus dem Stofe schlagen. Es kamen die Jahre, in welchen dem Menschen der Himmel voll Geigen zu hängen pflegt: an Giebels Himmel hing nichts, als eine große Kiste, auf der er Trübsal blasen konnte, wenn er das Blasen überhaupt gelernt hätte.

Eine halbe Wegstunde von Schwandau in einem Seitengraben stand ein kleiner Eisenhammer. Heute ist er ganz verlassen, nur der blockige Holstein steht noch da, und rings um ihn wuchert Holundergesträuche und Resselwerk. Der vorerwähnte Besitzer ist hinausgezogen in das weite Thal, hat dort ein großes Senfenwerk gegründet, hat Ländereien und Wald dazu gekauft, und als der Besitz recht groß und die Werkstätte recht angesehen war, hat er alles an eine Aktiengesellschaft abgetreten und sich selber in die Stadt gezogen, wo er sein Geld in vornehmer Weise und sorgenlos genießen konnte. In jener Zeit, von der hier die Rede ist, pochte das erste Eisenhämmerlein in der Waldschlucht Tag für Tag, und dem Weber Giebel pochte fast noch heiser das Herz, wenn er es hörte. Denn im Hammerhause war Eine! Jung und gut und lieb! Das war ihm schon recht, wenn sie nur nicht so schön gewesen wäre! Wie kann ein armer Weberbursche sich an eine Hammerhämmerstochter wagen, wenn sie so göttlich schön ist! Er kriegt sie nicht. Hundert Andere sind, reiche, vornehme, fette! So gern kann sie freilich keiner haben, als der Giebel, aber sie weiß es nicht und er kann es ihr nicht sagen und so wird der jüngste Tag kommen und die Paula Nachberrin wird es immer noch nicht wissen, daß sie auf Erden Einer so über alle Beschreibung gern gehabt hat. Denn wie kann er es sagen und schreiben, wenn es unfaßbar und unbeschreiblich ist! Einmal an einem Sonntage hatte er sie von der Kirche aus begleitet bis zur Brücke, über welche der Weg zum Eisenhammer hinanführt. Garzanken mußte er geben, hatte der Giebel gelogen, um eine Weile neben ihr herderleiten zu dürfen. Sie plauderten und es war von sehr wichtigen Sachen die Rede: Daß doch die Straße einmal geschothert werden sollte! Daß es wieder gar so viel regnete in diesem Sommer! Daß Korn und Obst verderbe! Nur das Hen würde gerathen! Nun beim Hen hielten sie sich so lange auf, bis die Brücke kam. Dann wünschte sie ihm einen guten Garmhandel und er sagte: „Dank schön!" und also stand er wieder allein. Hinter einer Fichte stand er und guckte ihr nach, so lange der rote Wint, denn sie hatte ein feinstes Mittel in ihm, im Hohlweg zu sehen war.

Nach diesem Spaziergange verfloß sich der junge Weber in seine Stube und verfaßte ein Schreiben an die ehr- und liebame Jungfrau Paula Nachberrin. Als er das Schreiben durchsah, war es trocken wie ein dörreter Ast. Kein grünes Blatt und keine rote Blüte war daran und doch wucherte in seinem Herzen ein so üppiger Rosenkranz, daß der arme Junge daran fast erstickte. Den Brief zerstückte er und warf ihn in die Asche des Feuers.

(Fortsetzung folgt.)



Der Pensionsgott.

Humoreske von Oskar Justus.

Doktor Gustav Mosheim nahm sein Frühstück und blickte gleichzeitig über die Kaffeetasse hinweg in die Briefe, welche flüchtig angegriffen, ziemlich ungeordnet zwischen dem Korbchen mit Backwerk, dem Teller mit Butter und dem Becher mit der Milch herumlagen. Das ist zweifellos eine schlechte Gewohnheit, Essen und Trinken zu verbinden — weder der Junge noch dem Geiste wird dabei sein Recht zu teil: aber was soll ich ihm? — Dr. Mosheim hatte nun einmal diese Humane und ich will weder ihr noch ihm das Wort reden. Er braucht ja weder mit, noch der verehrten Leser zu gefallen, sondern nur der, welcher zu gefallen jedes Namens Pflicht und Schuldigkeit ist: seiner Geliebten, Braut, Frau. Ich kann aber gleich im vornherein versichern, daß ein solches Wesen nicht existierte. Er hatte niemals so recht Glück bei Frauen gehabt, wenigstens nicht bei denen, an deren Urteil ihm etwas gelegen war. Anfangs hatte er sich viel darüber ge-

grämt — dieser Erscheinung nachgegrübelt, bei einer, für die er einst geschwärmt, war er bei der Entscheidung fast menschlich geworden. Dann wurde auch dieses Stadium überwunden. Der Krater war allgemach ausgebrannt und das weibliche Geschlecht für ihn eine unerreichbare, abgethane Welt geworden; das heißt ganz abgethan wohl nicht. Er war nach und nach in die Altersstufe der Dufel hineingewachsen und in dieser für beide Teile wenig aufregenden Vertrauensstellung kam er auch hier und da mit Frauen und Mädchen in Verkehr. So weit natürlich ihm dies seine Zeit und Bequemlichkeitsliebe gestattete und das war selten genug: denn von ersterer ließ ihm die seiner Sorge unterstellte städtische Bibliothek von 100 000 Bänden sehr wenig und von letzterer belah er sehr viel, insofern ihm das Angiehen eines Fracks und der Zwang einer Gesellschaft als höchst störende und aus Rand und Band bringende Eingriffe erschienen. Er ließ daher, nachdem er die anderen Briefe von Buchhändlern und Bibliothekern, mit denen er wegen Anschaffung und Austausch von seltenen Büchern in regelmäßigen Verkehr stand, mit Interesse durchgesehen, ein Schreiben mit dem Poststempel Berlin mit einem leichten Nummt auf zuletzt liegen. Die Adresse trug die Christliche seines besten Freundes, Hugo Richter, in dessen vor seiner Verlobung lebhaftem Hause er einst ein sehr gern gesehener Gast gewesen war. Jetzt war er schon eine Reihe von Jahren nicht mit ihm zusammengekommen; das letzte Mal, als der Magistratsinspektor auf einer seiner Dienstreisen in seine Nähe gekommen, ihm auf zwei Tage einen Besuch abstattete, bei welchem dann die zweite Hälfte der Ideen und Interessenkreise, die sich zwischen den beiden ehemaligen Freunden während der langen Trennung ausgehandelt hatte, so recht zu Tage trat. Was wollte er nun auf einmal von ihm? Was konnte er ihm bringen, von ihm verlangen — handelte es sich um eine Freundschaftsanerkennung? Lieberkling! Um einen Besuch? — er steckte gerade in so interessanten Arbeiten, ein Herumlaufen, Warten, Zusammenfinden wäre ihm nie störender gewesen, als gerade jetzt. Mit einem Blick voll Mißtrauen öffnete er nach Ausstrichen der letzten Zeile das Couvert und etwas, was zwischen Verwunderung, Unbegreiflichkeit und Lächeln emporstieg, huscht über seine Bänge.

„Lieber Junge!" — beginnt der in großen feinsten Schiffsätzen schnell hingeworfene Brief, „entschuldige die Störung: ich bin gleich fertig. Ich habe, wie du weißt, ein Nächstes — Trubach Meier beizt sie — Waise ist sie — für das ich mich unentgeltlich interessiere. Dieselbe ist dort behufs Annahme des höheren Schiffs sprachlicher und gesanglicher Vervollkommenung in Pension — Miß Lydia Kindle, Annenstraße 17. Dieses Kind ist — wie aus aufgefundenen Bildern und Gedichten hervorgeht — sterblich verliebt in den an voriger Oper angehefteten ersten Tenoristen Lantke Heiligel. Du bist mit dem Künstler auf Kneipen-Du. Schaffe dem Mädchen — ohne mich zu verraten — einmal Gelegenheit, ihr Jodel in der Nähe zuzusehen. Du kennst ja meine Ansichten in solchen Dingen. Man kann mit unangenehmer Strenge hier mehr Schaden anrichten, als nützen. Ich möchte ihr gern das kindliche Vergnügen verschaffen. Dir macht es keine Mühe, ihr macht es Spaß und solche Probehefte find notorisch ungefährlich."

Alle Spezen zu meinen Lasten.

Dein alter Freund

Hugo."

Das war also der Auftrag — ein Auftrag in optima forma. Und doch nicht so einfach, wie wenn es sich um die Versorgung von zwei Duzend Handschuh gehandelt hätte, die in B. verfertigt waren. Mit Seifriegel speiste er täglich zusammen — richtig. Wenn er auch nicht gerade auf Du stand — Dr. Mosheim dazte seinen Menschen auf der Erde, dazu war er viel zu schüchtern-gründhaltend — so fand er doch so mit ihm, ihn beim Dessert um den kleinen Dienst zu ersuchen, ohne eine Mißdeutung zu befürchten. Im ganzen war es doch eine bunte Geschichte. — Er mußte ja denn auch nach der Pension gehen, wozüglich als Kinderwärter das Nächstes an der Hand nehmen, ins Theater oder ein Konzert führen, um den geehrten Sänger in der Nähe bewundern zu können. Viel Laufen und Zeitverlust, mit dem ihn der Freund lieber freundschaftlich hätte verschonen können. Er hatte doch schließlich an erstere Dinge zu denken, als an die unrenten Schranken eines angehenen Nachschickens."

Es war der erste Tag, wo ihm die Arbeit nicht so von der Hand ging und sein Mummensitz gerbrach sich vergeblich den Kopf darüber, ob er zu der

ungewöhnlichen Misklaime des Herrn Kustos Veranlassung gegeben hätte. Soll er das Kind erst aufsuchen? Soll er mit ihm vorher den Plan besprechen, aber die mit ihr zu verabredende Sache vor ihm geheim halten? War es nicht doch zweifelhaft, wie der vielumworbene Sänger das Ansuchen aufnehmen würde? Er sah oft auf die Uhr und sehte sich das Ende seiner Dienstadt herbei, während er andererseits gern wieder den Geiger zurückgestellt hätte, weil er sich vor den Schritten fürchtete, die ihm bevorstünden. Sein Gang, als er um 2 Uhr nach dem Hotel „Zum Lohengrin“ wanderte, war auffallend langsam. Er blickte vor sich nieder und blieb alle Augenblicke stehen, um zu überlegen, wie er die Sache am besten angreifen sollte. Als er endlich neben dem gefesteten Aktion bei Tisch saß, war er höchst einsilbig und blickte, wenn er sich unbedacht wußte, mit einer gewissen Befangenheit von seinem Teller nach dem strahlenden Anblick seines Nachbarn auf. Dieses Gesicht lohnte allerdings einer Betrachtung: es war eins von denen, die unter Tausenden aufstehen. Schmal und zart von einem bläulich weißen, durchsichtigen Teint, umrahmt von schlichtem hellbraunen Haar, welches wie ein Vorhang in die Stirne hereinhing und sich, die Ohren bedeckend, rings um den Kopf legte — eine schmale spitze Nase, ein kleiner von blondem Flaum überdachter Mund mit blendenden Zähnen und ein paar runde himmelblaue, leuchtende Augen: das war der komplette Engelstypus, wie er etwa von einem englischen Maler empfunden werden konnte. Nehmen wir noch die ätherische hohe Gestalt, die schlichten Hände mit der beängstigenden Länge und die sich in die vierte Dimension verleitenden durchsichtigen Nägel — nehmen wir dazu ein fast stereotypes, nervös über das Gesicht huschendes Lächeln, blührende Bewegungen der zarten Gliedmaßen und einen tiefen schwärmerischen Blick, so kann man sich wohl vorstellen, daß das Bild dieses Mannes in dem Herzen einer begünstigten Musikschülerin viel Schaden anzurichten vermochte. Dies mußte Dr. Mosheim, während er sich den Puppenmenschen neben sich betrachtete, mit stillem Lächeln und vielleicht ein wenig Neid zugehen. — Wie stach seine etwas hausbackene, zum Empfinden neigende Gestalt, sein großes Gesicht mit den unmerklich vollen und runden Wangen, sein etwas borkiger Schnurrbart und seine hübschen schwarzen Augenbrauen gegen diesen Menschen aus Aether und Spinnweben ab. Und dabei war er gar nicht so, dieser immaterielle Tenor: er konnte ihn ja doch besser. Hellriegel war ein ganz praktischer Jüngling, der ganz genau wußte, was er wollte, der sehr genau mit Kontrasten umzugehen verstand, der seine Stimme, seine Erscheinung stets zielbewußt zur Geltung zu bringen pflegte und sich nach einem Beifallte gewöhnlich noch ein Dessert nachgeben ließ. Er war überhaupt, unter Freunden, durchaus kein Verächter der Freuden dieser Erde, wie man es nach seinem Äußeren und Auftreten annehmen zu müssen glaubte. Heute gab er seinen Nachbarn einige Avenüen zum besten, welche er mit einigen seiner Anbeterinnen erlebt hatte und er gab sich so wenig Mühe, die Namen dieser Persönlichkeiten zu verweigern, daß Mosheim bei sich beschloß, Freund Hugo in Berlin den Auftrag unerledigt zurückzugeben. Dann aber zeigte sich dieser Mensch mit den vielerlei Naturen wieder so liebenswürdig und harmlos — dort handelte es sich ja um zwei aufdringliche Märrinnen, hier um den Wunsch eines einsichtigen Kinderherzens, das unter der Protection des Freundes sich näherte — daß der Herr Kustos alle Begehren überwand, den Gefeierten bei der Gigue auf die Seite nahm und ihm lächelnd seinen Auftrag bestellte. Und hold lächelnd, mit dem Ausdruck, als fühle er sich unendlich geehrt und geschmeichelt, stellte sich der Sänger dem Freunde zur Verfügung. Bei einem geplanten Wohlthatigkeitskonzert, dessen Verantwortlicher er bisher seine Mitwirkung verweigert, werde er ihn und seinem kleinen unbekannten Schilling zuzulebe, aufzugen, er werde sich nach Absingen seiner Partie an seinen Tisch setzen, Mosheim könne ihn mit der ganzen Person bekannt machen und die kleine werde dann nach Hergensluft ihren gefesteten Liebling in der Nähe und von allen Seiten betrachten und kennen lernen. Discretion selbstverständlich — selbstverständlich.

Mit einigermaßen erleichtertem Herzen und dem stolzen Bewußtsein, daß der erste Teil schneller und leichter erledigt worden war, als er es sich vorgestellt, beschloß Dr. Mosheim den verbleibenden unmittelbar dahinter in Angriff zu nehmen und die kleine noch den nämlichen Nachmittag in der Pension aufzusuchen. Er konnte das Haus, in dem Mosheim hauste — man sah sie die fauberen Treppen des englischen Hauses oft mit einem ganzen Kometenstreich junger

Pupils — zwei und zwei geführt — etwa wie die Fiederblättchen eines Fächerblattes — spazieren wandern. Ein gewisses Bangen überfiel ihn, als er heute in der Lage war, in diesen Mädchenhort selbst einzugehen. Und dann eine gewisse Ungewißheit, wie dem fremden Wesen entgegenzutreten. Spielt es noch mit der Puppe? — sollte er ihm etwas Nachzuegn mitbringen? — sollte er es mit Du oder Sie anreden? Er sehte halb unbewußt auf dem Wege bei einem Freier ein, welcher ihn den Bart nach französischer Weise klingen mußte. Er kaufte sich eine Krawatte neuerer Mode, ein Paar Glases, die er über seine handschuhtragenden Hände zog, betrachtete eine Festschlange das blaue Messingschloß mit der Firma und dachte dann beherzt mit dem Thürlocher an. Aus dem Vorzimmer des ersten Stockwerks kam ihm, nachdem er ein Viertelstündchen im Speisezimmer gewartet — es war bereits 5 Uhr — ein dürftiges Mädchen mit unbekannten Gesichtszügen entgegen, die ihn nach seinen Wünschen fragte. Lächelnd hörte sie an, zu wem er wollte. Sie hieß nämlich Meyer, wie ihre Freundin, aber nicht mit i, sondern mit y, und nicht Trudchen, sondern Gretchen. Dr. Mosheim hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie die Geschichte wäre, die hatte so ein nachgiebiges bequemes Wesen: jetzt mußte er wieder warten, bis die richtige kam. Und die richtige kam, die Lampe mit rotem Schirm in der Hand, eine vollenblühende, ägyptische Jungfrau, mit großen, dunklen Augen und einem offenen Lächeln auf den Lippen. War das das Kind, dem er einen Augenblick daran gedacht hatte, eine Puppe mitzubringen? Er blieb in Erregung um den Moschöps, als ob sich die Contrebände in der That in der Tasche befände und er sie zertrümmern müßte. War es das Kind, dem man einen ausgewachsenen Tenoristen als Spielzeug so mir nichts dir nichts in den Schoß legen sollte, wie der Kleinenjungfrau von Niedling! Ihr Ansel hatte das Mädchen wohl viele Jahre nicht mehr gesehen? Und doch so a r sie Kind — ein frühliches, unbefangenes Lächeln leuchtete ihr aus den Augen, eine gewisse Unausgeglichenheit gab ihrem Wesen einen keuschen Reiz und eine kindliche Heiterkeit sprach aus jedem ihrer Worte.

(Fortsetzung folgt)



Neujahrsklänge.*

von
Hermann Lingg.

Mit klingendem Spiel ins neue Jahr,
Mit mullig wehenden Fahnen!
Und was es auch bringe, durch Leid und Gefahr,
Wie erst die Stunden mahnen —
Mit klingendem Spiel ins neue Jahr,
Wir wollen schon Weg uns bahnen!
Mit perlendem Glas ins neue Jahr,
Mit Jubel werd' es empfangen,
Stoß an! Auch du mit den Rosen im Paar
Und mit den rosigen Wangen —
Mit perlendem Glas ins neue Jahr,
Es bring' uns, wonach wir verlangen!
Mit blinkendem Schuh ins neue Jahr,
Es schlummern tief unten die Wogen,
Es schimmert das Eis und der Himmel so klar,
Wir kommen in kühnem Bogen —
Mit blinkendem Schuh ins neue Jahr,
Und Hand in Hand geflogen!
Mit klingendem Schillern ins neue Jahr,
Mit den mullig schwebenden Rossen,
Die Bügel fest und für alles, was wahr
Und recht ist, fest entschlossen!
Mit klingendem Schillern ins neue Jahr,
Mit den mullig schwebenden Rossen!

* Aus Hermann Linggs soeben erschienenen neuen Gedichten: „Neujahrsklänge“ (Verlag von J. G. Cotta's Nachfolger), welche wir in der nächsten Nummer der Neuen Musik-Zeitung besprechen werden.

Meine Siebtinge.*

Aus dem Tagebuche eines Klavierdilettanten.

Von Robert Hamerling.

Da doch wir Dilettanten vor den oft abgeklungenen Nachmühen eine gewisse Frische und Unmittelbarkeit des Eindrucks voraus haben, warum sollten wir nicht ein Wörtchen über Musik mitsprechen dürfen, so weit es sich eben nur um Eindrücke handelt?

Geben wir nur das Empfundene treulich wieder, so können wir immerhin das Unrige dazu beitragen, endgültige musikalische Urteile begründen und stützen zu helfen.

Als ich das Vierzehnjährchen meines Lebens, wie erlitt, an der Adria verlebte, hörte ich im Theater nur weisse Opern und im Konzertsaal nur die Transkription weltlicher Arias. In jener Zeit erregten mir Beethovens Sonaten die gesamte deutsche Musik. Neben Beethoven erglänzte mich der heiterprachtige, glänzende Weber.

Dann kam eine lange, lange Zeit, wo ich kein Piano berührte.

Ein paar Lustreisen gingen hin, bis ein Zufall mich veranlaßte, zu dem mir dehnende fremd gewordenen Instrumente zurückzukehren.

Jetzt griff ich nach dem, was mir bis dahin unbekannt geblieben, vor allem nach den Klavierwerken Chopins und Schumanns. Sie wirkten mit dem vollen Reize der Neuheit auf mich. Aber was mir da in Tönen entgegentrat, das entsprach, ich merkte es sogleich, dem innersten Empfindungsleben der Zeit und des eigenen Gemütes. So nen geradezu mir diese Tonprache war, sie klang mir doch vertraut; und so originell mir diese Weisen überhaupt erschienen, es war mir doch, als hätte ich sie längst gehört, als wären sie schon an der Wiege mir zugehört worden.

Ich konnte nicht zweifeln: der individuelle musikalische Empfindungsdruck hatte seit Beethoven einen Fortschritt gemacht.

Wie erlitten mir nun der Altmeister, wenn ich nach längerer Zeit zur Abwechslung seine Sonaten wieder vornahm?

Im ganzen und allgemeinen mußte ich der siegreichen Macht seines Genies noch immer huldigen. Den Stillsigkeiten und Pikanterien, den „Säuselchen und Kräuselchen“ Chopins, sowie dem bis zum Sonderbaren ausgeübten grübelnden Individualismus Schumanns gegenüber bewährte sich Beethovens mit seinen breiten, wuchtigen, gläsernen Formen, mit seinem aus der tiefsten Tiefe aus der vollsten Fülle geschöpften Tonleben noch immer in seiner Liebergewalt.

Wenn ich nach den bezaubernden Notturmos Chopins wieder die Manbichmonate spielte, so mußte ich mir sagen, daß dieses erste und ergreifendste aller Notturmos von seinem Späteren überboten worden.

Wenn ich dem Chopinschen Trauermarsch (aus dem Nachlass) den Beethovenschen (aus der Sonate mit Variationen) folgen ließ, so war mir's, als trete, nachdem ein blasser Todesengel schon vorbeigeschwebt, der steinerne Gast aus „Don Juan“ mit schauerlich dröhnendem Gigantenschritt einher. Chopin rührt und ergreift; aber bei Beethoven springen die Särge auf und die Toten treten daraus hervor. Die Wunden des Tartarus stehen offen. Die ganze Welt scheint eine offene Gruft. In der That, es ist eine unglücklich schauerliche Majestät des Todes in ihren eheernen Klängen, in jenen Mark und Bein durchdringenden Accorden.

Mehr als je wurde nach der Bekanntheit mit den Reizen das Mächtige in der Tonprache Beethovens mir klar. Die Musik zu „Egmont“ ist eines jener Beethovenschen Towerke, in welchem dieses Mächtige fast bis zum Uebermaß, zur Monotonie geht. Sie klingt wie der Gewaltschritt marschierender Regimenter.

So stand mir denn der Titan noch unanfechtbar in seiner Größe da.

Im ganzen. Aber nicht mehr in jeder Einzelheit. Wenn ich namentlich den weitholenden langsame Sätzen in Beethovens Sonaten mit unveränderter Schauern der Vergessenheit folgte, so sprach der Meister mir oft schon weniger zum Herzen, wo er das Tempo beschleunigt, wo er in unermüd-

* Entworfen aus dem Nachlasse des Dilettanten Robert Hamerling.

lichen Allegri dem Ausgange anzueilen und doch kein Ende zu finden scheint. Ich war entsetzt und für immer verwöhnt durch Chopins und Schumanns knappe, prägnante, gedankengräftige, aphoristisch hingeworfene Tongebilde. In den Sonatenlagen schien mir jetzt die Haut etwas schlotterig um die Tongestalten zu hängen — Falten und Runzeln kaum zu lassen. Sogar als ich zu begreifen, daß Beethoven in den Klavierwerken um ein Jahrhundert früher veralteten, als im Tongewebe des Drecksers, das von Hause aus ungleich mehr Frische und Farbe hat als der klumpernde Flügel.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel zwischen R. Wagner und Liszt.

Es ist keine geringe Mühe, sich durch zwei dicke Bände durchzulesen, welche den Briefwechsel zwischen Liszt und R. Wagner enthalten (erschienen im Verlage von Breitkopf & Härtel); allein wenn dann zu thun ist, den Charakter und Entwicklungsstadium R. Wagners genauer kennen zu lernen, der opferte einige Wochen, um dessen Briefe an Liszt und die Antworten des letzteren durchzulesen.

Gewiß ist es, daß R. Wagner nicht mit dem Maßstabe gemessen werden will, welchen man an Durchschnittsmenschen anlegt; allein es gibt gewisse Regeln der Wohlstandigkeit, welcher sich Geistes ebenso fügen müssen wie Tugendmenschen. Ueber diese Regeln war Wagner im Unklaren. Es werden dies manche jener Briefstellen beweisen, in welchen R. Wagner seinen Freund Liszt immer wieder ersucht, die Brieftasche zu öffnen. Es geschieht dies vom Jahre 1849 anfangen bis 1860; bald wird Liszt um Reisegeld für Wagners Frau ersucht, welche sich an ihn, den „ungezogenen Teufel“ gesehrt sieht und von Dresden nach Zürich abreißen möchte; auch wären ihre Schulden in Dresden zu bezahlen. Liszt erfüllt den Wunsch des Freundes, welcher erklärt, selbst „hehlen zu wollen, um seine Frau (Minna) wenn auch nur auf kurze Zeit heiter zu machen“. R. Wagner entschuldigt sich wegen des Fiebers um Hilfe damit, „daß er nichts gelernt habe als seine Kunst und diese könne er ganz unmöglich zum Erwerbe verwenden. Er könne die Öffentlichkeit nicht suchen; seine einzige künstlerische Erlösung könnte ihm nur dadurch vollbracht werden, daß die Öffentlichkeit ihn suche.“

R. Wagner war von seiner Größe so überzeugt, daß er sich nicht dazu entschließen konnte, Musikfeste für ein gutes Honorar zu leiten, wenn in denselben nicht Tonernte allererster Ranges ausgeführt wurden. Zu „Strämer“ wollte er sich wegen Unterfertigungen nicht wenden und nicht an „menschliche Fürsten“, sondern an „fürstliche Menschen“. Bekanntlich hat R. Wagner dieses Wortspiel vergessen und sich in Notlagen auch an „menschliche Fürsten“ gewendet oder seinen Freund Liszt dazu angeregt, sich mit denselben feinetwegen ins Gindernnehmen zu setzen.

In Venedig, wo R. Wagner 1859 einen Palast bewohnte, schrieb R. Wagner an Liszt, er werde nie eine Musikleitung, oder was dem irgend gleiche, annehmen; er beanspruche die Fixierung einer ehrenvollen und reichlichen Pension, lediglich zu dem Zwecke, ungehindert und gänzlich unabhängig von äußeren Erfolgen sein Kunstwerk schaffen zu können. Die Mittelwelt solle ihn verkoren; vor allem eigne sich eine Verbindung mehrerer deutscher Fürsten dazu, ihm eine reichliche feste Pension zu gewähren, zu etwa 2–3000 Thaler; einen solchen Ehrenposten habe selbst Mendelssohn bezogen. Hierauf wird Liszt ersucht, diese Angelegenheit bei einigen Fürsten zu besprechen.

R. Wagner ersucht seinen Freund häufig um die runde Summe von 1000 Francs und schlägt ihm vor, es möge ihm Liszt einen jährlichen Zuschuß von der gleichen Höhe „leihen“. Liszt, der im Geben Unermüdbare, schickt dem notleidenden genialen Freunde die gewünschten 1000 Francs, kaum sich aber für die Zukunft nicht verpflichtend. „Meine Mutter und meine drei Kinder in Paris“ — schreibt Liszt — „find von meinen früheren Erbpapieren anständig versorgt und er selbst müsse in Weimar mit seinem Kapellmeistergehalte von 1000 Thaler und mit 300 Thaler auskommen, die er als Prästent für Hofkonzerte erhalte.“

Ein andermal weist Liszt auf die zerrütteten Verhältnisse seiner Freundin Pauline Wittgenstein hin, deren Vermögen von einer „kurzlebigen Konstitution bedroht sei“. Dabei empfiehlt Liszt seinem Freunde, er möge doch Konzerte in Zürich veranstalten. „Deine persönliche Würde, so dünkt es mich, hätte in deiner Weise darunter zu leiden.“ Er sollte einige Hefte Vokalcompositionen veröffentlichen, Lieder oder Balladen und dafür einen Verleger finden. „Du würdest gewiß Dir nichts vergeben, indem Du auf dem Wege weiterfährst, welchen Mozart, Beethoven, Schubert und Rossini nicht verjagt haben.“

R. Wagner hat den Wunsch geäußert, ein eigenes Haus mit Garten, entfernt vom Geräusch der Stadt Zürich, zu besitzen. Liszt konnte ihm dieses Haus nicht bauen lassen; ein Züricher Freund jedoch that es. Bezeichnend ist jener Brief R. Wagners, in welchem er seinen Freund Liszt ersucht, die Witwe Gräfs durch Lügen und „Fäulnis“ zu bewegen, in Wagners Haus einen Flügel aus ihrer Fabrik stellen zu lassen. „Nach ihr weiß, es sei für sie ein Grenzpunkt, daß in Wagners Hause ein Grand stünde. Deute nicht nach, sondern versuche unversäumt geniat! Ich muß einen Grand haben. Will sie mir ihn nicht scheuten, so soll sie mir ihn pumpten auf ellenlange Termine.“ Auf diesen „göttlichen Einfall“, wie ihn R. Wagner selbst nennt, antwortet Liszt mit föhlicher Ironie: „Ob Madame Gräfs einen Flügel so vortheilhaft placieren wird, als Du mir es andeutest, ist eine fragliche Frage, welche ich ihr gelegentlich vorlegen werde!“ Nur nebenbei sei erwähnt, daß R. Wagner in einem Briefe an Liszt von einem Herrn spricht, mit dem er weiter nichts zu schaffen haben möchte, „weil er die Passion habe, ihn immer anzupumpen.“ Wer denkt da nicht an die intimen Beziehungen R. Wagners zu der Witwe Liszt?

Als Wagner im Jänner 1855 nach Paris gekommen ist, erbat er sich von seinem edlen Freunde die sühnlichen 1000 Francs, welche ihm auch vom Schwiegersohne Liszt, Olivier, in der artigsten Weise eingehändigt wurden. Bald darauf erwartet er abermals von Liszt, daß er ihm helfen werde. Wagner nennt seine neuerliche Bitte um Geld eine „wahre Schande“ und verpricht seinem Freunde das Geld unter allen Umständen bald wieder zurückzugeben. Ob dies geschieht, wird durch den Briefwechsel nicht bestätigt. Später wird Liszt gebeten, für das Recht, die Opern Wagners aufzuführen, ihm Geld von Intendanten und Theaterdirectoren zu erwirken; in einem Züricher Briefe vom 15. April 1857 macht Wagner das Wortspiel, daß er etwas „Mittelkäufer“ für das Rheingold estompiert haben möchte.

Im Jahre 1859 schreibt Liszt seinem Freunde nach Venedig, er, Richard Wagner, werde nächstens durch seinen Cousin eine tiefe Zuleitung von Notepapier erhalten. Wagner versteht diesen Witz und bemerkt, er könnte diesmal die Zuleitung von Geld nicht ertragen; Liszt solle ihm seine Ideale schicken.

Im Jahre 1860 ist R. Wagner abermals in Paris und möchte von dort aus seine Frau in ein Bad schicken; deshalb fordert er für seine Oper Niemi, welche in Weimar aufgeführt werden soll, von Liszt 1000 Francs; weniger könne er nicht annehmen. Er bekommt aber doch weniger, nämlich 30 Louisor und nimmt sie an. Bei diesem Anlaß bemerkt Liszt: „Gebuld ist eine Mantelstetung, sagt Byron, wenn es aber draus gebracht, der bleibt ein miserabler C. . .!“ Die beiden Freunde schreiben zuweilen einen Schlafrockstift, weshalb eben ihre Briefe den Wert unverbesserlicher Aufrichtigkeit besitzen.

„Ach, was diese gemeine Sorge (sich zu erhalten) den Menschen entehrt!“ bemerkt R. Wagner. Man empfindet dem geistvollen Komponisten die folgende schwermüthige Klage nach: „Ich bleibe in meinem alten Zustande der Enttäuschung und Entbehrung Kraft und Fülle, um das Leben zu bereichern, hat noch nie ein Mensch aus der Geburt d. h. aus der absoluten Entbehrung schöpft. Auch mir wird dies nicht gelingen!“

Im Jahre 1855 denkt R. Wagner daran, für 10 000 Dollar nach Amerika zu gehen, „klein er bezieht es sofort als „nähern, seine besten Lebenskräfte für solch etwende Ziel gleichsam aufzusparen.“

Liszt hat recht, wenn er seinem genialen Freund daran erinnert, nach Art anderer großer Tonkünstler für seine Existenz selber zu sorgen; allein nicht minder berechtigt ist die Ansicht R. Wagners, daß schöpferische Kraft aus der Enttäuschung und Entbehrung nicht hervorquellende und daß eine Aufstellung das freie Schaffen hindere. Wenn sich R. Wagner weigert aus dem Geräusche einer Stadt, das ihn „verwischen“ macht, wenn er ein eigenes Haus in landschaftlich reizvoller Umgebung zu besitzen wünscht, wenn er sich später in

einem prächtigen venezianischen Palast ein Geschloß mietet, so verstehen wir dies vollkommen. Naturreize und Kunstpracht versehen einen Tonkünstler in eine angeregte Stimmung, in welcher er bedeutendes zu schaffen vermag.

Wenn man auch nicht der Musik bedürftig ist, daß es gerade Fürsten sein sollen, welche einem Genie die Mittel für ein sorgenfreies Leben zu bieten haben, so wird dies jedenfalls eine Aufgabe des Kulturhaates der Zukunft werden. König Max II. von Bayern hat in München ein großes monumentales Gebäude mit der Absicht errichten lassen, um dort bedeutenden Männern des geistigen Schaffens alles zu bieten, was sie brauchen. Jetzt werden in diesem Gebäude, dem Maximilianum, Vagen erzogen. In Alexandria gab es zur Zeit der Ptolemäer ein großes Museum, wo Lehrer und Forscher wohnten, Vorträge hielten und alles zum Lebensunterhalt Notwendiges erhielten. Es wurde somit der Gedanke Wagners, daß die Mittelwelt für einen genialen Schaffenden zu sorgen habe, oft schon gedacht, ja in mannigfacher Weise auch ausgeführt. Wenn es nun R. Liszt aus seinen keineswegs glänzenden Mitteln unternehmen, für R. Wagners Existenz viele Jahre hindurch zu sorgen, so hat er es damit ermöglicht, daß sein Freund eine Reihe von Tonernten geschaffen hat, deren hoher Wert immer unbestritten bleibt. Wir lernen den Menschen und Meenas Fr. Liszt aus diesem Briefwechsel ungemein schätzen; wie ihn auch R. Wagner hochschätzte, davon nachstehend. * *

Die Kunst Oesterreichs

in allen Formen ihrer Ausgestaltung, sowie deren Vertreter werden uns in einem Prachtwerke ersten Ranges vor Augen gebracht. Dieses Werk nennt sich: „Unsere Kunst in Wort und Bild. Unter dem Protektorate der Frau Erzherzogin Maria Theresia.“ Es enthält, von A. Wittmann herausgegeben und von Moritz Band sachkundig und geschmackvoll redigiert, Gedichte, Aphorismen, Klavierstücke, Lieder, Zeichnungen, Nachbildungen plastischer Denkmäler und Bildnisse österreichischer Komponisten, Maler, Bildhauer, Vertreter des Schauspiels und der Oper in reizvoller Mannigfaltigkeit.

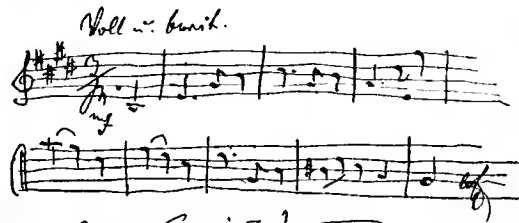
Man begegnet in diesem feinsinnig ausgestatteten Buche einer Fülle anmutiger Mädchen- und Frauenbüsten, sowie anrathender, interessanter Männerbüsten. Es vereinigen sich da die Vertreter geistigen Schaffens in Oesterreich-Ungarn zu einer vornehmen Gesellschaft, welche im Bilde kennen zu lernen, so wie mehr von Interesse ist, als auch den schaudernden Illustrationen Proben schriftstellerischer Leistungskraft beigegeben sind.

Die reigenden Bildnisse, die wir heute aus diesem Werke unseren Lesern bringen, veranlassen uns, den dargestellten Künstlern einige Worte zu widmen, in denen wir weniger den Lebenslauf als die Bedeutung der betreffenden, zumeist höchst populären Künstler und Künstlerinnen schildern wollen. Natürlich geben wir den Damen den Vorrang; sind sie es doch, denen die Natur schon durch den Reiz der Anmut den Vorrang vor uns armen „Herren der Schöpfung“ gegeben. So leuchtet uns das leuchtvolle Augenpaar der jüngsten, vielversprechenden Sängerin der Wiener Hofoper, Irene Abendroth, der jugendlichen volnischen Nachtigall, entgegen. Wie selten eine andere Sängerin hatte Irene Abendroth das Glück, in einem Alter, in dem andere Sängerkünstlerinnen kaum den ersten Anfang der Schule überstanden, schon als Mitglie einer allerersten Bühne zu wirken und damit sie die Günst des Schicksals ihrer so ganz phänomenalen Begabung. Ihr Gesang gleicht dem der jungen Lerche, die jubelnd emporfliegt, der Schmelze ihrer Stimme dem süßen Wohlklang der Nachtigall, die im dunkeln Gahn ihre Liebeslieder flüstert, und ihre Koloratur — um schließlich auch einen menschlichen künstlerischen Vergleich zu bieten — jenen der unübertrefflichen Patti. Dazu der Liebestub einer jugendlichen Erziehung — kurz ein Glückstüb der Muse, das zu besitzen die Wiener Hofoper sich mit Stolz freuen darf.

Ungleich gereifter und in der Sonnenhöhe des Ruhmes gekühter steht aus ihre Kollegin, Frau Aloja Papier, entgegen, eine Künstlerin, die als beste Meisterin des Liebesgesanges, als beste Herrscherin der dramatischen Musik in allen Landen



Moja Pagier.



Juni 19. Juni 89

Ruth. Gutz.



Irene Abendroth.



Hermann Winkelmann.



Scraphine Ditsch.



Ernst van Dyck.

Abbaia Haler.

von Alfred Gelschlegel



Nathi Frank.



Johann Strauß.

Aus dem Werke: „Unsere Kunst in Wort und Bild.“
(Text siehe Seite 4.)

bekannt und berühmt ist. Mag sie ihre herrliche Stimme den ganzen Gestalten der italienischen Meister oder den markigen Figuren eines Richard Wagner schenken, immer entzündet ihre edelmüthige Sicherheit im Gesang und ihr treffliches Spiel, das sie zu einer der vollendetsten Meisterinnen im Operngesang macht. Die Tiefe ihres Gemüthes offenbart sie uns jedoch am reinsten und schönsten im Konzertsaal, wenn sie die unsterblichen Lieder unseres Schubert und anderer Meister den Zuhörern zu Herzen singt, denn nicht bloß fürs Ohr, Nostra Papier singt vor allem für das Gemüth.

Zwei Vertreterinnen der dramatischen Muse sind es, die uns in den anderen beiden Damenbildnissen entgegenblicken — Katharina Frank, die hochheilige Heroine des Frankfurter Stadttheaters und Seraphine Dötsch, die seit kurzem kaiserlich russische Hofkapellmeisterin in St. Petersburg ist. Die künstlerischen Aufzüge beider Damen waren in der Musikstadt „an der schönen blauen Donau“ zu Wien, wo Katharina Frank in Laubes unerleichenem Stadttheater ihre vornehme Bühneneinrichtung schaffte und führen half, welche dieser Bühne den Namen eines „bürgerlichen Hoftheaters“ gab und wo die Frank neben der großen Tragödin Wolter ebenfalls wirkte und mit jeder Figur ihres erstaunlich großen Repertoires stets neue Siege an ihren Namen führte. Heute entzückt die vollends gereifte, klassische Künstlerin das kunstverständige Publikum Frankfurts, das in ihr eine feste Säule ihrer Bühne verehrt. Seraphine Dötsch begann in der unglückseligsten Periode des Kartheaters hier ihre dramatische Thätigkeit, die für den Rahmen und das Publikum dieser Bühne viel zu gut war, so daß sie nach dem erwarteten Zusammenbruch jener Theaterleitung erst in ihr eigentliches Fachwasser, die vornehmste dramatische Richtung, gelangte. In Stuttgart entfaltete sie eine Zeitlang das kritische Publikum des dortigen Hoftheaters, sodann zog Hamburg sie in seine gastlichen Mauern und von dort zog sie zu ehrenvoller Ruf auf die kaiserlich russische Hofbühne, der Seraphine Dötsch seit dem Herbst 1889 als eines der besten Mitgließer angehört.

Mit den lustigen Schelmenzügen blüht uns der trotz jeder Jahrzehnte noch immer junge „Walzerkönig“ Johann Strauß entgegen. Einige der elegantesten Notendrüsen, mit denen er sich die Welt erobert, stehen zur Seite seines neuesten Wirtstisches, das allen jenen willkommen sein wird, die sich des Meisters hübscher Lebensgeschichte (Neue Musik-Zeitung 1884, Nr. 21) noch erinnern. Daß er seitdem nicht müßig geblieben, wissen alle, die Strauß' jüngste Operette „Simplicius“ kennen und daß er der ewig junge, das heißt der Alte geblieben, beweist sein vor kurzem in Berlin zum erstenmal vorgezogener „Kaiser-Walzer“, der zu dem besten zählt, was der unerschöpfliche Meister geschaffen.

Eine Anekdote stammt vom 1. f. Konzertmeister und ersten Violonisten der 1. f. Kapelle in Wien, Arnold Rosé, einem der tüchtigsten Musiker Oesterreichs, der trotz seiner Jugend eine der ehrenvollsten künstlerischen Stellungen errungen hat. Daß Rosé kein Virtuose in der Art der reisenden Wundergeiger geworden, danken wir seinem künstlerischen Ernste, der ihn heißt, seine Kunst mit klassischer Vertiefung zu studieren und auszuüben und im Rahmen des weitaus besten Orchesters der Welt — der Wiener Philharmoniker — seinen Platz glänzend auszufüllen. Durch die Quartettvorträge mit Joh. Bachsch und Sumner, die unter Rosés Führung alljährlich einige glänzend besetzte Konzerte geben, pflegt Rosé auch jenes Gebiet der klassischen und modernen Musik, die weniger auf die großen Massen, aber desto mehr auf Herz und Gemüth einer kleinen, verständnisvollen Gemeinde wirkt.

Zu Robert Fuchs, von dem wir gleichfalls die Nachbildung eines Autographs bringen, sehen wir einen der besten Tonkünstler für die so wichtige und stark umfiedelte Kammermusik, in der nur wahres Genie und klassische Bildung zum Siege kommen kann. Fuchs' Symphonien und seine anmutigen Hölzer gehören zu den Schätzen der modernen Musik und sind überall heimlich, wo dieselbe mit Geist und Verstandnis gepflegt wird.

Alfred Döschel ist einer der trefflichsten Operetten-Komponisten, der auch in Tanzstücken Anerkennenswerthes leistet. Sein „Prinz und Mauerer“, sowie der „Schelm von Bergen“ sind über fast alle deutschen Bühnen gegangen, und schon bringt der Meister wieder eine neue Operette lustigen Inhaltes, die noch in dieser Saison das Licht aller Bretter erblicken soll. Das Fräulein „Abbazia-Walzer“ möchte auf das ganze, zu dem Moritz Band einen anmutigen Text geschrieben, begierig machen.

Schließlich bringen wir die Bildnisse zweier Mitgließer der Wiener Oper, der Tenoristen Hermann Winkelmann und Ernst Van Dyk, beide bekannt und gerühmt in aller Welt. In Deutschland sind beide namentlich durch ihre künstlerische Mitwirkung in Bayreuth bekannt und gehören beide zu den idealsten Vertretern der Wagnerischen Tondichtungen. Damit würde die kleine Revue über die österreichischen Künstler anstößen, welche in dem Werke „Unsere Kunst in Wort und Bild“ in so reicher Fülle sich ein Stellbilden gegeben.



Heinrich Gudehus.

Zu den besten Tenoristen und Bühnenkünstlern der Gegenwart gehört bekanntlich Heinrich Gudehus, welchen wir heute im Bilde vorführen. Geboren wurde er in Althagen bei Celle im Hannoverschen als Sohn eines Lehrers. Sein Vater wollte ihn zum Landwirt herantreiben, aber er zog den Lehrerberuf vor, weil dieser ihm erlaubte, der von Kindheit auf mit Leidenschaft geliebten Musik treu zu bleiben. Einige Jahre hat Gudehus in Celle und Goslar an der höheren Töchterschule gewirkt, in der letzteren Stadt auch als Organist. Den Rat, seine schöne Tenorstimme für die Bühne auszubilden, hat ihm die Witwe Schworr von Carolsfeld gegeben, die damals in dem nahen Braunschweig als Gesangslehrerin lebte. Sie empfahl ihm den Berliner General-Intendanten, Herrn Boitso von Hülsen, der ihn sofort für Berlin engagierte. Im Januar 1871 betrat der junge Lehrer zum erstenmale die Bretter, und zwar als „Nadiri“ in „Jessenba“, „Tannhäuser“ war seine zweite Rolle. Er erweiterte den Beifall des Publikums und des Intendanten in so hohem Grade, daß dieser ihm die reichste Beschäftigung in Aussicht stellte, aber der junge Tenorist hatte bei Zeiten eingesehen, daß der Schatz, den er in seiner Stimme besaß, zu kostbar sei, um ihn als Naturalist in wenigen Jahren zu verbrauchen. Er bat da bringen um seine Entlassung, daß Herr v. Hülsen sie ihm gewährte.

Erst nach vier Jahren, die er unangeseigt zu Gesangsstudien verband, betrat er in Wiga die Bühne. In der nächsten Saison sang er in Lübeck, wo ihm hinlänglich Gelegenheit geboten wurde, mit den größten Rollen vor das Publikum zu treten. Im Jahre 1878 ward ihm der Antrag, in den Verband der Dresdner Hofbühne einzutreten. Da er sich aber in Bremen für zwei Jahre verpflichtet hatte, konnte Gudehus erst im Mai 1880 sein Engagement in Dresden antreten.

Gudehus vereinigt mit der Kunst des Selbstenors die hohe Stimmlage des lyrischen Tenors. Ihm wird leicht, was anderen schwer fällt; deshalb kann er weiteres leisten, wo andere auszurufen gezwungen sind. Seine vom tiefen b bis zum hohen des reichende, in allen Lagen gleich kräftige und biegsame Stimme ist, unterstützt von einer vorzüglichen Tonbildung und Schulung, für jede seiner Aufgaben nach allen Seiten hin vollständig ausreichend; er kann nun mit Goethe zu reden — „aus ganzem Holze schneiden“, „Unlegen“ brandet er nicht. Seine Mittel erlauben ihm, jedem Ton und jeder Komposition ihr Recht widerfahren zu lassen und mit stählerner Ausdauer Aufgaben zu lösen, an welchen jede andere Kraft erlahmen müßte. So beispielsweise im Sommer 1886, wo er in Bayreuth fünfmal nacheinander den Tristan sang und unmittelbar darauf in Dresden in kurzer Frist den Nibelungen-Cyclus stetig zu Ende führte.

Seine künstlerische Eigenart mehr als sein nußsames Repertoire waren nachgehend bei seiner Berufung nach Dresden gemein.

Bald wurde Gudehus allgemein der „Wagner-Sänger“, nicht nur beim Dresdner Publikum, sondern in der ganzen musikalischen Welt genannt. Im Herbst 1881 kam Richard Wagner nach Dresden, um Gudehus für Paris und Tristan in Bayreuth zu gewinnen. Er betrat an des Meisters Hand zum erstenmal als Parsifal die Bayreuther Festbühne vor einem Publikum von Musikern und Kunstfreunden aus allen Ländern der Welt. Als er im Sommer 1883 wiederkehrte, gehörte Richard Wagner schon zu

den Toten. Im Januar 1884 erwarb die Hofbühne von den Erben Wagners Tristan und Isolde und den Ring des Nibelungen. Jetzt begann für Gudehus eine ganz neue Epoche, reich an Erfolgen, aber auch an Mühen, gegen welche die Anstrengungen seiner ersten Theaterjahre wie Kinderpiele erschienen. Im April 1884 sang Gudehus zweimal vor dem König Ludwig II. in München den Parsifal. Im Mai war in Dresden die erste Aufführung des Tristan, der unter beispiellosem Jubel und oft wiederholt werden mußte. Ende Juni folgte Gudehus einem Rufe nach London, um im Coventgarden-Theater Tannhäuser, Tristan u. a. zu singen. Von da ging er nach Bayreuth, wo er zum drittenmale den Parsifal sang, dann im August nach Dresden zurück, wo sofort Tristan wieder aufgenommen wurde, und im November desselben Jahres begab er sich nach einmal nach England, wo in der großen Albert-Hall in London Parsifal zweimal als Oratorium aufgeführt wurde. Im folgenden Jahre 1885 trat Gudehus im Frühjahr als Siegmund in der Walküre und im Oktober als Siegfried (im Siegfried) zum erstenmal auf; im Frühjahr 1886 als Siegfried in der „Götterdämmerung“. Damit war das gewaltige Werk vollendet und der ganze Ring der Nibelungen konnte nun in geschlossenem Reiche den Verehrern Wagners vorgeführt werden, die von nah und fern, aus Heimat und Fremde, nach Dresden zusammenströmten.

Nachdem Gudehus zum erstenmal in Bayreuth den Tristan gesungen hatte, sandte Frau Cassia Wagner, die ihres großen Gatten Reliquien-bekanntlich wie einen Schatz hütet, dem Sänger das Glas, aus dem Wagner täglich gekostet hatte, und sandte ihm einen Brief, in welchem es u. a. heißt: „Ich glaube in meiner Seele ganzem Umfang die Leistung, die That ermessen zu haben, mit welcher Sie gestern mich so erschlattet haben, daß selbst die Sorge von mir wich. — Wie haben Sie den Kummer über meine Nothlage mir erleichtert, ja durch Ihre Herzengröße mir völlig über ihn hinweggeholfen! So war es denn nicht möglich, daß, wo ich auch, sei es einzeln oder in Gesellschaft, mit den Künstlern zusammentraf, Ihr Name nicht wieder und immer wieder auf meine Lippen trat, und daß unsere Herzen Sie nicht als das große, künstlerische Beispiel unserer Feste begrüßten! Haben Sie Dank, immer wieder auf neue! Als Ausdruck dieser Ermessung des Unermesslichen lege ich ein teueres Andenken in Ihre Hand, es da ebenso würdig aufgeben wissend, als in Bayreuth. Bleiben Sie, verehrter Freund, auf immer meiner Dankbarkeit, Ergebenheit und Anhänglichkeit verpflichtet.“

Freitag, 30. Juli 1886. C. Wagner.
Ebenso begeistert sprechen sich auch Felix Mott und die Kunstgenossenschaft Bayreuth aus. Das sind des Künstlers schönste Trophäen, tollbarer als Kränze und Ordensbänder.
A. K.



Wie ein Musiker das neue Jahr begrüßt.

Von C. Schöffler.

Den seenischen Hintergrund bildet Alfreds Zimmer, das Hauptverfassungslage die dampfende Wolke inmitten des großen runden Tisches; die handelnden Personen sind lustige junge Musiker, die in festlicher Gemeinschaft den Silvesterabend verbringen; der Zeiger der Uhr steht auf 1/12 Uhr. Da schlägt Alfred, der seit einiger Zeit ernst vor sich hingeliegt, an sein Glas, erhebt sich und spricht:

„Meine lieben Freunde!
Accelerando geht das alte Jahr zu Ende; noch wenige Takte und es ist für immer abgepielt und vom Repertoire getrieben. Was uns bleibt, sind nichts als Reminiscenzen, die jeder verwerthen mag, wie er will und kann. Wenn es in den bekannten 12 Schlägen ausgeklungen, dann sind wir bei der mit Spannung erwarteten Novität 1890 angelangt, welche in dieser Welt zum erstenmal zur Aufführung kommt. Sie ist eine symphonische Dichtung in zwölf Sätzen, Programmatisch nach feststehendem, aber unbekanntem Pläne. Wenigstens glaubt ihr ihn zu kennen, weil ihr wißt, daß er etwa lautet:

Januar: Winterliche Ruhe, im Schnee begrabene Gefilde; Schlittenglocken erklingen; eine frohe Gesellschaft schwingt sich im Tanz u. s. w. Februar: Harlekin und Colombine; Liebesbucht. Mai: Frühlingstreiben, Vogelzug u. s. w. Und doch wie überlastet auch die Aufführung, wie vieles drängt sie, was ihr nicht gehn will! Dabei sind die symphonischen Jahresbildungen trotz des beilegenden Programms ein hervorragendes Beispiel der absoluten Kunst. Ein jeder hört etwas anderes und nach seiner Auffassung Wichtiges heraus: Dem einen ist ein Hochzeitsmarsch, was dem andern als Trauermarsch erklingt, der eine hört ein Liebeslied, wo der andere Grabgesang vernimmt. Man darf erwarten, daß die neue Komposition eine Fülle von neuen Ideen und Themen enthält, die uns überraschen, ja verblüffen wird. Wir, die wir die Premiere des Werkes erleben, werden dieses als das Höchste und Wunderbarste annehmen, was geschaffen werden kann. Nach uns aber wird die große Weltkritik kommen und beweisen, daß all die Ideen, die sich darin finden, nichts als Reminiszenzen aus alten verstorbenen Partituren seien und daß 1890 nur einen Durchgangspunkt, eine „musikalische Station“ bedeute.

Auf die Instrumentation darf man wiederum gespannt sein. Hoffen wir, daß das freundliche Quartett und die feindlichen Holzbläser herrschen und Trompeten, Posaunen, die große Trommel, kurz der ganze kriegerische Apparat möglichst wenig zur Verwendung kommt, daß man nicht gar nach Kanonenschlägen, Flintenschüssen und anderen nervenregenden Hilfsmitteln greift. Erwarten wir lieber, daß der Viola d'amour, die so selten mehr gespielt und gehört wird, einmal wieder ein Platz eingeräumt werde!

Bezüglich der Tempi werden natürlich die Meinungen wieder gewaltig auseinander gehen. Uns Jungen wird alles zu langsam genommen werden, die Ältern aber werden den Kopf schütteln und behaupten, daß man heute alles überhastet, so daß kein einziger Gedanke sich mehr klar entwickeln könne. Hoffen wir, daß der richtige Mittelweg gefunden werde!

Auch die neue symphonische Dichtung wird wie ihre Vorgängerinnen prima vista gespielt und doch ohne „Wohlfühlen“ zu Ende geführt werden. Wagt man Warten und Spielern die Noten vorgelegt; wir wissen nicht was die nächste Seite, kaum was der nächste Takt bringt; da heißt es aufmerken, daß man rasch begreift. Doch wir wollen uns getrost mit Augenblik auf den Pult setzen und hoffen, daß keinem die Saiten springen oder der Atem ausgeht, und daß wir beim Schlussaccord noch vollständig und wohlgeruhet beistimmen sind.

Sorgt, daß ihr das A der Vernunft recht genau festhaltet, denn auf die richtige Stimmung kommt alles an; meist genügt ein rechtzeitiger kleiner Druck am Wirbel der Gänge, um sie wieder herbeizuführen! Behaltet Auge und Ohr hübsch offen, daß ihr den Einsatz nicht veräumt; ist er einmal verfehlt, so ist es oft recht schwer, sich wieder zurecht zu finden, wie ihr ja wißt. Möchten euch in der Jahressymphonie recht wenige Pausen ausfallen. Aber wenn ihr einmal zu pausieren habt, so legt nicht verbrochen die Hände in den Schoß, sondern denkt, daß jede Pause einmal ein Ende nimmt, und der große Dirigent euch unselbstbar das Zeichen zum Wiedereintritt geben wird. Wenn ein jeder mit Solostellen bedacht ist, so soll es mich von Herzen freuen. Benützt sie, ohne euch vorzudrängen und stolpert mir nicht im kritischen Augenblick!

Seht euch das Schicksal allein an den Pult, so macht es euch nach Herzenslust bequem, ohne egoistisch zu sein; wenn ihr aber zu zweien in die Noten seht, so zieht die Ellbogen ein! Vielleicht mag es manchmal ein bißchen eng und unbequem hergehen, es thut nichts; es kommen dafür Momente, in denen man sich freut, wenn man jemanden neben sich hat, dem man seine Gedanken mitteilen kann.

Euch Berufsmusikern speziell möge zur Ausführung des Werkes stets das Bescheiden sein, was euch am meisten not thut. Wir, mein Lieber von der Violine, z. B. die reinsten Flageolettnoten und eine niemals schnurrende G-Saite, die, mein Freund vom Cello, einen endlosen Bogen, die dort vom Horn einen Ton, der nie verunglückt, euch Bläsern insgesamt ein feines Piano, kurz euch allen das Mögliche und ganz besonders eine reichliche und reichende Gage!

Dem Komponisten möge das neue Jahr 365 treffliche Ideen bringen. Jede Idee finde ihren Verleger und alles Verlegte einen glänzenden Erfolg. Deine neueste Symphonie werde nicht bloß „eine interessante Arbeit, die viel verspricht“, deiner Oper sei noch besseres nachgelagt, als, daß du damit „in den

Bahnen der Meister wandelst“, dein Klavierkompositionen sollen so populär werden, daß man die Fugen zu Papas Geburtstag vorpielt!

Euch allen bleibe keine Dissonanz unaufgelöst, die Synkopen der Leidenschaft und Ungeruh sollen in einem glücklichen Ruhepunkt anlaufen, nur „dolce“ und „jocoso“ begegne euch und nirgends „doloroso“.

In schönen, gleichmäßigen Legato stiche das Fagott hin, von seinem spigen Staccato durchkreuzt, ein fortwährendes Crescendo des Wohlbehagens werde vernehmbar, das heute über ein Jahr in einem Fortissimo der Glückseligkeit anklingt.

Doch da setzen die Gloden ein. Erhebt die Gläser und stoßt an. Sie klingen bumm!, aber ein feines Ohr hört den Accord heraus, zu dem sich Liebe zur Kunst, Freundschaft und Vertrauen vereinen, und der mit schäufster Harmonie begnügt:

das Jahr 1890.“



Goethe und Beethoven.

Dr. Th. Frimmel hat in der neuen Ausgabe seines Buches: „Neue Beethoveniana“ (Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn) zwei bisher ungedruckte Briefe Beethovens an Goethe zum erstenmale veröffentlicht. In einem Briefe vom 17. April 1811 erachtet der geniale Tonbildner „Se. Excellenz“ den großen Poeten, ihm ein Urteil über seine Musik zu Gemut zu sagen. Auch der Tadel Goethes werde für ihn und seine Kunst erprießlich sein und werde so gern wie das größte Lob angenommen werden.

Beethoven habe „diesen herrlichen Gemont so warm als er ihn gelesen, wieder gedacht, gefühlt und in Musik gegeben“ und nahe dem Dichter „mit der größten Ehrerbietung“ und mit einem mannsprechtlichen Gefühl für dessen herrliche Schöpfungen, welche er seit seiner Kindheit kenne.

Als Referent zum erstenmale Beethovens Musik zu Goethes Gemut hörte, so mußte er der Tonprache des großen Luthers in Bezug auf den poetischen Eindruck und auf die Wirkung unbedingt den Vorzug vor den gesprochenen Worten des Dramas einräumen.

Goethe wußte mit der Partitur, welche ihm Beethoven durch Breitkopf & Härtel senden ließ, kaum etwas anzufangen und es ist nichts über eine Antwort bestehend an den Tonbildner bekannt geworden.

Der zweite Brief Beethovens an Goethe, geschrieben am 8. Februar 1823, ist abermals mit Worten der Bewunderung für die „unsterblichen, nie veraltenden Werke“ des Dichters gefüllt. Beethoven spricht in dem Schreiben die Hoffnung aus, „Seine Excellenz“ werde die Zueignung von Meeresfische und glückliche Fahrt“ annehmen und ihm sagen, ob der Komponist passend „seine Harmonie“ mit jener des Dichters verbinden habe. Beethoven bekennt, daß er in den Gedichten Goethes eine reiche Anregung zum Komponieren gefunden habe und erbittet sich ein unumwundenes Urteil; bei ihm heiße es nicht: Die Wahrheit erzeugt Haß! Dann klagt Beethoven, er habe zwar so vieles geschrieben, aber er geschrieben habe er beinahe gar nichts; deshalb ersuche er Seine Excellenz, es zu vermitteln, daß er für seine Messe vom Großherzog von Weimar 60 Dukaten erhalte. „Einige Worte von Ihnen an mich würden Glückseligkeit über mich verbreiten“ — bemerkt am Schlusse seines Briefes der große Meister der Töne.

Goethe scheint es unterlassen zu haben, dem genialen Komponisten zu antworten. Eine Messe lag seinen Interessen fern; auch mag ihn der etwas trauere Stil des Briefes befremdet haben.

Dr. Frimmel aber, welcher die beiden Briefe Beethovens veröffentlicht und mit einer Gründlichkeit erläutert hat, deren nur ein deutscher Gelehrter fähig ist, verdient für seine Publikation den Dank der zahlreichen Verehrer des unsterblichen Meisters. —



Sine elfjährige Komponistin.

Vor einigen Wochen trat in Stuttgart ein elf-jähriges Mädchen, Elsie Stanley-Hall, als Konzertsängerin auf, welche mit großer Fertigkeit einige Klavierstücke spielte und dabei lebhaftes musikalisches Empfinden bekundete.

Die Mutter des Kindes, Frau Mary Stanley-Hall, gab, über die Entwicklung ihrer Tochter desfragt, interessanten Bescheid auf diese Frage. Elsie war anderthalb Jahre alt, als sie sich — des sicheren Stehens wegen — mit einer Hand an der Klaviatur eines Pianos anhielt, und mit der anderen Hand die Tasten niederdrückte. Sie fand Freude an den Tönen und etwas älter geworden, spielte sie gehörte Melodien auf dem Klaviere nach.

Anregung hierzu fand sie genug; ihre Mutter war Klavierlehrerin in Queensland (Australien) und die Schülertinnen spielten bei ihr, oft einjährig falsch. Das störte die kleine Elsie und sie bereitete sich, 4 1/2 Jahre alt geworden, die Fingerglieder der Schülertinnen ihrer Mutter zu verbessern und auf dem Klaviere die notengerechten Töne anzuschlagen. Sie nahm auch schon in diesem Alter Unterricht bei ihrer wackeren Mutter, welche so einjährig war, sie täglich nur zehn Minuten lang im Klavierspiel zu unterweisen.

Zunächst überließelien Frau M. Stanley-Hall und deren Gatte, Herausgeber einer Zeitung, nach Sydney, wo die kleine Musikfreundin bei Frau Kellermann und Herrn Kretschmann weiteren Unterricht nahm. Von Australien begab sich Frau Mary Stanley-Hall vor zwei Jahren nach Europa, angelockt durch den günstigen Ruf des Stuttgarter Konzertsommers, und welche Fortschritte Elsie unter der trefflichen Leitung des Prof. D. Brundner gemacht hat, bewies ihr Konzert.

Der kleinen Klavierspielerin wurden Blumen und Kränze am Konzertabend überreicht und sie freute sich kindlich über diese Aufmerksamkeit. Vielleicht wird eine Zeit kommen, in welcher sie als vorzügliche Künstlerin Vorbezüge, die man ihr reicht, anzunehmen ablehnen wird, im Hinblick auf menschliche Ungleichheit und auf die Höhen, welche in der Kunst nur ein Genie erklimmt.

Verfaßt dieser Zeilen forderte die kleine, liebliche Elsie auf, ihm auch etwas von ihren Kompositionen vorzuspielen. Sofort war sie dazu bereit und spielte zwei nette Salonstücke, die nicht ganz gewöhnlichen Schläges waren. Fortgesetzt, hoffentlich nicht anstrengende Studien lassen gewärtigen, daß Elsie Stanley-Hall nach einer Reihe von Jahren auch auf dem Gebiete musikalischen Schaffens Tüchtiges leisten werde.



Sine Dichterin

von ursprünglicher Gestaltungskraft ist Frieda Port, von welcher jüngst im Verlage von Wilhelm Herr in Berlin ein Band Gedichte erschienen ist. Es werden in denselben nicht lyrische Gemeinplätze, nicht der Wiederhall, die Spiegelung unter Vorbildern, sondern das Ergebnis eigener, reifer, vielseitiger Geistesarbeit geboten. Die in München domicillierende Dichterin hat ihren Gesinnung durch eine eifrige Beschäftigung mit der antiken Literatur geformt und manche formvollendete deutsche Uebersetzung griechischer und lateinischer Dichtungen geliefert. In ihren Gedichten funkeln neue vornehme Gedanken, welche in einer aufsteigend glatten und eleganten Form ausgedrückt werden. Die Dichterin dankt diese Formvollendung nicht nur dem teilnehmenden und einsichtsvollen Studium der griechischen Plastik, sondern auch dem vertieften Verständnis des musikalischen Wohlklangs in lateinischen und griechischen Gedichten.

Wichtige Jahre alt hörte sie einmal Oden von Horaz recitieren und es war für sie der Rhythmus derselben, wo sie uns selbst einmal mitteilte, „eine so aufregende Musik“, daß sie sofort daran ging, lateinisch zu lernen, um Horaz zu lesen. Später kamen die Griechen dazu; sie liest nicht nur Homer und Sophokles, sondern auch Aischylos, welchen sie besonders verehrt und die anregenden Schriften Platos in der Ursprache.

Wer sein Formgefühl und seinen Schönheitsfimmel durch die plastischen und literarischen Schöpfungen der Griechen schult, dem fällt es nicht schwer, leicht

und harmonisch fließende Verse zu schaffen. Um zur Festföure der eblen Gedichte von Frieda Port anzuregen, teilen wir einige derselben mit.

Der Regen fällt am Fenster nieder
In großen Tropfen, still und lind,
Wie Thrän' um Thräne immer wieder
Auf Menschenwangen niederhinst.

Wie ist, es seien meine Thränen:
Denn wie der Himmel grau und weit,
So ist mein hoffnungsloses Schien
Nach Freiheit und Vollkommenheit.

Tondichtern werden folgende Lieber besonders deshalb gut gefallen, weil sich bei dem musikalischen Charakter ihrer Verse, wenn sie öfter gelesen werden, wie von selbst zu demselben die Betonung einstellt.

Die alten liebesvollen Worte
Wie bann' ich sie? wie bann' ich sie?
Die hohen Fluten meiner Seele
Nicht mehr beherrschten kann ich sie.

Tob dich die Arme nicht umschlingen,
Wie bann' ich sie? wie bann' ich sie?
Tob meine Lippen dich nicht küssen,
Nimm mehr beherrschten kann ich sie!

In den lauten, geschäftigen Tagen,
Da will ich es ja noch ertragen,
Dass der Tod dich zum Staub erlösen,
Dass ich dich auf immer verloren.

Nur am Abend solltest du kommen,
Auf dem Stahle des Mondes geschwommen,
In der Nacht, in dem heiligen Schweigen
In mir dich herab zu neigen.

Das erlangensüchtige Lieb sollte im Stille einer
Vollstänigkeit best. werden. Inhalt und Versform
leben dazu ein.

Reizend ist auch folgendes Gedicht der geistvollen
Poet:in

Dort drüben funkelt
Ein einziges kleines Licht
Von Nacht rings umbunkelt,
Das fesselt mein Aug', und es läßt mich nicht
Wieder fre,
Und immer denk' ich und habe
Seit Stunden nichts andres gedacht,
Als wie du einstmals mir sagtest,
Dass ich dein einziger Trost sei
In des Schicksals rings dunkelnder Nacht.

Diese Proben mögen darthun, daß Frieda Port
in der That eine von den Mufen eifrig gekübte
Dichterin ist.



Bei Johann Strauß.

Der geniale Komponist, der Wiener „Walzer-
könig“, bewohnt während der guten Jahres-
zeit ein reizendes Reskum bei Ledersdorf
in Niederösterreich, ein wahres Paradies, in-
dem es freilich an der Schlange nicht fehlt. Der
Liebstand der den ohnedies etwas nervösen Meister
zur Verzweiflung bringt, der ihm schon mehr als ein-
mal den Gedanken nahegelegt hat, das herrliche Tas-
kulum um jeden Preis zu verkaufen — besteht in
einer unaussprechlichen Müdenplage. Ja, es ist nun
einmal dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den
Himmel wachsen und daß die Freuden des Lebens

nicht ungenüßt bleiben. Auch der brave Landbrief-
träger — sonst ein guter und liebenswürdiger Geistle
— gehört zu den Leidigen, die sich — unfreiwillig
— dem Straußischen Genuß nur nähern, um Plagen
darüber auszuleiden.

Ja die Popularität ist eine schwere Last, die man
getragen werden. Und Johann Strauß nützt seine
Zeit, es vergeht kein Tag, an dem er nicht arbeitet,
und etwas, sei es noch so unbedeutend, zu Papier
bringt. Einen solchen Mann ist es nicht zu verhehlen,
wenn er den Briefsegen, den ihm die Post pflicht-
gemäß täglich ins Haus bringt, laut und insgeheim
verwünscht. Und was für Briefe empfängt er: Schrieb
ihm doch ein „Vercher“ vor einiger Zeit:

„Hochgeehrter Herr! Ich zerbreche mir — einlam
wie ich wohne — nun schon wochenlang den Kopf,
wie der Walzer aus Ihrer hochverehrten Künstler-
feder heist, der so anfängt: Tara, tari, tara ta ta,
tari, tara, tarata ta ...“

Eine wahre Plage bilden die Forderungen der Li-
bertisten, und an dieser Ueberbrennung mit Texten
participiert das „Reich“ in ausgedehnter Weise.
Von Berlin aus sind Strauß schon die merkwürdigsten
Anerbietungen gemacht worden, denn in der Reichs-
hauptstadt wird ja einiger darauf losgeschickt, denn
irgendwo. Es braucht nicht besonders gesagt zu
werden, daß alle diese Anerbietungen eben nur den
Papierkorb verdienen. Hat doch erst vor kurzem eine
Dame, die schriftstellerische Gattin eines Schauspielers,
dem berühmten Komponisten vorgeschlagen, ihm ein
Operettenbuch zu liefern, in welchem die Geschichte der
bisherigen Straußischen Operettenhellen im weiteren
Verlauf geschildert und verbunden werden: Ehrenstein
aus der Flehermanns, Prinz Methusalem und Gagli-
stro zc. in einer neuen Operette vereinigt.

Für Autographen-Säger ist Strauß natürlich ein
beliebtes Liebsobjekt, und alle verlangen „nur eine
einzige Autogramme“, dann kommen andere, die dem
hochverehrten Meister, dem Kaiser des Walzers, ihr
Gefühlswort widmen, und um gütige Beurteilung
bitten. Natürlich treiben diese Dilettanten ihre Strauß-
Verehrung so weit, sich an das unerrückbare Vorbild
mehr oder minder verdächtig anzulehnen. „Hat schon
wieder einer den Donau-Walzer komponiert,“ sagt
Strauß in solchen Fällen.

Ein Schwärmer, der in Preßburg wohnt, bittet
den Komponisten brieflich, er möchte ihm doch zwei
Freiplätze zur Anführung der „Nacht in Venedig“
anweisen, ba er selbst mittellos, aber einen reichen
Schatz von — Verehrung für den Meister besitze. Und so
geht's fort, Tag für Tag. Das Leimotiv ist
immer wieder „Verehrung“, „Autograph“ — „Unter-
stützung“, — und wenn ihm nicht eine fluge und eifrige
Lebensgefährtin untersteht, indem sie ihm die Korre-
spondenz geradezu gang und gar abnimmt, Johann
Strauß bräutete den Tag nur damit zu verbringen,
um Briefe zu beantworten; — er brauchte gar nichts
anderes zu schreiben. Paul von Schönhofen.



Die komische Oper der Zukunft

wird mit Recht die Oper „Barbier von Bagdad“ ge-
nannt, welche von Peter Cornelius komponiert,
von einigen brutalen Meidern dieses genialen Ton-
dichters und von Freunden Fr. Liszt's bei deren erster
Anführung in Weimar am 15. Dezember 1888 in
stänbaldiger Weise abgelehnt wurde. Jetzt bildet diese
Oper das Entzücken des feinen musikalischen Opern-
publikums und steht auf dem Repertoire der Bühnen

von München, Karlsruhe, Weimar, Leipzig, Prag,
Hamburg, Köln und Koburg. H. Cornelius, ein
Neffe des großen Malers, hat sich die knabenhafte,
um nicht zu sagen biblische Art, mit welcher seine
geistvolle Oper aufgenommen wurde, nicht zu Herzen
genommen und freute sich trotzdem der ersten An-
führung seiner Oper, die erst fast ein Vierteljahr-
hundert nach seinem Tode allgemeine Anerkennung
gefunden hat.

Im Jahre 1865 hat H. Cornelius seine zweite
Oper „Gid“ in demselben Weimarer Theater zur
Anführung gebracht und ein diesmal anständiges
Publikum hat sie mit großer Genugthuung angehört.
So entschieden oft einige scholterzogene Theater-
besucher über das Schicksal eines gemalten Kompo-
nisten; ohne die rohe Demonstration bei der ersten
Anführung des „Barbier von Bagdad“ hätten sich
die Lebenswege des Tondichters bald gebogen. So
mühte er mit des Daisins Mägen ringen und erst den
Beimühungen seiner Freunde Fr. Liszt, H. Wagners
und der Großherzogin des Königs Ludwig II. ist
es zu danken, daß Peter Cornelius in halbwegs ge-
ordnete Verhältnisse eintrat.

Darüber erzählt nun Interessantes August Le-
jemp le in seinem eben erschienenen anregenden Schrift-
chen: „Peter Cornelius, der Schöpfer des Barbier
von Bagdad“ (Dresden und Leipzig, G. Bierfons
Verlag). Liszt war es, welcher die jetzt dermaßen
gewordene komische Oper zuerst unter seinen Schutz
nahm und als sie nicht durchbrang, den Disgentenstab
in Weimar wegworf. Liszt war es, welcher den mit
Not ringenden geistreichen Dichter und Komponisten
Cornelius zu seinem Sekretär machte, ihm Unter-
stützungen und eine freie Wohnung auf der Alten-
burg verschaffte. Cornelius fand es nicht unter seiner
Würde, Unterrichtsstunden zu geben; er arbeitete für
seine Subsistenz und unterließ es nicht dabei, Besehen
und Konwerbe zu schaffen. Er schloß Freundschaft
mit Richard Wagner, welcher es bei dem musikalischen
Linden König Ludwig II. durchsetzte, daß Cornelius
mit einem Jahresgehalte von 1000 Gulden nach
München berufen und so aller Not entrückt wurde.

Das erzählt H. Lejemp le in seiner Biographie,
durch welche manches vervollständigt wird, was wir
in der Lebensfzige des Peter Cornelius in Nr. 15
der Neuen Musik-Zeitung Jahrgang 1888 bereits mit-
geteilt haben.

Beachtenswert ist folgende Stelle in der Pro-
schüre desBemples: Wenige, viel zu wenige hatten den
Komponisten des „Barbier von Bagdad“ verstanden
und erkannt, und sich selbst Wahn zu brechen, das
war es, was ihm gang und gar abging. Nur die
Zeit konnte helfen und sie ist siegend eingetreten.
Es ist zweifellos, wäre bei seinem Erscheinen der
„Barbier von Bagdad“ siegreich durchgebrungen und
hätte sich fortgepflanzt, für Cornelius und seine Kunst
hätte sich eine fruchtbringende Entfaltung gezeigt und
die deutsche Oper wäre um Schätze reicher geworden.
Peter Cornelius war nicht nur ein musikalisch wahrhaft
genial angelegte Natur, sondern auch ein ganzer Dichter.
Welcher Vorzug lag für ihn darin, seine eigenem
warmblütigsten Empfinden entstammende Poesie mit
Tönen zu umkleiden, die wiederum den Stempel
tiefer Innerlichkeit trugen und so in dieser nahezu
idealen Verschmelzung den Triumph des biederlichen
und musikalischen Genies feiern zu lassen ... Darin
liegt die Größe des Genies, sich durch nichts irre
machen zu lassen, unentwegt dem Stern zu folgen,
der die Bahn bezeichnet. Denn einlam Schaffenben,
dem die Wüste zur Seite steht, leuchtet dieser Stern,
welcher den Spätergeborenen seine Schöpfungen in
höheren leuchten Glanze erscheinen läßt, im Glanze der
Unsterblichkeit.

Die Jury unseres Preisausschreibens für Feuilletons vom Jahre 1889,

bestehend aus den Herren:

Dr. Ernst Schlein in Dresden,
Max Kallbeck in Wien,
Ernst Pasqué in Alsbach,

hat mit absoluter Majorität entschieden, daß die
ausgesetzten drei Preise folgenbermaßen verteilt
werden:

Den ersten Preis von fünfhundert Mark
erhielt die Novelle: „Die Nacht der Töne“
mit dem Motto: „Die Musik ist wie ein geistiges,
himmlisches Bad etc.“ von Grafen La Rosée in
München.

Den zweiten Preis von zweihundertfünfzig
Mark die Novelle: „Das Sühnopfer“ mit dem
Motto: „Ich muß wirken so lange es Tag
ist etc.“ von I. Glück in Bamberg a. S.

Den dritten Preis von hundertfünfzig
Mark die Erzählung: „Geigenmärchen“ mit
dem Motto: „Kunst braucht Genuß“ von Heinrich
Bernstein, Premierlieutenant a. D. in Berlin.

Mit einer ehrenvollen Erwähnung werden
folgende Arbeiten bedacht:

Drei Lieder aus Goethes Leben von Ad.
Gründler, Schloß Annaburg, Reg.-Bez. Halle a. S.

Die Bergsymphonie von Mr. Frank in Berlin.
Ein Geigersmann von Bruno Sarlepp in
Bieder-Schönhausen b. Berlin.

Sappho von Viktor Klingenberg in München.
Der Pensionsgott von D. Justus in Berlin.
Die Erwerbung der Lektewählten Piecen
behalten wir uns vor.

Stuttgart im Januar 1890.

Der Verlag und die Redaktion
der
Neuen Musik-Zeitung.

Konzerte.

Stuttgart. Einen seltenen musikalischen Genuss bot eine Aufführung, welche der von Prof. Dr. Faust geleitete Verein für klassische Kirchenmusik in der Stiftskirche veranstaltet hat. Die am 25. Juni 1889 zum erstenmal gegebene Königsymnie für Chor und Soli mit Orchester und Orgelbegleitung von Humann. Faust ist ein edles und schwungvolles Tonwerk, reich an musikalischen Gedanken, welche klar und wirksam zur Ansprache gelangen. Weniger hat uns J. Rheinberger's Orgelkonzert für Orgel, Streichorchester und drei Hörner angereizt; der Münchner Professor ist bekanntlich ein sehr gründlicher Beherrscher des Kontrapunktes, was Faust auch ist; allein Rheinberger behandelt meist probe Tonzirkeln, welche nicht unmittelbar das musikalische Empfinden erheben und ästhetisches Behagen erwecken, während Faust in seiner Königsymnie aus einer reichen Stimmung und Phantasie heraus reizvolle Tongebanten fließen läßt. Edel im Stil ist der langsame Satz in Rheinberger's Orgelkonzert. — Eine wahre Erhebung ließ das deutsche Requiem von J. v. Brahms zu, welches er bekanntlich dem Abenden seiner Mutter gewidmet hat. Es gibt sich in diesem gewaltigen Werke der geistvolle Beherrscher des Tonorgans kund, der die Klänge zu entfesseln und zu meistern versteht, der die Herzen hebt und erheitert, der alle Abstraktionen religiösen Empfindens bereit zu verdolmetschen trifft. Die gedämpfte, nicht fallungslos Klage um die Hingegangenen, das Gottvertrauen, die Hoffnung des Wiedersehens, die Freude des Glaubenssieges dem Lobe gegenüber im Sinne der von Brahms gewählten Bibeltexte, all dies findet im deutschen Requiem einen vornehmen, ja hinreichenden musikalischen Ausdruck. Die Aufführung war eine im ganzen recht gelungene.

Leipzig. Ein neues Werk für Männerchor, Soli und Orchester kam hier durch den Sängerbund zur ersten Aufführung; es betitelt sich *Kolumbus*, ist in Kantatenform gehalten, ohne hervorragenden, erschütternden Wert, dabei aber doch nicht arm an gewissen „Druckern“ und „Treffern“ und infolgedessen wohl der Beachtung seitens der Gesangsvereine wert. Der Komponist Albert Schreyer hebt damit seine Vorgänger und zeitgenössischen Nebenbuhler, die gleichfalls dem kühnen Entdecker Amerikas begehrte Guldigungen dargebracht, schwerlich aus dem Sattel; doch wird er, wo man sich fast gehört an dem Kolumbus eines Jul. Weder, Heinrich Böllner, Herm. Buedde, v. Herzogenberg, Felicien David u., immer noch genussfähige Ophren finden. Wie schon die fassliche Reihe der hier nur flüchtig aufgeführten „Kolumbus“-Kompositionen ahnen läßt, ist es viel leichter den großen Genies in Musik zu folgen, als mit ihm das bekannte „Ci des Kolumbus“ zu finden!

Das erste Symphonie-Konzert der trefflichen Jassowischen Kapelle brachte eine neue, sechsen bei Breitkopf & Härtel erschienene A-moll-Symphonie von Jos. Liebestäd. Das Festingswort der jungen, aus dem Leipziger Konservatorium gebildeten Tonkünstlerin steht allerdings noch so sehr unter dem Einfluß Mendelssohns, daß in keinem der vier Sätze von höherer Ursprünglichkeit die Rede sein kann und keine Spur von Eigenart zu finden ist, selbst wenn man mit Hundert Baternen danach suchen wollte. Technisches Geschick aber im Sinne für orchestrale Wohlklang ist dem Werke nicht abzusprechen.

Die zweite Neuheit, eine Aegende von Ferd. Pöschl, betitelt „Savonarola“, ferngezielt sich als symphonische Dichtung im Sinne Berlioz und Liszt's. Sie stellt zwar ihr thematisches Material feinstens in solcher Bestimmtheit und plastischen Kraft hin, daß man unbedingt daraus sich das Bild des großen italienischen Vorreformators aufstellen könnte, aber es geht doch durch die Tonphantasie ein fester, drängender Zug, den man es weiter nicht bel nehmen, wenn er sich öfter in harmonische und melodische Labirynthe verliert; eine farbenblendende, mitunter freilich aus Brutale freilebende Instrumentation trägt dazu bei, das höhere Interesse in Spannung zu erhalten. Möge das unbefriedigte Talent des jungen Tonkünstlers, der zugleich ein geistreicher, phantasiegevoller Musikschaffsteller ist, sich zur vollen künstlerischen Reife und Gestaltungsstärke durchringen. Zur Zeit steht er noch mitten im Sturm und Drang.

Bernhard Vogel.

A. G. St. Petersburg. Die größte Anziehungskraft des Rubinstein-Festes brach jenes Morgenkonzert, an dem Rubinstein nach Jahren wieder einmal als Klavierspieler auftrat. Der Enthusiasmus des Publikums war grenzenlos. Als Rubinstein den letzten Accord seines neuen Konzertstückes anschlugen, da erhob sich ein Toben, Schreien, Händeklatschen, daß man erwidert um das Gebäude besorgt wurde, denn die Wände schienen förmlich zu zittern. Diese Begeisterung läßt sich leicht erklären. Rubinstein war und ist doch der erklärte Liebling der Petersburger. Man hatte ihn seit drei bis vier Jahren nicht spielen gehört — und nun lief noch das Gerücht, er beträte an diesem Tage zum letztenmale als Virtuose die Estrade. Siebenmal mußte sich Rubinstein wieder ans Klavier setzen und noch immer war das Publikum nicht befriedigt.

Ihrer das neueste Klavierkonzert Rubinstein's ruhig zu urteilen war nicht gut möglich. Wo waren so von seiner genialen Aufführung fortgerissen, daß selbst der unbefangene Zuhörer nicht kalt bleiben und unbefangenen Kritiker kommen. Es war eine wahre Freude, Rubinstein als eben den Meister des Klavierspiels wiederzufinden, als welchen ihn Europa und Amerika seit Dezennien schätzte. Sein Spiel ist ebenso frisch, energisch, seine Auffassung ebenso tief und feinkünstlerisch, sein Ton ebenso voll und weich, wie vor vielen, vielen Jahren. Alle Zuhörer, die gesamte Presse protestierten laut gegen Rubinstein's Entschluß, sich nicht mehr öffentlich hören zu lassen. Alle sind der Überzeugung, Rubinstein werde seine ruhmvolle Künstlerkarriere nicht mit einem „Verbrehen“ — wie man seinen Entschluß nennt — beschließen wollen. Außer dem Klavierkonzert gelangte an diesem Morgen noch das Jubiläumssymphonie und seine Ouvertüre „Ausland“ zur Aufführung.

Am folgenden Tage fand ein zweites vom Festkomitee arrangeres Konzert zu Ehren Rubinstein's statt. An diesem Konzerte nahmen sämtliche Gesangsvereine der Residenz teil und es fanden auf der Estrade etwa 700 Sänger und Sängerinnen. Das Programm enthielt als Hauptnummer das Oratorium „Der Turban zu Babel“. Den Dirigentenstab führte Peter Tschalkowsky. Auch dieses Konzert war eine Reihe von Guldigungen, die aber auf den Altar zweier Götter niedergelegt wurden — Rubinstein's und Tschalkowsky's. Der letztere erfreut sich nämlich jetzt einer ebenso großen Popularität, wie Rubinstein. Nach der ersten Abtheilung des Oratoriums, in welcher einige Orchester- und Gesangsnummern zu Gehör kamen — wurde Rubinstein vom Publikum ein sehr wertvolles Geschenk, ein kunstvoll gearbeitetes silbernes Schreibzeug, überreicht. Unser Bericht wäre nicht vollständig, wenn wir nicht erwähnen würden, daß zu Ehren Rubinstein's nicht nur viel Musik gemacht, sondern auch viel gegessen und getrunken wurde.

O. W. Wien. Man muß nicht immer eine hohe Kunstliebe erkommen haben, um schöne Wirkungen zu erzielen. Das bewies leghin die hübsche, hellstimmige Miss Rita, welche in einem Konzert amnende Proben von den Fortschritten ihrer Stimme und Gesangskunst gab. Die jugendliche Amerikanerin singt allerliebst, jetzt die Töne federleicht an, verbindet dieselben in allen Intervallen glatt und versetzt über eine respektable Rechengenauigkeit, die nur etwas Einsätze durch einen zu tiefen Triller erleidet. Ein ammetweiches mezzo voce versetzt ihrem leichten Sopran zu Wirkungen, um welche sie manch hochdramatischer Kollegin beneiden könnte. Ihr größter geistvoller Gesangsausdruck weist sie vorzugsweise auf das Unmutige und Reichthümliche hin. Das ist eine Vergewung, kein Gefähr. Miss Rita ist eben die geborene Konzertsoubrette und erhebt auch als solche reichen, wohlverdienten Beifall. — Zu der jüngsten Operetten-Novität: „Das Orakel“ hat den Text J. Schnitzer, die Musik S. Hellmesberger jun. geliefert. Der letztere schrieb eine Partitur, die einige sehr aufregende Nummern enthält, deren Ausdruck ein pikantes Gemisch von französisch-Bienerischem ist; überdies weist sie den Vorzug einer farbenreichen Instrumentation auf. Die Musik des Herrn Hellmesberger tanzt zu viel und singt zu wenig — und wenn sie singt, schreit sie gerne. Freilich trifft solcher Tadel nicht gerade ihn, sondern die ganze moderne Richtung der deutschen Operettenmusik. Das starke, von großer Nonque unterfützte Talent Enppes und Willöfers, sowie die geniale Ursprünglichkeit Strauß haben diesem appellen Tanzvolkstüm mit zeitweilig hochdramatischer Begleitung Geltung verschafft. Aber nun sind alle Anzeichen da, daß sich eine Wendung

im Geschmack des Publikums vollzieht, welches, überfüllt von der bisherigen Weise, wie ehemals auch jetzt darauf verzichtet wird, daß jede Operettenmelodie ihm in die Fußspitzen gehe und jedes Finale ein Erdbeben schillere.



Kunst und Künstler.

— Aus Milwaukee, im Staate Wisconsin, schreibt man uns: Professor Denkers Jugendkapelle, bestehend aus 40 Knaben, gedent im Laufe des nächsten Sommers dem alten Vaterlande einen Besuch abzustatten und in den größeren Städten Deutschlands zu konzertieren.

— In Stuttgart ist, kaum 23 Jahre alt, der hochbegabte Pianist Ernst Vogeler aus Mailand (Kanada), der schon im zehnten Lebensjahre als Wunderkind auftrat, insofern eines Klavier- und Brüllensden gestorben.

— Unter der Impresario Schürmanns geben jetzt spanische Sängerinnen und Tänzerinnen in Holland Vorstellungen, welche sich Noches de España (spanische Nächte) nennen. Es befindet sich in dieser Gesellschaft Frau Elena Sang, erste Sängerin am Hoftheater in Madrid. Die Temppe wird hierauf in Paris und in Wien gastieren.

— Graf Giza von Zichy ließ in einem Berliner Konzerte einige Orchesterstücke eigener Komposition aufführen, welche ihrer jorgfältigen Instrumentation wegen gefallen haben.

— In Varnen fand eine Aufführung für Kammermusik mit Herrn Direktor Schmidt an der Spitze statt. Es wurde in derselben auch eine Neuheit, ein Trio des Wiener Komponisten Richard von Berger, gespielt, an welchem der Fluß der musikalischen Gedanken und die kontrapunktische Fertigkeit gerührt wird.

— Das Londoner Her Majesty-Theatre, in welchem bis zum Jahre 1880 die italienische Oper gebüht hat, soll abgebrochen und in ein Gasthaus verwandelt werden.

— Rubinstein bemerkt in seiner Selbstbiographie über den Einfluß der Fürstin Wittgenstein auf Fr. Liszt folgendes: „Ende der 50er Jahre lebte in Weimar die Frau des russischen Botschaftsattachés Fürst Wittgenstein, eine geborene Iwanowna, eine kluge Polin, gebildet bis zum Ueberdruß fast, kam man sagen, so daß die Konversation mit ihr einem getragenen zur Qual werden konnte. Sie war kein Blauschiff, sie war viel mehr als das. Schön war sie nicht, aber groß, ja ungeheuer war ihr Einfluß auf Liszt. Sie war es, die ihm das überflüssige Virtuosenhafte abgewöhnte, die Stugerhaftigkeit in der Kunst; sie bewog ihn dazu, sich ernstlich zur Kunst zu stellen und lenkte ihn auf das Gebiet der Komposition über.“

— Nächst kam in der Großen Oper zu Paris Donizetti's „Lucia“ zur Aufführung, welcher ein glänzendes Publikum, darunter der Präsident Carnot, anwohnte. Der Tenor Cassira wurde während der Vorstellung von einer Nerventrie befallen und zeigte unter kläglichen Gebärden an, er könne nicht weiter singen. Das Publikum rief: „Aufheben!“ so daß der Vorhang fallen mußte. Da für die Rolle Cassira's kein Stellvertreter vorhanden war, so erbot sich der zufällig im Theater stehende Brüsseler Tenorist Engel die Partie des erkrankten Tenors weiter zu singen. Dies wurde angenommen; Engel bekam jedoch eine solche Angst, daß ihm die Stimme versagte, was mit Heiterkeit aufgenommen wurde. Die Kritik bezeichnet den Niedergang der Pariser Oper unter der jetzigen Leitung als unaussprechlich.

— Jules Barbier hat mit Benützung eines früheren Werkes ein Melodram gelehrt, zu welchem Gounod eine neue Musik komponiert hat. Das Melodram wird in Paris im Saint-Martin-Theater mit Sarah Bernhardt in der Titelfolle zur ersten Aufführung gelangen.

— Beim vierten deutschen Sängerfest wird auch ein Chor von Professor Wilhelm Speidel in Stuttgart, „Des Lebens Geist“, gesungen werden. Der Chor wurde bei einem Preiswettbewerb des deutschen Sängerbundes von 800 eingegangenen Chören mit noch 9 anderen prämiert.

(Fortsetzung Seite 13.)

äußerst billig.
Eintrichshofens Musikverlag,
München.

Die Neue Musik-Zeitung

wird im Jahre 1890 alles daran setzen, um die tren zu ihr stehende Gunst ihrer zahlreichen Abonnenten noch mehr zu befestigen und den Kreis ihrer Anhänger zu erweitern. Die durch eine erprobte Kraft gestärkte Redaktion hat dem früheren Stabe tüchtiger Mitarbeiter eine Elite neugewonnener Schriftsteller, Künstler und Komponisten angereicht, welche an unserer beliebten Familienblatte mitwirken werden.

Es soll alles geschehen, um den unterhaltenden Teil unseres Blattes festlicher, den sachlichen mannigfaltiger und anregender, die musikalischen Beilagen gehaltvoller und die Illustrationen schärfer zu gestalten.

Um unsere Leser über alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete des musikalischen Schaffens zu unterrichten, werden gediegene Berichterstattungen in allen großen Städten Europas bemüht sein, besonders Konzerte und Opernvorstellungen zu besprechen. Außerdem werden in eigenen Rubriken neue musikalische Schriften neben anderen wichtigen Werken der Literatur, sowie neu erschienene Musikalien angezeigt und beurteilt werden. Auch in den Lebensschicksalen der Tonkünstler der Gegenwart wird darauf nicht vergessen werden, daß unsere nach neuen und guten Musikstücken ausblühenden Abonnenten beachtenswerte Hinweise und Ratschläge erhalten.

Je reicher die Teilnahme der Abonnenten an unseren Unternehmungen ist, desto mehr werden wir in die Lage versetzt, die „Neue Musik-Zeitung“ inhaltlich und äußerlich dem Ideale eines Blattes näher zu bringen, welches den Bedürfnissen der heutigen Familie in Bezug auf eine Hausmusik und auf erlebte Unterhaltungsgelüste volltätig angepaßt ist.

Es würde somit wieder nur unseren Abonnenten zu statten kommen, wenn sie im Kreise ihrer Freunde und Bekannten für die „Neue Musik-Zeitung“ neue Anhänger werben und für deren Verbreitung sorgen.

Wer sein Interesse für unsere Zeitschrift dadurch bekundet, daß er uns zwölf neue Abonnements zuführt, die der nächsten Buchhandlung oder, wo keine solche erreichbar, dem nächsten Postamt zur Auslieferung zu übergeben sind, dem vermitteln wir während eines ganzen Jahres ein **Preis-Exemplar** der „Neuen Musik-Zeitung“.

Der Nachweis für die neu erworbenen Abonnenten ist an unsere eigene Adresse zu richten und die Lieferung des Preis-Exemplars von uns selbst zu fordern.

Diesen Bestellschein bitte unterschrieben der nächsten Buch- oder Musikalien-Handlung, Postanstalt oder deren Briefträger zustellen.

Preis-Ausschreiben für Lieder und Klavierstücke.

Um die musikalische Welt der „Neuen Musik-Zeitung“ immer wertvoller, anziehender und mannigfaltiger zu gestalten, schreiben wir hiermit

Drei Preise

unter folgenden Bestimmungen aus:

1) Mit zwei Preisen werden Klavierstücke für zwei Hände, mit einem Preise ein Lied mit Klavierbegleitung bedacht werden.

2) Die Klavierstücke sollen im guten Salonstil gehalten, melodisch und leicht spielbar sein und ebenso wie die einstimmig zu schreibenden Lieder den Anforderungen eines ersten musikalischen Schülers entsprechen.

3) Die zum Wettbewerb eingesendeten Klavierstücke und Lieder sollen den Umfang von zwei Druckseiten unserer musikalischen Beilagen nicht überschreiten, können aber auch auf eine Druckseite beschränkt bleiben.

4) Die Arbeiten müssen mit einem Wahlspruche versehen sein und ist denselben ein verschlossenes Couvert anzufügen, welches auf der Außenseite dasselbe Motto und den Titel des Musikstückes verzeichnet hat und den Namen nebst der Adresse des Einsenders einschließt.

5) Die Preise bestehen aus

drei Prunk-Buchern

im Werte von 150, 100 und 50 Mark.

Wenn es die Preisrichter vorziehen, wird denselben der Gernert der Polka ausgesetzt.

6) Das Preisgericht erster Instanz besteht aus den Herren:

**Dr. Paul Klengel, K. M. Hofkapellmeister,
Professor Wilhelm Speidel und
Dr. Albalbert Svoboda.**

7) Die Preisurteilung erfolgt auf folgende Weise: Die Preisrichter wählen unter den eingelaufenen Arbeiten zwei Lieder und vier Klavierstücke aus. Diese werden ohne Namensnennung nacheinander in unserer Blatte veröffentlicht und nachdem dies geschehen, soll die endgültige Entscheidung über die zwei besten Klavierstücke und über das reizendste Lied, sowie über die Reihenfolge der Preise unseren Abonnenten anheim gestellt sein. Die letzteren lassen ihre Abstimmung auf Postkarten an uns gelangen, welche mit den Namen der Abfender versehen sind. Sollten weniger als dreihundert Stimmen von Seiten unserer Abonnenten eingelaufen sein, so treffen die Preisrichter die Entscheidung.

8) Es bleibt vorbehalten, nicht preisgekrönte, aber dennoch aufzuführende, zur Preisbewerbung eingegangene Kompositionen auszuwählen und dieselben mit 10, 15 oder 20 Mark für die Druckseite zu honorieren. Dieselben gehen ebenso wie die durch Preise ausgezeichneten Compositionen in das unbeschränkte Eigentum des Verlegers über.

9) Unberücksichtigt gebliebene Einsendungen werden nicht zurückgeschickt, sondern vernichtet.

10) Die Einsendungen der um Preise sich bewerbenden Kompositionen erfolgen bis zum 30. April 1890. Das Ergebnis der Abstimmung unserer Abonnenten über die Auerkennung und Reihenfolge der Preise wird spätestens bis Dezember 1890 bekanntgegeben werden.

Verlag und Redaktion der Neuen Musik-Zeitung.

Interzeichnete bestellt hierdurch bei

1 Neue Musik-Zeitung

illustriertes Familienblatt, pro Quartal nur 80 Pf. nebst allen Gratis-Beilagen:

Illustrierte Musik-Geschichte, Musik-Beilagen.

(Eingetragen im Reichspost-Beilagen-Katalog unter Nr. 4236.)

Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart.

Name:

Wohnort, Strafe und No.

Die Neue Musik-Zeitung

wird im Jahre 1890 die vom Verlag derselben preisgekrönten Novellen:

„Die Macht der Töne“

vom Grafen La Roche und

„Das Sühnopfer“

von Una Glatz, sowie das ebenfalls durch einen Preis ausgezeichnete „Geigenmädchen“ von Heinrich Bernstein bringen. Diejenigen werden sich anschließen: Novellen von E. A. Kasper, Julius Groß, Erbach, J. Barber, M. Grant, Max Dauten, Johannes Glatz, Viktor Klingenberg, Bruno Sarlepp, E. Kerner, H. Richter, Schweitzer, Elise Polt u. a., sowie Essays von La Roche, M. Kall, E. P. Evans, Kasper, Sittard, M. v. Glotow, — Biographien, Humoresken, Lieder, welche sich zur Komposition eignen, Anekdoten u. s. w.

Für die musikalische Beilage haben wir eine Reihe trefflicher Klavierstücke, Lieder, Violin- und Klavierduette erworben. Außer den früheren tüchtigen Mitarbeitern an der Musikbeilage haben uns ihre Mitwirkung zugesichert die Herren Prof. Viktor Gluck, Richard Heberger, Prof. Max Jäger, Dr. Wilhelm Kienzl, Hofkapellmeister Richard Sahl, Prof. Thiele, Prof. Siebel u. v. a.

Außer den musikalischen Beilagen erhalten die Abonnenten die illustrierte Musikgeschichte von Dr. Albalbert Svoboda, welche ihren Stoff mit der Geschichte der Religionen, der Poesie, der Kultur überhaupt in anregender Verbindung bringt und viele bisher unbekannte neue Quellen verwertet.

Jeder neu eintretende Abonnent erhält den bereits erschienenen Teil der illustrierten Musikgeschichte von Dr. A. Svoboda, den Bogen zu dem Selbstkostenpreis von 5 Pf., auf Wunsch nachgeliefert.

Wir sind stets gern bereit, Probe-Nummern an die uns freunblich mitgeteilten Adressen franko und gratis zu senden.
Verlag „Neue Musik-Zeitung“

Die Bestellung auf die Neue Musik-Zeitung pro Quartal 1890 bitte wie sonst bei derjenigen Buch- resp. Musikalienhandlung od. Postanstalt aufzugeben, durch welche bisher bezogen wurde.

Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

— Die neue vieraktige Oper Anton Rubinstein's, „Die Kummervolle“, wurde am vierten Tage der Jubiläumsfeier des Meisters, im Petersburger Hofoperntheater zur ersten Aufführung gebracht. Das russische Kaiserpaar und zahlreiche Mitglieder der kaiserlichen Familie wohnten der Aufführung bei. Nach russischen Blättern hat die neue Oper Rubinstein einen bedeutenden Erfolg gehabt. Rubinstein wurde mehrmals herzergrufen und von dem zahlreichen Publikum lebhaft acclamirt. Der Inhalt der Oper ist sehr düster, die dramatische Handlung düsterig. Die Chöre, die russischen Volkslieder und ein schönes Ballet sind effectvoll und haben einigermaßen das düstere Sujet.

— „Die Geigenen.“ Der Stoff hat schon lange in der Luft gelegen und es ist wunderbar, daß die Schicksale einer Zerkina und anderer vielumworbener Sterne am Kunsthimmel noch keinen Schilder gefunden haben, denn daß das moderne Konzertwesen in dem wohlausgeübten Kellernapparat Stoff in Fülle und Fülle liefert, das bedarf kaum eines Beweises. Wie wir hören, hat es Paul von Schönitz unternommen, die Geigenen, diesen modernsten Virtuositentypus, in den Mittelpunkt eines lustigen Stückes zu stellen, welches von Dr. W. M. entlich sofort zur Aufführung angenommen wurde. Die Geigenen wird am 20. Januar im Berliner Befingtheater aufgeführt.

— Im Pagnini-Theater in Genua wurde kürzlich die neue Oper „Adriana Lecouvreur“ des Maestro Verosio zum erstenmal gegeben. Der Komponist wurde mehrmals gerufen, einige Nummern, u. a. die Duettirte, mußten wiederholt werden.

— Im ersten Abonnements-Konzert des Lehrers-Gesangvereins zu Chemnitz gelangte Otto Dornis preisgezeichnete Männerchor-Komposition „Meeresstille und glückliche Fahrt“ mit großem Erfolge zur Aufführung.

— Aus Bremen schreibt man uns: Der hiesige Lehrers-Gesangverein veranstaltete vor kurzem im großen Saale des Künstlervereins zu Bremen ein Konzert, welches einen überaus günstigen Erfolg hatte. Aus dem reichhaltigen Programm, welches Kompositionen von Bruch, Mozart, Schumann, Rubinstein, sowie von dem tüchtigen Vereinsdirigenten Herrn Martin Götting enthielt, heben wir besonders den neunfünftigen Chor „Der alte Soldat“ von Peter Cornelius hervor. Die Wiebegrade dieser schwierigen Komposition war eine so wohlgelungene, daß die zahlreiche Zuhörerschaft förmlich den Chor zur Wiederholung verlangte. Eine ebenfalls sehr günstige Aufnahme fanden die Volkslieder, von denen das alte „Jungsbrud, ich muß dich lassen“ und Remers „Dürft ihr Landl iab'n?“ besondere Erwähnung verdienen. Die im vorigen Jahre von der Kritik gerühmten Vorträge des Vereins wurden auch diesmal anerkannt, nämlich Fülle der Stimme, seine Mancierung im Vortrag, deutliche Textausprache, kräftige, gesunde Klangfarbe, reine Intonation u. s. w. Eine besondere Ermunterung für den jungen Verein, der bereits über hundert Mitglieder zählt, besteht gewiß darin, daß ihm von hochgeachteter Seite „aus herzlichster Freundschaft über die Leistungen im Konzert“ 1000 Mark als Geschenk überwiesen wurden.

— Der Elberfelder Männer-Gesang-Verein begeht in diesem Jahre die Feier seines 25jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß veranstaltet derselbe an den Pfingsttagen einen großen Wettstreit deutscher Männerchöre. Was man auch immer von einem besonderen Gesichtspunkte aus gegen die Veranstaltung solcher Feste sagen mag, daß ist eine von allen Seiten anerkannte Thatsache: der gewaltige Aufschwung, den der Männergesang in den letzten 15–20 Jahren genommen, die Verebaltung und Vertiefung desselben ist unfruchtig in hervorragendem Maße das Verdienst der Wettgänger. Die Bedenken gegen dieselben richten sich aus nur gegen eine, übrigens selten beobachtete Ausartung und treffen somit jedes, auch das blühliche Unternehmen. Es hat wohl noch nie ein Verein an einem größeren Wettstreit teil genommen, ohne eine Anregung empfangen zu haben, die nicht mit dem Festesrausch verflocht, sondern dabei ihre guten Früchte trug. Der Elberfelder Männer-Gesang-Verein ladet alle Sangesgenossen Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs ein, an diesem Feste teilzunehmen. Die darauf bezugnehmenden Anmelbungen sollen spätestens bis zum 1. Februar 1890 an den Schriftführer, Herrn C. Wenzel (Elberfeld,

Hochstraße) gerichtet werden. Der Verein spricht die Hoffnung aus, daß nicht nur die Stadt Elberfeld und die Stände der Rhein-Provinz, sondern auch der deutsche Kaiser, sowie andere deutsche Fürsten wertvolle Ehrenpreise stiftet werden. Der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha wird um Widmung der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft ersucht werden. Dieselbe würde, nebst 100 Goldtönen, nach den bisherigen Festsetzungen den I. Preis der I. Klasse bilden. Für die „Höchste Ehrenklasse“ ist als I. Auszeichnung der Kaiserpreis und 200 Goldtönen in Aussicht genommen.

— Im Güzgisch zu Köln wurde eine neue Symphonie in C-moll (Nr. 3) von Heinrich XXIV. Prinzen Reuß, unter persönlicher Leitung des Komponisten aufgeführt. Nach der Kritik hört man es jedem Sage der Symphonie an, daß der Komponist gründliche musikalische Studien gemacht hat und auch die musikalische Literatur durch und durch kennt. Eine andere Novität besaßen des Konzertes war Franz Wüllners elegischer Gesang für Chor und Orchester, „Thränen“ betitelt (Dichtung von F. Bingg). Es wird an dieser Komposition die bestirrende Klangschönheit und das geschickte allmähliche Zunehmen von Orchesterstimmen zum Chöre gerühmt.

— In Paris wird in diesem Winter die neue Oper von Saint-Saëns, „Acanio“, zur Aufführung gebracht werden.

— Herr Bernhard Stavenhagen ist in Berlin plötzlich erkrankt, und haben ihm die Aerzte die Konzert-Thätigkeit für mehrere Wochen unterlag.

— Im zweiten Abonnements-Konzert der Musik-Akademie zu München wurde eine Symphonie von dem Wiener Komponisten Julius Zellner zum erstenmale aufgeführt und hatte einen glänzenden Erfolg.

— Das National-Konservatorium zu Vindapest hat einen Preis von 1000 Frcs. für die Komposition einer Jubiläums-Ouvertüre in „ungarischer Stil“ ausgeschrieben, die bei dem 50. Jahrestag seines Bestehens aufgeführt werden soll. Die Bewerber um diesen Preis haben ihre Arbeiten bis zum 15. Mai 1890 an das Direktorium des Instituts einzuliefern.

— Die Stadt Paris eröffnet eine Preisbewerbung für ein Gedicht nationalen Charakters, bestimmt zur Komposition in mehreren Sätzen für Soli und Chor. Preis 1000 Frcs.



Dur und Moll.

— Der Kranke. Patient zum Arzt, der die verschiedensten Kuren bei ihm vergeblich angewendet: „Behandeln Sie mich auf Geisteskrankheit, Herr Doktor!“

Arzt: „Warum?“

Patient: „Nun, ich beginne an Ihrer Behandlung irre zu werden.“

— Eine hochberühmte und dabei schlagfertige Sängerin war es, von der man sich folgendes erzählt: Die Verehrer hatten ihr nach dem Konzert die Pferde ausgespannt und sie vom Konzerttotal nach Haus gezogen. Dort angekommen gab sie kein Zeichen des Dankes für diese Auszeichnung und als man sich wunderte, daß sie darüber gar kein Wort verliere, sagte sie: „Ich habe gar keinen Unterschied bemerkt.“

— Schlagfertig. Ist es wahr, daß Sie einmal einen Trauermarsch in schwarzen Handschuhen und den „Carneval romain“ von Berlioz mit einer falschen Nase dirigierten? Frug jemand einen vielgenannten, durch seine erecenstlichen Streiche nicht unberühmten Musiker, als die Zeitungen, die sich gern mit dem originellen und witzreichen Künstler beschäftigten, jene Nachricht brachten. Der Musiker schüttelte den Kopf. Diese Zeitungen, — rief er — was sie mir nicht alles andichten. Es wundert mich, daß sie nicht schreiben, ich wäre einmal in Weimingen beim Vortrag der Ouvertüre zum „Nachtigall“ mit einem Pfeifferschen in der Hand am Dirigentenpult erschienen oder mit einem Tinskopf, als Mozart's „Titus“ auf dem Programm stand. Uebrigens, für er schelmisch lächelnd fort, wissen Sie nicht, daß ich mir, als ich vor mehreren Jahren die Tellduvertüre dirigierte, einen Wpfel reichen ließ, den ich nur meinem Haupt befestigte, und daß ich eine Armbrust als Taktstock benutzte? Und bei Offenbach's „Ghemann vor der Thür“ da habe ich eine ganz originelle Alliance; die

dirigiere ich von draußen, bei geschlossener Thüre. Nachstens werde ich ein Polpourri aus „Blaubart“ aufs Programm setzen und mir meinen Kinnbart mit Ultramarin färben, was meinen Sie? sch.

— Erste Frau: „Ihr Sohn ist jetzt beim Theater? Was ist er denn?“

Zweite Frau: „D, er sagte mir, er hätte unter allen Schauspielern am meisten zu jagen.“

Erste Frau: „So? Was ist er denn da?“

Zweite Frau: „Souffleur, jagte er.“ h.

— Es ist eine beachtenswerte Erscheinung, daß die Forderung des Aristoteles, ein Drama solle Furcht und Mitleid erregen, gerade an kleinen Theatern eingelöst wird. Wenigstens verliert man diese Theater selten, ohne Furcht (vor der Rangweile) und Mitleid (mit der leeren Theaterkasse) gehabt zu haben.

Klienten ant: „In unserem Regiment hat der Oberst selbst den Parademarsch komponiert.“

Dame: „Hat er gefallen?“

Klienten ant: „Und wie! Eine ganze Kompagnie wurde kommandirt, sich zu begeistern.“ h.

— Wie gefährlich es ist zu lügen und wenn es sich selbst um eine Höflichkeitssage handeln sollte, das beweist ein Gesichtchen, welches sich in dieser Saison in einem Berliner Salon zugetragen hat. Ein Diplomat, der in seinen Anstehen komponiert, setzte sich an den Flügel und begann einen Walzer seiner Komposition vorzutragen. Man weiß, daß der vornehme Herr am liebsten allein ist, wenn er spielt und deshalb verließ die Gesellschaft in den anstehenden Salons. Der Walzer erinnerte an Strawn, an Müller und an weiß Gott wen noch, — aber als der Schlusaccord erklang, applaudierte man laut. — Nach kurzem Präbubieren begann der adelige Komponist den Walzer noch einmal zu spielen. Als er geendet hatte, erhob er sich, um in den Salon zu treten. Er wendete sich an die gerade eifrig sprechende Hausfrau: Wie gefällt Ihnen der Walzer? — D, rief die höfliche Dame, die dem Spiel gar nicht recht zugehört hatte, der zweite war noch viel schöner! sch.

— Junger Witte (zum Theater-Direktor): „D, Herr Direktor, von meiner Liebe zur Kunst können Sie sich keine Vorstellung machen!“ — Direktor (troden): „Ganz recht, wenigstens keine bei nicht!“

— Ein Name, der die Witzgewand herausfordert, ist ein wahres Verhängnis für einen Künstler. Frau Rosa Papler, die geschätzte Sängerin weiß davon — ein Lied zu singen. Viele Dugend Wortspiele, Kalauer und Witz sind auf ihren Namen gemacht worden. Die Künstlerin hat sich eine Sammlung dieser Papier-Scherze angelegt und neulich hat sie einige der liebenswürdigsten zum besten gegeben: Einmal hieß es, die gemiale Sängerin war kaum zwei Monate an der Spiooper engagiert, als ihr einer der reichsten Kavaliere der Donaustadt, Baron Fliegen, einen Heiratsantrag machte. Die Künstlerin, welche zu einer ehelichen Verbindung die Zustimmung der Hoftheater-Intendantz benötigte, wurde an dieser Stelle abschlagig befchieden, da man den Namen Fliegen-Papier nicht goutierte. Ein andermal berichtete ein Späßvogel: Als die Sängerin kürzlich in ** gastierte, geschah es, daß in der benachbarten Garberode ihrer Partnerin ein kleiner Brand zum Ausbruch kam. Unsere Künstlerin eilte der bedrohten Kollegin zu Hilfe und es gelang ihr wirklich den Brand zu ersticken. Am andern Tage nannte man die unersäffliche Künstlerin nur noch „Lösch-Papier“. sch.

~~~~~

Die nächste Nummer der „Neuen Musik-Zeitung“ wird neben Fortsetzungen der reipvoll erzählten musikalischen Vorgeschichte: „Ständchen“ von P. K. Rosegger und der feinhumoristischen Erzählung von P. Julius: „Der Pensionsgott“ den Anfang der durch den ersten Preis ausgezeichneten Novelle: „Die Nacht der Lüne“ vom Grafen La Rosée bringen.

~~~~~

Aussfüßung des Neujahtsrebus in letzter Nummer:

Auch im neuen Jahre wird das Bestreben der „Neuen Musik-Zeitung“ immer darauf gerichtet sein, das Beste aus Literatur und Kunst zu leisten vermöge, den Lesern vorzuführen.

Friedrich Schierich.

Neu! Musikalische 50 Pfennig-Bibliothek Neu! Neu!

II. Reihe (Band 35—47).

Carl Rühle's Musik-Verlag in Leipzig-Neudnitz.

Soeben erschienen die nachstehenden 12 neuen Bände (à 50 Pf.) des erst vor kurzem begonnenen obigen Unternehmens. — Der Erfolg, den ich mit den ersten 35 Bänden erzielte, ermunterte mich zur schnellen Weiterführung. — Weitere Bände, die dem wirklichen Bedürfnis an guter Hausmusik entsprechen, sind in Vorbereitung.

Band 36. Schubert, Franz, Lieder-Perlen. 6 leichte Uebersetzungen für das Pianoforte zu 2 Händen von Herrn. Necke. No. 1. *Lob der Thranen*. No. 2. *Leise flehen meine Lieder*. No. 3. *Am Meer*. No. 4. *Guten Morgen schöne Müllerin*. No. 5. *Frühlingsglaube*. No. 6. *Horch, horch, die Lerch' im Aetherblau*.

Alle 6 Nummern zusammen 50 Pf.
Band 37. Gavotten- und Menuetten-Album für das Pianoforte zu 2 Händen in leichtem Stile von Fritz Kirchner. Band I. No. 1. *Gavotte de Louis XIII.* No. 2. *Rameau, Menuett*. No. 3. *Kirchner, Graziella, Menuett*. No. 4. *Mozart, Menuett aus der Jupitersinfonie*. No. 5. *Kirchner, Amoretten, Gavotte*. No. 6. *Beethoven, Menuett a. d. Septuor*. No. 7. *Herkner, Minneschne, Gavotte*.

Alle 7 Nummern zusammen 50 Pf.
Band 38. Gavotten- und Menuetten-Album für das Pianoforte zu 2 Händen in leichtem Stile von Fritz Kirchner. Band II. No. 1. *Haydn, Menuett aus der Sinfonie militaire*. No. 2. *Gluck, Gavotte aus Iphigenie*. No. 3. *Gavotte d'Henri IV.* No. 4. *Mozart, Menuett a. d. Cdur-Sinfonie*. No. 5. *Rameau, Gavotte*. No. 6. *Gluck, Gavotte aus Don Juan*. No. 7. *Kirchner, Prinz Carneval, Gavotte*. No. 8. *Haydn, Menuett aus der Gdur-Sinfonie*.

Alle 8 Nummern zusammen 50 Pf.
Band 39. Polonaisen-Album für das Pianoforte zu 2 Händen in leichtem Stile von Fritz Kirchner. No. 1. *Polonaise Fdur a. d. Serenade op. 8 von Beethoven*. No. 2. *Polonaise über Peters Rheinlied*. No. 3. *Polonaise über Liebes Lied "Wiedersehen"*. No. 4. *Original-Polonaise Ddur von Fritz Kirchner*. No. 5. *Polonaise über Hasers "Frühlingstoaste" und Weidts "Wie schön bist du"*. No. 6. *Faust-Polonaise (erleichtert) von Spohr*. No. 7. *Polonaise über Mendelssohns "Wandersmann" und "Jägers Abschied"*. No. 8. *Original-Polonaise Bdur von Fritz Kirchner*.

Alle 8 Nummern zusammen 50 Pf.
Verzeichnisse der besten und wertvollsten, schön ausgestatteten und billigen Sammlung der besten Kompositionen von älteren und neuen Meisterwerken versendet die Verlagsbuchhandlung: Carl Rühle's Musikverlag in Leipzig, Heinrichstr. 7 gratis und franko.

Band 40. Hosanna! Kirchliche Weisen für das Pianoforte zu 2 Händen in leichtem und angenehmem Stile.

No. 1. *Beneken, Gebet für die Entschlafenen* (F. Friedrich). No. 2. *Schnbert, Das Marienbild* (Zopf). No. 3. *Mozart, Aveverum* (Spindler). No. 4. *Beethoveo, Gott demie Güte reicht so weit* (Cramer). No. 5. *Hiller, Hymne* (Krug). No. 6. *Mébul, Morgengebet* (Lange). No. 7. *Himmel, An die Hoffnung* (Wagner). No. 8. *Beethoven, Gottes Macht und Vorsehung* (Friedrich). No. 9. *Bortniansky, Hymne* (Martio). No. 10. *Choral: Christ unser Herr* (Wagner). No. 11. *Ambrosianischer Lobgesang* (Tappert). No. 12. *Ach bleib mit deiner Gnade* (Tappert). No. 13. *Was Gott thut das ist wohlgethan* (Tappert). No. 14. *Alle Menschen müssen sterben* (Tappert).

Alle 14 Nummern zusammen 50 Pf.
Band 41. Da Capo im Salon. Leicht spielbare, brillante Salonstücke für das Pianoforte zu 2 Händen. Band I.

No. 1. *Carl Hanse, Süßes Gedanken, Melodie*. No. 2. *Fritz Kirchner, Haiderölein*. No. 3. *H. Martini, op. 31, Von Herzen zu Herzen*. No. 4. *J. W. Harmston, Heiliches Glück*.

Alle 4 Nummern zusammen 50 Pf.
Band 42. Da Capo im Salon. Leicht spielbare, brillante Salonstücke für das Pianoforte zu 2 Händen. Band II.

No. 1. *Ch. Morley, Canzonetta d'amore*. No. 2. *Fritz Kirchner, Zitherständchen*. No. 3. *J. W. Harmston, Träumerei im Walde*. No. 4. *H. Martini, op. 26, Sylvas Herzensgrüsse*.

Alle 4 Nummern zusammen 50 Pf.
Band 43. Da Capo im Salon. Leicht spielbare, brillante Salonstücke für das Pianoforte zu 2 Händen. Band III.

No. 1. *H. Martini, op. 24, Die Spieldose*. No. 2. *Aloys Hennes, op. 380, Maivoine*. No. 3. *J. W. Harmston, Für dich!* No. 4. *G. Bring, op. 22, Sehnstuch*. No. 5. *Fritz Kirchner, op. 300, Der Troubadour*.

Alle 5 Nummern zusammen 50 Pf.

Band 44. Internationales Album. Leichte Fantasien für das Pianoforte zu 2 Händen über beliebte Volks- und National-Melodien.

No. 1. *König Christian stand am hohen Mast*. No. 2. *Schweizers Weidheide*. No. 3. *Yankee Doodle*. No. 4. *Was that ich dir!* (Rennnische Volkslied). No. 5. *O Susanna!* (Amerikanisches Volkslied). No. 6. *Nachts bei Mondenschein*. (Altfranzösische Melodie). No. 7. *Tie a tie a tor*. (Italienische Volksmelodie). No. 8. *Die blauen Glöckchen Schottlands*. No. 9. *Die Nachtigall*. (Russisches Volkslied). No. 10. *Auf der Höhe der Berge*. (Norwegischer Nationalgesang). No. 11. *Der tapfere Landsoldat*. (Dänisches Volkslied). No. 12. *El Ole*. (Spanische Nationalmelodie). No. 13. *Holländisches Nationallied*. No. 14. *Denkst du daran*. (Polnisches Vaterlandslied).

Alle 14 Nummern zusammen 50 Pf.
Band 45. Die hohen Festtage. Charakteristische Stücke in leichtem Stile für das Pianoforte zu 2 Händen von Robert Wohlfahrt, op. 206.

No. 1. *Weihnachtsstück* (mit Motto). No. 2. *Am Sylvestertag*. No. 3. *Palmsontag*. No. 4. *Charfreitag*. No. 5. *Ostermorgen*. No. 6. *Pfingstbilder*.

Alle 6 Nummern zusammen 50 Pf.
Band 46. Synagogen-Gesänge. Hebräische Melodien für das Pianoforte zu 2 Händen in leichterem Stile von Kurt Goldmann.

No. 1. *Kol nidre*. No. 2. *Sukkot*. No. 3. *Omnom Kén*. No. 4. *Ledavid Baruch*. No. 5. *Eli Zijon*. No. 6. *Priestersegne*.

Alle 6 Nummern zusammen 50 Pf.
Band 47. Paraphrasen-Album. Brillante Fantasien (mittelschwer) für geübtere Spieler für das Pianoforte zu 2 Händen.

No. 1. *Finnisches Reiterlied* (Ferdinand Friedrich). No. 2. *Schubert, Franz, Am Meer*. (G. Niemann). No. 3. *Liebe, Lindw., Auf Wiedersehen* (W. Drabitus). No. 4. *In einem kühlen Grunde* (G. Niemann).

Alle 4 Nummern zusammen 50 Pf.

Kompositionen

von
Sr. Königl. Hohelst Prinz Heinrich
von Preussen.

Präsentier-Marsch
der Kaiserl. I. Matrosen-
Division für Klavier zu 4 und
4 Händen à Mk. 1.20. Melodie für
Violine und Pianoforte Mk. 1.30.
Verlag von Adolf Paetzel in
Leipzig. Preis 2 Pf. 50.



**Column- & Caricval-
Gegenstände**
als Mützen, Orden, Touren,
Castillen, Masken etc.
sowie Caricvalen & Aftropen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus Dresden.

Vier Lieder f. 1 Singstimme

mit Begleitung des Pianoforte,
komp. v. **Heinrich von Koss**, op. 7,
enthält:
1) „Ich will meine Seele tauchen“ H. Heine.
2) *Verloren*, „Ich hatte eine Nacht“
„Igal“ C. Lemke.
3) „Ich hätte nicht daran gedacht“ E. v. Z.
4) *Die Verlassene*. „Frage die
Nacht, sie kann dir sagen“ J. Sturm.
Ausg. für hohe oder tiefe Stimme.
Preis 3 Mark.

Die Lieder von Fritz Kirchner
werden sich bald einer gleichen Beliebtheit erfreuen, wie das so verbreitete
Winterlied op. 2: „Komm aus der engen
Stadt“ desselben Komponisten. Von
diesem Lied ist vor kurzem die Aus-
gabe für tiefe Stimme erschienen.
Weimar. Verlag von C. Scharff.

C. A. SCHUSTER, Markneukirchen in Sachsen.



Alb. Eilersieck, Rostock.

Atelier für den Kunstbau von Streich-
instrumenten. Prämiert Schwerin 1883,
Bismarck 1888, Berlin 1888, empfiehlt sich
angenehmlich bei vorkommendem
Bedarf in neuen Instrumenten, auch
hat selbiger stets kleinen Vorrat an
alten echten Meister-Instrumenten.
Keine Spekulationspreise. Schwierige
Reparaturen an alten wertvollen Saiten-
instrumenten nachgemäss, in künst-
licher Vollendung, unt. reell. Garantie
des sicheren, vollständigen Gelingens.

Soeben erschienen und werden nach
Auswärts gratis und franko versandt:
Katalog der Pianoforte-Musik
(ca. 2000 Nummern umfassend),
Katalog der **Unterhaltungs- u. f.
Gesang**, ferner für Pianoforte, Violine,
Harmelion, sowie für alle anderen
Musikinstrumente (ca. 200 Nummern
umfassend) des Lagers von
Max Liebers, Exportgesch. für
Antiquar. Musik.
Freiburg i. Baden.
Sehr billige Preise!

P. J. TONGER

Köln am Rhein.
verändert
**Musikalien- und illustrierte
Instrumenten-Verzeichnisse
kostenfrei.**

Die „Musikalische Jugendpost“

enthält Biographien, Erzäh-
lungen ernst u. heiteren
Geistes, Musikstücke,
für Klavier, Violine,
Lieder etc. etc.
Reich
illustriert.

Preis
p. Quartal
nur 1 Mark.
(Kreuzbandsend.
v. Stuttgart M. 1.20.)
Zu abonnieren bei allen
Postanstalten, Buch- u. Musikhdlg.
Prob-Nummern gratis und franko
durch die Ver-
lagsbuchhandlung
C. Grüniger, Stuttgart.

XI. Jahrgang Nr. 2.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. V. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, ad wozu je in d mit Dr. A. Svoboda's illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfgespaltene Nonpareille-Beile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Expl. Mart 4.— (excl. Gebühren für Collesemplare).

Aleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Die Nacht der Töne.

Preisgekrönte Novelle von Graf La Roche.*

Motto:
Die Nacht ist wie ein geistiges himmlisches Bad; die trante Seele taucht sich selbst verliert in den Strom der hohen Töne unter und tritt genesen und verklärter wieder hervor. — Schötte.

I.

In vier Wochen sollte das Examen sein. Meine Exkuz hing davon ab. Ich mußte ununterbrochen studieren, den ganzen Tag und die halbe Nacht. Ein fiebernder Zwischenfall nahm mir noch dazu von der kostbaren Zeit einige Stunden hinweg; ich sollte ausziehen, sollte mir ein anderes Zimmer finden; denn meine Hausfrau hatte mir gekündigt. Es war in der That unangenehm, gerade jetzt ausziehen zu müssen, allein etwas erleichterte mir doch die Sache. Unter mir im ersten Stock wurde jeden Tag musiziert. Es war allerdings eine Meisterhand, die Klavier spielte, aber eben weil es eine Meisterhand war, mußte ich lauschen und dem Spiele folgen. Studieren konnte ich dabei nicht, ich war nicht im stande den Geist zu zwingen, während meine Seele durch den Hauber der Töne fortgetragen wurde, weit hinweg, in eine andere Welt. Es war also gut, daß ich auszog. Ich las die Zeitungen, um eine Wohnung zu finden. „Halt“, rief ich freudig, „das ist etwas für mich.“ Für einen ausländischen Herrn ist ein Zimmer zu vergeben. Musik geboten. „Das wäre ja köstlich, da wäre Ruhe für mich zu hoffen. Ich belah das Zimmer, welches meinen beiseidebenen Ansprüchen vollkommen entsprach und um einen mäßigen Preis an mich vermietet wurde. „Im Hause darf nicht Klavier gespielt werden?“ fragte ich. „Nein, es ist das Verbot des Eigentümers“, hieß es. „Gut, in acht Tagen ziehe ich ein.“

* Der Novelle: „Die Nacht der Töne“ wurde von der Jury der vom Verlage der „Neuen Musik-Zeitung“ ausgeschriebenen Preiss (500 Mark) gekrönt.



Pia von Sicherer.

Nun ich die Gewissheit hatte, daß ich bald den Meister unter mir nicht mehr hören werde, empfand ich Schmerz darüber. Ach, es war so schön! Seit ich studierte, hatte ich weder Zeit noch Drang zum Reizen gehabt. Während der Stunden aber, wo ich so wunderbar spielen hörte, riß sich meine Seele unbewußt von dieser Welt los und flog zum Urquell alles dessen, was unserem Begriffe vom Göttlichen

vorschwebt. Ich war in meinem neuen Zimmer bereits hässlich eingerichtet. Daselbst lag in einer stillen ruhigen Straße, wo keine Wagen rollen, kein Lärmen und Schreien zu hören war. Mingsamt Ruhe. Herrlich, dachte ich, setzte mich an den Schreibtisch und vertiefte mich bald in meinen Aufsatz. — Da Himmel! — Also doch — und die Frau sagte, der Hausherr — o du mein Gott! das ist gar nicht zu hören. — Neben, nicht unter mir wurde eine Zither gestimmt. Fünf, zehn, fünfzehn Minuten lang. Nicht um ein Königreich hätte ich schreiben können; es folterte jeden Nerv meines Gehirns; ich erhob mich und schellte. „Ihre Frau hat gesagt, daß in diesem Hause nicht musiziert werden darf.“ „Schieß ich die Nacht an.“ „So ist es in der That“, erwiderte diese. „Und was soll denn dies Gequieke da neben mir sein?“ „Dorchen leunt die Zither“, antwortete sie. „Das ist aber nicht zum Aushalten“, protestierte ich, „das Gewinsel geht mir durch Mark und Bein.“ „Sie werden es schon gewöhnen“, lachte das Mädchen und versetzte mich. Eine volle Stunde hörte das Dorchchen den Schlaf eines Bändlers, f g h a d h und so weiter. Immer schneller und schneller spielte sie, aber jedesmal blieb sie an ein und derselben Stelle, hoch oben, stecken. Es war rein zum Verzweifeln. Wie im Fieber ergriß es mich, ich fühlte förmliche Nervenschmerzen in meinen Fingergliedern. Um dieser Qualerei zu entgehen, nahm ich meinen Hut. Da — endlich hatte die unermüdliche Spielerin den Lauf richtig, es ging über die gefährliche Stelle hinweg, und im Jubel über den Sieg fing sie die Lebung von vorne an. Dorchchen hat Ausdauer und Fleiß, dachte ich; wer sie wohl ist, und wie sie aussehender mag? Ich warf den Hut auf den Tisch, setzte mich und wollte wieder zu arbeiten anfangen, aber ich vermochte es absolut nicht. Wie Dorchchen vorher stets bei dem hohen g stehen blieb, ebenso kam ich nicht von der hohen g herab. Des Schlafenslappens weiten. Der Lauf Dorchchens durchdrachte mein Gehirn, während meine Finger bewegungslos auf dem Papier liegen blieben. Ich schloß mich, ich flüchte. Der Schweiß trat mir auf die Stirn. Endlich schloß mit einem schrägen Record das Gequieke neben mir. Jetzt

war Anhe, dessen ungeachtet hörte mein Ohr noch immer das Weibchenweibchen des Länders. Am nächsten Tage begegnete ich auf der Treppe ein halbblondes Mädchen, ein Nachschiffen. Sie war hochgewachsen, hager, mit langen Armen und Beinen ungraziöser Haltung. Das farblose, edle Gesicht verlor sich vergeblich unter dem großen Knebelhaare. Ihre graublauen, lebhaften und sehr schönen Augen sahen einen Moment in die meinigen, dann knickte sie und eilte rasch oorüber; ich blidte ihr nach und sah, daß ihr ein langer, roter Kopf über den Rücken hinabhing. Sollte das Dörchen sein? — Ja, sie war es, ich bekam bald Gewißheit darüber. Es war meine Anleiterin, diese rote Here. So oft ich sie begegnete, warf ich ihr ein Blick zu, meine Hände ballten sich, und meine Lippen murrten Verwünschungen; sie hingegen sah mich an und lächelte, ob unschuldig oder boshaft, ich konnte nicht klar darüber werden, ich aber wurde jedesmal über ihr Köchel weinend, und jedesmal nach unserer Begegnung konnte ich sicher sein, daß die Hebrungen noch heftiger und nervenaufregender fortgesetzt wurden. Es war eine schreckliche Bein, und ich besagte mich bei meiner Vermieterin. Seitdem war es still neben mir geworden. Und wenn ich nun Dörchen begegnete, lächelte ich, während ihre schönen blauen Augen, sobald sie mich erblickten, im hellen Jörn anflämmten. „Donnerwetter! wenn das Ländchen würde“, höhnte ich ihr halb laut zu und dachte dabei: Leidenschaft und Fener hat der kleine rote Saton.

Mein Doktorexamen bestand ich glänzend. Den Rest meines Vermögens verwendete ich zu Reisen und praktizierte einige Jahre in Paris und Berlin. Als ich zurückkehrte, wurde ich Assistenzarzt bei dem berühmten Doktor Diebold, Professor der Chirurgie und Augenheilkunde, der damals Direktor des Krankenhauses war. Hier hatte ich nun zur Ansiedlung meiner Kunst ein weites Feld vor mir.

„Wir haben eben einen sehr interessanten Fall“, sagte mir Professor Diebold, „ich strenge mein ganzes Denken, mein ganzes Wissen an und bin trotzdem, daß beide mich gramam im Schilde lassen. Während meiner langen Praxis hat mich noch kein Fall so erkräftet, wie dieser, aber — Sie werden ja selbst sehen.“

Wir betraten ein Separatzimmer der Musikal, in dem sich ein junges Mädchen befand. Es war eine vornehme und liebliche Erscheinung. Die Gesichtszüge mit dem blendend weißen Teint waren mir bekannt, ich sann nach, wo ich sie schon gesehen haben könnte. „Gräfin Dorothäa“, redete sie der Professor an, „heute bringe ich Ihnen einen jungen Gelehrten, Herrn Doktor Gröbhard mit, er wird Ihre Augen unterrichten.“ Gräfin Dorothäa, „stellte er nicht das Mädchen vor. Rangenfeld? Da war es nicht in mir geworden, wo ich das Gesicht schon gesehen. Es war Dörchen.

Der Professor teilte mir mit, daß sie plötzlich erblindet und schon längere Zeit in seiner Behandlung sei. Die Augen des Mädchens waren schön, glänzend und schmerzlos. Ich untersuchte dieselben, worauf mir, der Professor und ich, ein längeres Konfiliat stellten. Dann wandte ich mich zu Dörchen hin und richtete einige weitere Fragen an sie. Ein unendliches Mitleid ergriff mich, als ich hörte, daß ihre Mutter vor einem Jahr gestorben sei. So jung, so allein und wie ich mir sofort sagte, gänzlich hoffnungslos. Das einst so häßliche Kind hatte sich in ein wunderschönes Mädchen verwandelt. Der eckige Kopf mit dem rotgoldenen Haar, den kleinen rötlichen Ohren, mit dem hübschen Näschen und dem reizenden Mund, der mich an eine frische, reife Erdbeere erinnerte, erregte meine volle Bewunderung. Ich war Arzt mit Leib und Seele und nahm es ernst mit meinem Beruf, der mir heilig war. Gleich dem Professor ging auch mir der Fall nicht mehr aus dem Sinn. Ich studierte, sann und dachte; aber unser Wissen war wie vor einer turmhohen Mauer angelangt, über die hinüberkommen noch keinem unserer Kollegen gelungen war. O! wie mich das Mädchen dauerte, und wie ich mich zu ihr hingezogen fühlte! — Professor Diebold war unermüdlich und versuchte alles, was nur irgend an Erfolg hätte Aussicht geben können. — Alles, alles umsonst!

In dieser Zeit verfiel ich selbst in eine schwere Krankheit. Ich lag wochenlang an einer heftigen Augenentzündung darnieder, und hatte es nur der außerordentlichen Mäße meiner Mutter, die zu mir kam, zu danken, daß ich am Leben blieb. Nachdem ich genesen, war der Ausdruck der Ärzte: Fort! Nach Nizza. Von dem armen Dörchen hatte ich nichts mehr gehört, und ich mußte es zu meiner Schande gestehen, ich hatte sie wirklich ganz vergessen. In Nizza war ich einem deutschen Arzt, der schon viele Jahre

dort praktizierte, empfohlen worden. Doktor Falkenberg, so hieß er, benahm sich sehr freundlich gegen mich und lud mich ein, seine Familie zu besuchen, was mich sehr erfreute, da ich in der fremden Stadt gänzlich unbekannt war. Die Familie des Doktors bestand aus seiner Gemahlin, einer sehr lebenswichtigen, hübschen Dame, ferner aus einer erwachsenen Tochter und einem geschwätzigen Knaben. Die Tochter, Fräulein Flora, war klein, zierlich, brünett, lebhaft. Ihre schwarzen Samtangen funkelten von Lebenslust und Mithwillen. Sie zog mich mit ihrem Frohsein unwiderstehlich an, und legte mein bisher winzliches gebliebenes Herz halb in harte Fesseln. Hatte ich sie einen Tag nicht gesehen, so war mir, als hätte ich einen schweren Verlust gehabt. Kurz ich war, ehe einige Monate verstrichen, bis über die Ohren in Nizza, wie sie ihr Bruder nannte, verliebt. Meiner Werbung stand nichts im Wege. Ich war zwar noch keine Verheiratete, sondern nur ein junger angeheuer Arzt, mit großem Talent, wie Doktor Falkenberg behauptete. Auch besaß ich gar kein Vermögen, aber eine große Zukunft nach der Prophezeiung meines künftigen Schwiegervaters. Was aber am meisten für mich in die Waagschale fiel, war die leidenschaftliche Liebe meiner Flori zu mir. In Nizza erfolgte unsere Trennung, und glücklich über alle Wagen fuhren ich und Flori der Heimat zu. In der Hauptstadt bekam ich alsbald eine ausgebreitete Praxis. Meine Frau hatte ein bedeutendes Kapital mit in die Ehe gebracht, weshalb wir auf großem Fuße leben konnten. Ich besaß ein eigenes Haus, eine schöne Equipage, und den Patienten, die während der Sprechstunden zu mir kamen, öftete ein vornehmer Bewohner in feinstem Biederer die Thür und führte sie in ein großes, elegantes Bismarckzimmer. Ja, das Stillhorn des Glückes hatte sich über mich ergossen. Ich lebte in angenehmer, sorgenfreier Stellung und in größter Harmonie mit meinem jungen Weibchen, das mir einen, wirklich nur einen Fester besaß — sie war eifersüchtig. Konnten hübsche junge Frauen, um ich Rat und Hilfe bei mir zu holen, so litt Flori Forderungen und weinte wie ein Kind. Wurde ich dann unwillig, machte ich ihr Vorwürfe, daß sie mich beleidige, weil sie kein Vertrauen zu mir habe, so warf sie den hübschen Mund trotzig auf, schmolte und schwieg. Es dauerte aber nie lange, dann schlich sie zu mir heran, legte ihre runden weichen Arme um meinen Hals, murmelte wie einen abscheulichen Brummbar und kramte so lange in meinem Haar, bis ich lächelte. Dann küßte sie mich und sagte, sie wünschte, daß sie schäuer, aber, wie sie einmal in ihrer Leidenschaft, daß sie blind wäre. Blind! Ach seit langer, langer Zeit stand plötzlich das Bild Dörchens wieder vor meiner Seele. Was wohl aus ihr geworden war? Nach demselben Tag suchte ich Professor Diebold auf und erwiderte mich nach Fräulein Rangenfeld. „Ich bin wirklich überfragt“, erwiderte der Professor. „Es war nichts zu machen, alles vergeblich; ich mußte sie zu meinem lebhaften Bedauern blind entlassen. Weil das arme Kind so gänzlich unermittelt in der Welt stand, veranstaltete ich eine Sammlung. Es ging ein hübsches Stimmchen ein, das ich ihr überreichte. Was aber später aus ihr geworden? — Ich habe wirklich nichts mehr gehört. Ich habe sie ganz vergessen.“ Armes Dörchen! Bildschön, blutjung, ohne Schuß, einsam, blind und hilflos! Mehrere Tage war ich ganz verstimmt, ich habe nie ein Weib gesehen, dessen Schönheit größer gewesen wäre, als die des armen blinden Mädchens. Wenn man aber so glücklich ist, wie ich es dasmal war, so hängt man nicht sehr lange fremdem Leide nach, sondern genießt den eigenen Monnedeibel mit vollen Zügen. Mein Glück erhöhte sich noch, als ich Vater eines reizenden Knaben wurde. Ich küßte den kleinen immer wieder und konnte mich an seinem Gesichtschen kaum satt sehen. Aber mit einem Male drehte sich das Glücksrab, und ich stürzte von der Höhe meiner irdischen Seligkeit in den tiefsten Abgrund menschlicher Qual. Bei Flori stellte sich trotz aller Sorgfalt das Fieber ein, das sich mit rasender Schnelle fortwährend steigerte. Ich rief die berühmtesten Ärzte an ihr Krankenlager, aber die ersten Augen meiner Kollegen sahen flüster auf das Thermometer, das dierzig — einundvierzig Grad zeigte. „Der Puls ist flatternd, unregelmäßig“, flüsternten sie. „Hochgradiges Fieber.“ Mit Tobeschreien deutete ich mich über den dunkelroten Kopf meines Weibes, sie erkannte mich nicht mehr, atmete hart und stöhnend, und immer heftiger arbeitete ihre junge Brust. Ich hatte keine Hoffnung mehr, nur zu gut wußte ich, daß mein Glück mit jedem ihrer Atemzüge dem Ende zueilte. „Woher habe ich gelernt!“ schrie ich und schlug an meine Stirne. Welch ein Sohn mein ganzes

Wissen; ich kam dem Tod nicht zu weichen gebieten. Mit mein Mähen und Lernen die vielen Jahre hindurch war vergeblich. Dieser Gedanke brachte mich dem Wahnsinn nahe. Mit Gewalt mußte man mich vom Lager meiner Geliebten hinwegzerrren. Mein Bemühen schwand. Als ich erwachte, mit erneuerter Kraft die Qual meines Daseins empfand, da war alles vorüber. Mein Weib mit ihrem weichen glühenden Herzen lag kalt, fei, tot in der Blüte ihres Glückes, ihrer Jugend da.

(Fortsetzung folgt.)



Das Gländchen.

Eine musikalische Porträtskizze aus Stiermark.
Von P. K. Rosegger.

II.

Leute, die vielleicht noch Jenden am Leide tragen aus jener Zeit und von jener Zeit, wo die verlebte Weberische Giebel geworden, mühten es eigentlich heute noch fühlen, das trostlose Herweh, das er in die Fäden hineingewebert. Damals hat's kein Meid geschaut, wo es schlie; weil er so blaß und traurig war, der Giebel, so meinten Giltche, er hätte es auf der Brust. Sie hatten recht, aber anders, als sie meinten. Seine alte Mutter riet ihm oft, er solle nicht immer am Wehstühle sitzen, er solle sich besser gestreuen. — Wie so denn? Lieben darf ich nicht und geigen kann ich nicht. — Denn er hatte gar keine Geige und es war auch noch nie möglich gewesen, sich eine anzuschaffen. Da kam eines Tages eine große Anlegung. In Schwandau lebte seit kurzer Zeit ein pensionierter Major, der eine große Geigenammlung besaß. Wie es schon allerhand Sammler gibt auf der Welt: Käferkammer, Tabakspfeifenkammer, Holentüpfelkammer, Spielkartenkammer, Spagierstöckelkammer, Uhrschlüsselkammer und immer so fort, so kam es dem Major, als er in seinen Ruhestand nichts zu thun hatte in der Welt, plötzlich zu Sinne, er müsse eine Geigenammlung haben. Da er, wie gesagt, selbst nicht geigte und sein Museum auch selten einem neugierigen Auge aufschloß, so hatten die guten Leute zu Schwandau dann eine Abnung von all den Walzern, Säcklern und anderen Weisen, die ungewandt in ihren Mauern schliefen. Da kam jener Sonntagnachmittag, an welchem der Weber am Waldhange die zwei Ziegen weidete. Sein Schwertknecht, das sonst den Rittersdienst zu besorgen hatte, war in den nächsten Kirchort zur Zimung gekommen. Wie er im Moose so dalag und ganz gedankenlos in das offene Fenster eines gegenüberstehenden Hauses blickte, ging es leicht und traumhaft in ihm auf wie eine übernatürliche Erscheinung. Dort drin an der Wand hing eine Geige, ihr zur Rechten hing eine solche, ihr zur Linken hingen deren zwei kleine, ihr zu Füßen war eine Kistegeige — aus Stubeigenschaften immer deutlicher hervortretend Geigen und Geigen.

Dem Buchen begann fast zu schwindeln, die Wangen, die Stirn waren ihm heiß, das Herz wurde ungebärdig, die leidenschaftliche Her zur Geige war wieder da. Als er am Abend nach Hause kam und die Mutter nach den Ziegen fragte, war er verwirrt, weshalb lust er von den Ziegen etwas wissen sollte. Zum Glück kamen sie selbst heim und mäkerten ihre Antunft. In der darauffolgenden Nacht schritt der Giebel den Weg hin und wieder von Schwandau bis zum Eisenhammer. Als er das erste Mal vor ihr Fenster kam, war noch Licht darin, das zweite Mal war schon alles finster. Unterwegs begegnete ihm Nachbarsburschen, die zu den Feustern ihrer Liebchen gingen, dort allerlei Ständchen brachten und getrübt heimfegten konnten. Der eine spielte unterwegs eine Mundharmonika, der andere eine Maultrommel, der dritte jobelte hell und der vierte piff vernehmlich vor sich hin. Und jener, der ganz still war, atmete die Harmonie inneren Glückes. Also ist die Liebe stets musikalisch. Nur der arme Giebel empfand keinen Wohlklang in seinem Wesen. Er kam sich dumm und häßlich vor, ihm mangelte jener Rhythmus des Herzens, der zu rechter Zeit mütig macht, ein Glück zu erringen. Im Dorfe stand der Giebel vor dem Hause, in welchem der Major mit den Geigen wohnte. —

Daß es so herzzerberührend still sein kann auf dieser Welt! Da haben die Leute einen Mund und eine Sprache und sind doch stumm.

Lange nach Mitternacht ging er zu Bette, erst gegen Morgen schielte er ein und geigte und geigte.

Noch ganz verschlafen war er, als über Tags zwei Fremdensimmer ins Haus kamen mit Körben Garn; das eine war die Wadg vom Eisenhammer, das andere war die Paula. Diese diente den schlaffen, blondhaarigen, faustbreitendicken Burischen frisch an und sagte: „In vier Wochen müssen wir Leinwand haben. Sie ist zur Ausfertigung?“

„Will wohl trachten,“ antwortete der Giebel, hatte aber nicht den Mut zu fragen, wer denn heiratete? Man atmet ja gern noch ein wenig in der süßen Ungewissheit. Dann ist ohnehin alles aus.

Auf dem Heimweg sagte die Wadg zur Hammer-schmiedstochter: „Etwas antapert ist der Weber?“ „Ach den!“, der ist ein Bißel geheimer wie du!“ entgegnete strafend die Paula. Weiteres wurde nicht gesprochen.

Der Giebel wußte wohl, daß er als einziger Stütze seiner Familie militärisch war. Dennoch ging er eines Tages zum Major um Rat zu bitten, wie er dem Soldatenleben entkommen könne.

Der Major, eine schlanke, hagere Gestalt, deren einzige Lebensaufgabe es noch war, den dummen, trümmen, plumpen Dorfsenten militärische Haltung zu zeigen, schielte seinen martialischen Bart und ließ dem Burischen die Oberleider ansprechen.

„Brava!“ scharrte der alte Offizier, „das ist wieder einmal ein Brustkorb!“ Mit der Faust hieb er darauf, daß es dröhnte. „Hören Sie! Das ist Grundton. Nein, nein, lieber Junge, Sie brauchen sich gar nicht zu grämen, Sie sind tauglich. Gerad halten!“

Giebels Mäde waren mittlerweile vier im Zimmer untergekommen, aber nicht so sehr aus Angst vor dem Militär, als vielmehr aus Hoffnung, durch irgend eine halbgeöffnete Thür ins Geigenzimmer laufen zu können. Da er aber nichts begreifen konnte, da er wieder vollkommen angeleidet zum Fortgehen bereit war und seine ganze Falschheit umsonst an sein Ichsen, hob er mit einem tiefen Atemzug sein Herz aus der Brust und fragte: „Haben der Herr nicht eine Geigen Sammlung?“

„Wissen Sie mir ein interessantes Instrument?“ fragte der Major rasch entgegen.

„Das nicht, aber,“ stotterte der Giebel, „ein wenig anschauen, wenn ich Sie dürfte!“

Ungleich war die Thür offen in das Neben-zimmer. Ehrfurchtsvoll wie in ein Heiligtum trat der Burische ein, so daß er vor lauter Andacht über die Schwelle stolperte und „oh!“ rief. Er war ganz rot im Gesicht, teils wegen seiner Ungeschicklichkeit, teils vor innerer Erregung. Die Wände des Zimmers waren mit grauem Tuche überzogen, und daran hingen sie nun in allen Größen, Arten und Formen. Wie schön gekammt war das Hornholz dieser Instrumente, wie fein geschwungen und gewölbt war der Baus, wie reizend waren die langen Hälse mit ihren köstlich gewundenen Schneden! Und die Fiedelbögen: schlanke und kurze, breite und schmale, gerade und gedogene in allen Farben! Der Major, sich darüber freudig, daß einmal eine menschliche Seele Anteil nahm an seinen Schätzen, begann zu erklären, von wem diese und jene stammte, welche Seltenheit an dieser und jener wäre, er hatte da Geigen von Amati, von Montana, von Guarneri, von Bergonzi, von Jakob Stainer u. s. w. „Und hier!“ kitzelte er, eine sehr hochgebaute Violine mit fast hellrotem Anstrich feierlich von der Wand nehmend, „hier, die ist von Stradivari!“ Eine Geige! — Eine Geige! — Geigebalten, Saperment!“

Unserm Giebel waren nun zwar die fremden Namen ziemlich gleichgültig, doch hörte er sie mit Ehrerbietung nennen. Als der Major an der Geige mit dem Finger die Saiten berührte, um den herrlichen Ton zu zeigen, sagte der Burische: „Bitte, geigen Sie ein!“

„Ich spiele nie,“ antwortete der Major, hing das Instrument mit größter Sorgfalt wieder an seinen Platz und schob den Burischen rasch zur Thür hinaus. Seit diesem Tage war sich selber vorbei mit dem Giebel. Er dachte Geigen, er weberte Geigen, er träumte Geigen und wenn er Zeit hatte, ging er hinaus und schaute auf das Haus hin, in welchem der Major wohnte. Eines Tages hörte er vom Schulmeister sagen, der Major sei ein Fez. Offen-sichtlich habe er einst den Säbel besser zu handhaben gewußt, als jetzt den Fiedelbogen, denn er könne gar nicht Violin spielen und habe die Sammlung nur so aus Mappelpflichtigkeit zusammengekauft und erbettelt.

Es sei an dem ganzen Quart nichts, eine einzige angesehenen. — Schlußmacher! dachte sich der Giebel, wie da nur so sprechen kann! Ich wollte, ich hätte die geringste dieser geringen! Aber, daß er nicht soll geigen können? So viele Geigen haben und nicht geigen können! — Nur auf ein paar Stunden möchte ich eine haben!

Nicht lange hernach, und es ergab sich eine zufällige Gelegenheit, daß der Weber den Major fragen konnte, ob er ihm nicht eine Geige borgen wolle für einen Tag, nur für einen einzigen! Und nur jene, an der ihm, dem Herrn Major, etwa am wenigsten gelegen wäre! Er, der Giebel, setzte eine Siege dafür zum Pfand.

Ein plumpes Lachen ließ er aus, der Herr Major, ein schreckbar hochmütiges Lachen, dann wandte er sich ab. Und das war der Bescheid gewesen.

Ein stiller, warmer Herbstsonntag. Die Dorfsente ergötzen sich draußen auf Feldruten oder saßen im Wirtshaus. Der Major war mit einem Seiler-wäglein in den nächsten Ort gefahren zu einem alten Kammeraden, der ihm — so viel verlaunte — geschrieben, daß er irgendwo eine uralte Violine entdeckt habe. Sie stamme noch aus den Zeiten der Troubadoure und ein Zigeuner gehe damit um, der darauf ohrenzerreißend spiele und von dem Werte des Instrumentes gewiß keine Ahnung habe. Nun, das mußte unser Major näher erfahren und er fuhr hinüber. — In der Wohnung des Majors waren ein paar Fenster offen geblieben. Der Giebel kletterte am Berghang und schaute hinein zu den Geigen. Die Haushälterin des Majors war auch fortgegangen, nachdem sie das Hausthor mit großem Geräusch verschlossen hatte. Der Giebel blühte hinein zum offenen Fenster. „Der hat so viele, und ich hab' gar keine!“ murmelte er. Plötzlich schlug er mit dem Dammen ein Kreuz über sein Gesicht und lief davon. Er ging den Weg hinein bis zur Brücke, er schritt hinein bis zum Hammerhaus. Auf dem Fenster, hinter welchem sie wohnte, standen schöne Blumen, sonst sah er nichts. Das Wasser rauschte und der Berg legte schon seinen dunkelblauen Schatten über das Haus. Ein paar junge Männer gingen im Garten umher mit spitzen Schnurrbärten und unternehmenden Mienen. Dann traten sie ins Haus. Ob das Verwundern sind von ihr, oder Eisenhändler? (Schluß folgt.)



Meine Siebtinge.

Aus dem Tagebuch eines Klavierdilettanten.
Von Robert Hamerling.

II.

Werglich ich Chopin mit Weber, so war es mir interessant zu sehen, wie sie alle beide sprudelnde, feingeistig, brillant, feurig, grazios, elegant sind. Aber bei Chopin ist die sprudelnde Lust gemischt mit Schwärmerie und Schwermut, bei Weber ist bloß heiterer Glanz. Es gibt keinen Tonträger, der von Sentimentalität so wenig angekränkt wäre, wie Weber. Man wird seine unvergleichliche, Musfordernung zum Taus, seine Polacca, seine Polonaise am besten vortragen, wenn man sich dabei des kleinsten Restes von weichenem Gefühl beseitigt, und nichts als heitere Festfreude zum Ausdruck bringen will. Sollte man nicht gut thun, bisweilen zurückzufahren zu diesem immer erstehenden, erhellenden, tonreichen Meister?

Was lag in solcher Art die alten und die neuen Siebtinge gegeneinander ab, so verloren die alten nicht allzuviel, aber das Plag behaupteten dennoch die neuen. Ich kam von Chopin und Schumann seither nicht wieder los. Manches gefiel mir daneben, entzählte mich für den Tag, aber mein festes Stammpertreppe bildeten und blieben noch jene beiden.

Off hatte ich in dieser kalten, rauhen, kühlen Welt eine unendliche Sehnsucht empfunden nach einer teilnehmenden, edlen, schwärmerischen Seele, nach einer Seele, innig und sark, kindlich und doch feurig zugleich. Vergesslich war mein Sehnen und Suchen. Aber als die Notturnos von Chopin mir erklangen, siehe, da begegnete mir die Seele, nach welcher ich mich so lange gesucht hatte. Es war als würde ein herz-labender Geisterhauch mir auf die Stirn gedrückt.

Vor einiger Zeit kam mir in einem Grazer

Blättchen der Herzensergießung eines jungen Musikers oder Musikgelehrten zu Gesicht, in welcher ich war, auf welche das erste malige Wort zu lesen war, Chopin sei der — Heine der Musik! Wie Heine sein besseres Empfinden mit einer cynischen Schlußpointe ironisierte, so verpönte Chopin seine eigene Schwärmerei, indem er oft das „triviale“ Motiv an das edelste reihe. Junger Mann, du ahnst nicht, daß du mit deiner ingendlichen Herzensergießung einen harmlosen Mitmenschen krank machtest vor Mergel. Der cynische, blasierete Heine, und mein weicher, edler Herzensfreund Chopin! Chopin „triviale“! Ich bewundere, oder vielmehr ich bemitleide den Musiker, der es fertig bringt, ein Chopin'sches Motiv beim Vortrage „triviale“ klingen zu lassen.

Wahr ist, daß bei Chopin Lust und Trauer, auf-janzender bacchischer Tannet und hinnehmende Wehmut oft sprunghaft wechseln; aber kommt ein solcher Wechsel von Stimmungen bei lebhaften, empfindsamen Gemütern nicht unzählige Male vor, ohne daß es jemand einfallen von Ironie zu sprechen? Wenn bei dem Hypochonder die melancholische Stimmung plötzlich in die heiterste umschlägt, denkt dabei jemand an Heine? Und was nun gar die Entzückung Chopins betrifft, hat sie nicht weit mehr von jenem schmerzlichen Summ an sich, der nur ein erz wu-n-genes Lächeln auf den blaffen Lippen hat, und der sich eben nur zu betäuben sucht?

Allerdings soll auch Michiewicz einmal die Verheerung gekannt haben, in Chopin „nimme die polnische Mutter rührende Klagen an, und der französische Vater lachte aus vollem Halse dazu.“ Dieser Auspruch aber will, soll er Sinn und Berechtigung haben, mit freiem Verständnis aufgenommen sein. Allerdings lacht der französische Vater dabei, wenn die polnische Mutter klagt, aber er lacht nicht darüber. Das Wort des Dichters ist nur der größeren Wirkung wegen in geistlich-paradoxe Weise zugelegt, und so loeng-wörtlich zu nehmen, als es wörtlich zu nehmen wäre, wenn jemand sagte, die Nachtigall sparte der eignen Trauer, indem sie die langgezogenen elegischen Töne wechseln läßt mit schmetternden Trillern.

Wenn man so die Nachtigall selber als Beispiel anführen kann, so ist es kaum noch nötig, daran zu er-innern, daß nach tratten Herkommen in den Sonaten und Symphonien auf das schmachende Adagio unmittelbar ein lustiges Scherzo folgt, daß die Sonaten-Allegri selbst bei Beethoven unmittelbar hinter einem Stück von höchstem Pathos für unser Gefühl zu-weilen wirklich ein wenig trivial und fast erstickend wirken, und daß bis vor kurzen die italienischen Opernkomponisten das sentimentale Andante ihrer Arien abschließen pflegten mit einer sprudelnden Gabaletta; was alles beweist, daß der sprunghafte Wechsel von Kontrasten in der Musik eine alte Sache ist, die aber selbst dann, wenn sie, wie etwa bei Chopin, zur pikanten Manier wird, noch himmelweit von der bloßierten Selbstironie gewisser Heine'scher Pointen entfernt ist. (Fortsetzung folgt.)



Der Pensionsgott.

Humoreske von Oskar Justinus.

II.

Alle diese Bedenken gingen dem Doktor Mosheim durch den Sinn und wenn er sich schon vorher darüber den Kopf zerbrochen hatte, welche Stellung er dem noch ungekannten Wesen gegenüber einnehmen sollte, jetzt, wo er sie sah, war seine Verlegenheit unbegrenzt. Eruditen Meier half durch ihre Unbezagtheit. Sie er-röthete zwar auch, aber sie besaß sich, eine Erklärung hinauszuschieben. Sie gestand ihm nämlich, daß sie ihn längst kenne. Dient Hugo habe ihr einmal geschrieben, daß sein alter Freund Kustos der dortigen Bibliothek wäre. Mit Zuhilfenahme einiger Phantasie habe sie ihn nach den Erinnerungen aus ihrer Kindzeit, in der sie ihn einmal gesehen, wiedererkannt, aber anzu-sprechen Anstand genommen, da — und hier erröthete das Mädchen viel tiefer — da sie ihm nie allein, sondern immer an der Seite des Opernsängers Herrn Hellriegel begegnet sei. Ach! da hatte sich ja der Uebergang wie von selbst ergeben — war ihm ge-wissermaßen auf die Zunge gelegt worden — und doch konnte er keine rechte Freude daran empfinden.

Es stach ihm ins Herz, daß er so unvorsichtig gewesen war, das Herzensgeheimnis dieser Jungfrau vor einem verwundlichen Liebeshabitus preiszugeben. Es wurde ihm himmelstark, wenn er daran dachte, der Abgott würde anderen oder ihr selbst gegenüber renommieren. Aber das Gesprächsthema war nun einmal aufgenommen und konnte ohne Aufsehen nicht so bald fallen gelassen werden. Es drehte sich um die Hauptrollen, in denen Herr Hellriegel — der schöne Tautsch, wie er in der Stadt hieß — hingerufen und gepfeift habe und der schickliche Herr Doktor stimmte mit etwas jämmerlicher Reminiscenzen. Aber das Gesprächsthema war nun einmal aufgenommen und konnte ohne Aufsehen nicht so bald fallen gelassen werden. Es drehte sich um die Hauptrollen, in denen Herr Hellriegel — der schöne Tautsch, wie er in der Stadt hieß — hingerufen und gepfeift habe und der schickliche Herr Doktor stimmte mit etwas jämmerlicher Reminiscenzen. Aber das Gesprächsthema war nun einmal aufgenommen und konnte ohne Aufsehen nicht so bald fallen gelassen werden. Es drehte sich um die Hauptrollen, in denen Herr Hellriegel — der schöne Tautsch, wie er in der Stadt hieß — hingerufen und gepfeift habe und der schickliche Herr Doktor stimmte mit etwas jämmerlicher Reminiscenzen.

Er sank nun in Grübeleien, die ihm sonst ganz fern lagen. Was hätte geschehen können, wenn er fünf Jahre jünger gewesen, wenn er wie jener Abgott ausgehen und gelungen hätte? Das blühende Bild der jungen Schicksalslosen folgte ihm in seinem Selbstbild, aber der unentrinnbare Nebengedanke, daß das Lächeln ihres Mundes und das Strahlen ihrer Kinderaugen nicht ihm gälte, verurteilte ihn ein verächtliches Stöhnen und erweckte ihn immer von neuem aus seinen süßen Träumen.

Er beschloß, von der Verabredung jetzt nicht mehr mit Hellriegel zu sprechen und der Tenorist war entweder verpöndt oder distret genug, bei Tisch nichts mehr von seiner kleinen Anbeterin zu erwähnen. Als sie aber am nächsten Tage nach dem Kaffe ihre alltägliche Promenade über den Marktplatz machten, wurde der sonst so behagliche Dr. Mosheim plötzlich so nervös, daß es selbst einem weniger aufmerksamen Beobachter als Hellriegel auffallen mußte. Dieser blickte in das Gesicht seines Freundes, in die Richtung seiner Augen, und als er hier zwei junge Damen mit Notennappen ihnen entgegenkommen sah, wachte er den ganzen Zusammenhang. Er zwippte seinen fliegenden Schlipf zurecht, bohrte, während er mit Dr. Mosheim angelich sehr herzlich grüßte, seine schwärmerischen Augen in zwei grandlane, verschleierte Mädchenaugen. „Ich bin orientiert“, war das Einzige, was er lächelnd zu dem Begleiter sagte, als die Mädchen vorüber waren — das Einzige für lange Zeit. Er war aber doch nicht so ganz orientiert, denn er fuhr halblaut fort: „Etwas schwächlich, das Gesichtchen, augenscheinlich von der Sehnsucht. Aber das Kind wird wachsen unter den Strahlen der Liebe.“ Das war nun nicht korrekt und ein gewissenhafter Mann hätte den offensbaren Irrtum des Freundes — der natürlich die kleine Meyer auf das besprochene Kind tarnte — sofort aufgeklärt. Mosheim aber — sonst sehr zuverlässig und wahrheitsliebend — fühlte sich, idwoll dies gar nicht beschönigen, jetzt einmal in der Laune, wenn auch nicht gerade zu lügen,

so doch, den offensbaren Irrtum des Unheilbaren unberichtigt zu lassen. Er war so glücklich, daß das, was hier jetzt wie ein Unglück schien, von seiner kleinen-großen Schicksalslosen für den Augenblick abgewandt worden war, daß er sich nicht bemüht, die den erwarteten Zeitgewinn durch eine Aufklärung zu gefährden.

Von da ab begegneten sich die Freunde und Freundinnen fast täglich. Die Grüße wurden immer herzlicher und die verhimmelten Augen Tautschs bohrten sich — zum wachsenden Groll von Trudchen Meyer — immer tiefer in das erstorbene Gesichtchen der kleinen Freundin. Die Anfrischung war von Dr. Mosheim noch immer aufgeschoben worden und mit einiger Verleumdung sah der Herr Skutlos, welcher in den letzten Wochen sich nach Gewand und Friseur wahrhaft verjüngt hatte, den Moment herannahen, in welchem eine An- und Aussprache unausweichlich war. Und es kam — schneller als es vorausgesehen war, wie es schien gerührt und herbeigeführt von dem Tenoristen. In einem Engpaß der auf den ehemaligen Festungswällen angelegten Promenaden stiegen die Paare aufeinander. Nach einer kurzen Vorstellung der beiden jungen Frauenlein Meyer durch Dr. Mosheim hatte sich der Abgott mit gräßlicher Bewegung an die kleine herangestürzt und rebete mit solcher Inbrunst in das vor Stolz und Belegenheit außer sich geratene Mädchen, daß nicht nur Gertrud, sondern auch alle Damen der Stadt, denen man unterwegs begegnete, mit dem Gesichte von Erstaunen und stillem Reid den Schreibern nachblickten. Was war das? War es die Gültigkeit, die den Vergötterten an dieses Mädchen festsetzte? War es seine Gefälligkeit ihm gegenüber, seiner vermeintlichen Anbeterin ein kleines Vergnügen zu bereiten? War er in der That von den unentwickelten Reizen der Kleinen gefesselt worden? Diese Fragen beschäftigten Dr. Mosheim, während er mit der Wichte seines Berliner Freundes auseinander harnulso plauderte hinter jenem ersten Paar berging. Auf den wahren Grund hatte er aber nicht kommen können.

Der ideale Tautsch war nämlich ein recht praktischer Jüngling. Er hatte bei sich das Gefühl, daß seine Stimme ihm nicht ewig trun bleiben und die ziemlich klauen Gaskitoren außerhalb seiner für ihn voreingenommenen Mißsehung bewiesen, daß er sich nicht täuschte. Er dachte also an eine bürgerliche Konsolidierung und ba durch seine Verbindungen in Berlin davon brieflich unterrichtet worden war, daß besagtes Kind — rechte Fräulein Meyer eine sehr reiche Erbin sei, so mußte er die Situation zielbewußt aus, um die Kinderstärkerei der Kleinen für sich zu verwerten. Daraus wollten wir ihm ja seinen Vorwurf machen. Der größte Teil unserer heimatlichen Jugend denkt ähnlich und die große Weltlichkeit würde es ihr sogar zum Vorwurf machen, wenn sie weniger vorzüglich bei der Wahl ihrer Ehehälfte zu Werke ginge. Aber Dr. Mosheim gehörte anfänglich zu dieser Minorität, der völlig das Verständnis für Kalkulationen in Liebesdingen abging und für Trudchen das Kind lag eine solche Auffassung überhaupt außerhalb ihrer Begriffe. Des Herrn Doktors Entschluß, anfäurend eingzugreifen, wurde immer wandernd. Er hatte ja nur von dem Berliner Freunde das Kommissorium übernommen, der Nichte Gelegenheit zu geben, den Gott in unmittelbarer Nähe zu betrachten und diese war jetzt in ausreißendem Maße vorhanden. Daß sich für die kleine unbedeutende Freundin dabei ein so lebhaftes Interesse kundthun würde, war zwar verwunderlich, aber nicht unwillkommen, denn unter dieser Schutzwehr konnte er den Verkehr mit seiner Anbeterin in gefälliger Weise genicken. Und dieses Mädchen hatte sich in der That an ihn angelassen, nicht wie wenn er der Freund des Onkels, sondern als wenn er der Onkel selbst wäre. Er konnte es sich ja nicht verhehlen, daß ein großer Teil dieser Verträglichkeit dem Verrger entsprang, den sie über die Bevorzugung ihrer kleinen Freundin empfinden mußte. Sie hatte ja immer zu dem Sänger des Vohengrins wie zu einer überirdischen Erscheinung heraufgehoben und in ihren süßsten Träumen nicht zu hoffen gewagt, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Da er nun aber einmal zu den Irdischen herabgestiegen war aus seinen seligen Gefilden, warum sollte da die kleine Freundin, die sie eigentlich mehr als Entmündigte und Mitleid als die Vernachlässigte der ganzen Pension an sich gezogen hatte, dieses Glückes teilhaftig werden? Jedes Mädchen — wir wollen es nur zugeben — auch jeder Mann — hat ein gut Erbeilel Interesse an dem Weg bekommen und das ist im allgemeinen wahrhaftig nicht zu beklagen. Wie kindlich unverbunden auch das junge Mädchen bei ihren 17 Jahren geblieben war, sie hätte blind

sein müssen, wenn sie bei der Aufmerksamkeit auf der Straße, im Kongressaal, auf der Promenade nicht hätte entgegen sollen, daß sie schon war. Gling sie mit ihrer kleinen Namensschwester, dann wurde jene in der Regel völlig übersehen. Und gerade der Einzige, von dem das geringste Zeichen von Gunst sie beglückte, war blind oder verblendet! Dies schreute das liebesbedürftige Mädchenherz zurecht, wie der Frühlingsspross die Kastanien, die sich ihr öffnen wollte und sie verschwendete mit dem Glanz des Jorues alle ihre Liebeswürdigkeit an den Vertrauensfeind, der ganz beglückt mit dem, was ihm zu teil wurde, sich deereis so wohl in seiner Stellung fühlte, daß er gar nicht fragte, in welcher Bedeutung es ihm zukoß. Ob sie denn ihr Glück mit besonderem Eifer neu besetzt oder ein besonders reizvolles Javot zwischen die Aufschläge ihres Jadedetts gelegt, ob sie mit rezunzungen Luftigkeit ihr Scherzreden erörtern ließ und ihre weißen Perlschnur zeigte oder mit liebenswürdiger Anmut über allerlei ernste Gesprächsstoffe hinweggerate: Dr. Mosheim bezog alles fröhlich auf sich. Waren alle diese reizenden Dinge, dachte der Philosoph bei sich, für den andern bestimmt, jener andere ist außer Spiel, seitdem er an den grauen Fingern der Kleinen sein Herz entzündet hat. Siehe ich auch selbst noch de concors als überglückseliger Jüngling, so kann ich mir doch all die Vergnügungen, welche die Vertrauensstellung an sich höchstselbst, vertrauensbedürftigen Wesen mit sich dringt, nach so vielen Jahren trockener Arbeit wohl schmecken lassen. Das ist ungefährlich — für sie, wie für mich.

Darin täuschte er sich. Es war nicht ungefährlich — wenigstens nicht für ihn und auch darin, daß diese schönen Tage ewig währen sollten. Davon überzeigte er sich in einer Stunde; denn als die nächsten Tage einen rapiden Abstieg erreichten, machte der gelebte Herr Skutlos die überraschende Entdeckung, daß er während des mehrwöchentlichen doch so ganz harmlosen Verkehrs mit der Freundin seine Herz, und als er seine Gedanken zusammenfassen wollte, um jenes wieder einzufangen, auch diese verloren hatte. Wie dieses Ende mit Schreden kam? nicht von seinen des Pensionsoberhauptes! Es war Miß Kühle nicht unbekannt geblieben, daß durch Vermittlung des hochgeehrten künftigen Herrn Bibliotheksknirs der gelebte Pensionsoberhaupt die Bekanntschaft zweier ihrer Pupils gemacht und — eine ihr unverkündete und mit Absicht übersehene Anomalie — der kleinen unbedeutenden Gretchen Meyer besondere Ehre und Aufmerksamkeit erwies. Miß Kühle erlittene sich, daß Pringen manchmal unkontrollierbare Neigungen zeigten — wie der Prinz für Menschenbröbel — und legte sich auch die Sache so zurecht, daß der Allgefeiert, in den zugestandeneweise die ganze Pension verliebt war, allem Gerede und aller Geselligkeit am besten dadurch aus dem Wege ging, daß er ritterlich der unbedeutenden von ihnen äußerlich den Hof machte. In jedem Falle war bei einem solchen Manne alles, was an einem gewöhnlichen Menschen extremly shocking erklärt werden würde, wunderbar und charming und sie hütere sich, mit dem hohen Herrn zu brechen, der zum Entzücken der ganzen Pension öfter als erforderlich zu den Proben kam — eigentlich brachnte er gar nicht zu kommen, da er nur einige Solovorträge zu übernehmen die Gnade hatte.

Wenn nicht von Miß Kühle, von welcher Seite sonst? Von ihm selbst! halb unbedachtigt freilich und auf die einfachste Weise der Welt. Tautsch Hellriegel hatte, wie es bei einem Mann von Bildung ja selbstverständlich ist, die präsumtive Freundin der Ernichte nämlich durchaus nicht ganz vernachlässigt. Er hatte auch sie häufig mit einem seiner unbedeutenden Blick gestreift, hatte sie stets, soweit es die Galanterie erheischte, mit in das Gespräch gezogen und hatte ihr einmal einen Händedruck gegnnt, in dem für ein künftiges Mädchen zu lesen war: „wie viel lieber möchte ich dich — wenn es die Verhältnisse gestatteten,“ aus dem aber Trudchen in ihrer Einfalt nichts zu machen wußte. Dagegen war ihr niemals entgangen, daß Herr Tautsch mit ihr einen ganz anderen Ton anschlug, als mit der V-Freundin. Seine Stimme zitterte und bebte — seine Worte glitzten und blühten. Er sprach von den süßlichen Aufgaben der Musik, schwebte auf schwingendem Trepid und kam nur langsam zur Erde herab. Trudchen hörte erst mit Entzücken, dann mit Reiz, endlich mit Verdrüßung der Sprache zu, in welcher der Gelehrte mit der Kleinen verkehrte. Sie kannte die Grenzen der Bildung der Kleinen und wußte ganz gut, daß sie zum Verständnis dieses viel Offenbarungen auf sie herabströmenden Schwalls schöner Worte gar nicht die Vorbildung besaß. Das verdrüßte sie ja nicht einmal, geschweige denn ihre Gefährtin, die

das einfachste Mittel nicht finden konnte. Und dabei machte sie ein so bequames, hingebendes, verändertes Gesicht und sah auf seine Lippen, damit seines seiner Worte ihr entgegen. Das erlichen Trübsen höchst komisch und wenn er sich dann im gewöhnlichsten allgemein verständlichen Deutsch an sie wandte und irgendwelche gleichgültige Tagesfrage mit ihr abhandelte, dann wußte sie gar nicht, was sie daraus machen sollte. Hieß er sie nicht für fähig, das zu fassen, was er der Kleinen zumute — welches war seine natürliche Sprache, seine auf Stelzen oder diese in Schlafschuhen? Behandelte er sie nicht immer so flach vertraulich wie in dem alten Lustspiele der Freier das Kammermädchen der Prinzessin? Sollte das ewig ja bleiben? Nein, es nahm ein Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel zwischen R. Wagner und Fr. Liszt.

II.

R. Wagner weiß die Bedeutung der Freundschaft Fr. Liszts zu würdigen. Er nennt ihn in seinen Briefen: „Du liebster aller Menschen! Du heiliger Franz!“ (Sancte Franciscus, ora pro nobis). Da Liszt sehr religiös war, so bemerkt Wagner im Sinne der Ansichten seines Freundes, daß er ihm vorzuziehen wie Jesus am Kreuz, der allen hilft, nur sich nicht. Wagner dankte ihm damals für einen Artikel, welchen Fr. Liszt in ein Pariser Blatt über den Tannhäuser geschrieben hat. Ein andermal schreibt Wagner seinem Freunde: „Du allein würdest am besten im Stande sein, alles Tüchtige, was etwa noch in mir stecken mag, herauszuschlagen, denn an Dir würde ich mich am ehesten erwidern.“

Wohlthunend ist der warmherzige Ton der Dankbarkeit, welchen Wagner anschlägt. „Ich begreife nicht“, schreibt Wagner an Liszt aus Zürich im Mai 1853, „was ich seit vier Jahren ohne Dich geworden wäre! Und was hast Du aus mir gemacht! Es ist hinreichend schön, Dir in diesem Zeitraum von mir aus zuzuschreiben! Da hört der Begriff und das Wort „Dank“ auf, van Inbalt zu sein.“

Auffallend ist folgende Bemerkung in einem Briefe Wagners aus Zürich, Jänner 1854, an Liszt: „Du bist der Schöpfer dessen, was ich jetzt geworden; ich lebe nur durch Dich; Sorge denn für Dein Geschöpf; ich rufe Dir das wie eine Pflicht zu, welche Du hast.“

Im Dezember 1856 bemerkt Wagner: „Deine Freundschaft ist das wichtigste und heftigste Ereignis meines Lebens.“ Galt man dazu die Hilfsbereitschaft, welche Liszt auch anderen hochtätigen Künstlern bewies, hat z. B. Rubinstein, Cornelius, Taubert u. a., so muß man seinen menschlichen Wert hoch veranschlagen; vielleicht überragt derselbe den Wert des Komponisten Liszt.

Das Vertrauen Wagners in die Allmacht der Freundschaft Liszts ist insofern unbegrenzt, als er dem letzteren sogar zumutet, daß er in Weimar einem Zimmerfellow nachspähe, der ihn in Paris dekolieren hat; er soll tradieren, dem Manne das entwundene Geld abzunehmen. Wahrscheinlich war das letztere ohnehin eine Gabe Liszts.

Wagner erwähnt, daß ihn Liszt allein ganz verstanden habe; kein Wunder, daß R. Wagner an Geburtstage seines Freundes im Jahre 1853 zu Venedig am Marktplatz ein Festessen mit Lustern und Champagner veranstaltete, „wozu auf dem Plage die Menzionsvirtu von einer Militärkapelle recht gut gespielt wurde.“ „Wir feierten so einen ganz wunderbaren Abend.“ Diese helle Champagnerstimmung steht barthaft von jener Melancholie Wagners ab, von welcher beherrscht, er einmal in London ankerte: „Nicht eilet die Welt.“

Liszt ist den Derten Rik. Wagners gegenüber von einem Euthymismus, welcher dem armen, im Leben arg herumgekommenen R. Wagner wohlthun wollte. So schreibt Liszt im September 1850 an R. Wagner von Weimar aus: „Wir schwimmen ganz im Weh seines Lebens. Dieser ist von Anfang bis Ende ein erhabenes Werk; der mancher Stelle sind wir die Thränen aus dem Herzen genommen. Da die ganze Oper ein einziges unteilbares Wunder ist, kann ich

Dir unmöglich dänen oder jenen Zug und Effect, die oder jene Stimmführung besonders hervorheben.“ Später schreibt Liszt über dieselbe Oper: „Ich kann Dir nicht sagen, wie tief mich das Werk jedesmal ergreift. Das letzte Mal, als wir es durchführten, fragte ich mich stutzig für mein Jahrhundert, einen solchen Menschen, wie Du Dich darin kundgibst, zu besitzen! Mit dem Vokarist nimmt die alte Opernwelt ein Ende; der Geist schwebt über den Wässern und es wird licht!“

Wertwürdig ist folgende Stelle in einem Briefe Liszts an R. Wagner: „Deine Gräße macht auch Dein Gaud; beide sind unzertrennlich verbunden und müssen sich quälen und martern... bis Du sie nicht beide im Glauben hinsteigend aufgeben lässt!“

Nicht gewöhnlichen Satzes ist folgende Bemerkung Liszts: „Alles ist vergänglich, nur Gottes Wort verbleibt ewiglich und Gottes Wort offenbart sich in den Schöpfungen des Geistes.“

An einen Ausspruch Riccioles, den Schöpfer so vieler lieblicher Engelgestalten und anderer reizvoller Himmelsbewohner, der vor dem Malen immer gebetet hat, erinnert folgende brüßliche Ausrufung Liszts, der von einer selbstkomponierten Weise spricht: „Ich kann wohl sagen, daß ich mehr daran gebietet, als komponiert habe.“

Daß Liszt als Mensch vortreffliche Eigenschaften besaß, beweist auch ein Brief, welchen er zugleich mit der Partitur des Künstlerchorus an R. Wagner geschickt hat. Liszt schrieb: „Eage mir unumwunden Deine Meinung über diese Komposition... Findest Du sie schlecht, dummhaft, verfehlt, so sage mir's ohne Rücksicht. Davon kannst Du versichert sein, daß ich nicht die mindeste Eitelkeit an meinen Werken hege und sollte ich auch lebenslang nichts Gutes und Schönes hervorbringen, so werde ich mich nicht mühen an dem Schönen und Großen, was ich bei anderen erkenne und bewundere, wahrhaft und innigst erlernen.“ Dieser neidlosen Fremde ist nur ein reiner Charakter fähig.



Hermann Lingg

feiert am 22. Januar 1890 sein 70. Wiegenfest. Am 22. Januar wurden bekanntlich auch G. Lessing und Byron geboren; dieser Tag scheint somit für den Eintritt großer Dichter ins Leben vom Schicksal reserviert zu sein.

Man wird besonders in München, wo H. Lingg lebt, diesen Gedentag festlich begehen. Ein Verein dargiger Schriftsteller und Künstler wird ihm u. a. eine von dem tüchtigen Bildhauer Otto Lang angefertigte Bildnisbüste überreichen. Und der berühmte Porträtmaler Franz v. Lenbach hat kürzlich den Dichter gemalt; ein Lichtdruckbild nach diesem Porträt schmückt die neuen Gedichte von Hermann Lingg, welche im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (Nachfolger) unter dem Titel: „Jahresringe“ vor kurzem erschienen sind.

Das ist eben das Kenn- und Lichtmal eines genialen Dichters, daß seine Schaffenskraft auch an der Schwelle des Greisenalters nicht erlahmt, sondern daß sie sich frisch und jugendfröhlich erhält. Und fürwahr, die „Jahresringe“ und die vor drei Jahren erschienene Sammlung lyrischer Gedichte von H. Lingg enthalten kostbare Gaben seiner Muse.

Es schimmern wie Edelsteine bald parfümierte, bald philosophische Gedanken in seinen Dichtungen, deren metrische Form von musikalischem Wohlklang ist. Wenn auch wir den besten deutschen Lyriker der Gegenwart zu der Ungebrochenheit seiner schöpferischen Kraft, zu der Milde und Frische seines Geistes an seinem 70. Geburtsstage beglückwünschen, so thun wir es im Sinne unserer Zeitung, wegen der Wahlverwandtschaft von Musik und Poesie, welche so zu einander gehören, wie Licht und Luft zum Leben, wie Blumen zum Frühling, wie Liebe zum Herzen. Wie viele Lieder hat H. Lingg geschaffen, die von Komponisten betont wurden, wie oft hat unser moderner Dichter nach der Lyra gegriffen, um die Macht der Musik und die großen Werke unserer Tonmeister, besonders Wagner's, zu besingen. Auch die „Jahresringe“ enthalten wieder einzelne Lieder von hoher Anmut, wie es das folgende ist:

Es singt der Schnee, wenn man ihn tritt,
Wenn über ihn die Näher gehen,
Die Mondstrahlen liegen mit,
Die fällt zur Erde niederstern.

Es singt der Schnee, — er singt ein Lied
Von jammerfarren Händfalten,
Von Armen, der im Frost vertrieben,
Von Herzen, die zu früh erkalten.

Ein dichter Grundton beherrscht dieses Lied, wie viele andere Gedichte in der Sammlung „Jahresringe“; allein wenn sich der Dichter auch den Blick für die tragischen Seiten des Lebens offen hält, und diese als poetisch beleuchtet, so laubet er sich auch nicht von den Reizen des Daseins ab und verfehlt sie in einer Weise zu würdigen, welche von dem ungelunden Pessimismus und von dem trivialen Naturalismus unserer Tage weit abliegt.

Als echter, geistvoller Dichter verfügt Herr. Lingg über Humor, welcher lüchelt, wo sich andere ärgern, und den Wahnsinn durch Komik zu Fall bringt. Nicht an seinen ununterbrochenen Einfällen ist u. a. das Gedicht: „In der Mode wohnt ich sein!“ Der Dichter glaubt, daß seine Drame nicht dann und wann an größeren Bühnen gegeben werden, sondern hundertmal, wenn er in der Mode wäre; dann würde man auch seine Gedichte eifriger lesen. „O wie hätte man mich lieb, wär' ich gleich ein wenig Dicht an berühmten Autoren, von der Donau bis zum Rhein, wär' ich in der Mode sein!“ Lingg kann sich damit trösten, daß er ein Dichter für Jahrhunderte ist, der nie aus der Mode kommen wird. Möglicherweise ist der „Chor der Achselträger“, in welchem es heißt:

War dem Insinn, vor der Töbheit
Regen wir uns auf den Rand,
Denn verläßt ich uns Gerächheit,
Wahrheit ist nur Dumm und Nand —
Wahrheit ist allein — die Gnuht:
Sie zu halten, sie zu fassen,
Ewig nicht mehr auszulaufen,
Ist der Menschen höchste Kunst.

Als, wie schwierig ist's zu treffen,
Ob die Segel einzureissen
Oder anzuspinnen hieb!
Soll man tadeln, soll man rühmen?
Soll man Schwächelei verfluchen,
Soll man tadeln sein oder blind? —
Gut ist's immer, sich vernichten,
Doch gefährlich ist selbst zu weichen,
Wenn man Absehen zeigen soll,
Hinterher deutlich anzupfeifen,
Links und rechts zugleich zu schielen
Hier ein Dar sein, dort ein Moll...

Am Schluß ihres Chores betonen die Achselträger, daß sie das Skrokolit um ihre Thränen beenden und vor allem bei das Chamäleon Gegenstand ihres Neides. Dann geistvollem Humor durchzieht sich auch die Gedichte: „Die Phantasie vor Gericht“ und „Zum Jubiläum eines Tierarztes“; der letztere heilte sogar geistesrannte Giel, welche durch Theaterbrüche trübsal Morde ausführen wollten. Am Schluß des Jubels an Ehren des Tierarztes heißt es:

Wohl gelänge dir auch leicht
Bei den Schweinen die Entsetzung,
Aber diese Kunst gereicht
Nur den Menschen zur Errettung.

O, wie ging' es heute zu,
Könnten sie telefonieren,
Könnten all die Mäh und Ruh
Dir elektrisch gratulieren!

Bedeutend sind H. Lingg's Gedichte, welche er unter der Ueberschrift: „Städte des Altertums“, „Burgen und Paläste“, „Meerergbiet“ und „Wägen“ zusammenfaßt; er beleuchtet darin poetische Momente der Weltgeschichte und blickt mit seinem klaren Seherange großen Menschen in die Seele hinein. Dichtungen, deren Brennpunkt ihre allgemeine Lebensbetrachtung ist, dürfen damit nicht ihren poetischen Reiz ein, sondern gewinnen an Wert durch die Tiefe und Klarheit, mit welcher ein großer Gedante ausgesprochen wird. Wie edelgedacht ist u. a. folgendes Gedicht:

Frage.

Schier jede Fäße ward erstiegen,
Erstoch' bald jeder Tiefe Grund,
Dach war des Unglücks Grenzen liegen,
Das ward noch keinem Menschen kund.

Auf jedes Leid in deinen Tagen
folgt noch ein größeres, nie zu dir
und deinem Herzen kommt du sagen:
Ich seh ein Ziel der Sorgen hier.

Ein Führer kennt des Wades Stege,
Der Führer kennt des Stromes Lauf,
Doch wer kennt, Schicksal, deine Wege,
Wer stellt des Lebens Zerfall auf?

Für Liebeskompositionen fügen wir noch folgendes
zarteempfindende lyrische Gedicht an:

Verständnis.

Wenn die Wurzel dieses Stammes,
Den du pflanztest auf mein Grab,
Sich durch Nacht des Erdentrümmers
Sanken wird zu mir hinab,

Doch dann, ob nicht aus den Zweigen
Dir mein Geist sich nahen wird,
Dir den rechten Weg zu zeigen,
Wenn du nicht bist und verirrt.

Herrn. Kling ist nicht nur als Poet von großer
Bedeutung und Lebenswürdigkeit, sondern auch als
Künstler. Ihn hat das Schicksal fürwahr nicht
gehädelt und verwöhnt, er ging bescheiden und von
manchem harten Schlage getroffen durchs Leben. Aber
seine Bitterkeit wohnt in seinem Herzen, es sei denn
jene, welche sich in vornehmer Form gegen kultur-
feindliche Gewalten poetisch ankündigt. Er kennt nicht
jene olympische herablassende Fremdbürlichkeit, oder
wenigstens keine Unnahbarkeit, welche zwischen
an literarischen Verhältnissen wahrzunehmen ist. Sein
Herz erschließt er allerdings nur jenen, die es ver-
stehen; an diesen hängt er aber mit treuer Neigung.
Wir wünschen, daß das poetische Angebinde, welches
Herrn. Kling an seinem 70. Geburtstag dem deutschen
Volke widmet, von diesem teilnahme- und verständnis-
voll hingenommen werde.

H. Su.



Pia von Sigher.

J. B. — Pia von Sigher kennt als Sopranistin
im deutschen Konzertsaal kaum eine Rivale. —
Bayerisch ist ihr Geburtsort. Als Tochter des Ban-
inspektors von Sigher verbrachte sie dort ihre ersten
Lebensjahre. Eine Vererbung führte die Familie
bald nach Hof und hier erhielt die kleine Pia ihren
ersten Musikunterricht. Sie zeigte sich außerordentlich
günstig veranlagt und ihre süße Kinderstimme, welche
unwiderstehlich zum Herzen drang, erregte bald Auf-
sehen. Mit zehn Jahren kam die kleine in ein Mäd-
chenpensionat nach Dietramszell in Oberbayern. Hier
entdeckte man alsbald, welchen Schatz sie in der Seele
trug und sie wurde bei kirchlichen Musikaufführungen
die Solopartien übernehmend. Dort lernte Pia ihren
Geschmack kulturell und bilden. Die eigentlichen Musik-
studien begannen aber erst nach ihrer Rückkehr ins
Baterhaus; ein sehr tüchtiger Musiker, der Stadt-
santor Hornikel zu Hof gab Pia den ersten syste-
matischen Unterricht und auf dem von ihm gelegten
Grundstein baute nach der Ueberlieferung der Familie
von Sigher nach München die vorzügliche Gesangs-
lehrerin Frau Emilie Kaula weiter. Die Schülerin
zeigte sich ganz außerordentlich begabt; sie lernte
spielen, wenn auch mit Ernst und feurigem Eifer.
Da sie alle Schwierigkeiten schnell überwand, durfte
sie bald, als ganz junges Mädchen, im Münchner
Oratorienverein als Solistin auftreten, und zwar als
„Hanne“ in Haydn's „Jahreszeiten“. Dieses Debut
war von glänzendem Erfolge begleitet. Musikum
und Kritik waren einig im Lobe des neuen Säng-
engels und so versuchte dieser denn seine Schwingen
zu weiterer Fluge und begab sich nach Weimar, wo
der unvergeßliche Meister 1831 den Wagner bildete,
der Künstlerseelen anzog. Seine Lebenswürdigkeit
zeigte sich Pia von Sigher in ganz besonderer
Weise, denn er fand großes Gefallen an der lieblichen
Stimme, an der einfachen, natürlichen, aber sicher das
Rechte treffenden Auffassung, und ließ sich von ihr
besonders gern seine Marienlieder vorsingen.

Aber das Jhull in Weimar dauerte nicht lange,
denn die Kunst begann immer größere Anforderungen
an ihre Jüngerin zu stellen; sie sang anlässlich des
Lutherjubiläums auf dem klassischen Boden der Tho-

maskirche in Leipzig, dann bei dem Jubiläum
in Halle und allmählich in allen großen Städten
Norddeutschlands, wie am Rhein und stets mit dem
gleichen durchschlagenden Erfolge.

Wahre Triumphe feierte sie in Holland; die als
stark verschrienen Holländer gesehten in Begeisterung,
als die silberne Stimme sich mühelos in die schwin-
delnsten Höhen schwang und an Trillerketten und
verlenden Koloraturen aus und nieder schwobte. Man
überhäufte die Sängerin mit Blumen und Geschenken,
und die Presse nannte sie das „Troiekind“ (d. i.
Liebling) der Holländer.

Allein Pia von Sigher ließ sich durch diese
Erfolge in ihrem ersten Weiterstreben nicht hindern.
„In der Kunst lernt man nie aus“, sagte sie sich,
und beischloß von neuem in die Schule zu gehen, und
war der Julius Etzchansen. Nach ihrem eigen-
en Ansprüche gehören die bei diesem Meister ge-
machten Studien zu ihren schönsten und wertvollsten
Erinnerungen. — Wie ihr Streben gekrönt worden
ist, wir hören es in jeder musikalischen Gabe, die sie
uns bietet, und wir danken ihr jedesmal im Herzen,
daß sie mit ihrem Talente gewandert hat zu uns und
Freunden aller musikalischen Seelen.



Theodor Krüttner.

Ein deutschböhmischer Tonbildner.

Von Karl Kullen mitgeteilt von E. Fedor Kaffner.

Ein bedeutender aber unberühmter Komponist
ist der deutschböhmisches Tonbildner Theodor
Krüttner. Seine Werke zeigen von dem echten
Gottesgnadentum des Genies und es ist höchst
befragenswert, daß diesem Manne die Mittel nicht
zu Gebote standen, um den Weg zur Größe ganz
wandeln zu können, wie er nach seiner reichen mus-
ikalischen Begabung dazu berufen schien.

Theodor Krüttner ist in einem echten Musiklän-
den geboren: aus der Umgebung von Weidau (bei
Stargard) ziehen alljährlich viele Musiker in die Welt
hinaus, gute und minder gute, welche unter dem
Gesamtamen „böhmisches Musikanten“ bekannt sind.
Von diesen Wandermusikern aber genies die We-
idauer einen besonders guten Auf. In der Nähe
dieses „musikantenreichen“ Weidau, in dem Städtchen
Ginsfel, wurde unter Theodor Krüttner am 16. Februar
1814 geboren. Schlehinger unterrichtete den Knaben
im Klavier- und Orgelspiel, in der Musiktheorie und
im Generalbass. Mit 14 Jahren veränderte sich Krüttner
bereits selbst in Kompositionen. In den fünfzehn-
jährigen wurde Theodor auch nach Brand und Güte
„Fahrend“ und bereiste als Mitglied eines kleinen
Orchester's die österreichischen Länder. Von besonders
materieller Erfolg gab diese Kunstwanderung gerade
nicht gewesen sein. An einem Fingertage konnte
sich Krüttner nur ein Stück trockenen Brotes und ein
Glas Bier kaufen. Dafür brachte er einen glühenden
Eifer zu fleißigem Weiterstudium heim. Er lernte in
Fr. Schneiders „Kompositionsschule“ und anderen
musiktheoretischen Werken, verschaffte sich Partituren
und Klavierauszüge von klassischen Tonwerken.

Da keine Aussicht war, mit der Musik allein
den Lebensunterhalt zu verdienen, drängte der Vater,
sich nach einem sicheren Brote umzuschauen. Und da
schien dem alten Krüttner besonders die Stelle eines
Schulmeisters annehmbar. Dem Lieblingswunsche des
Vaters nachgebend, besuchte also Theodor den Prä-
parandanten in Plan nad wurde dann als „Schul-
gehilfe“ (Unterlehrer) mit 8 fl. G. M. Jahres-
gehalt angestellt. In der Schulstube wurde es ihm
aber bald zu enge. Er verzichtete auf seinen Schul-
gehilfenposten und wanderte 1836 nach Marienbad
(welcher Ort als Kurort eben im Aufstehen war),
um als Musiklehrer sein Brot sich zu verdienen. Hier
zog er durch einige gelungene Kompositionen die Auf-
merksamkeit auf sich und im nächsten Jahre wurde
er als Mitglied des Konzertorchesters aufgenommen
und 1842 zum Direktor desselben befördert. Nun
hatte er Gelegenheit, sein Talent zu entfalten. An-
lässlich einer Preisausschreibung des „Musikvereins
in Prag“, der sich die besondere Pflege oaterländischer
Tonwerke zur Aufgabe gestellt hatte, komponierte
Krüttner eine Ouvertüre. Für dieselbe erhielt er den
ersten Preis und wurde zum Ehrenmitgliede des
Vereines ernannt. Eine andere, ebenfalls preisgekörnte

und vom Prager Vereine oftmals angeführte Kom-
position betitelt sich „des Winden Lied“, für Partitur-
stimme und Streichquintett. Die Hauptwerke Krüttner's
aber sind kirchliche Kompositionen. Von anderen
Kompositionen wurden nur noch bekannt: vier
große Ouvertüren für großes Orchester; zwei Ouver-
turen für kleines Orchester; Lieder, ein Konzertino
für Violine und Orchester; Variationen über ein
Volkslied für Fide mit Orchester; Variationen für
das Waldhorn mit Orchester; Gavotte für das kleine
Orchester; Männerchöre n. s. w. Diese Kompositionen,
namentlich die kirchlichen, tragen in hohem Maße den
Stempel großer Originalität an sich und sind von
bedeutendem Werte. Leider sind seine sämtlichen
Werke Manuskripte und das Archiv des Marienbader
Konzertorchesters ist wohl kaum der richtige Ort zur Ver-
wahrung derselben. Vielleicht findet sich, durch diese
Zeilen angeregt, ein Verleger, das die Krüttner'schen
Tonwerke endlich Geltung bringt.

Als im Jahre 1844 Richard Wagner mit
seiner ersten Frau zum Auszuge nach Marienbad
kam, befreundete er sich bald mit Krüttner. Er lobte
ihm seine Kompositionen und rühmte an ihnen, daß
sie in ihren Werken an Beethoven und Mozart ge-
mahnend. Wagner forderte ihn auch auf, nach Dresden
zu kommen, um die große Schöpfung und Lichtscheit
zu hören. Als Krüttner den Meister einmal um
einige Stücke aus der Konzertpartitur bat, erfüllte ihm
Wagner diesen Wunsch und schickte ihm die Ouvertüre,
den zweiten, dritten, vierten und fünften Akt der Oper
in großer Partitur. Es ist darin Wagners Hand-
schrift in roter Tinte ersichtlich, mit welcher er selbst die
Muskrit fürrigiert, Noten und Randbemerkungen
hinzugefügt hat. Der Begleitbrief Wagners lautet:
„Gelehrter Herr Krüttner, ich schicke Ihnen
hiermit eine von mir selbst fürrigierte Muskrit der
Partitur meiner Oper „Mein“, von der herbei nur
der erste Akt fehlt, was aber wenig ausmachen wird,
da ich gerade in diesem Akt nicht viel vorbrachte,
was sich zu Ihren Boedee eignen dürfte. Sie können
vorläufig diese Muskrit behalten: sollte ich ihrer noch
einmal bedürfen, so werde ich mich deshalb zu seiner
Zeit an Sie, und ich bitte daher mir Sie bei sich zu
behalten“ n. s. w.

Nach dem Abschied Wagners gab Krüttner Par-
tituren und Brief nach Eger an das Museum, wo sie
unter Glas und Rahmen aufbewahrt wurden. Zwanzig
Jahre nach dem Abschiede Wagners in Marienbad
bereiste Krüttner mit seinem Orchester die Schweiz,
vier Winter nacheinander. Da traf er mit M. Wagner
durch einen Zufall noch einmal in einem Geisler Ge-
hause zusammen, wo bayerisches Bier geschenkt wurde.
Es war nach der fatalen Wundung Wagners, wo
Endlich II. ihm selbst den Rat gab, München auf
einige Zeit zu verlassen. Wagner sah sehr abgemagert
aus und sagte Krüttner, daß er in Geisler unermant
leben wolle. In der That konnte Krüttner die
Wohnung Wagners auch nicht ermitteln.

Im Jahre 1881 legte Krüttner seinen Direktor-
posten in Marienbad nieder. Er zog in seine Heimat-
stadt Giesfeld zurück und lebte dort in tiefer Zurück-
gezogenheit. Dieser Mann, der unter günstigen
Verhältnissen einer der bedeutendsten und produktiv-
sten Tonbildner der Mezzzeit geworden wäre, er war
zu bescheiden, zu schüchtern — und darum wurde er
übersehen, nicht beachtet und blieb ungewürdigt.
Vielleicht wird noch die Zeit kommen, wo seine Werke
jene Anerkennung finden werden, welche sie verdienen.



Mozart II.

Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zwei-
gen wohnt; das Lied, das aus der Kehle
dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet, meint
Goethe, und in der That scheint wenigen
Künstlern ein anderer Lohn zu Teil zu werden, als der
in Kunst und Kunstthätigkeit selbst liegende. Wahre
Kunst scheint eben nicht nach Brot gehen zu dürfen.
Schiller, schon Dichter der Mäuer, des Piesco,
von Kabale und Liebe, litt bitterste Not; Mozart,
um dieselbe Zeit Konzertmeister des Fürstbischöfs von
Salzburg, bezog einen Jahresgehalt von 12 Gulden
30 Kreuzern, und da er nach München geht und
demütig an den Porten der alten Residenz steht, um
den eben mit seinem Jagdgefolge heimkehrenden Kur-

fürten nun Unterkommen und Beschäftigung zu bitten, wird er abgewiesen, und als dann einkaufsreiche Personen sich für ihn verwenden, meint der Kurfürst: „Es ist zu früh, erit gehe der junge Mann nach Italien und mache sich berühmt!“

Derjelbe Mozart aber hätte damals bereits die Diplome von Bologna und Verona in der Laide und außerdem schon zwei Opernpartituren aufzuweisen!

Eine Londoner Musikgesellschaft veranstaltete im November 1887 eine große Mozartfeier, bei der lebende Bilder vorgeführt wurden. Man brachte Szenen aus Mozartschen Opern, zum Schluß erschien Mozart selbst. Für die Darstellung des letzteren hatte man einen verhungerten Kommiss aufgetrieben, der dem großen Mozart sehr ähnlich sah und dem man für diese Leistung ein Pfund Sterling gegeben. Am Abend, bei Beleuchtung, im entsprechenden Kostüm trat diese Ähnlichkeit des ausgehungerten Kommiss mit Mozart so verblüffend hervor, daß sich das Publikum an Mozart II. gar nicht fast setzen konnte und geradezu an Wundern glauben wollte.

Mozart II. kam auf diese Weise förmlich in Mobe; er wurde in allen Säulern empfangen, gleich einem Weltwunder angehaucht und erhielt für jeden Besuch in der Dauer von einer Viertelstunde 10 Pfund Sterling.

Selbst die Königin Viktoria, eine der wärmsten Verehrerinnen Mozarts, empfing John Warrens und schaute in dem hochwägen Kommiss den großen Schöpfer des „Don Juan“ an. Mozart II. erwartete sich auf diese Weise mühelos ein kleines Vermögen; Mozart dem Ersten gelang dies nicht. M—r.



Konzerte.

m. f. Frankfurt. Neben der Oper konzentriert sich das musikalische Leben am Main hauptsächlich in den Veranstaltungen der „Musikgesellschaft“, den Kammermusikabenden, sowie großen Konzertaufführungen derselben unter Hinzuziehung der hervorragenden Vertreter des modernen Virtuositismus. Von beachtenswerten Orchesterkonzerten brachten die dieswärtigen Musikvereine eine Ouvertüre op. 68 von Antonio Vazini, eine groß angelegte Ländliche symphonische Charaktere, welche uns jedoch als der Ausdruck eines noch nicht abgeklärten Empfindens entgegentritt; die erste slowakische Rhapsodie von Dvorák (I. dar. op. 45) ist ein ungemein charakteristisch und fein ausgestaltetes Werk; sowie Ernst Rudorffs Variationen für Orchester op. 24, welche jedoch bei aller technischen Meisterhaftigkeit in der Behandlung des polyphonen Satzes der frischen Reize eines aus dem Vollen schöpfenden Empfindens entbehren. Aus den Kammermusikabenden der Musikgesellschaft nennen wir ein zum erstenmal zu Gehör gebrachtes Streichquartett in E-moll von F. Smetana: „Aus meinem Leben“, eine hochinteressante Schöpfung, welche bei scharfer Betonung der nationalen Eigenart das Prinzip der Programmmusik von den größeren Kunstformen auf den vierstimmigen Instrumentalfach überträgt; ferner ein Quintett von Gambatti für Klavier und Streichinstrumente, das jedoch bezüglich der Erfindung und Durchföhrung die an den Namen dieses in Deutschland auf eingeföhrten modernen italienischen Meisters geknüpften Erwartungen nicht rechtfertigt.

Leipzig. Eine kammermusikalische Neuheit nicht gewöhnlicher Art bot uns die dritte Aufföhrung des Prodyquartetts mit der Vorföhrung eines Manuscriptos für Klavier, Oboe und Viola von R. Hofbardi. In der Stimmung und Gesamtmitridung zu Brahms hineineigend, verknüpft das Werk gelegentlich auch nicht einen sinnigen Blick auf die „Meisterfänger“, trotz alledem wagt sich der Komponist eine wohlwollende Selbstständigkeit und darf mit Gewisse betonen bezüglich der Gattungsabstammung, die er bei anderen Meistern aufgefunden: Nie hab' ich sie bestohlen, nur genossen. Bei der Seltenheit, mit der man heutzutage in unserer Kammermusik derartige ungewohnte Zusammenstellungen wagt, wirkte das von der Oboe, Viola und Klavier erzeugte Tolorit doppelt überraschend. Das Werk, das für

eine erste Vorföhrung eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, wird sicherlich auch, sobald es gedruckt vorliegt, weitere Kreise lebhafter interessieren! Bernhard Vogel.

— o. Hamburg. Im Karl Schulze-Theater zu Hamburg ist kürzlich die neue Operette von Gustav von Meier „Der Amerikaner“, in Musik gesetzt von dem Wiener Tonkomponisten Gothov-Grünke, mit gutem Erfolge in Scene gegangen. Nachdem der Dichter mehrere fühlbar gewordene Längen in dem amüsanten Libretto beseitigt hat, erweist sich das Werk als durchaus lebensfähig und lockt abends eine Menge Liebhaber der leichtschwingenden Muse in das genannte Operntheater. Die Musik ist gefällig, ja stellenweise originell.

— Paris. Ein neuer bedeutender Künstler macht hier Aufsehen, der Pianist Henri Takté. Er wurde vom hiesigen Konservatorium mit dem ersten Preise ausgezeichnet und konzertierte mit großem Erfolge im Saale Erard — sowie in mehreren hiesigen musikalischen Kreisen, z. B. im Salon der Frau Pauline Viardot; der junge Künstler hat eine so außerordentliche Technik und einen so warmen sympathischen Vortrag, daß man ihn getrost den ersten Pianisten der Gegenwart anreihen darf. Auch in Liverpool hat er mit ganz außerordentlichem Beifall im Artiste ein Konzert gegeben. Englischeblätter rühmen seine brillante Spielgeschwindigkeit und seinen warmen poetischen Vortrag, der ihn zu einem Künstler ersten Ranges stempelt. Im Jahre 1890 soll ihn auch das deutsche Publikum kennen lernen. Hedwig Schaaf-Noland.

— r. Wien. Das Hauptereignis der letzten Zeit war die im 3. philharmonischen Konzerte stattgehabte Aufföhrung zweier interessanter Novitäten, und zwar der Ouvertüre: „Im Frühling“ von Carl Goldmark und der symphonischen Variationen von J. S. Nicodé. Beide Werke fanden reichlichen Beifall. Sie bestechen vor allem durch den Klang und hätten gewiß ebenso gut gefallen, wenn sie unter dieser glänzenden äußeren Hülle einen weniger wertvollen Kern geborgen hätten, als ihnen wirklich innewohnt. Daß bei Nicodé mehr die Solidität der Arbeit als Begabung auffällt, daß bei Goldmark eine scharf ausgeprägte Individualität ein wirkliches großes Talent über manche sonst respektierte Schranke hinwegsetzt, sei gleich erwähnt. In den „symphonischen Variationen“ sehen wir trotz des schwülstigen Programms eine Reihe vornehmer, mit vollendeter Kunst aufgearbeiteter, reich polyphon behandelte Variationen, welche sich durch Charakter und Klangfarbe glücklich von einander abheben. Nicodé ist ein durchgebildeter Meister, innig vertraut mit allen seinen Haupt- und Nebenlagen, deren sichere Handhabung eben den meisterhaften Komponisten ausmacht. — Goldmarks Ouvertüre nennt sich: „Im Frühling.“ Nachdem schon die hochliegenden Violinen ein, und in dieser freudigen Stimmung bleibt das ganze Werk der Hauptfache nach, nur wenig unterbrochen durch einige dunkler gefärbte Partien. Von mehreren Seiten ist die Goldmark'sche Ouvertüre für ein reines Klangstück ohne wesentlichen Gehalt erklärt worden. Dieser Meinung sind wir keineswegs; — ohne die Ouvertüre für ein symphonisches Meisterwerk zu erklären, ist doch das was Klingt auch des Klanges wert. — Goldmark feierte einen Triumph, man rief ihn einigemale stürmisch hervor. Bögernd erheben der lebenswichtige Mann.

— z. Prag. Bormalms wetteiferten viele berühmte Künstler in Prag, in der Musikstadt par excellence zu konzertieren und selbst Musikgrößen ersten Ranges suchten von dem musikalischen Prager Publikum die Weihe zu erhalten. — Wie haben sich die Zeiten geändert! Wer spricht heute noch von Prag als Musikstadt? Da Sie nur über Novitäten des Konzertsalles Berichte wünschen, so ist in dieser Richtung wenig zu sagen. Der deutsche Orchesterverein hat in einem Konzerte als erste Programmmusik die Ouvertüre zur Oper Martha von Hottot aufgeführt und u. a. noch Motive aus dem Ballett: „Die Puppenfee“ zum besten gegeben! — Wohlthunendes boten die Gesellschaftsabend des Kammermusikvereins, der nun schon durch eine lange Reihe von Jahren die Berlen der Kammermusik in gebieter Weise zur Aufföhrung bringen läßt. Auch bewährte auswärtige Kräfte werden zu diesen Abenden

herangezogen. Mit Rikita machte auch uns ihre pitanten Mägen vor. Der Singverein hätte sich zu einer größeren Musikleistung auf; wie hätten von ihm das Requiem von Mozart. Die Aufföhrung dieser „schönsten Bekräftigung des Grabes“, wie Börne treffend das Requiem bezeichnet, war nicht ganz im Geiste Mozarts und ließ insbesondere der Franzosen viel zu wünschen übrig! — Die Akademie, welche zum besten des Pensionsfonds des Chor- und Orchesterpersonales bald danach gegeben wurde, war endlich einmal ein Musikabend größeren Stils, der das Herz jedes Musikfreundes erfreuen konnte. Unser bewährter Theaterdirigent Dr. Karl Muck leitete das interessante zusammengestellte Konzert und ließ uns nur bedauern, daß seine Bestrebungen, hier große Orchesterkonzerte zu veranstalten, an der Teilnahmslosigkeit des Publikums gescheitert sind. Die 7. Symphonie (E dur) von Anton Bruckner, sowie die herrliche Ouvertüre zu Richard III. von Robert Schumann zeigten in der Aufföhrung von dem vortrefflichen Können des Orchesters und dessen Leiters. Ebenso ergab wiederzugeben war eine zwar etwas blasse, aber nicht uninteressante symphonische Dichtung von Paul Gheiler: „Der Mattenfänger von Hameln.“

— P. R. In dem Schwereins-Konzerte trat als neue Entdeckung Fräulein Leijinger aus Berlin das erste Mal vor das Prager Publikum. Das Fräulein gewann durch seinen Liebreiz und durch die vornehme Schönheit der Gestalt das Auditorium — noch bevor es sang. Der anmutige Vortrag einiger Lieder und einer Arie aus „Il re pastore“ von Mozart zeigte die gute Schule, das Vermögen sein zu plancieren, eine vorzüglich ausgeglichene Koloratur. Doch ist der Mahnung laienverständiger und wohlmeinender Stimmen allerdings begründet: das Fräulein möge nicht allzuviel von ihrer Kraft verlangen, denn beim Tonsensieren, wie auch bei stark gebrachten Stellen zeigen sich deutlich die Folgen von Ueberanstrengung, welche die schöne Stimme vorzeitig verderben würde, wenn nicht zur rechten Zeit Einhalt geschieht. — Frau Marie Soldat-Näger hat schon im Mai hier gespielt und damals geradezu einen Sturm von Begeisterung entfesselt. Die Klaffigkeit und man möchte sagen künstlerische Keuschheit im Spiele und im Auftreten hatte man bei einer Violinwirtsin nicht erwartet; da gibt es kein Koettieren und Nicken und Lächeln; mit echt künstlerischer Hingabe an das vorgeföhrte Werk ist dieses allein die Hauptfache und wird mit Ernst und Weihe gebracht. In dem Spiel der Frau Marie Soldat-Näger wird mit Recht der große Ton, der felsenwolle Vortrag, die reumilde Tönföhrung, die Zartheit des Pianissimo, die Präzision und Sicherheit des Spiels gerühmt.



Kunst und Künstler.

— Das Stuttgarter Konservatorium für Musik gab auch im verfloffenen Jahre Vortragsabende, an welchen ausserordentliche Talente aufgeführt wurden.

— In Augsburg fordert man von Theateragenturen, daß sie außer einer Kaution von 15000 Markeln eine Konzession vom Ministerium und Handelskammer erster Gilde lösen.

— Der in Dresden lebende Musikkritiker Herr Otto Schmidt hat eine Symphonie von Michael Haydn, einem Bruder Joseph Haydns, nach hundertjähriger Vergessenheit ans Licht gezogen. Es wurde dieses Konzert in einem Konzerte der Dresdner Gewerkschaftsaffelle aufgeführt und hat ungemein gefallen. Die Dresdner Kritik macht darauf aufmerksam, daß kein Konzertsinstitüt dieses wieder aufgebundene schöne Werk M. Haydns unberücksichtigt lassen sollte.

— Im kleiner Stadttheater wurde eine neue Oper von Richard v. Berger: „Der Mäher von Granada“ aufgeführt. Man rühmt den Melodienreichtum und tadelt den trockenen Text derselben.

— Die in Passel lebende hochbetagte Witwe Louis Spohrs hat der Intendanz des Münchner Hoftheaters, deren Interesse ein im Archiv desselben sich befindender Klavierauszug der Spohrschen Oper „Pietro von Aberno“ erregt hatte, das

Manuskript der Originalpartitur zur Verfügung gestellt. Von besonderem Interesse ist ein an den Komponisten gerichteter Brief Menckens vom 4. März 1828, der eine begeisterte Kritik über das Werk enthält.

— In einem Berliner Konzerte sang die „amerikanische Künstlerin“ Frau Fursch-Madi, welche nur bei professionellen Musikern Beifall gefunden hat. Ein Berichterstatter meint im Hinblick auf die Leistung dieser Sängerin, daß es bald nur zwei Klaffen von Solisten geben werde: solche, welche Honorar bekommen, und solche, welche es zühlen, um überhaupt aufzutreten. Unter 500 Worte würde der Kritiker dann Frau Fursch nicht zu Wort kommen lassen.

— Die sogenannte „Weltsprache“ Votabüf gewinnt an Boden; in Australien gelangte vor kurzem Meyerbeers „Prophet“ ins Votabüfische überfetzt, zur Aufführung.

— Eine deutsche Operngesellschaft gibt jetzt in Gent und in Brüssel Vorstellungen, welche großen Beifall nicht begehen.

— In Italien wurden sieben neue Opern mit glänzenden Erfolge aufgeführt, und zwar von Volabetti, Mascetti, dell'Orfice, Ferna, Soffredini, Chiappanti und von Ottore Perosio. Die neue Oper von Soffredini nennt sich „Der kleine Haydn“ und wurde im südlichen Theater zu Vercenza gegeben.

— Der Vierzehnförmige Graf Meyer-Helm und hat die komische Oper „Margitta“ im Magdeburger Stadttheater zur ersten Vorstellung gebracht. Textlich soll die Oper nicht viel heißen, ihr Reiztum an Melodien wird jedoch gerühmt.

— Es gibt noch immer jene traurigen Enthusiasten, welche nach dem Auftreten einer Sängerin im Theater es plötzlich fühlen, daß sie ihren eigentlichen Beruf verfehlt haben und nach Ausspannen der Fieber mit Genugthuung den Wagen ziehen, in welchem die „Göttliche“ heimfahren sollte. Es geschah dies jüngst der Sängerin Frau Elizabeth Arnoldson in Zürich.

— Der für das Wiener Stadttheater engagierte Heldentenor Gichon mußte um Lösung seines Vertrages einkommen, weil sich nach einer Operation die Stimmlage des Sängers verändert hat und er sich gewöhnen muß, aus dem Tenorsfach in das Baritonsfach überzugehen.

— Fräulein Marianne Brandt, die berühmte Hornfängerin, hat sich in Wien als Gesangslehrerin niedergelassen.

— Das neue Konzertstück für Pianoforte in Asdur von Ant. Rubinstein, welches dem Wiener Louis Prestner gewidmet ist, wurde von diesem mit großem Erfolge zu Angers gespielt.

— Die Wittenberger Singakademie hat in ihrer 112. Musikausführung unter der tüchtigen Leitung des Herrn Willy Hertzberg die geistliche Oper von Anton Rubinstein: „Das verlorene Paradies“ mit gutem Erfolge gegeben.

— Herr Karl Petrich, Mitglied der königl. Kapelle in Dresden, hat eine Vorrichtung zum Umwandeln der Notenblätter erfinden, welche sich den bisherigen ähnlichen Erfindungen gegenüber als praktisch erweisen soll.

— Die Pensions-Kasse des Allgemeinen Deutschen Musikervereins hat nach der neuesten Berechnung eine jährliche Einnahme von 126 000 Mk.; davon sind 59 000 Mk. Jahresbeiträge und 67 000 Mk. Zinsen. Die Ausgabe beträgt jährlich an 500 Alterspensionäre zusammen 66 000 Mk., dazu 10 000 Mk. Verwaltungskosten, so daß ein jährlicher Ueberschuß von 50 000 Mk. zur Vergrößerung des Kapitals überbleibt. Die Witwen- und Waisenkasse, welche bisher bei Sterbefällen eine einmalige Unterstützung von 200 Mk. und eine immerwährende Jahresrente von 10 Mk. für die Versicherungsquote zahlte, hat nach der neuesten Berechnung die Jahresunterstützung auf 18 Mk. für die Witwe erhöhen können. Beide Kassen sind außerordentlich entwicklungsfähig, und der Beitritt ist allen jüngeren Musikern dringend zu empfehlen.

— In Pau ist dieser Tage, 77 Jahre alt, die in den dreißiger und vierziger Jahren in Frankreich und Deutschland ungemein beliebte Romantzenkomponistin Sofia Puget gestorben.

— Es ist erfindlich zu sehen, daß Liebe zur Musik und Gemeinfinn auch in kleineren Orten es ermöglicht, Orchesterwerke aufzuführen. Es hat sich in Währich-Ostau ein Orchesterverein gebildet, welcher kürzlich unter der tüchtigen Leitung des Kapellmeisters A. Könnemann ein recht gelungenes Konzert gab. In diesem wurden neben F. Haydn's Symphonie Nr. 2, D dur., „Ein Albumblatt“ von Richard Wagner, der „Frühling“ von

G. Grieg, eine Overtüre von F. Mendelssohn-Bartholdy und der Krönungsmarsch aus der Oper „Die Follinger“ von G. Straßner nach den von dortliegenden Rezensionen trefflich zu Gehör gebracht.

— Die bekannte Koloraturfängerin Frau Edwinig Schaaß-Moand, eine Schülerin der Grager Gesangslehre Weillisch-Lipa und des Kapellmeisters Jahn, sang vor kurzem in einem Pariser Konzert die Arie der „Königin der Nacht“ im Originalton, zwei deutsche Lieder von Schumann und ein Gesangsstück von Ardit, an dessen Ende sie das dreigestrichene F mit tadelloser Reinheit anschlug. Die Sängerin entseelte einen riesigen Beifall.

— Aus Paris teilt man mit, daß dort der Holländer Michel Kafen als Klavierpieler und Komponist jetzt sehr geschätzt werde. Die von ihm jüngst im Trov erschienenen Klavierstücke „Courante“ und „Menuet“ sind sehr melodisch und ebel im Tonfall.

— Anton Rubinstein hat die Erklärung abgegeben, daß er die ihm anlässlich seines Jubiläums überreichten Summen dem Baufonds des Petersburger Konservatoriums und der Petersburger Abteilung der russ. Musikgesellschaft zuzuwenden werde.

— Liszt's Dratorium „Die heilige Elisabeth“ wurde am Wiener Hofopertheater kürzlich aufgeführt. Liszt selbst hat sich gegen eine theatrale Anstaltung dieses Werkes ablehnend verhalten, da er es „zur Erinnerung“ geschrieben habe. Ed. Smolik meint in einer Besprechung dieser Darstellung, daß die prachtvollen jeinischen Bilder ein Gewinn waren, weil sie von der unglücklichen Langweiligkeit dieser Musik abziehen.

— Julius Stodhan, der bekannte Gesangsmeister, hat in Berlin ein Konzert gegeben. Die Reize seiner Stimme müssen zwar besonders in der Höhe außerordentlich beachtet werden, doch entzückt wie vormalig der durchgehende Vortrag des berühmten Sänberfängers die Zuhörer.

— Wagners Meisterling er hoben im Mailänder Stadttheater eine begeisterte Aufnahme gefunden.

— Der Direktor des Wiener Burgtheaters, Dr. Färker, ist plötzlich gestorben. Als sein Nachfolger wird der Regisseur am Münchner Hoftheater Savits genannt.

— Emil Göbe ist, wie aus Köln berichtet wird, in den Vollbesitz seiner Stimme wieder getreten und beherrscht jetzt wie vormalig auch anstrengende Rollen vollständig.

— Zu dem neuen Volksstück „Robinson Crusae“, welches vor kurzem in Wiesbaden zum erstenmal gegeben wurde, hat Hr. Heberlein (erster Gesell des Königsberger künftigen Orchesters) eine sehr ansprechende Musik geschrieben, welche zu dem guten Erfolg namhaft beitrug: Chöre, Tänze und Märche erfreuten durch formelle Glätte und reizvolle Melodie.

— Am Hamburger Stadttheater wurde am Montag Dezember 1889 das Weihnachtsmärchen „Geizhalsmännchen“ (Gedicht von Robert Buchholz und Adolf Hilpp), zu welchem der Kapellmeister Josef Krug-Wandsee die Musik komponiert hatte, 25mal bei völlig ausverkauftem Hause unter des Komponisten musikalischer Leitung zur Aufführung gebracht.



Dur und Moll.

M. H. Folgende köstliche Liszt-Taufsig-Anekdote erzählt Alex. Wilh. Gottschalk in Wien: „Karl Taufsig (1841—1871 berühmter Klavierpieler und Violinschüler Liszt's) befand sich einmal in Geldverlegenheit und verkaufte einen Haufen eigener Noten, sowie — seines Meisters Partitur zum „Faust“ einem Diener um 5 Thaler. Da ich davon hörte, kam ich ihm sofort zurück. Dann ging ich zu Liszt in der Wäld, ihm zu sagen, daß ich die Partitur habe. Zufällig hatte am selben Tage der Verleger darum geschrieben, und Liszt suchte überall nach und kehrte das ganze Haus um. Er befand sich in einer empfindlichen Stimmung, weil die Partitur sich nirgends fand. „Die Arbeit eines ganzen Jahres verloren.“ rief er und war in solcher Wut, daß er, als ich ihn zum drittenmal fragte, wonach er suche, sich umwandte, mit dem Fuße aufstampfte und sagte:

„Können Sie mich nicht in Frieden lassen? Müssen Sie mich mit Ihren dummen Fragen quälen?“ Ich antwortete wohl, was sollte, wollte aber meinen kleinen Scherz haben. Endlich hatte ich Mitleid mit Liszt und sagte: „Herr Doktor, ich weiß, was Sie verloren haben: Die Partitur zum „Faust“.“ „Oh“, erwiderte er, augenblicklich seinen Ton ändernd, „wissen Sie etwas von ihr?“ „Natürlich!“ und nun erzählte ich Taufsig's Streich und wie ich die kostbare Musik wieder erlangt hatte. Liszt war außer sich vor Freude und rief aus: „Wir sind gerettet, Gottschalk hat uns gerettet!“ Und dann umarmte er mich in seinem Entzücken und konnte sich nicht genug thun, um seine vorige Festigkeit wieder gut zu machen. Nun, man sollte denken, daß es jetzt mit Meister Taufsig aus gewesen wäre! Aber ganz anders gar nicht! Wenige Tage darauf war Taufsig's Geburtstag. Madame G. nahm mich bei Seite und bat mich, die Sache mit den gestohlenen Noten fallen zu lassen, denn Liszt hänge so an seinem Karl, daß er die Geschichte zu vergessen wünsche. Kurz, Liszt küßte Karl und gratulierte ihm zu seinem Geburtstag — und tröstete sich mit seiner alten Behauptung: „Du wirst entweder ein großer Lump, mein kleiner Karl, oder ein großer Meister!“

M. H. (Naive Auerkennung.) Marianne Brandt, die berühmte Sängerin, empfing einst, da sie in Graz engagiert war, den Besuch zweier fremder Wienerinnen, mit denen sie einen Ausflug in die herrliche Umgebung der Stadt machte. Da die beiden Damen während ihres kurzen Aufenthaltes keine Gelegenheit gehabt hatten, die Sängerin auf der Großen Bühne zu hören, so trug ihnen Marianne auf ihre Bitten inmitten der Eile eines Waldes den „Fisch aus dem „Propheten“ vor. Als die kleine Gesellschaft darauf ihren Weg fortsetzte, befand sie sich bald einem Bauernhäuschen gegenüber, vor welchem mit gefalteten Händen die Bäuerin stand und in der Meinung, die drei Damen hätten zusammen gesungen, ihnen entzückt zusehte: „Aber wo, Sie haben so schön gesungen, so schön, groß wie wenn eine ganze Prozession aufkommt.“ Nachdem die beiden Besucherinnen lachend Aufklärung gegeben, schritten alle drei Damen auf einige ganz in der Nähe befindliche Frauen zu, die damit beschäftigt waren, Kartoffeln aus der Erde zu heben. Auf der Stelle ließ das ausgelassene Trio sich ein Feuer anzünden und von dem neuen Segen des Feibes ein Gericht braten. Als nach Beendigung des Mahles Marianne es einer der Bäuerinnen bezahlen wollte, sagte diese, mühevoll das Geld zurückweisend: „Na, na, Fräulein, wer so schön singen kann wie Sie, der kriegt unsere Erdäpfel umsonst!“

Als der Dichter Torquato Tasso, der Verfasser des besetzten Jerusalem, dem Willen seines Vaters entgegen, in Padua Philosophie studierte, und der letztere dem ungeschulten Sohne vorstellte, was ihm denn die Philosophie nütze, erwiderte der Sohn mit großer Gelassenheit: „Sie hat mich gelehrt, die Sätze Ihrer Vorwürfe in Geduld zu ertragen.“

In den ersten Tagen des Kaiserreichs unter dem dritten Napoleon war Fiorentino der geleseste und diskuteste, natürlich auch der gefürchtetste Kritiker von Paris. Er schrieb im „Lundi“ und die dort abgedruckte Meinung galt als maßgebend. Einmal gastierte an der großen Oper — auf Engagement wie man zu jagen pflegt, ein Sänger, der Name thut nichts zur Sache. Durch einen geschickten Mittelsmann suchte der Künstler Fiorentino das Verprechen beizubringen, daß er geneigt sei, wenn im „Lundi“ eine günstige Kritik erschiene, dem Kritiker seine erste Zehnjahresgasse abzutreten. Infolgedessen schrieb der gewissenhafte Kunstkritiker über den Götterfolgendes: „Dieser junge Mann vertritt sehr viel, wir werden sehen, ob er es halten wird.“ sch.

Wer sich um die in Nr. 1 der „Neuen Musik-Zeitung“ ausgeschriebenen Preise bewerben will, muss Abonnent derselben sein. Musikstücke, welche ohne die Abonnementsquittung eingeschickt werden, finden beim Preisbewerb keine Berücksichtigung.

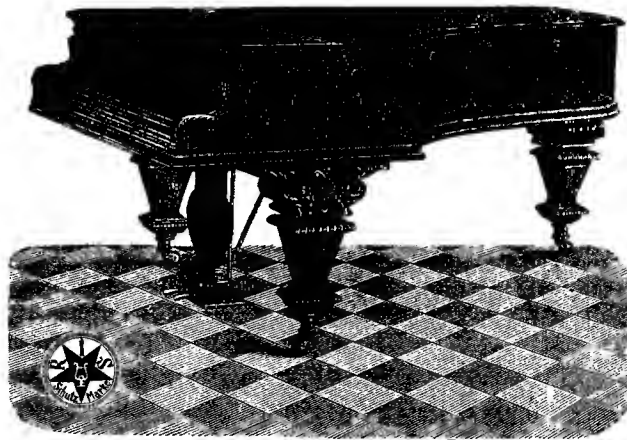
Litteratur.

Bayreuther Taschenkalender für 1890. Herausgegeben vom Allgemeinen Richard Wagner-Vereine. Für Musiker und insbesondere für Anhänger R. Wagners eine willkommene Gabe! Der geschickt verfasste Kalender enthält Aufträge „zur Erkenntnis von R. Wagners künstlerischen Gestalten“, über Ferdinand Raimund, über deutsche Namen, welche auch dem Kalenderinnung angefügt sind. Bringt ferner Merktafeln über R. Wagners Leben und Wirken, Bibliographisches u. s. w. Aus den statistischen Nachweisen sei hervorgehoben, daß Wagners Opern vom 1. Juli 1838 bis zum 30. Juni 1889 967 Aufführungen erlebt haben; am häufigsten wurde „Lohengrin“ gegeben. Wir kennen kein Unternehmen, welches so viele und so schöne Jubiläen für wenig Geld (1 Mark das Heft im Abonnement) brächte, wie die „Moderne Kunst“, welche im Verlage von Rich. Bong in Berlin erscheint. Die 3. Lieferung des IV. Jahrgangs z. B. bringt geradezu eine Fülle reichvoller Holzschnitte und Farbentafeln, von denen allein das Eis-Farbentafelblatt „Kaiser Wilhelm II. und sein Gefolge“ im Einzelverkauf 3 Mark kostet und abgesehen von dem Preise, die charmante Wiebergabe eines wertvollen Originalgemäldes von Louis W. Schmidt bietet und sich zum Wandschmuck trefflich eignet. Die heiteren Aufträge dieser wackeren Zeitschrift sind mit liebenswürdigem Humor geschrieben. Die erwähnte, über fünf Bogen starke Nummer bringt, um auf einzelnes einzugehen, ein sehr effektvolles, von einem Hoforchester umgebenes Bild „Geburtstagsfeier“ von F. Feßl und außerdem folgende Holzschnitte: W. Pope, Die Kinder des Kaisers beim Weihnachtsfest; W. Plösch, Verlobung der Geburt Christi; A. Schröder, Auf dem Bohl, Papa; G. v. Maffei, Im Winter; José Brenliure, Weihnachtsmesse; A. Piccini, Auf dem Weihnachtsmarkt; F. Engel, Dornblüte. Außer mannigfachen kurzen Artikeln enthält diese Lieferung auch Gedichte, ein Musikstück aus der Oper „Mein Herr von Thaur“ von G. Hofmann, sowie eine interessante Plauderei über Kunstwerke. **Beachtung:** Der Inhalt vereinigen sich da zu einem in der That glanzvollen Ganzen. **Wenge, O. von Dönnhoffen, Das hohe Lied vom Deutschen Kaiser Friedrich III.** (Möritz & Wangel [J. Möritz], Wiesbaden und Leipzig.) Aber die hohen Eigenschaften des Deutschen Kaisers Friedrich III. schärf, wird die Wichtigkeit dieses „hohen Liedes“ von vornherein um so mehr billigen, als der Ertrag desselben für die Kosten zur Errichtung des Kaiser Friedrich-Denkmals in Berlin und Charlottenburg bestimmt wurde. Der Verfasser erklärt, er habe keine Heimchronik oder ein geschichtliches Epos, sondern vielmehr ein „Mittelstück von antiker Hymne und neuerer Lyrik“ liefern wollen. Dieses „Mittelstück“ liegt sich nicht übel; wird man doch durch die immer gutgemeinten Verse Wenge von Dönnhoffen an die seltenen Charaktereigenschaften des unvergesslichen Kaisers lebhaft erinnert. Ein Borgefang enthält die Widmung an den Kaiser Wilhelm II. Typographisch ist das Büchlein, welches bereits in dritter Auflage erschienen ist, sehr vorzüglich ausgestattet.

Pianos von Rud. Ibach Sohn

Königlich Preussische Hofpianoforte-Fabrik Barmen — Köln.

Wenn die Instrumente unserer wenigen berühmtesten Fabriken einen so verschiedenen charakteristischen Klang haben, dass der Kenner sie mit geschlossenen Angen bei Nennen zu nennen vermag, so ist dies in ganz hervorragender Weise bei denen von Rud. Ibach Sohn der Fall, die nicht allein im Klang, sondern ebenso auch im Aussehen eine so ausgesprochene und sozusagen persönliche Eigentümlichkeit besitzen, dass sie auch bei flüchtiger Bekanntschaft fast im Gedächtnis bleiben und bei näherer Unfehlbarkeit eine Vorliebe weckenden, die an Perteillichkeit grenzen würde, wenn sie nicht so berechtigt wäre. Ein absolut bestes Piano gibt es eben so wenig, wie eine absolut schönste Frau; der Geschmack des Einzelnen muss das ihm am meisten Zusagende erst auf den Thron heben. Aber soviel kann ruhig gesagt werden, dass das Ibach-Piano dem Urteile des Gebildeten mehr Anziehendes und weniger Schwächen bietet als wohl irgend ein anderes derselben Berühmtheit. Es liegt in seinem vollen, edlen, grossen Ton gleichzeitig etwas so sympathisch Ansprechendes, dass derselbe schon nach kurzer Gewohnheit zur Stimme eines lieben alten Freundes wird, gegen welche auch die wohlklingendste andere uns kalt lässt. Ist der Klang beim Instrumente was wir beim Menschen Charakter nennen, so ist die Erziehung beim Menschen, die Formen in denen er Eindrücke empfängt und wiedergibt, beim Piano die Spielart. Und ein sorgfältiger erzogener, d. h. angenehmer, gleichmässiger, feinfühlicher, ausdrucksvoller im persönlichen Verkehr sich erweisendes Instrument als das Ibachsche kann nicht gedacht werden. Der durch alle Oktaven bis aufs feinste ausgeglichene Anschallt in glücklichster Weise die Mitte zwischen leicht und schwer; er ist leicht genug, auch die Kindes-



Kleiner Konzertflügel (Richard Wagner-Flügel) von Rud. Ibach Sohn.



Konzert-Flügel von Rud. Ibach Sohn. (Innen-Ansicht.)

das in jeder Hinsicht unübertroffen dasteht. Schön, gut und stark, das sind die ersten Eigenschaften der Instrumente von Rud. Ibach Sohn.

stem Angriff den dem Finger so wohlthunenden elastischen Widerstand nicht vermiesen zu lassen.

Die dritte Kardialtugend eines edlen Instrumentes endlich,

die Anstattung des Gebäudes — denn zu Charakter und Erziehung gehört notwendig ein feines Gewand, es ist nicht allein nicht überflüssig, sondern hebt und ergänzt die Ersteren — fällt beim Ibach-Piano nicht am wenigsten schwer ins Gewicht. Ein feiner, edler Geschmack kennzeichnet sie alle, bis auf die einfachsten n. anspruchslosesten hinunter. Die Erzeugnisse der Kunstschreinerwerkstatt

ten, welche einen nicht unbedeutenden Teil der grossen Ibachschen Fabriken in Schwelm, Barmen und Köln bilden, stehen den schönsten Blüten des hochentwickelten modernen Kunsthandwerks ebenbürtig zur Seite. Die Fabrik hat fortwährend Luxusbüchsen nach Special-Entwürfen, zu besonders reichen stilvollen Einrichtungen harmonisch passend, in Arbeit, ihre praktische Organisation setzt sie in Stand, dieselben ohne unverhältnismässige Mehrkosten zu liefern, und so gross ist ihr Ruf in diesem mit Vorliebe und unter Beihilfe der tüchtigsten deutschen Künstler gepflegten Zweige, dass Aufträge aus allen Weltteilen einliefen.

Das sind in drei Worten die Hauptvorzüge des Ibach-Pianos, denen es seinen Weltruf, denen das Haus seine Grösse verdankt. Die Erfahrungen von drei Generationen denkender und schaffender Männer, die ihr ganzes Leben anschliesslich dieser ihrer Kunst gewidmet haben, liegen seinem Ban zu Grunde; die gewissenhafte Solidität der Altvordern, die noch heute das fast hundertjährige Haus kennzeichnet, zusammen mit allen Errungenschaften neuesten Fortschritts, deren die Firma sich keine antzehen lässt und mehr als eine selbst beigetragen hat, vereinigen sich in ihm zum Ganzen,

Siebenmal prämiert m. erst. Preise.

Violinen,

sowie alle sonst. Streichinstrumente.
Stumme Violinen u. Saiten.
Zithern in allen Formen. Gui-
taren in allen Instr. Reparatur-
stellen. Billige Preise. Empf. v. Wil-
helm, Sarasin, Lönard u. a. Ausst.
Preis: w. gratis u. franko zugesandt.
Gebrüder Wolf,
Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Zitherunterrichtsbriele

v. F. Fiedler. Eine neue prakt. Lehr-
methode f. d. Selbstunterricht i. Zither-
spiel. Brief I—X a 80 Pf. Prospekt grat.
u. frko. Verlag d. „Ehru v. Gahrge“, Fach-
blatt für Zitherspiel in Tölz, Bayern.

Grossartiges Lager
Regentstühle, Stand-
Wand- u. Taschen-Uh-
ren, Weckern, Uhr-
ketten, Bijouterien,
Nursolide Fabrikantenunter-
garantie. Illustr. Preis-
liste gratis und franko.
E. Natmann,
Uhren-Fabrik
Leipzig, Königsplatz 6.



Allein echtes, unverfälschtes Fabrikat,
übertr. an Qual. jedes und Produkt. Man
achte genau auf Firma u. Schutzmarke.

Reichliches Gutes. Instrumenten-Fabrikation
u. Gebrüder Kuhn, Kreuznach, Mainz.
Spezial-
itäten **Violinen** sowie
Zithern. Arbeit u. grossen Ton.
Preise billigst. Illustr. Preis. gr. u. fr.

Echte Briefmarken! Billig!
3 Koppert 20 Pf. 3 Koppert
40 Pf. 50 Pf. 60 Pf. 70 Pf. 80 Pf.
90 Pf. 100 Pf. 110 Pf. 120 Pf.
130 Pf. 140 Pf. 150 Pf. 160 Pf.
170 Pf. 180 Pf. 190 Pf. 200 Pf.
210 Pf. 220 Pf. 230 Pf. 240 Pf.
250 Pf. 260 Pf. 270 Pf. 280 Pf.
290 Pf. 300 Pf. 310 Pf. 320 Pf.
330 Pf. 340 Pf. 350 Pf. 360 Pf.
370 Pf. 380 Pf. 390 Pf. 400 Pf.
410 Pf. 420 Pf. 430 Pf. 440 Pf.
450 Pf. 460 Pf. 470 Pf. 480 Pf.
490 Pf. 500 Pf. 510 Pf. 520 Pf.
530 Pf. 540 Pf. 550 Pf. 560 Pf.
570 Pf. 580 Pf. 590 Pf. 600 Pf.
610 Pf. 620 Pf. 630 Pf. 640 Pf.
650 Pf. 660 Pf. 670 Pf. 680 Pf.
690 Pf. 700 Pf. 710 Pf. 720 Pf.
730 Pf. 740 Pf. 750 Pf. 760 Pf.
770 Pf. 780 Pf. 790 Pf. 800 Pf.
810 Pf. 820 Pf. 830 Pf. 840 Pf.
850 Pf. 860 Pf. 870 Pf. 880 Pf.
890 Pf. 900 Pf. 910 Pf. 920 Pf.
930 Pf. 940 Pf. 950 Pf. 960 Pf.
970 Pf. 980 Pf. 990 Pf. 1000 Pf.
1010 Pf. 1020 Pf. 1030 Pf. 1040 Pf.
1050 Pf. 1060 Pf. 1070 Pf. 1080 Pf.
1090 Pf. 1100 Pf. 1110 Pf. 1120 Pf.
1130 Pf. 1140 Pf. 1150 Pf. 1160 Pf.
1170 Pf. 1180 Pf. 1190 Pf. 1200 Pf.
1210 Pf. 1220 Pf. 1230 Pf. 1240 Pf.
1250 Pf. 1260 Pf. 1270 Pf. 1280 Pf.
1290 Pf. 1300 Pf. 1310 Pf. 1320 Pf.
1330 Pf. 1340 Pf. 1350 Pf. 1360 Pf.
1370 Pf. 1380 Pf. 1390 Pf. 1400 Pf.
1410 Pf. 1420 Pf. 1430 Pf. 1440 Pf.
1450 Pf. 1460 Pf. 1470 Pf. 1480 Pf.
1490 Pf. 1500 Pf. 1510 Pf. 1520 Pf.
1530 Pf. 1540 Pf. 1550 Pf. 1560 Pf.
1570 Pf. 1580 Pf. 1590 Pf. 1600 Pf.
1610 Pf. 1620 Pf. 1630 Pf. 1640 Pf.
1650 Pf. 1660 Pf. 1670 Pf. 1680 Pf.
1690 Pf. 1700 Pf. 1710 Pf. 1720 Pf.
1730 Pf. 1740 Pf. 1750 Pf. 1760 Pf.
1770 Pf. 1780 Pf. 1790 Pf. 1800 Pf.
1810 Pf. 1820 Pf. 1830 Pf. 1840 Pf.
1850 Pf. 1860 Pf. 1870 Pf. 1880 Pf.
1890 Pf. 1900 Pf. 1910 Pf. 1920 Pf.
1930 Pf. 1940 Pf. 1950 Pf. 1960 Pf.
1970 Pf. 1980 Pf. 1990 Pf. 2000 Pf.
2010 Pf. 2020 Pf. 2030 Pf. 2040 Pf.
2050 Pf. 2060 Pf. 2070 Pf. 2080 Pf.
2090 Pf. 2100 Pf. 2110 Pf. 2120 Pf.
2130 Pf. 2140 Pf. 2150 Pf. 2160 Pf.
2170 Pf. 2180 Pf. 2190 Pf. 2200 Pf.
2210 Pf. 2220 Pf. 2230 Pf. 2240 Pf.
2250 Pf. 2260 Pf. 2270 Pf. 2280 Pf.
2290 Pf. 2300 Pf. 2310 Pf. 2320 Pf.
2330 Pf. 2340 Pf. 2350 Pf. 2360 Pf.
2370 Pf. 2380 Pf. 2390 Pf. 2400 Pf.
2410 Pf. 2420 Pf. 2430 Pf. 2440 Pf.
2450 Pf. 2460 Pf. 2470 Pf. 2480 Pf.
2490 Pf. 2500 Pf. 2510 Pf. 2520 Pf.
2530 Pf. 2540 Pf. 2550 Pf. 2560 Pf.
2570 Pf. 2580 Pf. 2590 Pf. 2600 Pf.
2610 Pf. 2620 Pf. 2630 Pf. 2640 Pf.
2650 Pf. 2660 Pf. 2670 Pf. 2680 Pf.
2690 Pf. 2700 Pf. 2710 Pf. 2720 Pf.
2730 Pf. 2740 Pf. 2750 Pf. 2760 Pf.
2770 Pf. 2780 Pf. 2790 Pf. 2800 Pf.
2810 Pf. 2820 Pf. 2830 Pf. 2840 Pf.
2850 Pf. 2860 Pf. 2870 Pf. 2880 Pf.
2890 Pf. 2900 Pf. 2910 Pf. 2920 Pf.
2930 Pf. 2940 Pf. 2950 Pf. 2960 Pf.
2970 Pf. 2980 Pf. 2990 Pf. 3000 Pf.
3010 Pf. 3020 Pf. 3030 Pf. 3040 Pf.
3050 Pf. 3060 Pf. 3070 Pf. 3080 Pf.
3090 Pf. 3100 Pf. 3110 Pf. 3120 Pf.
3130 Pf. 3140 Pf. 3150 Pf. 3160 Pf.
3170 Pf. 3180 Pf. 3190 Pf. 3200 Pf.
3210 Pf. 3220 Pf. 3230 Pf. 3240 Pf.
3250 Pf. 3260 Pf. 3270 Pf. 3280 Pf.
3290 Pf. 3300 Pf. 3310 Pf. 3320 Pf.
3330 Pf. 3340 Pf. 3350 Pf. 3360 Pf.
3370 Pf. 3380 Pf. 3390 Pf. 3400 Pf.
3410 Pf. 3420 Pf. 3430 Pf. 3440 Pf.
3450 Pf. 3460 Pf. 3470 Pf. 3480 Pf.
3490 Pf. 3500 Pf. 3510 Pf. 3520 Pf.
3530 Pf. 3540 Pf. 3550 Pf. 3560 Pf.
3570 Pf. 3580 Pf. 3590 Pf. 3600 Pf.
3610 Pf. 3620 Pf. 3630 Pf. 3640 Pf.
3650 Pf. 3660 Pf. 3670 Pf. 3680 Pf.
3690 Pf. 3700 Pf. 3710 Pf. 3720 Pf.
3730 Pf. 3740 Pf. 3750 Pf. 3760 Pf.
3770 Pf. 3780 Pf. 3790 Pf. 3800 Pf.
3810 Pf. 3820 Pf. 3830 Pf. 3840 Pf.
3850 Pf. 3860 Pf. 3870 Pf. 3880 Pf.
3890 Pf. 3900 Pf. 3910 Pf. 3920 Pf.
3930 Pf. 3940 Pf. 3950 Pf. 3960 Pf.
3970 Pf. 3980 Pf. 3990 Pf. 4000 Pf.
4010 Pf. 4020 Pf. 4030 Pf. 4040 Pf.
4050 Pf. 4060 Pf. 4070 Pf. 4080 Pf.
4090 Pf. 4100 Pf. 4110 Pf. 4120 Pf.
4130 Pf. 4140 Pf. 4150 Pf. 4160 Pf.
4170 Pf. 4180 Pf. 4190 Pf. 4200 Pf.
4210 Pf. 4220 Pf. 4230 Pf. 4240 Pf.
4250 Pf. 4260 Pf. 4270 Pf. 4280 Pf.
4290 Pf. 4300 Pf. 4310 Pf. 4320 Pf.
4330 Pf. 4340 Pf. 4350 Pf. 4360 Pf.
4370 Pf. 4380 Pf. 4390 Pf. 4400 Pf.
4410 Pf. 4420 Pf. 4430 Pf. 4440 Pf.
4450 Pf. 4460 Pf. 4470 Pf. 4480 Pf.
4490 Pf. 4500 Pf. 4510 Pf. 4520 Pf.
4530 Pf. 4540 Pf. 4550 Pf. 4560 Pf.
4570 Pf. 4580 Pf. 4590 Pf. 4600 Pf.
4610 Pf. 4620 Pf. 4630 Pf. 4640 Pf.
4650 Pf. 4660 Pf. 4670 Pf. 4680 Pf.
4690 Pf. 4700 Pf. 4710 Pf. 4720 Pf.
4730 Pf. 4740 Pf. 4750 Pf. 4760 Pf.
4770 Pf. 4780 Pf. 4790 Pf. 4800 Pf.
4810 Pf. 4820 Pf. 4830 Pf. 4840 Pf.
4850 Pf. 4860 Pf. 4870 Pf. 4880 Pf.
4890 Pf. 4900 Pf. 4910 Pf. 4920 Pf.
4930 Pf. 4940 Pf. 4950 Pf. 4960 Pf.
4970 Pf. 4980 Pf. 4990 Pf. 5000 Pf.
5010 Pf. 5020 Pf. 5030 Pf. 5040 Pf.
5050 Pf. 5060 Pf. 5070 Pf. 5080 Pf.
5090 Pf. 5100 Pf. 5110 Pf. 5120 Pf.
5130 Pf. 5140 Pf. 5150 Pf. 5160 Pf.
5170 Pf. 5180 Pf. 5190 Pf. 5200 Pf.
5210 Pf. 5220 Pf. 5230 Pf. 5240 Pf.
5250 Pf. 5260 Pf. 5270 Pf. 5280 Pf.
5290 Pf. 5300 Pf. 5310 Pf. 5320 Pf.
5330 Pf. 5340 Pf. 5350 Pf. 5360 Pf.
5370 Pf. 5380 Pf. 5390 Pf. 5400 Pf.
5410 Pf. 5420 Pf. 5430 Pf. 5440 Pf.
5450 Pf. 5460 Pf. 5470 Pf. 5480 Pf.
5490 Pf. 5500 Pf. 5510 Pf. 5520 Pf.
5530 Pf. 5540 Pf. 5550 Pf. 5560 Pf.
5570 Pf. 5580 Pf. 5590 Pf. 5600 Pf.
5610 Pf. 5620 Pf. 5630 Pf. 5640 Pf.
5650 Pf. 5660 Pf. 5670 Pf. 5680 Pf.
5690 Pf. 5700 Pf. 5710 Pf. 5720 Pf.
5730 Pf. 5740 Pf. 5750 Pf. 5760 Pf.
5770 Pf. 5780 Pf. 5790 Pf. 5800 Pf.
5810 Pf. 5820 Pf. 5830 Pf. 5840 Pf.
5850 Pf. 5860 Pf. 5870 Pf. 5880 Pf.
5890 Pf. 5900 Pf. 5910 Pf. 5920 Pf.
5930 Pf. 5940 Pf. 5950 Pf. 5960 Pf.
5970 Pf. 5980 Pf. 5990 Pf. 6000 Pf.
6010 Pf. 6020 Pf. 6030 Pf. 6040 Pf.
6050 Pf. 6060 Pf. 6070 Pf. 6080 Pf.
6090 Pf. 6100 Pf. 6110 Pf. 6120 Pf.
6130 Pf. 6140 Pf. 6150 Pf. 6160 Pf.
6170 Pf. 6180 Pf. 6190 Pf. 6200 Pf.
6210 Pf. 6220 Pf. 6230 Pf. 6240 Pf.
6250 Pf. 6260 Pf. 6270 Pf. 6280 Pf.
6290 Pf. 6300 Pf. 6310 Pf. 6320 Pf.
6330 Pf. 6340 Pf. 6350 Pf. 6360 Pf.
6370 Pf. 6380 Pf. 6390 Pf. 6400 Pf.
6410 Pf. 6420 Pf. 6430 Pf. 6440 Pf.
6450 Pf. 6460 Pf. 6470 Pf. 6480 Pf.
6490 Pf. 6500 Pf. 6510 Pf. 6520 Pf.
6530 Pf. 6540 Pf. 6550 Pf. 6560 Pf.
6570 Pf. 6580 Pf. 6590 Pf. 6600 Pf.
6610 Pf. 6620 Pf. 6630 Pf. 6640 Pf.
6650 Pf. 6660 Pf. 6670 Pf. 6680 Pf.
6690 Pf. 6700 Pf. 6710 Pf. 6720 Pf.
6730 Pf. 6740 Pf. 6750 Pf. 6760 Pf.
6770 Pf. 6780 Pf. 6790 Pf. 6800 Pf.
6810 Pf. 6820 Pf. 6830 Pf. 6840 Pf.
6850 Pf. 6860 Pf. 6870 Pf. 6880 Pf.
6890 Pf. 6900 Pf. 6910 Pf. 6920 Pf.
6930 Pf. 6940 Pf. 6950 Pf. 6960 Pf.
6970 Pf. 6980 Pf. 6990 Pf. 7000 Pf.
7010 Pf. 7020 Pf. 7030 Pf. 7040 Pf.
7050 Pf. 7060 Pf. 7070 Pf. 7080 Pf.
7090 Pf. 7100 Pf. 7110 Pf. 7120 Pf.
7130 Pf. 7140 Pf. 7150 Pf. 7160 Pf.
7170 Pf. 7180 Pf. 7190 Pf. 7200 Pf.
7210 Pf. 7220 Pf. 7230 Pf. 7240 Pf.
7250 Pf. 7260 Pf. 7270 Pf. 7280 Pf.
7290 Pf. 7300 Pf. 7310 Pf. 7320 Pf.
7330 Pf. 7340 Pf. 7350 Pf. 7360 Pf.
7370 Pf. 7380 Pf. 7390 Pf. 7400 Pf.
7410 Pf. 7420 Pf. 7430 Pf. 7440 Pf.
7450 Pf. 7460 Pf. 7470 Pf. 7480 Pf.
7490 Pf. 7500 Pf. 7510 Pf. 7520 Pf.
7530 Pf. 7540 Pf. 7550 Pf. 7560 Pf.
7570 Pf. 7580 Pf. 7590 Pf. 7600 Pf.
7610 Pf. 7620 Pf. 7630 Pf. 7640 Pf.
7650 Pf. 7660 Pf. 7670 Pf. 7680 Pf.
7690 Pf. 7700 Pf. 7710 Pf. 7720 Pf.
7730 Pf. 7740 Pf. 7750 Pf. 7760 Pf.
7770 Pf. 7780 Pf. 7790 Pf. 7800 Pf.
7810 Pf. 7820 Pf. 7830 Pf. 7840 Pf.
7850 Pf. 7860 Pf. 7870 Pf. 7880 Pf.
7890 Pf. 7900 Pf. 7910 Pf. 7920 Pf.
7930 Pf. 7940 Pf. 7950 Pf. 7960 Pf.
7970 Pf. 7980 Pf. 7990 Pf. 8000 Pf.
8010 Pf. 8020 Pf. 8030 Pf. 8040 Pf.
8050 Pf. 8060 Pf. 8070 Pf. 8080 Pf.
8090 Pf. 8100 Pf. 8110 Pf. 8120 Pf.
8130 Pf. 8140 Pf. 8150 Pf. 8160 Pf.
8170 Pf. 8180 Pf. 8190 Pf. 8200 Pf.
8210 Pf. 8220 Pf. 8230 Pf. 8240 Pf.
8250 Pf. 8260 Pf. 8270 Pf. 8280 Pf.
8290 Pf. 8300 Pf. 8310 Pf. 8320 Pf.
8330 Pf. 8340 Pf. 8350 Pf. 8360 Pf.
8370 Pf. 8380 Pf. 8390 Pf. 8400 Pf.
8410 Pf. 8420 Pf. 8430 Pf. 8440 Pf.
8450 Pf. 8460 Pf. 8470 Pf. 8480 Pf.
8490 Pf. 8500 Pf. 8510 Pf. 8520 Pf.
8530 Pf. 8540 Pf. 8550 Pf. 8560 Pf.
8570 Pf. 8580 Pf. 8590 Pf. 8600 Pf.
8610 Pf. 8620 Pf. 8630 Pf. 8640 Pf.
8650 Pf. 8660 Pf. 8670 Pf. 8680 Pf.
8690 Pf. 8700 Pf. 8710 Pf. 8720 Pf.
8730 Pf. 8740 Pf. 8750 Pf. 8760 Pf.
8770 Pf. 8780 Pf. 8790 Pf. 8800 Pf.
8810 Pf. 8820 Pf. 8830 Pf. 8840 Pf.
8850 Pf. 8860 Pf. 8870 Pf. 8880 Pf.
8890 Pf. 8900 Pf. 8910 Pf. 8920 Pf.
8930 Pf. 8940 Pf. 8950 Pf. 8960 Pf.
8970 Pf. 8980 Pf. 8990 Pf. 9000 Pf.
9010 Pf. 9020 Pf. 9030 Pf. 9040 Pf.
9050 Pf. 9060 Pf. 9070 Pf. 9080 Pf.
9090 Pf. 9100 Pf. 9110 Pf. 9120 Pf.
9130 Pf. 9140 Pf. 9150 Pf. 9160 Pf.
9170 Pf. 9180 Pf. 9190 Pf. 9200 Pf.
9210 Pf. 9220 Pf. 9230 Pf. 9240 Pf.
9250 Pf. 9260 Pf. 9270 Pf. 9280 Pf.
9290 Pf. 9300 Pf. 9310 Pf. 9320 Pf.
9330 Pf. 9340 Pf. 9350 Pf. 9360 Pf.
9370 Pf. 9380 Pf. 9390 Pf. 9400 Pf.
9410 Pf. 9420 Pf. 9430 Pf. 9440 Pf.
9450 Pf. 9460 Pf. 9470 Pf. 9480 Pf.
9490 Pf. 9500 Pf. 9510 Pf. 9520 Pf.
9530 Pf. 9540 Pf. 9550 Pf. 9560 Pf.
9570 Pf. 9580 Pf. 9590 Pf. 9600 Pf.
9610 Pf. 9620 Pf. 9630 Pf. 9640 Pf.
9650 Pf. 9660 Pf. 9670 Pf. 9680 Pf.
9690 Pf. 9700 Pf. 9710 Pf. 9720 Pf.
9730 Pf. 9740 Pf. 9750 Pf. 9760 Pf.
9770 Pf. 9780 Pf. 9790 Pf. 9800 Pf.
9810 Pf. 9820 Pf. 9830 Pf. 9840 Pf.
9850 Pf. 9860 Pf. 9870 Pf. 9880 Pf.
9890 Pf. 9900 Pf. 9910 Pf. 9920 Pf.
9930 Pf. 9940 Pf. 9950 Pf. 9960 Pf.
9970 Pf. 9980 Pf. 9990 Pf. 10000 Pf.

Versuch bestens empfohlen.
Telegraphisch u. post. Best. Adresse:

B. Hipauf & Co. Breslau.



Man verlange

das Fabrikat

OTTO HERZ & CO

und beachte diese
Schutzmarke



Anzeiger

für

Gesang-Vereine

wird auf Verlangen monatlich
gratis und franko
geliefert

Gebrüder Hug

Musikalienhandlung
Leipzig. Leipzig.

Garantie-Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,
also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen.
Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und
weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Foulard- und Rohseide-
Stoffe, schwarze Sammete u. Peluche etc. zu billigsten Fabrikpreisen.
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Pianistenstelle.

An der Musikschule in Schaffhausen (im Thurnsche Stiftung)
ist die Stelle eines Lehrers für den Klavierunterricht wiederum zu besetzen.
Leistungen: Einzelunterricht bis zu 25 Stunden pr. Woche, Mitwir-
kung in 4 Konzerten als Solist, Begleiter, event. auf einem Orchesterinstru-
ment. Jahresbesoldung: Frs. 2400.— (bei Vermehrung der Stundenzahl
entsprechende Erhöhung). Voraussetzungen: Gründliche, theoretische (klas-
sische) Bildung, vorzügliche Technik, wünschig praktische Erfahrung im
Lehrfach. Antritt der Stelle: Wenn möglich 1. März, spätestens 20. April
1890. Anmeldungen mit Curriculum, Zeugnissen und Photographie, sind bis
spätestens 31. Januar 1890 einzusenden an:
Schaffhausen, den 30. Dezember 1889.
E. Ziegler,
stellvertretender Musikvorstand an der
im Thurnschen Stiftung.

Intendanten-Stelle.

Es ist beabsichtigt, die artistisch-
technische u. ökonomische Verwaltung
des grossh. Hof- und Nationaltheaters
in Mannheim einem, in der Theater-
verwaltung erfahrenen, artistisch ge-
bildeten Intendanten zu übertragen.
Bewerbungen sind bis längstens
20. Januar 1890 bei dem Stadtrat in
Mannheim einzureichen.
Mannheim, 1. Januar 1890.
Der Stadtrat.

CACAO-VERO.

entölt, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen em-
pfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher
Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und
der Möglichkeit schnellster Zube-
ereitung (ein Aufguss kochenden Wassers
ergibt sogleich das fertige Getränk) un-
übertroffen Cacao.
Preis: per 1/2 1/2 1/2 Pf. — Pfd.-Dose
850 100 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Abonnements für Februar u. März

auf das täglich 2mal in einer Abends- und Morgen-Ausgabe
erscheinende

Berliner Tageblatt

u. Handels-Zeitung

mit Effekten-Berichtungsliste nebst vielen wertvollen Separat-
Beiblättern: Wochl. Wochblatt „ULK“, beller. Sonntag-
blatt „Deutsche Leihalle“, Feuilletonist. Beiblatt „Der Zeitgeist“,
„Mittheilung. über Landwirtschaft, Gartenbau u. Hauswirtschaft“
für alle
5 Blätter { 3 Mk. 50 Pf. } bei jeder
zusammen { } Postanfalt.

Das „Berliner Tageblatt“, die gelefenste und
verbreitetste Zeitung Deutschlands,
zeichnet sich durch seine unabhängige, freisinnige Haltung, Reich-
haltigkeit und Vielseitigkeit, sowie durch die Mäßigkeit der Be-
richterkhaltung (meistens durch Spezialtelegramme), mit welchen
es den meisten Zeitungen vorantritt, vortellhaft aus.
Im Februar beginnt im Feuilleton der hochinteressante
Roman:
„Leidenschaften“ von Albert Delpit.

Otto Fuchs:
Braunköpfchen, Mazurka-Caprice, op. 6
Pr. 1 Mk. Hoch Kaiser Wilhelm Marsch
op. 8, Pr. 80 Pf. Frühlingsreigen
Waltz-Style, op. 11, Pr. 1 Mk. 20 Pf.
Kaiserstadt-Marsch, op. 12, Pr. 60 Pf.
Donautenzer Gavotte, op. 15, Pr. 1 Mk.
20 Pf. Das süsse Trübschen, Usanaga-
Waltz, op. 16, Pr. 1 Mk. 50 Pf.
— Raizenda Mendon bei der mittlern:
Schwierigkeit.
Leipzig. C. A. Kochs Verlag

Für ren. gr. Musikant. und Fami-
lienspiele, suche baldigst strebs. Violon-
tän. Günst. Beil. Z. Z. Cassel, postl

Zu verkaufen

Cello Ruggert, vorzüglich (Solo
u. Quartett-Instrument). Näheres durch
A. Flörshelm, Aachen.

Rohrholz

wiederholt Sendungen in bester Qua-
lität eingetroffen.
Strassburg i. Els. J. M. Bürger

Billige Strumpfgarne

in Woll u. Baumwolle. Jede sparbare
Dame verlange Muster u. Preisliste von
Garn-Versand-Geschäft Gebrüder Göder
in Düren (Rheinland).

Kanold's Tamarindien

Frucht-Confituren.
Pastilles de Tamarin
digestives et laxatives.

Angenehmer Geschmack —
vorzügliche Wirkung als Laxa-
tiv und Digestiv für Kinder und
Erwachsene. Zur Anregung
des Appetits vor, zur Beför-
derung der Verdauung nach
Dinere, Soupers etc. z. Dessert.
Aerztlich erprobt u. empfohlen.

Schacht. 80 Pf., einzeln 12-15 Pf.
In fast allen Apotheken.

Nur köht, wenn von Apotheker
C. Kanold Nachfolger in Gotha.



als Mützen, Orden, Touren,
Costume, Masken etc.
sowie Cartonnages & Attrappen
empfehlen die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Namen billige, ausserordentlich reichhaltige
Albums für Pianoforte.

Konzert-Album. Enthaltend 18 der brilliantesten Salonstücke von F. Spindler, Gustav Lange, Sydney Smith, Charles Morley etc. **Elegant kartonniert. Preis 3 Mk.**

Operetten-Album. 50 Operetten in Form von Potpourris, Variationen, Rondos etc. leicht bearbeitet von Franz Goerner. **Elegant kartonniert. Preis 3 Mk.**

Salon-Album. Enthaltend 18 der schönsten Salonstücke von Gustav Lange, Fritz Spindler, C. Kölling, Ch. Morley etc. **Elegant kartonniert. Preis 3 Mk.**

Strauss-Album. Enthaltend 100 Tänze von Joh. Strauss in erleichterter Bearbeitung von F. Goerner. **Elegant karton. 3 Mk., Gebunden 4 Mk. 50 Pf.**

Universal-Tanz-Album. Enthaltend 100 der schönsten Tänze in leichter Spielart. **Elegant kartonniert. Preis 3 Mk.**

Verlag von **Otto Forberg** (vorm. Thiemers Verlag) in **Leipzig.**

Cäsar und Minca
(natürlich bekannt grösste Europäische
Hunde-Zieleralein)

Zahna (König. Preussens)
Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers,
Sr. Maj. des Kaisers von Russland, Sr.
Maj. Gr. Sultans der Türkei, Sr. Maj.
d. Könige der Niederl., Sr. K. Heichs
des Grossh. v. Oldenburg, desgl. vielen
Kaiserl. u. Königl. Prinzen, regierenden
Fürsten etc. etc. officieren ihre Spe-



cialität in Luxus- und Wechshunden von
grössten Ummg Odg und Serghueh bis
zum kl. Stenahndhoden, desgl. Vorsteh-
fagd-, Dachs-, Brackl- u. Windhunde
form dressirt, als auch reue und junge
Hunde von weitestgehender Geringst.
Preisverzeichnisse mit Illustrationen
in Deutsch. u. Franz. Sprache frk-
gratig. Die 6. Aufl. der Broschüre „Der
edlen Hundes Aufzucht, Pflege, Dressur
und Zucht“, 200 Seiten, mit 50 Illust.,
von fest anschl. mit artenre.
Pr. pr. Raachunden in Deutsch. n. Franz.
Sprache frk. Mk. 10.—, Franz. 2.50
Rubel 5.—, Gulden 6.—
Eigne persönliche Hunde-Verkaufs-An-
stellung von mehrerer hundert Hunde
(Bahnhof Wittenberg).

Die
Prämien-Ziehung der
Cöln-Mündener
100 Thaler-Lose
1st am
1. Februar 1890.

Haupttreffer
165 000 Mark.

Wer im Januar als Mitglied in die „Fortuna“
eintritt, ist an diesem Lose beteiligt, welches an obigen
Datum unbedingt gewinnen muss.
Steuern versendet gratis und franko

Karl Boßner,
Direktor der „Serienlosengesellschaft Fortuna“
in Stuttgart.

In der Serie gezogene
Lose kauft
die Fortuna.



**Rias-Instrumentenbau u.
Reparaturwerkstatt**
Handlung sämtl. Be-
dürfnisse f. Militär-
u. Zivil-Ge-
pellen.

R. Schopper, Leipzig
Langjäh-
r. prakt. u. theo-
ret. Erfahrungen in dieser
Branche. Früher Mitarb. d.
Weltl. Posanonen-Instituts v. J. O.
Fenzl. Soli. Ausführung. Bill. Preise.

Die Singkunst.
Leitfaden für den praktischen Gesangs-
unterricht. Zum Selbstunterricht von
C. Haase. Geh. Preis 60 Pf.
Leipzig. C. A. Kochs Verlag.

Eine Violine mit grossem Tone
vorzüglich angespielt, steht zu 1/2
ihres Wertes zu Verkauf. Offert. nnt. S.
2. 2489 an Rud. Mosse, Köln.

Das schönste Geschenk ist das soeben
in siebenter Auflage erschienene Prachtwerk
Von der Wiege bis zum Grabe.
Ein Cyklus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen
von **Carl Reinecke, Op. 202.**

Für Klavier 2bändig,	2 Bände A. M. 8;	eleg. geb. in 1 Band M. 8.
" "	" " A. M. 4;	" " " 2 Bänd. M. 10.
" Klavier u. Violine 2	" " A. M. 4;	" " " 2 Bänd. M. 12.
" Harmonium, 10 Nummern in 1 Band	M. 4; eleg. geb. M. 6.	

Orchester-Partitur und Stimmen in Vorbereitung.

Die dankbarsten Vortragsstücke für Konzert und Haus.
Sämtliche Nummern sind auch einzeln erschienen.

Verlag von Jnl. Meier, Zimmermann
in Leipzig, St. Petersburg, Moskau.

Fickens & Co.
MAGEN Westph.
PATENT-IEGELGUSSTAHL-DRAHT
 Specialität.  **Garantie**
 für **KLAVIERSAITEN**

Estey-Cottage-Orgeln
(amerik. Harmoniums), das schönste, preiswürdigste Harmonium der Welt
für Kirche, Schule und Haus (über 20000 in Gebrauch) empfiehlt zu be-
günstigten Bedingungen im Preise von Mk. 250 bis Mk. 3000

Rudolf Ibach
Barmen, Neanderweg 40. Köln a. Rh. Berlin, W., Potsdamerstr. 20.



P. J. TONGER
 Köln am Rhein.
 versendet
*Musikalien- und illustrierte
 Instrumenten-Verzeichnisse*
kostenfrei.

Dass jede Krankheit heil
 das neue Heilverfahren v. Wlg. Taulende
 s. Kzt. aufgebene Kranke wird hier noch
 perrett. Zu bezich. s. d. Verlagsh. J. E. Wlg.
 Mierane 1/8. u. alle Buchhdt. Graubette frei.

Tuchversand
an
PRIVATE
direkt vom Fabrikationsort,
Kneipen in Buchkain, Cheviot
und Hammagen von den billigsten
bis zu den teuersten Genre, Faleot
stoffen, Jagd- und Livresstoffen,
schwarzen Tuchen in
Jedes Maß wird zu Fabrikpreisen
geliefert. Aufträge von RM. 20. — an frei
Auf Wunsch gratis-Kollektionen, u. Muster
München — Zug- & Franke, Cottbus

Harmoniums
deutsche u. amerik. in grösster Auswahl.
armonium-Musikalien.
Führer, illustr. Preislisten franko.
Rühle & Hunger, Berlin W. 41.

No. 4711.
Eau de Cologne.
Extrait double
mit gothischer grün-gold
Etiquette.

Das Publikum wird ersucht, genau auf
die **No. 4711** (geschützte Fabrik-
marke) zu achten, da verschiedene
andere Kölnische Wasser mit einer mehr
oder weniger ähnlichen Nummer Ver-
wirrung hervorruft.

Die Vorzüglichkeit und stets gleich-
bleibende Güte dieses Fabrikats ist
durch zahlreiche Auszeichnungen ersten
Ranges — auf der Ausstellung in Köln
1875 wurde ihr der **Einnige erste Preis**
ausgesprochen — anerkannt und
erhältlich da sich wachsende
Beliebigkeit die beste und werthvollste
Bestätigung.

Ferd. Mülhens
Clogkengasse No. 4711
in Köln a. Rh.
Vorräthig in allen besseren Parfümerie-
und Friseur-Geschäften.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. J. J. Conger in Köln).

Vierteiljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, a la w e d s e l u d mit Dr. A. Schubert's Illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfgespaltene Monoparille-Zeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Expl. Mart 4. — (vgl. Gebühren für Reclameblätter).

Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Die Nacht der Götze.

Preisgekrönte Novelle von Graf La Roche.

(Schluß.)

In Verlust kommt nie allein, wen das Schicksal trifft, den verfolgt es immer wieder. Für mich aber, der ich das Schmerzlichste empfunden, war der zweite Schlag kaum von Wirkung. Nach acht Tagen lag auch mein Söhnchen draußen bei seiner Mutter, unter der schweren, schwarzen Erde. Stumpf und gleichgültig verlebte ich einen Tag wie den andern. Meine ganze Praxis war in den Händen meines Assistenten. Ich arbeitete nicht, ich dachte nicht, ich betete weder, noch murte ich, ich empfand nur eine erdrückende Last auf meiner Brust, einen schweren Druck auf dem Kopf, der alle Denkfähigkeit meines Gehirns lähmte. Meine arme, alte Mutter! „Ach wäre mein Max doch während der Lungenentzündung gestorben“, seufzte sie, „es wäre besser gewesen.“ Manchmal nahm ich ihre treue Hand, legte meine Wangen an dieselbe und stöhnte. „Wenn ich nur wüßte, wo sie ist, kommt sie denn niemals wieder.“

„So kann es nicht fortgehen“, sagten meine Freunde teilnehmend. „Mache dich auf, sei ein Mann und — vergiß.“ Fiel ich ihnen schmerzlich lächelnd ins Wort. Natürlich, es ist das Klügste, was du thun kannst. „Ja, wenn ich nur könnte, aber die Sehnsucht erdrückt mich.“ „Du mußt fort von hier, reise, du kannst es, du bist mit Reichtum ausgestattet. Wärfst du ein armer Mensch, dränge dich die Not zur Arbeit, es wäre dein Glück.“ Einmal Tages, es war noch kein Jahr nach dem Tode meiner Frau, kam meine Mutter mit lachendem Gesicht, einen offenen Brief in der Hand haltend in das Zimmer und rief: „Nach Regen kommt Sonnenschein. O diese Freude! Dein Bruder hat das Jawort von Miß Dunter erhalten, in zwei Monaten ist schon die Trauung. Er bittet mich, dich zu bestimmen, daß du zu ihm nach New York reißest um seiner Hochzeit beizumohnen.“ Wie ein Stich ging es mir bei den letzten Worten meiner Mutter durchs Herz. Ich sollte einer Hochzeit beizumohnen! Mit verdoppelter Schärfe trat mir mein Unglück vor die Seele. Aber dann schämte ich mich meines Schmerzes, der ja doch eigentlich dem Neide entsprungen war. Wie hatte der Jammerruf sich so zum Egoismus gemacht, daß ich einem andern sein Glück mißgönnete? Und dieser andere war noch dazu

mein Bruder, mein guter, treuer Hans. Der Anblick des jungen Liebesglückes wird mir zwar das Herz zerreißen, aber ich will es ertragen; er soll sich nicht in mir getäuscht haben. Kam er ja doch auch zu meiner Hochzeit nach Nizza. „Mutter“, rief ich, „habe meine Koffer, die nächste Woche reise ich nach New York.“ Die gute Frau schloß mich in ihre Arme und weinte Freudenthränen über meinen Entschluß, denn sie hoffte von dieser Reise meine Genesung. Ich war allerdings über ihren Jubel gerührt, aber mein Auge blieb trocken. Ich beweinte meinen Verlust nur mit dem Herzen, und das war es, was all meinen Freunden als ein schlimmes Zeichen dünkte. „Wenn sich sein Schmerz nicht in Thränen löst, kann er wahnsinnig werden.“ hörte ich selbst den Professor Diederich zu meiner Mutter sagen. „Das ist bei Ihrem Sohne moral insanity, das will sagen, eine Form von Selbstverleugung, welche zwar die Vernunft nicht ausschließt, bei der aber die Herrschaft des Willens verloren gegangen ist. Diese tiefe Melancholie zehrt an seinem Lebensmark, wenn sie noch längere Zeit dauert, ist Schlimmes zu befürchten.“ Ich war selbst Arzt, und was Diederich im Nebenzimmer sagte, war mir daher nichts Neues. Ich selbst empfand ja in mir eine unendliche Sehnsucht nach Thränen, aber mein Herz schloß sich und ächte nur unter der Last seiner Dual, Erleichterung durch Thränen konnte es nicht finden.

Schon den nächsten Tag fing ich an, meine Abschiedsbefehle zu machen. Alles freute sich über meinen Entschluß, zu reisen. „Das ist das Allerbeste für Sie, Verehrtester“, hieß es. „Sie werden Ihre Genesung in der Zerstreuung erhalten, gerade wie damals, als Sie nach Nizza gingen, werden Sie sicher auch diesmal mit einem Fräulein zurückkommen.“ Wie glühendes Eisen brannten diese Worte in mein wundtes Herz, ich biß die Zähne aufeinander und schwieg. „Und Ihr Herr Bruder? Was ist er, wo lebt er, wo lernte er seine Frau kennen, wer ist sie?“ „Er ist Professor der Philosophie und Mathematik in Berlin, er lernte Miß Dunter in Schaffhausen kennen, sie ist die Tochter eines Großhändlers in New York.“ All diese Fragen und Antworten wiederholten sich jedesmal, und ich war herzlich froh, als ich endlich den letzten Abschied hinter mich hatte. Nun war nur noch ein Abschiednehmen draußen vor der Stadt auf dem Friedhof. Als ich mich am anderen Tage auf den Weg dorthin machte, da strahlte der Himmel in tiefen, schünen Blau. Es war ein köstlicher früher, zauberhaft schöner Frühlingsmorgen, als ich mit todmüdem Herzen vor dem großen, schwarzen Mar-

morkreuz stand, auf dem nur der Name „Flora“ eingraviert war. Die Sonne schien über den Friedhof und funkelte auf den goldenen Buchstaben. Vor dem Kreuze düftete eine Menge farbiger Hyazinthen — ihre Lieblingsblumen — und zu beiden Seiten des Kreuzes ragten zwei junge rotblühende Kastanienbäume empor. Ich war beinahe jeden Tag auf dem Friedhofe gewesen, seit sie da unten lag, aber nie prägte sich das Bild ihres Grabes so tief in mein Gedächtnis ein, wie an diesem sonnigen Morgen. „Bin ich wirklich wahnsinnig“, dachte ich, als ich durch die belebten Straßen der Stadt eilte, stets vor mir das Grab sehend. Und im Schreien über mich selbst beschleunigte ich meine Schritte. Aber auch im Bann der Verfolgung blieb das Bild meiner aufgeregten Phantasie. Als ich auf das Schiff kam, hatte ich meine Aufregung gelegt; ich war ruhiger geworden, dessen ungeachtet lag ich, wenn auch nicht mehr am lichten Tage, so doch jede Nacht im Träume das Grab.

Mein Bruder hatte eine große Freude, mich zu sehen, erschraf aber über mein verändertes Wesen. Er führte mich in das Haus seines künftigen Schwiegervaters, in dem ungewöhnliche Pracht und Reichtum herrschten. Die einzige Tochter, Miß Anna, war ein lieblich-wildes, hübsches Mädchen. Ihre lebhaften, schwarzen Augen erinnerten mich, wenn sie meinen Bruder ansah, an Flora. Es war derselbe innige, verehrende Blick. Sie trug mir eine schockierende Freundschaft entgegen, verband und schonte meinen Schmerz, zartfühlend suchte sie alles zu vermeiden, was mich an meinen Verlust hätte erinnern können. Auch ihr Vater gefiel mir ungemein gut. Er war anfangs der Schwager, ein großer kräftiger Mann. Auch er trachtete mir gewinnender Herzlichkeit mich zu zerstreuen. Ich war bald in seinem Hause wie daheim, aber ach! ich konnte meine Trauer nicht los werden.

Jeden Dienstag Abend war Gesellschaft und weil immer musiziert wurde, schlich ich mich jedesmal davon. Müßig wäre für mich eine Höllmarter gewesen. Seit ich meine Frau verloren, hatte kein Ton mehr mein Ohr berührt.

„Lieber Schwager“, bat Anna eines Tages, „heute abend mußt du bleiben, denn es kommt eine Landsmännin von dir, sie freut sich so, die deutsche Sprache wieder zu hören, thue es mir zuliebe.“ Dabei ergoß sie sich auf ihre Fußspitzen, sah mich stehend in die Augen und küßte mich. Ich war befügt und versprach, zu bleiben. An jenem Abend kam eine Menge Leute, darunter waren junge, schöne und lebenswürdige Mädchen, die mir sehr hübsch und liebenswürdig schienen, aber sie ließen mich alle kalt und gleich-

gütig. Ich fühlte es, mein Herz war mir in der Brust gestorben, es war mir so kalt, so schauerlich kalt, so öd, so leer. Obwohl ich flüchtig französisch und englisch verstand, verbar ich mich doch so viel als möglich in eines der Seitencabinette, damit ich ungestört und allein bleiben könne. Der treue Hans aber wollte dies nicht leiden, er blieb bei mir und wir sprachen zusammen von der Heimat, von den Tagen unserer Kindheit. In unserem Gespräch hatte ich nicht bemerkt, daß draußen im großen Saale das Geschwirr der lauten Stimmen aufgehört hatte, daß alles still geworden war. Da — ich suchte zusammen. Töne schlugen an mein Ohr, wunderbar schöne, leise flügelnde Töne. Es war, als ob eine Seele sanft zu mir spräche, als ob sie die meinige gesungen nähme und mit sich fortjührte, weit hinweg von dieser Erde in ein hehres, ideales Reich. Ich lauschte und lauschte, ein Ton schloß sich dem andern an, voll, rund und weich, bald flügelnd, bald gärtlich hingehend, dann rasch und rascher wie im entlosten Jubel, bis ein prächtiger, sanft anklingender Accord die Melodie schloß. Ich aber legte die Hände über die Augen und weinte — weinte bitterlich. Der süße, stehende Ton hatte mein Herz gerührt, mir die Thränen entlockt durch eine Sprache, wie sie kein menschlicher Mund spricht.

Ich hörte meinen Namen rufen und ein weiches Händchen stach sich in die meinige. „Das war schön, Schwager. Nicht?“ Ich nickte nur mit dem Kopfe und wollte mich entfernen. „Nein,“ bat Anna, „wenn du gefasert bist, so mußt du sie sehen und sprechen. Sie ist eine große Künstlerin, sie kennt ihr Instrument, jeder Ton, der unter ihren Fingern erklingt, packt unter Herz.“ Anna legte ihre Hand auf meinen Arm und führte mich in den Saal. Auf einer leichten Erhöhung befand sich ein niedriger Tisch, auf dem eine ungewöhnlich große Zither mit doppelter Resonanzboden lag; neben dem Tische stand ein kleiner natter Herr mit weißen Haaren und eine junge Dame. Als mir einige Schritte in dem Saale vortraten, da löste sich der Jambur, in dem auch die übrige Gesellschaft durch das wunderbare Spiel gefangen war, als umringte die Herz gerührt, mir die Thränen entlockt durch eine Sprache, wie sie kein menschlicher Mund spricht.

Wir war, als wäre ich plötzlich ein anderer Mensch geworden, ich fühlte mich leicht und freudig und sprach laut und fröhlich. Ich ergreife die Hand des Mädchens, wie ein Genesener die Hand seines Heilers, und küßte sie, als ein solches Wunder an meinem kranken Gemüthe vollbracht hatte. Weil alles sie hat, daß sie nochmals spiele, entfernte ich mich von ihr, blieb jedoch in nächster Nähe und sah mir die zierlichen Finger, die sich auf dem Instrument wie im Tange bewegten. Es waren Weisen aus der Heimat, die sie jetzt vortrug, Wieder und Töne aus stürzten, Steiermark und Tirol, einfache, aber tief ins Gemüth gehende Melodien. Ach, wie das schön war! Wie es mich mit sich forttrieb. Ich sah mich im Geiste wieder in den Bergen meiner Heimat. „Prachtvoll, süß!“ rief alles um mich, als sich die Künstlerin erhob. Der kleine alte Herr führte Dorchens an der Hand zu mir, und als ich mich nun nach ihrem Schildele erlaubte und hörte, daß sie sich durch die Zither ihr Leben unabhängig und frei gemacht habe, da fing ich — wer hätte das noch vor einer Stunde geglaubt — laut zu lachen an. Ich erinnerte mich ihrer Liebküngen und des steten Wiederholens von Ich und du und so weiter, und erzählte ihr, daß das peinliche Gefühl, welches diese Liebküngen in mir erregt hatten, so ungeschwächt in meinem Gedächtnisse geblieben wäre, daß ich nie eine Zither noch nur sehen konnte, ohne nicht einen Nervenzusammenbruch zu empfinden. Und wir lachten zusammen wie zwei Kinder.

Ein Wunder war an mir durch die Nacht der Töne vollbracht, ich war von meiner Melancholie genesen. — Aber ich fing an, in eine neue Krankheit zu verfallen. Wie soll ich sie nennen? Mir Ärzte haben dafür keinen andern Namen als die Raison; nicht hatte das Liebesfieber ergriffen. Seit dem Abend, als ich Dorchens hörte, hatte mich der Friedhofstrom nicht mehr gequält; ich schlief gesund, fest und ruhig. Erwachte ich, so waren meine ersten Gedanken bei

Dorchens, ich kannte keinen Tag leben, ohne sie gehört und gesehen zu haben.

Die Hochzeit meines Bruders war vorüber. Ich hatte also in New York nichts mehr zu thun, aber seine Nacht der Welt hätte mich ohne Dorchens über den Ocean gebracht. Bisher hatte ich nach kein Wort von dem Zustande meines Herzens zu ihr gesprochen. Sie war zwar immer lieb und freundlich, aber wir waren nie allein, Herr Wallner war stets dabei, wie eine Klette, die man nicht abschütteln kann. Eines Tages kam Herr Wallner, mich zu besuchen. Er räusperte sich, öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, brachte aber nur ein „Hm, hm“ hervor. „Haben Sie irgend eine Angelegenheit, Herr Wallner?“ fragte ich. „Allerdings, Herr Doktor,“ fing er mit jähem an. „Ich habe eine Bitte — bejuchen Sie uns nicht mehr.“ „Was! sind Sie natürlich,“ rief ich zornig, „was soll das?“ „Ich bin es dem Kinde schuldig,“ erwiderte er ernst, „daß ich es dem Kinde darüber spreche. Seit ihrer frühesten Kindheit kenne ich Dorchens, die ich das Zitherspielen lehrte, und obgleich ich immer einen Genuß in ihr nahm, so hatte ich doch von der Gräbe desselben keine Idee. Als sie ihre Mutter und mit dieser jede Stille verlor und zuletzt noch das schredliche Unglück hatte, zu erblinden, da konnte ich nicht anders — es war nicht das Kind, sondern das Talent, dem ich helfen wollte — ich schlug ihr vor, mit dem so viel verkannten, so oft verachteten Instrument, der Zither, ihr Glück zu versuchen. Wir reisten hierher. Welch eine große Künstlerin sie geworden ist, das wissen Sie selbst. Sie ist jetzt ein reiches Mädchen, ihre Zukunft ist gesichert. Soweit das — nun kommen Sie und schenken sich in das liebebedürftige, edle, reine Herz des Kindes. Ich sage Kind, weil sie mir so wert ist, als wäre sie mein lieblich Gleich und Müt. Wie soll denn das enden? Sie werden ein blindes Mädchen nicht zur Frau nehmen. Und — Herr Gröndner, ich bin zwar nur ein schwacher alter Mann, aber ehe ich Dorchens durch Sie zu Grunde gehen ließe, würde ich lieber zum Vörderm zu Ihnen werden.“ — „Glauben Sie denn, daß Gräntlein Langeleib mich liebt?“ fragte ich scheinbar ganz ruhig, obgleich mein Herz heftig klopfte. Der alte Mann blickte argwöhnisch und forschend auf mich, ich sah es an seiner Miene, daß er es sicher glaube. Da sprach ich an, nahm meine silbernen Hände in meine beiden Hände und küßte ihn. „O! Sie guter, Sie herrlicher Mensch!“ rief ich frohlockend, „ich liebe Dorchens, ihr Glück ist ja das meine.“ Ich riß ihn mit mir fort und eilte zu ihr, kniete mich vor ihr nieder und bat sie, mein Weib zu werden. „O Mari! Du einzig geliebter Mann,“ schloß sie, „hast du denn vergessen, daß ich — blind bin?“ Ein solches Glück ist mir nicht beschieden, ich wäre ja doch nur eine Last für dich.“ „Nein, du bist meine Wonne, bist mir zum Segen geboren!“ rief ich und schloß sie jubelnd an mein Herz.

Nach einigen Tagen waren ich, meine Prant und Herr Wallner auf der Heimreise, und einen Monat nach der Ankunft war ich der glückliche Gatte Dorchens. Das Gnd meines ersten Weibes — ich habe es nicht wieder besocht. — Es kam wie Schum über mich, wenn ich bedachte, wie reich ich sie vergessen hatte. Aber an ihrem Gedächtnisse drängte es mich doch, das verlassene Grab aufzusuchen. Als ich das letzte Mal bei ihrer Ruhestätte war, da lachte der Himmel und blühten die Spazihünen. Auch dieses Mal war der Himmel blau und heiter, aber die Sonne glänzte auf den trübsalgefallenen Söhne, der die Hölle bedeckte, und die zwei Kastanienbäume standen blätterlos in glühender Schneehülle. Selbst das schwarze Kreuz war weiß überzogen. „Tote Natur, kalt, kalt und rein ringsumher,“ seufzte ich. Da ging ein Windhauch durch die Wüste, der Millionen blühender Sternchen niederstüttelte. Und durch das Silbergeflecht sah mein inneres Auge einen Moment das Grab im Sonnenchein des Frühlings mit blühenden Bäumen und duftenden Blumen. „Natur und Menschen, wie seid ihr doch so wundbar,“ flüsterte ich und ging heim.

Zum Andenken an eine Heimgegangene. Von C. Gerhardt.

— Berlin. Eine kurze Spinnne Zeit erst ist verfloßen, seit das deutsche Volk für den greisen Helmskaiser Wilhelm und bald darauf für dessen unerglücklichen Sohn trauerte und wiederum durchziehen Gefühle der Wehmut die Herzen. Kaiserin Augusta,

die Gemahlin weiland Wilhelms I., ist am 7. Januar nach kurzen Krankenlager sanft entschlafen. Ein langes Leben liest hinter ihr, ein Leben, das ebenso reich an Leid wie an Glück war und wenn von einem Sterblichen, so gelten von ihr des Dichters Worte: Alles geben die Götter, die unendlichen — Ihren Lieb-linzen ganz, — Alle Freuden, die unendlichen, — Alle Schmerzen, die unendlichen ganz. — Nicht nur die Resi-denz, nein, ganz Deutschland weint um die Hingegedene, die mehr als eine Kaiserin, die eine echte Mutter ihres Volkes war, besonders derer, die Not und Krankheit litten. Und auch der Genius der Kunst senkt seine Veier, denn die hochtunige Frau war eine Freundin und Kennerin der Kunst, ja, sie war sogar selbstschaffende Künstlerin.

Am 30. September 1811 als Tochter des Großherzogs Carl Friedrich von Sachsen-Weimar und der Großfürstin Marie Pawlowna geboren, verlebte Prinzessin Augusta in Jena-Weimar ihre Kindheit in den glücklichsten Familienverhältnissen, an einem Hofe, der seit langer Zeit der Mittelpunkt aller geistigen und künstlerischen Interessen war. Goethe, der Dichtersfürst, leitete die Erziehung des ebenso schönen wie klugen Kindes, das mit uniger Zuneigung an dem Freunde seines Großvaters hing. Anregend und belebend wirkte Goethe auf den Geist der jungen Prinzessin ein, zugleich gewann ihr Vortrieb sein ganzes Herz und zu ihrem neuen Geburtsstunde widmete er ihr folgende Verse: Alle Pappeln hoch in Rufen, — Jeder Strauch in seinen Dürfen, — Alle Ichn dich nach Dir um. — Berge schauen dort herüber, — Leuchten schön und jauchzen lieber, — Doch der schöne Tag ist sum. — Lustschämeinen will man hören, — Frühen, Hörner und von Hören, — Alles, was nur Freude regt. — Selbst an seiner strengen Kette — Springst das Freuden an die Wette, — Immer hin und her bewegt. — Und so täuschen wir die Ferne, — Segnen alle holden Sterne, — Die mit Gaben dich schmückt. — Neue Freude, neue Lieber — Grüssen Dich! erscheine wieder, — Denn der neue Frühling blüht!

Neben einer ausgezeichneten wissenschaftlichen Ausbildung erhielt die begabte Prinzessin auch vortrefflichen Musikunterricht. Der berühmte Hummel war ihr Klavierlehrer; sie machte unter seiner Leitung die glänzendsten Fortschritte und übertraf ihn stets von neuem durch ihr feines musikalisches Verständnis. So wuchs Prinzessin Augusta zu einer Jungfrau heran, die nicht fürwahrlicher Schönheit wahre Feinheit und Geistesbildung besaß; — rühmte doch auch Goethe ihre „harmonische Bildung“ und war sie doch der Verlobung des ganzen Weimarer Hofes.

Nicht lange jedoch blieb sie diesem erhalten; Prinz Wilhelm von Preußen warb um sie und am 11. Juni 1829 wurde die Prinzessin Augusta seine Gemahlin. Goethe feierte das Brautpaar als „das Schönste, welches seine Augen je gesehen“, und die Berliner indessen dem ritterlichen Bräutigam und seiner Erwählten entgegen. Fast 59 Jahre hindurch teilte die hohe Frau Leid und Freud getreulich mit ihrem Gatten, mit warmem Herzen das neue Vaterland aufzusuchen. In den schweren Jahren 1848 und 1849 ragte sie hervor durch ihre „geistvolle und wahrhafte Teilnahme“ für die Sache desselben. Eine stolze Freude erfüllte sie, als ihr Gemahl den Thron seiner Väter bestieg, konnte sie doch in so hoher Stellung noch mehr das ausführen, was sie für ihre vornehmste Pflicht hielt: Gutes zu thun. „Ich dien“ war ihr Wahlspruch und diesem huldigte Kaiserin Augusta ihr Leben lang. Sie diente ihrem Gemahl, indem sie ihren beiden Kindern, dem nachmaligen Kaiser Friedrich und der späteren Großherzogin von Baden, eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen ließ, sie diente ihrem Volke, indem sie die Lehren der Armen und Kranken linderte. Unzählige gemeinnützige, mildthätige Anstalten und Vereine verdanken der Kaiserin ihr Entstehen. Die Wunden, die der Krieg geschlagen, suchte sie zu heilen und so ward sie die Protectrix der Vereine vom „Roten Kreuz“.

Sie diente der Kunst und Wissenschaft, indem sie an allen geistigen Bestrebungen den lebhaftesten Anteil nahm und bedeutenden Künstler und Gelehrte um sich versammelte. Vermöge ihrer umfassenden Bildung konnte sie den Gesprächen derselben auf jedem Gebiete folgen und nicht selten hat sie anregend und fördernd gewirkt. Der Musik widmete die hohe Frau ihr besonderes Interesse. Bald nach ihrem Einzuge in Berlin nahm sie wieder Unterricht in derselben. Hermann Schmidt und Albrecht Agthe wurden ihre Lehrer in der Composition und die schönen Früchte dieser Studien waren Armeemärsche, eine Ouvertüre und mehrere Musikstücke zu dem Ballett: „Die Maskerade.“ Zweifelloß hätte die Kaiserin noch Bedeutenderes geleistet, wenn

nicht die Pflichten ihrer Stellung, sowie schweres körperliches Leiden sie von ihren künstlerischen Arbeiten zurückgehalten hätten; aber stets empfand sie es tief, daß es das erhabenste Ziel der Kunst sei, „Nacht zu leuchten in die Tiefe des menschlichen Herzens“, wie Robert Schumann so treffend sagte.

Und Nacht brauchte sie wahrlich, denn oft genug nagte ihr die dunkle Nacht der Schmerzen. Mit Seltsamkeit überwand sie jedes körperliche Ungeheuer, sie bildete gleich ihrem Geliebten, ohne zu klagen und selbst als unsagbarer Kummer über sie hereinbrach, den hoffnungsvollen Entschluß, den heißgeliebten Sohn dahingeben mußte, brach sie nicht zusammen, verlor nicht ihr felsenfestes Gottvertrauen.

Nun ist ihr edles Herz gebrochen, ihr müdes Haupt hat sich zum ewigen Schlummer niedergelegt, ihre mildthätige Hand ist erstarrt, aber so lange noch im deutschen Volke die Erinnerung an den Gründer des Deutschen Reiches leben wird, so lange wird man auch der edlen Gemahlin desselben gedenken.

Das Händchen.

Eine musikalische Vorgeschichte aus Steiermark.

Von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Der arme Giebel ging wieder gegen das Dorf zurück. — Am Vortage, dachte er bei sich, da ist die Arbeit, da geht's zur Not; aber am Sonntag, wenn einer in der Mühseligkeit so umherkriechert, da ist's schier nicht auszuhalten. Der Dink in der Brust, der graumale Druck! Mit dem Taschenmesser ein Loch aufmachen hinein, daß dieses wilde Blut herein fließen könnte! —

Als er zum Hause des Majors kam, dunkelte es schon ein wenig und im Tale dem Bache entlang war ein bläulicher Dunsthauch. Kein Vogel, kein Heimglocke, kein Mähdraht — nichts. Daß es doch so still sein kann auf der Welt! ...

Um das Haus war es öde und nichts rührte sich. Die Fenster standen offen. Der Giebel kletterte auf einem Mauervorsprung empor und stieg zum Fenster hinein. An der Wand hängte er hin, nahm die Gremoneier Geige mit dem Fiedelbogen von der Wand, barg sie unter seinen Rock, sprang rasch zum Fenster hinaus und eilte davon gegen den Wald hin.

In der darauffolgenden Nacht war's. Ueber den Wipfeln des Bergwaldes stand der Mond. Der Eisenhammer klang still, das Wasser rieselte leise über das hinterste Giebel. Wer das Wasser und Pochen gewohnt ist, dem wird's unheimlich. Paula lag in ihrem Bette, konnte aber vor lauter Ruhe, die sie umgab, nicht schlafen. — Sie dachte an ihre Mutter, die seit langem schon auf dem Kirchhof lag. Sie dachte leuchtend daran, wie das jetzt werden würde, wenn der Vater wieder heiratet. Die weißen Senfenschmied-Wirne von Tiefwasser. Dann will er den kleinen Eisenhammer hier verkaufen und hinüberziehen und in Tiefwasser eine Gewerkschaft bauen. Was das noch werden wird? ...

Als das Mädchen im einsamen Stübchen so saß und dabei recht traurig ward, hörte es draußen einen garten, klingenden Ton. Es war anfangs wie eine leise vor sich hin klingende menschliche Stimme. Sie wurde lebhafter, es war wie ein süßes Rufen und dann wieder wie ein betäubendes Klagen. Es war wie ein allmähliches Aufschwellen, wie ein Aufstoßen und tiefes Bekennen und endlich wie das Freiwerden und Ueberwinden eines warmen, selbollen Menschenherzens. — Wie in ihrem Leben noch hatte Paula so singen, so weinen gehört. Sie war selbst einmal in einer Singhülle gewesen, aber dieser unendlich rührende Tonhauch, den sie jetzt vernahm, er hatte keine Ähnlichkeit mit anderen Klangfüßen und doch war er nichts, als das unmittelbare Aufsteigen menschlichen Herzblutes. — Sie konnte sich das nicht so denken, als ein Gefühl ward in ihr wach, als ob sie in diesem Augenblicke sterben müßte, und als ob sie im nächsten Augenblicke eingehen würde zur himmlischen Seligkeit.

Nach einer Weile richtete sie sich auf und blickte hinaus zum Fenster. Da unten auf weissem Kieswege stand eine dunkle Gestalt. Sie erkannte den Weber Giebel und sah jetzt, wie er eine Geige spielte. Sie verhielt sich ganz ruhig, sah hinab und horchte. Sie horchte so lange, bis ihr die Tropfen von den Augen rannen. So über alle Mägen lieb hatte sie diesen Menschen. So viel Mitleid hatte sie em-

pfunden, seit sie ihn kannte, weil er so sanft, so freundlich und still, so brav und so verlassen war. Als sie einst als kleines Mädchen das erste mal in die Kirche mitgenommen wurde, war am Altar neben dem Priester ein schöner blonder Knabe gestanden, und so oft sie an Engel dachte, von Engeln hörte, kam ihr dieser Knabe zu Sinn. Allmählich, ganz allmählich wuchs dieser Engel heran zu einem Menschen ...

Paula öffnete das Fenster, da hörte der Bursche unten auf, zu geigen.

„Giebel,“ sagte sie mit vor Innigkeit zitternder Stimme, „Giebel, geh!“ legte heim. Die Nacht ist kühl.“ Da trat er ein paar Schritte gegen das Fenster und flüsterte darauf: „Paula, ich hab' dich lieb.“

„Nimm ihn, hoppi!“ rief plötzlich eine rauhe Männerstimme. Da sprangen aus dem Schatten zwei Gesellen mit Waffen und glänzendem Hengsteng berbei und rissen den Burschen nach rückwärts zu Boden. Noch hielt der Giebel trotz des Schrecks die Geige hoch in die Luft, daß ihr nichts geschähe, weiter wehrte er sich nicht, bis die Jähne zusammen und ließ sich fesseln.

Mittlerweile war es im Hammerhause lebendig geworden, die Leute eilten auf die Gasse: was da geschehen wäre, was das bedeute?

„Den Dieb haben wir,“ berichtete einer der Gendarmen. „Dem Herrn Major Strauper ist er in die Wohnung gekommen. Eine Violine gestohlen.“ „Der Weber Giebel!“ schrien nun die Schmiede und das Gesinde. „Das ist nicht abel! Der Dand-mauer! Der Scheinheil! Der Fährbrecher! Ah, das ist zu nett!“

Auch der Schmiedemeister war flüchtig in seine Bettdecke geküßt hervorgezogen. „Ein Dieb? Ein Gendarm?“

„Ein Bettelgeiger.“

„Der Stroch!“ knurrte der Schmiedemeister, „was hat er denn vor meinem Haus gesucht, bei der Nacht?“

„Das Töchter hat er angegeigt!“ lachten sie. „Ein andermaß stiehl' Futterbrot! Das frist man ungehört.“ „Söhne ein Knecht. Geige tragen zu sich, kommt allemal auf.“

„Was kostet der Bettel?“ rief jetzt Paula, die sich schneid in den Handel mischte.

„Junger!“ antwortete der Gendarm, „es handelt sich nicht um die Geige, es handelt sich um den Diebstahl.“

„Sag' etwas!“ forderte das Mädchen den Giebel auf. „Verteilige dich!“

„Das hilft nichts,“ antwortete der Bursche ganz ruhig. „Sie glauben es mir nicht. Morgen hält ich sie dem Herrn ja wieder zurückgebracht. Sie glauben es mir nicht und ich muß hien. In Gottesnamen, jetzt ist mir ganz leicht. Sei nur so gut, Paula, und stell' sie ihm zurück. Und daß ihr nichts geschieht. Mein Glend hab' ich mir herausgeiebelt. So leicht ist mir schon lang' nicht mehr gewesen, wie jetzt. Vergiß nur nicht ganz auf mich, Paula, wenn ich gestorben bin.“

Das Mädchen wollte darauf etwas sagen, konnte aber vor Weinen nicht mehr sprechen und also führten sie den armen Jungen davon in der stillen Monatsnacht, führten ihn hinaus in das Dorf und thaten ihn in den Gemeindefester.

Am nächsten Morgen war ganz Schwandau aus Rand und Rand. Das Unglaubliche! Das Unerhörte! Manche meinten, der Giebel sei irrsinnig geworden. Etlliche klagten über die Hitze, die ihm's angethan. Nur wenige gaben sich stiller Schabenfreude hin. Im Gemeindefester kamen um die Mittagsstunde mehrere Männer zusammen, der Dorfmeister, der Pfarrer, der Hammerhauemeister und auch der Major Strauper.

„Ist es Ihr Ernst, daß Sie flugbar werden wollen?“ fragte der Richter den Major.

„Vare achzig Gulden hat sie mich gekostet, die Gremoneier!“ antwortete der Major.

„Aber sie ist ja doch wieder in Ihrem Besitze,“ sprach nun der Pfarrer, „und gänzlich unversehrt. Den Burschen haben wir alle gern, er ist feigig, gutmütig, feiner weiß etwas Ungeütes von ihm. Die bunte Welt! Auch wir haben Thorenstreich gemacht in der Jugend. Lassen Sie es gut sein, Herr Major!“

„Von mir soll niemand sagen, daß ich sein Unglück gewesen bin,“ antwortete der alte Soldat. „So vernarrt zu sein! Gerab'hallen soll er sich!“ Es ist gut.“

„Wenn's gut ist,“ versetzte jetzt der Hammerhauemeister, „so möchte ich auch noch ein paar Worte sagen. Mein Mädel ist viel verrückt. Ich habe keine Ahnung gehabt. Wenn es so steht mit den zwei jungen Leuten und daß sie toll werden, wenn

sie einander nicht kriegen — ich sag' in Gottesnamen.“

Denn er hatte sich überlegt, daß es besser ist, wenn er die erwachsene Tochter an Mann bringt, ehe er selbst noch einmal zugreift drüber in Tiefwasser. Es bleiben auf solche Weise allerhand Unannehmlichkeiten aus. Das Mädel hat seine mütterliche Sach', damit kam es dem Weber aufstehen und die Wirtschaft herrichten. Also ist's recht und der Vater und die Tochter sollen an einem Tage Hochzeit halten.

Als der Giebel aus dem Stotter trat, wartete davor schon die Paula, fiel ihm lachend und schlingend um den Hals: „Wir haben uns!“

Am Tage der Hochzeit kam der Major mit der Geige. Die Gremoneier war's.

„Mir sieht ein Dipsicht in Aussicht,“ sagte er eintretend. „Nach dem Hengener mit der alten Giebel bin ich auf der Spur. Dieje da — ein sehr seltenes Stück! — sie gehört dem jungen Bräutigam. Er hat damit der feinsten das Ständchen gebracht, er wird sie noch öfter brauchen können. Ist die Geige verstimmt, so soll er küssen, und ist das Weibchen verstimmt, so soll er geigen. Und jetzt einen fecken Streichlein aufgießet! Gerab'hallen, Ringe!“

Meine Siebflinge.

Aus dem Tagebuch eines Klavierdilettanten.

Von Robert Hamerling.

III.

Als ich Schumann zu spielen anfing, glaubte ich in seiner Tonsprache, dem hellen Klangreich anderer Meister gegenüber, etwas Herbes und Dumpfes zu finden, welches jedoch, sobald es nur vom rechten Gesicht und Verständnis des Spielers bewältigt war, in den süßesten Wohlklang sich auflöste. Schumann, ohne Geist und Schwung und Verständnis geistigt, ist der ungenießbarste, gut geistigt, der bezauberndste aller modernen Tonkünstler. Vor allem will das Individuelle, das Charakteristische des Tonbildes bei ihm ergrast und festgehalten sein, und aus diesem Grunde ist die Kenntnisnahme der Lebensgeschichte, die er über seine Werke legt, für den vollen Genuß des Hörsers so unentbehrlich, wie für den Vortrag. Was soll der Hörer von den Sprüngen des Harlekins im „Karnaval“ denken, wenn er nicht weiß, daß es eben — Harlekinsprünge sind?

Von Schumann habe ich zwar noch nicht gelesen, daß er ein „Ironiker“ sei, aber ein langer Essay ist mir vor Augen gekommen über das „Ungeheuer“, „Krauthafer“ in Schumanns Werken. Alles ist bei Schumann „krank“, auch die „Kinderfanten“ und die „Walbeuten“ und das „Augenbalm“. Wirklich? Ich hätte geglaubt, vieles von diesem Kompositen, dem deutschen sei Dack, gehöre zu dem fernsten, was wir besitzen. Es gibt jetzt Kritiker, welche mit den Stichwörtern „Krauthafer“, „angeknüpft“ die besten Köpfe in Kunst und Poesie nicht bloß herabsetzen, sondern förmlich abgethan und beseitigt zu haben glauben. Kürzlich las ich in der Beschreibung eines dickleibigen poetischen Albums: „Unter diesen Geschichten verdienen die von A. den Vorzug vor allen übrigen, wegen Gesundheit der Gedanken und Empfindungen.“ Gewiß ist Gesundheit allen Dingen aufs innigste zu wünschen; aber wenn einer durch bloße „Gesundheit“ allen anderen den Rang ablaufen kann, so weiß ich nicht, warum nicht schon längst Wiedemann über Schiller gestellt wird. Byron, Leopardi, Alfred de Musset gehören nicht zu den „Gesunden“, nichtseufzender Gebungen sie bei ihren Nationen den Rang vor den Geistes ihrer Zeit. Beethoven ist ebenfalls weniger „gesund“ als Haydn und Mozart, aber nicht so sehr, daß er doch sogar neben der von himmlischer Grazie angehauchten, verklärten, vergeistigten Gesundheit dieser Meisterrollen, geistige neben jener gemeneren, sich am meisten brüsten Sorte von Gesundheit, die mehr schamames Endonpoint als totes Fleisch hat. Auch die Perle in der Muschel ist ja eigentlich ein krauthaftes Produkt. Und so werden wohl auch der „Krauthafer“ Chopin und der „Krauthafer“ Schumann die gesündesten, vorzüglichsten Kapellmeisternaturen ihrer und der folgenden Zeit überbieten.

Es ist ohne Zweifel das schärfste, bitterste Urteil, das ich über ein Musikstück abgeben kann, wenn ich mir dabei denke: „Das hätte ich auch machen können!“ — Und doch trifft das Schicksal zuweilen ganz hübsche und angenehme Sachen. Zuweilen kommt

für Mitleid, für eine Bitte um Entschuldigun oder für was sonst halten sollte, wollte ihm nicht klar werden. Er kam sich vor, wie jene Seume, die unbewußt Entener ausgetrieben hat und nun voller Angst am Ufer des Teiches hin und hertrippelt, auf welchem ihre Kuckelien lustig dahinschwimmen. Er sah wie Kasandra ein Unglück herannahen und durfte nicht einmal wie diese warnen. Obwohl er sich alle erdenkliche Mühe gab, gleichgültig und ruhig zu erscheinen, vermochte er doch seine nervöse Aufregung nicht völlig zu verbergen und er wußte über den Berliner Freund, der sich weigerte, seine Autorität zu einem Einspruch gegen den Willen der Mächte zur Geltung zu bringen.

(Fortsetzung folgt)

Briefwechsel zwischen R. Wagner und Fr. Liszt.

III.

An den Briefen R. Wagners an seinen Freund Fr. Liszt funkt es nur so an geistvollen Einfällen, welche allerdings mitunter an der Wahrheit vorbeigehen; besonders wenn R. Wagner den Buddhismanen mit sich schlägt und mit dem Brutto eines vorberastatischen „Gefühlten“ behauptet: „Was sind wir für Menschen! Nur durch die vollste Vererbung unseres ganzen Wesens werden wir glücklich. Glücklich sein heißt bei uns: nicht mehr von sich wissen!“ Wer daran denkt, daß mit dem Tode jede Empfindung aufhört, wird an dem „Glück“, nichts mehr von sich zu wissen, doch etwas zweifeln.

Interessant ist folgendes Geändnis, welches R. Wagner in einem Züricher Briefe vom 9. November 1852 macht: „Ich lebe ein unbeschreiblich nichtswürdiges Leben! Vom wirklichen Genuß des Lebens kenne ich gar nichts; für mich ist Genuß des Lebens, die Liebe, nur ein Gegenstand der Einbildungskraft, nicht der Erfahrung.“ In einer anderen Briefstelle spricht R. Wagner die Absicht aus, in der Oper „Tristan und Isolde“ seinen Mühungen über das Wesen der Liebe einen „vollblütigen“ musikalischen Ausdruck geben zu wollen. Mit der „schwarzen Flagge, welche am Ende der Oper weht, wolle ich R. Wagner dann zudecken, um zu sterben.“ In einem Briefe, welcher von der Erbprinzessin von Weimar handelt, sagt R. Wagner sehr schön: „Es liegt für uns in der Verführung mit liebevollen, eben, weiblichen Naturen ein unendlich wohlthätiger Genuß und es reizt mich, nur einen solchen Genuß als Segen zu meiner bevorstehenden Arbeit (Eiegried) zu verschaffen.“

Oft wird R. Wagner von einer brennenden Sehnsucht nach Meien erfasst und da schlägt er als nervös überreger Mensch einen mitunter überhörschwänglichen Ton an; mit kräftiger Begierde nach Meierfreunden fängt er an und schlägt mit der Absicht zu sterben. In einem 1853 im März geschriebenen Brief erklärt R. Wagner: „Ich borge und stehle, wenn's darauf ankommt, um reisen zu können. Ich hätte Lust, über die Welt zu fahren! Treibe ich kein Geld auf, aber hilft mir auch die Meie nicht zu einem neuen Aufnehmen meines Lebens, so gebe ich mir lieber den Tod, ehe ich so fortlebe!“

In einem anderen Schreiben empfiehlt er seinem Freunde Liszt, gewissen „Dummköpfe“, welche absichtlich über ihn urteilen, „einen Tritt mit dem Fuß“ zu geben und mit ihm in die „weite Welt“ zu reisen. Auch da taucht ein kleiner Selbstmordentwurf auf: „Reisen wir, wär's auch, in der Welt flott zu Grunde zu gehen, in irgend einem Abgrund lustig zu zerfallen!“ Solche Selbstmordentwürfe waren bei R. Wagner kaum ernst gemeint.

Wagners Liebes- und Glückseligkeitsbedürfnis gebührt in seinen Briefen oft einen rührenden Ausdruck. So schreibt er im April 1854 an seinen „einzigen“ Franz: „Gieb mir ein Herz, einen Geist, ein weibliches Gemüt, in das ich mich ganz untertauchen könnte, das mich ganz füllt, wie wenig würde ich dann nötig haben von dieser Welt, wenn wir uns selbst gehören dürften, — wie wollte ich mich glücklich fühlen! ... Aus mir wird doch nichts mehr als ein phantastischer Pupp.“ Ueberhörschwänglichkeit also auch in der Selbstherabsetzung!

R. Wagner bekennt in einem seiner nervösen Züricher Briefe, daß er „nur einmal ganz glücklich sein möchte und dann gar nicht mehr existieren“, wobei er sich über die „leberne Unsterblichkeit von Gummi Glacéum“ lustig macht, durch welche man ihn auszeichnen wolle.

R. Wagner spricht auch in seinen, mitunter das Lingerichte und Wahlbe streifenden Selbstbetrachtungen von seiner „Verzweiflungswollust“ und läßt sich bitter über den Unwert der Welt aus. Die Welt beachtet wir nicht anders, als durch Verachtung. Sie ist schlecht, grundschlecht; nur das Herz eines Freundes, nur die Thränen eines Weibes, können uns aus ihrem Fluche erlösen.“ Ist das nicht etwas ungerecht, wenn man den Freud und das thranende, brave Weib außerhalb der „grundschlechten“ Welt zu suchen hätte? Nur überreizte Phantasiemenschen sind im Stande, in der „vollen Bewußtlosigkeit“, im gänzlichen Nichtsein, im Verschwinden aller Träume die einzige, endliche Erlösung zu finden.“ Wer im künstlerischen Schaffen den einzigen, positiven Lebenswert begreift, wie R. Wagner, sollte nicht in der „vollen Bewußtlosigkeit“ ein begehrenswerthes Gut aufspüren.

Fesseln sind R. Wagners Urtheile über zeitgenössische Kompositionen; große Stille die er auf Hector Berlioz, obwohl er an seinen „Märchen“ Anstoß nahm, die sich besonders in seiner Raufsymphonie fundgeben. Angebracht ist R. Wagner über den in London blühenden, „lächelnden Wendelsohnkultus“ und ist entzückt über einen Engländer, der sich nicht sonderlich viel aus Wendelsohn macht und R. Wagners Porträt seit zwei Jahren in seiner Stube aufgehängt hat.

Trefflich ist die Bemerkung R. Wagners, „daß Sänger qualitativ nicht gute Schauspieler sein sollen; wer nicht gut sprechen könne, wie solle der gut singen?“ Wenn R. Wagner in einem Briefe an seinen Weimarer Freund äußert: „Die Musik ist das eigentliche, künstlerische Urabbild der Welt selbst; für den Eingeweihten ist hier kein Irrtum möglich!“ — so überlassen wir es den Freunden klaren Denkens, zu entscheiden, ob bei diesem Ausspruch die Logik der Thatfachen mitgewirkt hat.

R. Wagner verfügt wie jeder geistvolle Mann trotz seiner Paradoyen über Humor. Er sagt in einem Züricher Briefe: „Ich habe in meinen Kunstleistungen viel hin und her geirrt und war keiner von den Ausgewählten Gottes, denen (wie Wendelsohn) die einzig wahre und untrügliche „solide“ Kunstweise als Manna vom Himmel in den Mund herabfiel und die somit sagen konnten: „Ich habe mich nie geirrt!“ während wir armen Erdenbürger eben nur durch Irrtum zur Erkenntnis einer Wahrheit gelangen konnten, die wir nun ebenso leidenschaftlich lieben, wie eine erregene Braut, nicht mit dem honetten Anstande, mit dem man eine von den lieben Eltern uns angewählte und im voraus bestimmte Ehegenossin als sein eigen betrachtet.“ Darin spricht sich eine urgeundliche Ansicht aus, welche sich von manchem frankhaften, bündigstlich angehauchten Einfall vorteilhaft abhebt.

Humor steckt auch in einem lebhaft, ja burlesken ausgeprochenen Meierwunsche R. Wagners, in welchem er Raub- und Morbpläne auf Nothdild & Comp. äußert. „Wir stabil liebsten Meien verdienen eigentlich, meint R. Wagner, doch gar nicht Meien zu sein: was könnten wir genießen, wenn wir nicht immer dem vernünftigen Eigergange uns zum Opfer brachten! Auch dieses Sigwerkzeug ist der eigentlich wahre Gießer der ganzen civilisierten Menschengeschichte: fügen wollen wir und höchstens stehen, nie aber gehen oder gar einmal rennen. Mein Geld ist nur der „mutige Renner“ Ahlens; lieber in den Tod rennen, als sich frant fügen.“

Man sieht aus dem Mitgeteilten, wie anregungsreich die Briefe des genialen Meisters der Töne sind.

Erinnerungen an Franz Schubert.

Aus dem Nachlasse seines Freundes Josef Freiherr von Span.

Mitgeteilt von Ia Mara.

I.

Den Namen Josef von Span kennt wohl jeder, der mit dem Lebensgang Franz Schuberts einigermaßen vertraut geworden ist. Nicht dichterische oder künstlerische Leistungen haben ihn, wie andere Freunde des großen Wiederkomponisten, wie die Maurhofer, Schöber, Fendterleben, Banernfeld, Kneblwieser, Ludwig Schörr von Karolsefeld, Moriz von Schwind, Vogl, Franz Kadner und wie sie alle heißen, vor dem Vergessenwerden geschützt. Die hervorragende Begabung der Genossen, in deren

fröhlichem Kreis Spann lebte, war ihm nicht verliessen. Produktiv hatte ihn die Natur, die ihn mit dem besten Herzen gesegnet hatte, nicht gelassen, und die Hingabe an das Schöne war ihm nicht verliessen, sondern nur Freude und Schind des Lebens; aber sie erhielt ihn, da sein Amt ihm dazu volle Mühe gönnte, bis an sein Lebensende in beständiger Verührung mit den besten künstlerischen Landes. Mit besonderer Liebe hing er Franz Schubert an. Schon als Knabe fand dieser in dem um neun Jahre älteren Freund — Spann war am 11. November 1788 in Linz geboren und starb daselbst am 25. November 1866 als Hofrat und Votodirektor — einen ersten Beschützer. Und die während ihrer Studienzeit im Wiener Stadtkonvikt geschlossene Freundschaft bewährte sich nicht nur für die Dauer von Franz Schuberts kurzem Erdengang; sie fand auch noch einen letzten rührenden Ausdruck in den Erinnerungen, die Spann 30 Jahre nach des Freundes Tode für seine Kinder nieder schrieb. In ihrer schlichten, schmucklosen Form nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, bisher als wertvoller Besitz von der Familie gehütet, und nur wenigen Ausgewählten zugänglich, bilden sie gleichwohl die wertvollste Grundlage und Quelle der biographischen Schubert-Forschung und wurden demgemäß auch von Heinrich von Kreille dem Biographen des Tonkünstlers seiner Zeit mannigfach benutzt. Ihrem vollen Inhalte nach aber blieben sie der Kenntnis weiterer Kreise bis auf diesen Tag vor-enthalten.

Es gereicht uns daher zur besonderen Freude, das Vermächtnis Spanns mit Erlaubnis seiner Witwe aus langer Verborgenheit hiermit aus Licht zu bringen.* Daselbst lautet:

„Ich lernte Franz Schubert im November 1808 kennen, als er beiläufig elf Jahre alt, als Sängerknabe der Hofkapelle im f. k. Konvikt seine Studien begann. Die Anstalt schien ihm nicht bequid, denn der kleine Knabe war immer ernst und wenig freundlich. Er wurde, da er schon ziemlich fertig Violine spielte, dem kleinen Orchester einverleibt, welches damals täglich Abends eine Sinfonie und eine Ouvertüre auführte, und zwar häufig mit einem für die jungen Kräfte sehr rühmlichen Erfolg. Ich sah der erste bei der zweiten Violine, und der kleine Schubert spielte hinter mir stehend aus demselben Notenbuche. Sehr bald nahm ich wahr, daß mich der kleine Musiker an Sicherheit des Tactes weit übertreffe. Dadurch auch ihn anmerklich gemacht, bemerkte ich, wie der sonst ganz gleichgültig ansiehende stille Knabe sich auf das lebhafteste den Einbrüden der schönen Sinfonien hingab.

Die Adagios der Haydnischen Sinfonien bewegten ihn auf das Innigste, und von der Sinfonie in G-moll von Mozart sagte er oft zu mir, daß sie ihn erschütterte, ohne daß er eigentlich wisse warum. Den Menuett in G-dur erklärte er für hinreichend, und in dem Trio dändte ihm, daß die Engel mitgingen. Die Sinfonien in D-dur und A-dur von Beethoven steigerten sein Entzücken auf das äußerste. Später gab er der G-moll-Sinfonie noch den Vorzug.

Einige Monate bevor Schubert in das Konvikt eintrat, wurde dem jugendlichen Orchester die Ehre zu teil, nach Schönbrunn berufen zu werden, wo im Salon des Erzherzogs Anstalt** eine Produktion stattfand, welcher Beethoven und Haydn*** der Musikmeister des Erzherzogs, beihohnten. Ich ersuchte Schubert von den Ergebnissen dieser Produktion, woran er ein so lebhaftes Interesse nahm, daß er mich, so oft wir zusammentrafen, bat, ich möchte ihm wieder von dieser Akademie erzählen.

In dieser Zeit waren auch Krommerische† Sinfonien in der Mode, die unter den jungen Leuten wegen ihrer Feinheit vielen Beifall fanden. Schubert ärgerte sich, so oft eine solche angeführt wurde, und sagte oft während des Spielens halb laut: „O wie fad!“ Er begriff nicht, wie man solches Zeug, wie er sagte, auführen könne, da doch Haydn Sinfonien in Unzahl geschrieben habe. Als einmal eine Sinfonie von Kozeluch†† aufgeführt wurde, und viele über die veraltete Musik schimpften, erstickte er sich förmlich und schrie mit seiner Kinderstimme: „Es ist

* Es geschieht wortgetreu. Nur die Nachschreibung der Namen wurde mehrfach bereinigt; im übrigen kamen nur einige Auszüge über Schuberts künstlerische Bedeutung, als vom Gang der Zeit überholt, in Wegfall.

** Schiller Beethoven's, dem u. a. die große D-dur-Messe op. 123 gewidmet ist.

*** Anton Tayber, geb. 1754 zu Wien, gest. daselbst 1823, war Kammermusikus und Komponist des Erzherzogs.

† Franz Krommer, geb. 1759 zu Kamenitz in Mähren, starb 1831 als kaiserlicher Hofkomponist.

†† Johann Anton Kozeluch, geb. 1738 in Weßmar in Böhmen, gest. als Hofkomponist und kaiserlicher Kammercapellmeister 1818 in Wien.

in dieser Sinfonie mehr Hand und Fuß als im ganzen Krommer, den ihr doch so gern spielt."

Die Quertüren von Muhl interessierten ihn sehr, während ihn eine damals sehr beliebte Quertüre von Abbé Vogler* ganz kalt ließ. Nach einer gelungenen Aufführung der Quertüre zu „Nozze di Figaro" schrie er ganz begeistert: „Das ist die schönste Quertüre in der ganzen Welt!" und fügte aber dann nach einigem Besinnen noch bei: „fast hätte ich auf die „Santerbische" verzichtet."

Ich fand ihn einmal allein im Musikzimmer am Klavier sitzen, das er mit seinen kleinen Fingern schon artig spielte. Er versuchte gerade eine Mozartsche Sonate und sagte, daß sie ihm sehr gefalle, daß er aber Mozart schwer zu spielen finde. Auf meine freundliche Aufforderung spielte er mir einen Menuett von seiner eigenen Erfindung. Er wurde dabei schon und schamrot, aber mein Beifall erregte ihn. Er sagte mir, daß er heimlich öfter seine Gedanken in Noten bringe, aber sein Vater dürfe es nicht wissen, da er es durchaus nicht wolle, daß er sich der Musik widme. Ich steckte ihm dann zuweilen Notenpapier zu.

Der Einfall der Franzosen unterbrach unsere musikalischen Uebungen. Ich sah ihn daher seltener. Bei einer zufälligen Begegnung sagte er mir in das Ohr: „Sie sind mir der liebste im ganzen Konvikt, ich habe sonst keinen Freund darin." Bei einer anderen Gelegenheit sagte er mir: „Sie Glücklicher! Sie entgehen nun dem Gefängnisse; nur ich so leid, daß Sie fortkommen."

Die ersten Tage des September 1809 verließ ich Wien, ohne nach Gelegenheit zu finden, von ihm Abschied zu nehmen, wozu er mir in der Folge vorgeworfen hat.

Ende Mai 1811 führte mich mein Schicksal nach Wien zurück. Ich fand meinen jungen Freund etwas gewachsen und wohlgenut. Er war längst zur ersten Violine avanciert und hatte bereits einiges Ansehen im Orchester gewonnen, auf dessen Leitung er nicht ohne Einfluß blieb. Nach einigen Tagen brachte ich ihn im Musikzimmer, wo ihm allein eine Stunde zu seiner Uebung gewöhnt war. Er hatte mehrere Hefen Zehnklänge Lieder vor sich und sagte mir, daß ihn diese Lieder auf das tiefste ergreife. „Hören Sie," sagte er, „einmal das Lied an, das ich hier habe," und so sang er mit schon halb brechender Stimme „Solina"; dann zeigte er mir die „Erwartung", die „Maria Stuart", den „Mitter Taggenburg" zc. Er sagte, er könnte tagelang in diesen Liedern schwelgen. Dieser Vorliebe in seiner Jugend verdankte ich wohl auch die Richtung, die Schubert genommen, und doch, wie wenig war er Nachahmer, und wie selbständig der Weg, den er verfolgte!

Schubert sagte mir dazumal, daß er schon eine Menge komponiert habe, eine Sonate, eine Phantasie, eine kleine Oper, und er werde jetzt eine Messe schreiben. Die Schwierigkeit für ihn bestesse vorzüglich darin, daß er kein Notenpapier habe und auch kein Geld, um sich eines zu kaufen; er müsse sich daher gewöhnliches Papier erst räteln, und das Papier selbst wisse er oft nicht woher nehmen. Ich verließ ihn dann rüchweise mit Notenpapier, das er in unglücklicher Menge verbrauchte. Er komponierte außerordentlich schnell, und die Zeit der Studien verwendete er unabhässig zum Komponieren, wobei die Schule allerdings zu kurz kam. Sein Vater, sonst ein sehr guter Mann, entdeckte die Ursache eines Zurückbleibens in den Studien, und da gab es einen großen Sturm und erneuertes Verbot; allein die Schwingen des jungen Künstlers waren schon zu kräftig und sein Aufschwung ließ sich nicht mehr unterdrücken.

Er spielte mir oft Sonaten aber andere Kompositionen vor, die bereits alle original und melodisch waren. Lieder, ganze Messen, Opern, Sonaten, ja selbst Sinfonien lagen bereits fertig vor; allein nach und nach verlierte er alle diese Kompositionen wieder und sagte, es seien nur Vorübungen. (Fortf. folgt.)

* Der bekannte Lehrer von C. M. von Weber und Meyerbeer.
** Ich nicht in der Lage zu nehmen, aber kann nur vorübergehend der Fall gewesen sein, da Schubert laut den Äußerungen des Wiener Hofkapellmeisters (siehe den Artikel „Schubertiana" von Dr. Maria in der vorzüglichen Schubert-Rummer dieser Zeitung) im Konvikt, die besondere Zurückgezogenheit über seine in allen Schulen ausgezeichneten Fortschritte" bezeugt wurde.

Ueber die Musikpflege im Glemgau.

H. P. — Im alten Salzburger Land wurzelte die Lust am Leben tiefer als anderswo. Die gestrengen Sittenrichter der Archidionalsynode vom Jahre 1777 verboten Tänze und Theaterspielen bei

Leichenbegängnissen, und verdammen die Possenreißenden und den Unluth sagender Sänger, besonders unterlagten sie aber den Geistlichen bei strenger Strafe den Wirtshausbesuch. Allein frisches Lebensblut läßt sich nicht zu tot lamentieren und eine gesunde Jugend mußte zuletzt auf einem Baumblatt.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert entfaltete sich in Dübauern orchesterale Musik mit Lauten, Gitarren, Zithern und Posaunen. Der Trauer wie der Freude gab man auf musikalische Weise den sichersten Ausdruck. Was am Morgen in der Kirche erbaute, rief am Abend in gleicher Tonweise zum Tanz um den Maibaum.

Kulturhistoriker sagen oft, daß sich das Volk selber musikalisch erziehe. Den Beweis für diesen Spruch wüßte ich im Glemgau nicht anzutreten, vielmehr scheint mir dort die Befriedigung des musikalischen Bedürfnisses und die jeweilige Geschmackrichtung von Salzburg ausgegangen zu sein, wo die Kapellen des erzbischöflichen Hofstaates für kirchliche wie für weltliche Musik die Vorbilder geliefert haben.

Die „Orgelmeister oder Organisten", wie Piber, Gungl, Gberlin und der geborne Glemgauer Abeggasser (1728—1777) waren fruchtbar komponisten „in der künftlichen Harmonie".

Die Orchester der beiden Mozart, Haydn und Bösl waren ihre Mitglieder im Lande zwischen Jun und Salzburg.

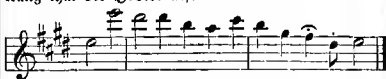
Die Turmbälzer, späterhin Stadtmusik genannt, erfreuten sich in Stadt und Markt mancher Vorrechte. Daß sie diese mißbraucht haben möchten, leuchtet aus folgendem ein: Im bürgerlichen Landrecht vom Jahre 1816 begegnen wir einer eigentümlichen Bestimmung, welche den „Turmbälzern" verbot, durchreisende Fremde auszublasen. Da aber fürstliche Personen auf der Durchreise nach Salzburg oder Reichenhall die musikalischen Leistungen der Stadtbälzer als Tribut städtischer Aufmerksamkeit meist höchstnützlich entgegen zu nehmen genötigt, so wußten die „Turmbälzer" der Stadt Traunkirchen jenes Verbot doch wieder wegzulösen.

Am liebsten hörten die Dultgänger, welche die Jahrmärkte besuchten, den als Signal des Marktbeginns vom Turm herobischmetternden Tusch, weil sie erst hiermit die Vergnügen erzielten, ihre Marktwaren feilzubieten.

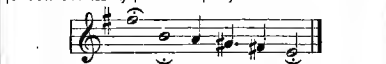
Im ostbayerischen Gebirgslande findet sich, entgegen dem Javauinzel, wo die Zither heimlich ist, die alte Bänkelsänger als Begleiterin des Volksgefanges, nämlich die Sarmosika, früher die Mund- und in neuester Zeit die Blechharmonika. Die längst verschwundene Harfe wußte eben seiner besonders feinen Kunst gebiet haben, denn der hierfür einst gebräuchliche Name „Kallagottner" läßt noch erkennen, daß es nicht gerade zur Fingerfertigkeit bedurft, um das königliche Instrument zu beherrschen.

Dagegen blieb bis heute die Schwebelreife in Uebung. Aus den ältesten Zeiten der wußte sich nicht minder die Schalmel zu erhalten, welche schon den altbayerischen Priester aus begleitete, der in dem Bergkulten die Überpinnung wohl nach seine unverwundliche Lebenskraft bezog.

Im Glemgau gibt sich der Ausdruck der Freude und des Grusses in dem Jauchzen von Berg zu Berg kund. Jedes Bergrevier besitzt seinen besonders beliebten Tausall, ohngefähr wie den Müden, Grillen und Hummeln bestimmte Flug- und Singtöne eigen sind. Am Jodler kennt der Volkskünstler die Heimat der Seuerer so deutlich wie die braune Bieler (Kuhname) am Geländ. Ignaz Kachner hat die Arten melodischen Recitativs oder kadenzierten Zirkus in Noten zu fassen versucht. Am Tegernsee sang ihm der Jodler also:



Am Geiselstein im Achenstale klang er ohngefähr so von der Buhrliebkamer Alpe herab:



Dagegen erhielt er sich innerhalb des Bergreviers Hochstall-Gaaralpenkopfs in nachstehender Weise:



Mittels dieser gedehnten Wechselgefänge teilt die Almerin ihren Nachbarn ihre Empfindungen,

ja selbst wirtschaftliche Vorfälle auf ziemlich Entfernung mit. Ohne diesen Gesang wäre eine solche Fernsprache einfach unmöglich. Gleichermassen hat auch jeder Gau seinen besonderen Lieberlied, sowie seinen eigentümlichen Gesangsform in den „Schmähliedern".

Der Fächer am Glemseer fängt gar nicht; der holder im Hochgebirg selten. Die Bauern meistens gereimte Prosa. Ein glücklicher Gedanke war es zu nennen, als König Maximilian II. von Bayern die Volksseele nachempfunden Lieder der Gebirgsgemeinden durch Franz von Koberell sammeln und wiederum verbreiten ließ. An diese echte Volksdichtung reißt sich wie die Wille die individuelle Neigung wieder an und der Volksgefängnis bleibt dadurch von der in diese Liederform eingetragenen Sittenlosigkeit soviel als möglich bewahrt.

Eine originale Sangesweise war bis in die Neuzeit im Glemgau heimlich, nämlich das Anhängen in der Form des Schmähgefängnis. Diese vom Naturmenschen im und für den Augenblick komponierte Gefängnisweise im häuslichen Kriege wurde schon durch die bayerische Landesordnung vom Jahre 1553 verboten, „weil es gewöhnlich mit solcher Leichtfertigkeit und ungeheuren groben Reimen und Gefängen geschieht, daß mehr Mergens und Gespöts als Gottes Ehr daraus erfolgt." Der im Frankenlande so herrlich gepflegte Gefängnis der Gemeinde in Kirche wie bei Prozessionen und Wallfahrten ist im Glemgau abgekommen, obgleich im alten Bistumsstempel Glemseer der bayerische Kirchengesang, d. i. der von neun Bischöfen approbierte „heilige Gefängnis" mit Kompositionen von Pater Norbert Hammer einst eingeführt war. Erst in jüngerer Zeit regt sich das Kirchenlied wieder und wird besonders durch die Malandachten aufs neue gepflegt. Aber auch auf den Bergen singt man jetzt unter sich anders als es die Herrschen im Stadtfraße gerne hören. Und hier tritt die Erfahrung ein, daß das Volk am Ebeln und Guten bald Geschmack findet, den es mit Freuden für seine Hausmusik verwendet.

Volksleben ist fortwährende Geschichtsbildung und wenn die Volksschule ihre Aufgabe erfüllen will, so lehre sie als Mitgabe fürs Leben nicht bloß den Gesang naiver Kinderlieder, sondern auch edle Volkslieder, wie sie das Volk verlangt. Ludwig Steub hätte schon auf seinen Wanderungen Auswanderungs-, Eisebahn- und Telegraphenlieder bei den Bauern, heute würde er dort auch manches deutsche Kriegs- und Ruhmeslied vernehmen und seine Freunde daran haben.

Friedrich der Große als Komponist.

Durch die Liebenswürdigkeit der Herren Breitkopf & Härtel in Leipzig sind wir in den Stand gesetzt, unseren Lesern in dem „Grave" der heutigen Notenbeilage eine interessante Gabe zu überreichen.

So rein, so harmlos, so lieblich, auch in dem kleinen Anfang der trüben Stimmung, die sich in der Mitte des Säugens einstellt, konnte derselbe König empfinden, der auf dem Schlachtfeld die Kalblütigkeit selbst war, der die Lenkung eines großen Staatswesens, die Ordnung der schwierigsten, und nicht selten der unerquicklichsten Ereignisse zu besorgen hatte.

Reinhardt, der neben Philipp Emanuel Bach und Bach oft die Klavierpartie bei den Vorträgen des Königs zu übernehmen hatte, äußert sich folgendermaßen über ihn: „Im Abagio befand sich der König wirklich ein großer Virtuoso. Er hatte keinen Vortrag nach den größten Sängern und Instrumentalisten seiner Zeit, besonders nach des alten Konzertmeisters Franz Wendt herzerquickendem Vortrage gebildet. Unerkennbar fühlte er, was er blies; schmelzende Liebergänge, höchst feine Accente und kleine melodische Veränderungen sprachen ein feines zartes Gefühl sehr bestimmt aus. Sein Abagio war ein sanfter Gruß, ein reiner demüthiger, oft rührender Gefängnis: der sicherste Beweis, daß der schöne Vortrag ihm aus der Seele kam." Wenn wir sonst diese Zeiten laien, so ging unter Interesse an ihnen nicht über die Aufmerksamkeit hinaus, die wir einem solchen Berichte aus vergangener Zeit zu schenken pflegen. Am der Hand unseres Tonstücks sind wir in der Lage, die beglücktesten Worte des Erzählers lebendig nachzuspüren.

Das Grave ist nur ein kleiner Teil der musikalischen Schätze, welche durch die Entschlüsselungen des Kaisers Wilhelm II. und durch die Bestätigung seines

Nachfolger Wilhelm II. nunmehr dem deutschen Volke eröffnet und zugänglich gemacht worden sind. In nicht weniger als vier hundert Bänden hat die obengenannte Verlagshandlung auf Anregung des Professors Dr. Wilhelm Braune in Leipzig und unter Redaktion von Professor Philipp Spitta und Wilhelm Barge aus den 121 Klavierkonzerten Friedrichs die 25 gehaltensten ausgewählt und diesen noch vier Klavierkonzerte mit Begleitung des Streichorchesters und des Generalbasses beigegeben. Im ersten und zweiten Bande sind die 25 Sonaten für Klavier und Klavier enthalten. Nach der Sitte des vorigen Jahrhunderts schrieb auch Friedrich als Klavierkomponist nur einen besitzten Bass (Generalbass) hin; die Klavierkomponisten der damaligen Zeit betrafen außerordentliche Übung darin, nach diesem Bass eine ganze Klavierkomposition mit Accorden zu improvisieren. Für die heutigen Bedürfnisse hat durch Herstellung der vollständigen Klavierstimme, die jeder nur abspielen braucht, ohne sich um die Geheimnisse des Generalbasses zu kümmern, Herr Paul Graf Walbrsee in Eilenach gesorgt. N.

Konzerte.

Frankfurt a. M. Eine der interessantesten Novitäten der Musikwelt brachte uns unter der Direktion von Maximilian Fleißch das erste Winterkonzert des hiesigen Sängerkorps des Lehrvereins — bekanntlich eine der leistungsfähigsten deutschen Sängervereinigungen — mit der ersten Aufführung der Symphonie-Ob. „Das Meer“, einer groß angelegten Tonkomposition für Männerchor, Solo und großes Orchester, nach einem Texte von Karl Hermann, komponiert von Jean Louis Nicodé. Es ist Programm-Musik im vollsten Sinne des Wortes und der Autor arbeitet mit allen den vielfältigsten Ausdrucksmitteln, welche die extremsten Vertreter dieser Richtung, Berlioz und Liszt, in den modernen Konzertsälen eingeführt haben. Nur im Titel und in dem formalen Rahmen sich an ein älteres Werk, die früher viel aufgeführte Symphonie-Ob. „Fidelio“ von Beethoven, anlehnend, bekennt sich Nicodé rückhaltlos zum Evangelium der neuzeitlichen Musikrichtung und arbeitet in uniger Verschmelzung von Wort und Ton, von poetischem Gehaltsgehalt und symphonischem Ausdruck, mit dem ganzen Apparat einer nach realistischen Formen ringenden Kunst. Vielleicht geht er in dem Streben nach künstlerischer Wahrheit auch auf dem Gebiete seines Schaffens über das Maß des ästhetisch erlaubten hinaus, vielleicht vernachlässigt er das Einfach-Schöne zu Gunsten des Effektes der Massen, vielleicht überwiegt das Raffinement des Verstandes die Eingebungen eines schlichten und ungeschliffenen Empfindens — jedenfalls aber spricht er eine Sprache, aus welcher wir die noch ungezügelteren, aber doch kraftvollen und originellen Züge einer Künstlernatur vernehmen, welche uns noch viel zu sagen hat, und die allem, was sie sagt, das Gepräge des Festen und Interessanten zu geben weiß. In der Behandlung der orchestralen Technik befindet sich Nicodé eine ungewöhnliche Meisterkraft, ein virtuosisches Können, welches ihn nur allzu leicht verleitet, wie in dem Orchesterwerke „Meeresleuchten“, seinen Tonüberlagerungen einen allzu freien Spielraum zu lassen und die instrumentale Kunst zur Kunstfertigkeit zu wandeln. Ein ganz prächtig gearbeiteter Satz, auch nach seinen freieren Formen, ist die instrumentale Einleitung, welche durch den Singtritt der Orgel eine langweilige Steigerung erfährt und in drei ausklingenden Harmonien wirkungsvoll abschließt: die Sprache des ewigen Meeres überfließt in die Sprache der Bäume. In der lebendigen, aufregten Rhythmis mit ungemessen charakteristischer Gestaltung ist ferner der dritte Satz, „Wellenjauch“ (Chor, Tenor solo, Orchester und Orgel), während das im Symphonie-Ob. gefaltete Tenor solo, „Fata morgana“ unter dem Mangel des himmlischen Schwingens und einer breit ausklingenden melodischen Erfindung leidet. Eine überraschende klangliche Wirkung, wenn auch stark theatralisch empfunden, besitzt der Doppelchor „Obbe und Flut“ — der zweite Chor singt in einem Nebenbaue — welcher dem Schlußsätz: „Sturm und Stille“ präluviert, einem mit Jubelstimmung der gesamten musikalischen Ausdrucksmittel klangkräftig aufgebauten Finale, in welchem wiederum nur allzuviel die Vorliebe des Autors für starke äußere Effekte zum Ausdruck gelangt. Nach der Aufführung wurde der anwesende Komponist gerufen. Die Komposition,

welche mit ungewöhnlich hohen Anforderungen an die Ausführung herantritt, dürfte jedenfalls nur einem gut disciplinierten und über reiche Hülfsmittel gebietenden Ensemble zur Aufführung zu empfehlen sein. M. v. F.

— Leipzig. Im Neujahrskonzert des Gewandhauses erfreuten die hier noch völlig neuen Brahms'schen Fest- und Gedächtnisprüche für gemischten Chor durch die Thomauer unter Leitung ihres ehrwürdigen Kantors, des als Bachforscher höchsten Ansehen genießenden Prof. Dr. Rust, eine außerordentlich wohlgeleitete Durchführung und seitens der festlich gestimmten, weisevollen Eintrachten zugänglichen Hörerschaft eine sehr ehrenvolle Aufnahme. Nicht bloß der Geist eines Bach und Händel spricht aus diesen drei, nämlich aus capella Motetten zu bezeichnenden Vokalstücken, auch die schlichte Größe eines Johannes Oltorf oder Michael Praetorius kann man aus ihnen hören und bahersprechen. Alles aber ist echt deutsch empfunden und erfunden; die Polyphonie schreitet einher in kerniger Schlichtheit, wo Raum sich bietet zu charakteristischer Tonmalerei wie an der Stelle, wo das partizipirte Reich wüthet und ein Haus über dem andern einfällt, ba geht der Komponist ihr nicht aus dem Wege und läßt Gebilde von festerer Aufmerksamkeit und Phantasie vor uns erscheinen. Große, tüchtig geschnittene Chorvereine allein dürfen sich an diese soliden Gedächtnisprüche wagen. Auch die hier zur ersten Aufführung gelangten drei weltlichen Vokalquartette von Anton Bruckner: „Gedächtnis“, „Durch Erd und Himmel leise“, „Die Heimgeländchen“, schlugen bei vorzüglicher Wiedergabe glänzend ein. Die ganz verhaltenen, zu schlichten, lyrischen Auffassung sich erhebenden Singschwünge der beiden ersten Quartette erzielen eine recht poetische Stimmung, während der glückliche Humor des von Strophischen Gedichtes, der in den „Heimgeländchen“ eine ebenso vollstimmliche, wie sofort anheimelnde musikalische Einleitung fand, uns zu behaglicher Heiterkeit anregt. Das letzte Stück gefiel so sehr, daß es auf stürmischen Verlangen wiederholt werden mußte.

Bernhard Vogel.

Theater.

— Leipzig. „Der alte Dessauer“, vaterländische Oper in drei Akten, Dichtung von R. Kuntz, Musik von D. Reigel, hat bei ihrer ersten Aufführung auf der Leipziger Bühne einen hübschen, wenn auch nicht durchschlagenden Erfolg erzielt. Der Handlung liegt natürlich die bekannte Liebesgeschichte des Fürsten Leopold und der Wollfesteitstochter Annahese zu Grunde. Das theatrale Drum und Dran sieht sich angenehm an, ohne durch außerordentliche Einfälle den Hörer in Aufregung zu versetzen; auch das Vaterlandsgedühl findet in einigen ersten Gesängen seine Rechnung wie der Stübchenhumor, der sich sein Leibelied: „Gaudeamus“ nicht entgehen läßt. Die Musik Reigels verrät durchweg den feingebildeten mit den Künsten moderner Instrumentation wohlvertrauten Musiker — findet auch an einigen Stellen wie in dem Lieb auf den großen Fürstinnen und dem des Korporals: „Wir halten zusammen“, den rechten Volkston und bietet den Sängern mancherlei dankbare Aufgaben. Doch fehlt dem Werk als einem Kunstganzem die charakteristische Entschiedenheit; hier, wo doch unbedingt melodische Schlichtheit und vollstimmliche Knappheit den Vorschlag zu geben hat, ist die „Wagneri“, in welcher der Komponist nur zu oft verfällt, von großem Uebel, und es wird um so fühlbarer, als er gleichzeitig auch mit Brüll, Müllacker, Strauß u. a. dritter Fühlung behält. Dieses Durcheinander und Nebeneinander von so geistungsfeinlichen Elementen gibt dem Werk eine gewisse Unschärfe und schließlich die Möglichkeit einer kräftigen, festeren wie Laien betriebenen Gesamtwirkung aus, wie sie doch z. B. Albert Lortzing selbst in den minder hervorragenden seiner Opern erzielt. Die neue, hier im alten Theater aus der Tausche gehobene Operette: „Fata Morgana“ Text von R. Kroner-Schwimmler, Musik von P. Bockstedt, fand eine sehr freundliche Aufnahme; das Textbuch nimmt sich bessere Mütter, wie z. B. den „Feldprediger“, zum Vorbild, freit patriotische Seitenbetragungen ein und sorgt für hübschen, feinsinnigen Wechsel.

Die Musik, öfters an Bekanntes anklingend, bevorzugt im ersten Akt zu stark die Liedform und verläßt den unerlässlichen Ensemblelauf, ohne welchen eine Operette, die auf die Dauer durchgehen soll, füglich nicht bestehen kann. Ob sie auf andern Bühnen den Weg finden und dort ein gleich liebenswürdiges Publikum antreffen wird, bleibt abzuwarten. Gründliche Umarbeitung könnte dem Ganzen nur von Vorteil werden. Bernhard Vogel.

Fr. Fl. — Regensburg. Es ging hier die neue Oper „Marino Faliero“, Text nach Musik von Wilhelm Krennberg, mit glänzendem Erfolge in Scene. Die Oper ist eigentlich ein Musikdrama im Wagner'schen Sinne. Die Handlung derselben ist eine sehr spannende und feinsinnig geführte, die Charaktere sind gut gezeichnet, die Sprache ist einfach, edel und würdevoll. Die Musik bewegt sich in der Wagner'schen Richtung, ist dabei aber originell. Der Komponist wollte den Text musikalisch illustrieren, was ihm auch vorzüglich gelungen ist. Nur manchmal will es scheinen, als ob seine Musik mehr erklänge als empfinden wäre. Die Aufführung war — für eine Provinzialbühne wie Regensburg — eine sehr gelungene zu nennen. Die Darsteller (Hr. Neumann, Herr Heinke, Herr Meining und Herr Dreher) thaten ihr Bestes. Vorzüglich war das Orchester unter des Komponisten persönlicher Leitung.

Kunst und Künstler.

— Der als Dichter in ganz Deutschland geschätzte Prälat Karl Gerok ist ein Opfer der Influenza geworden. Am 30. Januar 1815 zu Weihen gen geboren, studierte er im Tübinger Stift Theologie unter Vaur, Strauß und Böhmer. Gustav Schwab förderte die Entwicklung der poetischen Begabung Gerok's, die sich besonders in den eklektischen „Palmbäumen“ kundgab, welche 58 Auflagen erlebten. Von den religiösen und weltlichen Gedichten Gerok's, in welcher letzteren ein warmes nationales Empfinden zur Geltung kommt, wurden viele in Musik gesetzt; der eble Inhalt und die vollendete Form seiner Gedichte forderten dazu heraus. Gerok wurde deshalb als geistlicher Bedner sehr geachtet, weil sich in seinen Predigten ein milde, bühnenreife, edelmännlicher Sinn ausprägte, der im Andersdenkenden einen Bruder sieht, der gleichfalls nach der Wahrheit sucht. Das Andenken an den eblen Dichter und hochwürdigen Menschen Karl Gerok bleibt ein Segen.

— In Graz konzertierten vor kurzem die Wiener Pianistin Fr. Eta P. an ceta und der ausgezeichnete Violoncellist Richard Salla unter räumlichen Verhältnissen. Fr. P. an ceta ist eine Schillerin des Prof. Epstein und werden ihre blühende Technik, sowie ihre feine Vortragweise sehr gerühmt.

— Berlinerblätter vergehen die Verherrlichung des königl. Musikdirektors Herrn G. Buchholz im Ausbilden von Konzertmeistern und ersten Kapellmitgliedern. Er ist Leiter der Berliner Aspirantenschule für Militärmusikmeister.

— Angeregt durch einen Aufsatz unseres Blattes über das Leben Paganini's teilt uns in lebenswürdigster Form ein Abonnement mit, das Paganini nicht auf Darm, sondern auf Seiden- und Saiten seine Flageolettside gepiekt habe. Er sah nämlich bei italienischen Bildern sehr feine Angelschnüre aus Seide und machte von Erfolg gekörnte Versuche, Seidenfalten reine Flageolettside zu entlocken.

— Angelo Neumann wird im nächsten Frühjahr mit seinem Richard Wagner-Theater nach Spanien gehen und in Madrid zweimal den Operncyklus „Der Ring des Nibelungen“ aufführen. Er bringt nicht nur Sagen, sondern auch Dekorationen, Kostüme und Masken mit.

— Milbachers neue Operette „Der arme Jonathan“ hat in Wien einen durchschlagenden Erfolg erzielt.

— Der Influenza erlag in Madrid der Tenorist Julian Gayarre, 42 Jahre alt. Er kämpfte in seiner Jugend lange mit andern Krankheiten, bevor er seine Stimme im Theater zur Geltung bringen konnte. Richard Wagner sagte diesem Sänger in London, er sei sein geträumter Lohengrin und Gounod behauptete, seinen Faust erbt durch ihn kennen gelernt zu haben. Gayarre hinterließ ein Vermögen von 5 Millionen Frs.; einen Teil desselben ver-

wendete er zu wohlthätigen Anstalten in seinem Heimathlande Moncal.

— Hans v. Bülow's 60. Geburtstag wurde in Hamburg, wo der Künstler seinen Wohnsitz hat, unter außerordentlicher Teilnahme von Kunstfreunden und Verehrern des Meisters begangen. Die Abonnenten der Hamburger Abonnementskonzerte widmeten ihm einen Fonds von 10 000 M., welchen Bülow nach seinem Erntessen wohlthätigen Zwecken zuwenden kann.

— In Wiesbaden starb Frau Minna Felsch-Leutner im 51. Lebensjahre. Sie war eine der bestgeachteten und stimmbegabtesten unter den deutschen Koloratursängerinnen. Die Blüte ihrer künstlerischen Thätigkeit fiel in die Jahre 1868 bis 1883, während deren sie teils in Leipzig, teils in Hamburg engagiert war. Die letzten Jahre hat sie dem Verbände der Kölner Oper angehört; nebenher hat Frau Felsch auch als Gesangslehrerin mit großem Erfolge gewirkt. Sie war eine ungemein anregende Künstlerin und nahm an allen litterarischen Erscheinungen lebhaften Anteil.

— Das Comité für die Errichtung eines Richard Wagner-Denkmal's in des Meisters Vaterstadt Leipzig hat dem Berliner Bildhauer Schaper den Auftrag zu einem Entwurfe des Monuments erteilt. Eine Marmorbüste Richard Wagners soll auch in dem Pantheon des herrlichen Campo Santo zu Vologna aufgestellt werden, und zwar unter der Begründung, daß Wagner Ehrenbürger Volognas war, und daß in dieser Stadt zuerst auf italienischem Boden sein „Lohengrin“ zur Aufführung gelangte.

Neue Musikstücke.

— **Valladen und Gesänge für Bariton mit Begleitung des Pianoforte von Martin Rübemann.** München, Verlag von Alfred Schönb, Igl. Hofmusikalienhandlung (Leipzig, C. F. Koebe). — Es gibt Konzerte und Liebertafelgänger, welche nach gutem neuen Gesangsmaterial ausbilden, das der Kunst bringt und weil sie nichts Gelegenes finden, immer wieder nach Schubert, Schumann und Mendelssohn zurückgreifen. Hier haben sie, was sie suchen. Acht Valladen und lyrisch angehauchte Gesänge, welche hoch über dem guten Mittelschlage von Konzertpièces stehen und einer günstigen Wirkung sicher sind. Es ist in dieser Auswahl von Gesängen einem jeden Geschmack und einer jeden Gefinnungskraft in Bezug auf den Vortrag Rechnung getragen: Sängern, welche das Liebliche, Barte, lyrisch Weiche vorziehen, werden nach dem schönen „weiterein Godellebe“ oder nach der „Einkuhr“ (Worte Händels) greifen; Sänger, welche für die fröhliche Betonung ergiebiger, dramatisch-bewegter Texte eingenommen sind, werden im „alten Barbarossa“, in „Siegfrieds Schwert“, in „Graf Eberhards Weibchen“, besonders aber in des „Sängers Lied“ und im „Ländler“ die dankbarsten, wenigstens nicht gerade leichten Vortragstücke finden, welche ihres musikalischen Wertes wegen die Zuhörerschaft befriedigen werden. Die beiden letztgenannten Valladen sind kleine Meisterwerke der Tonmalerei im besten Sinne des Wortes; verjagt der Sänger nur über etwas Temperament und über musikalische Sicherheit, so muß er mit diesen beiden Valladen eine große Wirkung erzielen.

Martin Rübemann ist, wie es das Nachwort zu seinen Valladen besagt, ein feingebildeter Mann, was sich auch in seinen Kompositionen ausdrückt, die durchaus ursprünglich sind und sich von allem Gemeinplätzlichen und von Aulenhungen an große Muster fernhalten. Er eifert mit Recht über die Abhängigkeit eines wenig bekannten Komponisten von Recensenten, die oft genug mit halbem Ohr neue Lieder im Konzertsaal anhören und dieselben auf das flüchtigste und oberflächlichste beurteilen. Wir wünschen ihm und dem Verleger, daß seine tüchtigen Valladen bald allgemein bekannt werden und in Konzertprogrammen Aufnahme finden. Sie verdienen es voll und ganz.

— **Aus vergangenen Tagen.** Acht Stimmungsbilder für das Pianoforte komponiert von Hans Farnmann. Op. 15. Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig. Nach dem Titel könnte vermutet werden, daß in diesen Stimmungsbildern viel Belmont zu Worte kommt, die sich nach ewig verlorenen Gütern trauhaft sehnt. Diese Annahme wäre haltlos, denn die acht stischen, fein harmonisierten, leicht spielbaren Stimmungsbilder sind durchaus gesund in der Erfassung und in der Ausprägung. Einige derselben, z. B.

Nr. 3 und 7, sind geradezu reizvoll. Der Komponist erhebt den Wert des musikalischen Grundgedankens durch rhythmisch pikantes Mantelwerk, das sich um die Durcharbeitung desselben annützlich schlingt. Hans Farnmanns Klavierstücke empfehlen sich für Pianisten, welche die Anfänge des Unterrichts bereits überwunden haben.

— **Drei Frauenlieder von Karl Stieler** für eine hohe Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, komponiert von Ludwig Thuille. Op. 5. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Die eben Worte dieser Lieder von K. Stieler haben da ein vornehmer Tonfeld gewonnen; sie bewegen sich meist in leidenschaftlich erregten Tönungen, welche dankbar vorzutragen sind. L. Thuille geht allem Vokal aus dem Wege; sein musikalisches Empfinden ist innig und fein, schied, dem Texte eine fingerrechte Betonung zu geben, steht außer Frage. Das dritte Lied: „Es klingt der Lärm der Welt“ zeichnet sich nicht bloß durch melodischen, sondern auch durch rhythmischen Reiz aus.

— **Joseph Lanner, Walzer.** Neue Gesamtausgabe, herausgegeben von Eduard Kremser. Erster Band. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. Das Vorwort von J. Sachs verweist auf das kritische Wort eines überaus klugen Wiener Dichters und litterarischen Postenreichters, daß Strauß zum Tanze befähigt, Lanner aber dazu schmeichle und verführe. Damit ist richtiges nicht gesagt. Lanners Art, Walzer zu schreiben, ist weit anspruchslos; er wird das Entzücken jener Anfänger im Klavierspiel bilden, welche den Walzerhythmus lieben und sich an leichten, selbst platten Tanzweisen ergötzen. Der erste Band der Gesamtausgabe der Lannerschen Walzer enthält zum mindesten 120 Tanzweisen, darunter einige recht melodische. Nun sind im ganzen fünf Bände erschienen, welche 112 Walzer, „Bühel“ enthalten; wer sich diese fünf Bände zu Gemüte führt, kann sich ruhig hinlegen und eine Operette, in der alles an Walzer singt, komponieren, vorausgesetzt, daß ihm ein gutes Libretto in die Hand gerät. Daß die Tonmalerei in Lanners Walzern nicht Ausschreitungen jenseit, beweist der „Trennungskonzert“, dessen Ueberschriften „Woh“, „Schneider“ und „Menge“ lauten. Leider werden trotz über die Beziehungen des „Schneiders“ zur Trennung nicht in einem Programm befehrt. Anspruchsvolle Walzerfreunde werden an dieser typographisch sehr gut ausgestatteten Sammlung von Tanzweisen ihr Genügen finden.

Miscellen.

— **Künstlerstolz.** Marie Antoinette, die Schillerin Glucks, hatte den berühmten Violinvirtuosen Violin einladen lassen, in Versailles zu spielen. An dem bestimmten Tage erschien der Künstler und begann, nachdem die Königin das Zeichen gegeben hatte, sein Spiel, dem der ganze Hof mit ehrfurchtsvollem Schweigen lauschte. Plötzlich erhob die Stimme eines Thürstehers: „Was für den Herrn Grafen von Artois!“ (Bekanntlich der Bruder des Königs, der spätere Karl X.) Alles erhob sich von dem Eigen, man verbeugte sich, und es vergingen gewiss zehn Minuten, bis der Graf auf seinem Plage angelangt war, um wie ein gewöhnlicher Sterblicher dem Spiele des Künstlers zu lauschen. Auf höchste in seinem künstlerischen Selbstbewußtsein beleidigt, hatte Artois aber während dieser Scene seine Violine unter den Arm genommen und sich davon gemacht. Von jenem Abend an hat er sich nicht wieder bewegen lassen, überhaupt öffentlich aufzutreten.

— **Giuseppe Tartini (1692–1770), Teufels-Sonate** (Trillo du diavolo), von Joachim vielsach auf seinen Kunstfreunden gepfeift, ist, wie ihr Komponist selbst dem berühmten Astronomen Zaldane erzählte, auf folgende Weise entstanden: „Es war im Jahre 1713, als mir eines Nachts träumte, ich hätte einen Pakt mit dem Bösen geschlossen, wo nach dieser alle meine Wünsche erfüllen mußte. Ich reichte ihm meine Geige, um zu sehen, ob er mich nicht einige hübsche Stücke lehren könne, wie groß war mein Erstaunen, als ich nun eine so eigenartige und schöne Sonate vernahm, die mit einer Meisterhaft und Vollendung vorgetragen wurde, daß nichts von allem, was ich bis dahin je gehört, damit verglichen werden konnte. Ich empfand so viel Ueberraschung, Entzücken und Vergnügen, daß mir der Atem ausging. Dadurch wurde ich wach und griff nun alsbald zu meiner Violine, in der Hoffnung, daß

mir wenigstens ein Teil von dem Gehörten wieder einfallen werde; doch vergeblich. Erst später kam mir einiges wieder ins Gedächtnis zurück; das Stück, welches ich danach komponiert habe, ist in Wahrheit das Beste, das ich je geschrieben, und ich nenne es auch die „Teufels-Sonate“. Es bleibt aber dermaßen hinter dem zurück, was mich in jener Nacht so stark erregt hatte, daß ich meine Violine zerbrochen und ganz der Rast entlag haben würde, wenn es mir möglich wäre, das Vergnügen zu entbehren, das sie mir gewährt.“ F. R.

— Ein bejahrter Virtuose, der sehr viele Sonaten mit demselben Passagenwerk komponiert hatte, spielte einmal Herrn D. Burem zwei Sonaten vor, deren eine er erst vollendet hatte, wogegen die andere viele Jahre alt war. „Wie gefällt Ihnen diese alte Sonate im Vergleich zu der neuen?“ fragte der Virtuose. „Ich finde“, antwortete Burem, „daß die alte sehr viele neue Passagen enthält!“ O. F.

— **Liebe und Musik.** Welche von beiden Mächten vermag den Menschen zur größten Höhe zu erheben, die Liebe oder die Musik? schreibt Hector Berlioz in seinen „Denkwürdigkeiten“. „Es ist das eine große Streitfrage, jedoch scheint es mir, daß man sie folgendermaßen beantworten könnte: die Liebe vermag seine Idee von der Musik zu geben, wohl aber umgekehrt die Musik von der Liebe. Warum die eine von der anderen trennen? Sie sind die beiden Flügel der Seele.“ F. R.

Weiteres.

— Als Johann Strauß kürzlich im Berliner Königsbau ein Konzert gab, erhielt er mehrere Kränze. Darunter befand sich einer mit der etwas unpassenden Aufschrift: „Inhalt: Ruhe sanft!“ — Der bestreite, ahnungslosige Spender hatte nämlich am Abend, als das Konzert stattfand, seinen Diener beauftragt, den bestellten Kranz in einer Blumenhandlung abzuholen und nach dem Konzertsaal zu bringen. In dem Blumenladen hatte man sich vergiffen und irrthümlicherweise einen Kranz statt des Ruhmeskränzes ausgefolgt. Der Kranzspender selbst, ein engagierter Strauß-Verehrer, kam am Abend verspätet ins Konzert, und der Kranz war bereits auf seine Adresse gelangt. — Uebigens soll es sich nach der Versicherung Sachverständiger auf Vorbeeren in der That sanft „ruhen“ lassen. sch.

— Eine ehrliche und zutreffende Kritik der Leistungen der Berliner Oper gab ein Wiener Komponist ab, der sich längere Zeit in Berlin aufhielt, um die dortigen Theaterverhältnisse zu studieren. Er hatte natürlich bald erkannt, daß die Berliner Oper ein wohl disciplinirtes Institut ist, ein hiesiges militärisch oder mehr noch bürokratisch geleitet, so daß an Präcision und Ordnung — freilich auf Kosten des künstlerischen Schwunges — nichts zu wünschen übrig bleibt. Um sein Urtheil über die Darsteller befragt, sagte er freimüthig, „du lieber Gott, es sind eben Beamte, die zufälligerweise Stimmen haben.“ sch.

— Kapellmeister einer kleinen böhmischen Musikantentruppe, nachdem sich bei der im Stichen abgehaltenen Musikprobe herausgestellt hat, daß ein neuer Marsch nicht genügend beliebt wird, „Ja, meine Herren, wann mit gebe ich Steche, wie würde geh'n im Steche? (Wenn's im Stechen nicht geht, wie wird's im Stechen gehen?)“ sch.

— Es ist von einem Pianisten die Rede, der seine Musikstunden hoch zu Ross im Berliner Tiergarten reitend, verbringt. „Merkwürdig, wie ein Pianist dazu kommt, zu reiten!“ meinte jemand aus der Gesellschaft. „Sehr einfach, — das Klavier wirft nicht genug ab!“ erwiderte ein dachhafter Kollege des berittenen Pianisten. sch.

— „Schön!“ rief Gluck einem Tenoristen zu, der durch Koloraturen die Melodie unterbrachte und opferte. — „Schön, — aber meine Noten! geben Sie mir meine Noten wieder!“ O. F.

— Nicht von hier. Im Berliner Opernhaus äußert ein Kunstenthusiast zu einem neben ihm sitzenden Lieutenant: „Ach, wir haben durch Lola Beeths Weggehen einen unersehlichen Verlust erlitten! Haben Sie sie als Sulamith gehört, war sie nicht die herrlichste Rose von Caron?“ Lieutenant: „Caron, Caron?“ — Kenne nicht, muß keine hiesige Opernerei sein.“ F. R.

Für Orchester 8 bis 16stimmig Mk. 1 50
Für Piano " 1.-
Für Zither " - 60

Im Vorrätig in allen Musikalienhandlungen.

Gegen Einsendung des Betrages franko von der Verlagsdgl.

Rühle & Hunger, Berlin W. 41.

K. S. im H. Zyroler Nationaltheater
für gemilderten Spott sind bei Job. Groß in
Südbad erlitten und durch ihre An-
wesenheit zu befehlen, die 2. Sün-
derliche Gesangsreihe. Lassen Sie sich
einleiten zur Ansicht kommen, allenfalls von
C. F. B. Siegel in Leipzig (auch durch jede
Musikalienhandlung ersichtlich).

Infolge einer Anfrage in Bezug auf die
„Hingertschneit“ ohne Instrument
ist ein Moment zu freudig, folgende
Schriften über diesen Gegenstand zu em-
pfehlen: 3. Teil: 1. Die Kunst des Gesangs
Gymnastik; 2. Teil: Die Gymnastik der
n. 2. Teil: Musikalische Gymnastik; 3. Teil:
Klavierpiel als musikalisch-physiologische
Bewegungsgesetze.

KARN
ORGEL-HARMONIUMS
IN ALLEN GRÖSSEN
FÜR HAUS, SCHULE, KIRCHE
CAPALLE, LOGE,
CONCERTSAL etc.
BESTE QUALITÄT REICHSTE AUSWAHL
WILLIGE PREISE
EMPFOHLEN VON CHURCH-ORGAN-ILLUSTRIERTEN
RICHARD SCHREIBER
Hamburg, Kehrwieder 5.
General-Vertretung für Europa.

Ehrensache.

Ein geb. J. Musiker v. angen. Aemtern,
24 J. alt, festes M. d. d. ersten Stadt-
Theater, sucht d. Bekanntschaft u. häusl.
musik. geb. J. Dame bei Verehelich-
Ernstgem. Off. mögl. m. Photographie u.
Angabe des Verh. unter Chiff. Nr. 7851
an Rudolf Mosse in Stuttgart zur Weiter-
beförderung erbeten. Strengste Diskr.
zuges. Brief n. Phot. wird zurückges.

Eine kinderl. feingeb. Witwe, i. d. mittl.
J., in. einzigem Verm. Klavierpielerin
v. Renommee, wünscht bei n. h. Be-
kanntschaft u. ev. Verehelichung m. e.
bedeut. Musiker. I. gesicherter Lebens-
stellung. I. Briefe. I. Zet. I. Redakt. I.
reife Lebensalter wollen ihre Adr. nebst
Photographie gef. sub J. S. 6278 an
die Expedition des Berliner Tageblatt,
Berlin SW., senden. Unbedingte Ver-
schwiegenheit ist selbstverständlich.
Vermittlung ausgeschlossen.

Tüchtiger Kaufmann, Inhaber e. renom.
Eagres-Geschäftes, von angesehnen
Aemtern, vertritt u. durchaus ehrenh.
Charakter, wünscht sich zu verehelichen.
Vermög. Damen, welche dies ernstgem.
Gesuch Verh. schenken, anbei Zusätzl.
strengst. Diskr. ersucht, dem sub H. S.
333 postlag. Wiesbaden näher zu treten.

Tüchtiger Dirigent

e. M. G. V., der gem. Chor leiten kann
u. Unterricht in Klavier, Violine, Gesang
erteilt, will sich rektoren Engagement
T. 7750 an Rudolf Mosse, Stuttgart.

Ein altrenommiertes Musikinstru-
mentgeschäft in Rom sucht als Leiter
desselben einen militärischen Mann,
der gründliche Warenkenntnis von
Violinen, Bogen, Gitarren, Flö-
ten, Instrumentenverstellern etc. be-
sitzt. Offerten sub Z. 137 an Rudolf
Mosse, Leipzig.

Angenehme und gesicherte Stellung
findet ein junger, absolvierter Konser-
vatorist als

Musikdirektor

in einer Stadt (Badort) von fünfzehn-
tausend Einwohnern gegen einmalige
Entschädigung. Näheres unter Chiffre
J.F.F. 643 durch Rudolf Mosse, Stuttgart.

Best renommierter junge Künstlerin,
Harfenistin, sucht h. gedieg. Di-
rektoren Engagement z. e. Konzertsoln. ev. Anschluss a.
Künstler od. Künstlerin v. Ruf. Off.
Tournées München, hauptpostlag. gernd.

Zu verkaufen.

1. Stradivarius-Geige, grosser,
edler Ton, auf allen vier Saiten gleich-
mässige, leichteste Spielart, Konzert-
instrument ersten Ranges. Preis 12 000
Mark. Gef. Anfragen sub U. 45 an
Rudolf Mosse, Zürich.

I Violine

m. Kasten u. I. Tremmel n. Zahnhölz billig
zu verkaufen. Offerten belieben man
unter L. 125 bei Rudolf Mosse,
Leipzig, niederzulegen.

Fahnen jeder Art

liefert
Frau Rebecke, Hannover.

Neue Klavierkompositionen

von R. Pensler.
Verlag: H. Martini, Leipzig-Reudnitz.
1) Lieb n. Leid, Polka frano. 80 Pf. = 45 kr.
2) Touristen-Marsch 80 Pf. = 45 kr.
3) Im Grünen, Polka frano. 80 Pf. = 45 kr.
4) An die Heimat, Walzer 1. & 2. 50 Pf. = 90 kr.

Diese Stücke sind sehr dankbar
zu spielen und haben eine ihrem
Gehalte nach würdige Ausstat-
tung. Der Walzer ist einer der
schönsten und besten der neueren
Walzer.

Zu beziehen durch alle Musi-
kalienhandlungen.

Musikalien

Quartette, Quintette, Sextette etc.
für Streich- u. Blasmusik a. alle an-
deren Musikalien, sowie instr. u.
Saiten bei J. G. Seeling in
Breslau N. 5. Bitte Kataloge u. Verlang.

Streichinstrumente und Zithern

vera. „zur Probe“ ohne Nachnahme.
Otto Jäger, Frankfurt a. O.
Illustr. Preisliste gratis und franko.

Aug. Kessler jr.

früher J. C. Schuster,
Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik,
Markneukirchen, Sachsen.
Preislisten frei.

Violinen

versand O. R. Offer,
Markneukirchen a. S.
Reparaturen tadelfrei.

Echte Cremonesergeigen

(3 Amati, 1 Bergonzi, 1 Groncino, 1 Rug-
geri, 1 Stamer) im Preise von Mk. 300
bis 500 vertrieben. Offert. unt. S. 4215
an Rudolf Mosse, München.

Unübertreffliche Neuheit!

SYMPHONION

NEUESTES
MUSIKWERK
in der Art der
Schweizer
Spielzeugen
mit aus-
wechsel-
baren
STÄHL-
MUSIK-
SCHEREN.
Preis: 1 Mark.
W. H. Dietrich, Leipzig, Grimm, Str. 1
Musikalien und Musik-Instrumente

C. A. SCHUSTER,

Markneukirchen in Sachsen.



Violinen, Zithern

mit alle anderen Arten
von Streichinstrumenten,
sowie edle alte deut-
sche und italienische

Meistergeigen,

Cellos etc.

für Dilettant u. Profi-
lier lief. unt. b. coulont.
Bedingung. Garantie.
Zahlungserleichterung
ohne Preisaufschlag.

Hamma & Co.

Saiten-Zithern-Gitarren,
Stuttgart.

Die besten Gesichtspuder

Leichners Fettpuder

Leichners Hermelin- (Fett-) Puder.

Diese berühmten Fabrikate werden in den höchsten Kreisen und von
den ersten Künstlerinnen mit Vorliebe angewendet. Sie geben dem Ge-
sicht ein kürzlich schönes, blühendes Aussehen, haften unschätzbare
haben erst kürzlich wieder die goldene Medaille in Melbourne erhalten.
— Zu haben in der Fabrik: Berlin, Schützenstrasse 31 und in
allen Parfümerien. Man verlange stets: Leichners Fettpuder.

L. Leichner, Parfümerie-Chemiker,
Köln, belg. Hof-Lieferant.

Die besten Flügel und Pianinos

liefert
Rud. Ibach Sohn
Hoflieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers.
Barmen, Neuerweg 40, und Köln a. Rh.

Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

Vor kurzem erschien in dritter Auflage:

Klavierschule von Prof. Emil Breslaur.

Preis M. 4.50, kart. M. 5.25, geb. M. 6. Auch in 4 Hefen broch. à M. 1.50.

Obige Schule, von den ersten Fachautoritäten als

Unikum der Klavierliteratur bezeichnet, steht in Bezug auf Anlage und Ausführung bisher unübertroffen da, ver-
bürgt sicheren Fortschritt und erregt und fesselt die Lust des Schülers
von den ersten Anfängen an.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen. Prospekte mit
Gutachten und Probebogen gratis und franko von der Verlagsbuchhandlung

Carl Grüniger in Stuttgart.

Konversations-Lexikon

der Tonkunst.

Von Robert Mädel.
Broch. M. 5, eleg. geb. M. 6.

Das vorliegende Lexikon
beantwortet die wissens-
wertesten Fragen aus der
Biographie u. Geschichte, Aesthe-
tik, Formen- und Instrumenten-
lehre etc. der Musik in kurzer,
aber erschöpfender Weise.

Musikalisches

Fremdwörterbuch.

Von Dr. G. Piumati.
Elegant brochiert 80 Pf.

Der Autor, Lehrer am Kon-
servatorium zu Köln, stellt
sich die Aufgabe, eine ein-
fache, aber genaue Erklä-
rung der üblichsten Fremd-
wörter im Gebrauche der
Musiksprache mit Angabe der
Ausnahme und der notwen-
digsten Regeln zu bringen.

Katechismus

der

Harmonielehre.

Von
Prof. Louis Köhler.

Mit zahlreich. Notenbeispielen.
Brochiert M. 1.—
in Leinwandband geb. M. 1.60.

Dieses für Selbstunterricht
bestimmte Werk gehört zu den
letzten und gediegensten Ar-
beiten des rühmlichst bekannten
Musikpädagogen und -Theore-
tikers und ist aus dem Grund-
gedanken hervorgegangen, sei-
nen Lesern gründl. Kenntnisse
der Harmonie in erschöpfender
und leichtverständlicher Be-
handlung zu verschaffen und
ihnen die Möglichkeit zu bieten,
bei gutem Willen und einigem
Fleiß den Weg durch das musik-
theoretische Gebiet sicher zu
durchschreiten.

Musikalische

Kunstaussdrücke.

Von F. Litterscheid.
Originell brochiert 30 Pf.

Ein praktisches, in erster
Linie für Musikschüler be-
stimmtes Nachschlagebüch-
lein, in dem hauptsächlich
das für den Musikunter-
richt Notwendige und
Wissenswerte Platz fand.

Musikalische

Jugendpost.

Red. von L. Heilborn.
1-4. Jahrg. Eleg. geb. à M. 3.

Als willkommenes und gedie-
gene Festgeschenke für
Knaben u. Mädchen eignen
sich die sehr elegant ge-
bundenen Jahrgänge der
Musikalischen Jugendpost.
Jahrgang 1886, 1887, 1888
und 1889 à 6 Mark.

Für kleine Leute.

Sechs Klaviervolks für angehende Spieler. Komponiert von Eduard Rohde. (Op. 22)

Mit illustriertem Umschlag brochiert Preis Mark 1.20.

Vorstehende Stücke, in welchen der Komponist die Themen mit Geschnack
behandelt, sind wie geschaffen dazu, Anfängern Lust zum Spielen zu erwecken.

Die Jahreszeiten in Liedern.

1. Der Frühling. — 2. Der Sommer.

Je 16 u. 15 Kinderlieder für eine Singstimme mit leichtester Klavierbegleitung.

Komponiert von Eduard Rohde. (Op. 23 u. 24.)

2 Hefte. — Mit illust. Umschlag broch. à M. 1.20. — Op. 22-24 zus. M. 3.—

Wir empfehlen diese Sammlung leicht spiel- und singbarer, melodischer Lieder
des allerbekanntesten Komponisten, in denen mit grossem Geschick den verschiedensten
Stimmungen in der zu neuem Leben wieder erwachenden Natur sowie den Empfin-
dungen des kindlichen Herzens Rechnung getragen ist, allen Eltern und Lehrern
zur Ausschaffung für das musikalische Jung-Deutschland

Für Gesangsvereine!

Rob. Forberg, Musikverlag:
Leipzig, versendet auf Verlangen
gratis u. franko: Verzeichnis von
Gesangswerken (Chören, Terzetten,
Duetten, Lieder etc. etc.) in Form
eines Führers mit praktischen Hin-
weisen u. Ratschlägen. 52 S., 40 Pf.

Rheinwein.

Gegen Einsendung von M. 30 versende
mit Fass ab hier 50 Liter selbstgeleiteten
guten und Weisswein, für dessen
agglarigen u. absoluten
Naturreinheit ich garantiere.
Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rh.

Gesuch.

Ein Musik-Verein wünscht einen vier-
stimmigen gut erhaltenen

Kontre-Bass

im Preise von 70 bis 100 Mk. zu kaufen.
Probezeit erbeten. Offerten an H. Telch,
Mülheim a. d. Ruhr.



Moritz Gläsel

genannt Wiener,
Instrumentenfabrikant,
Markenkirchen 1. S.
Anerkant grösstes Lager
Deutschlands von allen ech-
ten Streichinstrumenten!

Atelier für Geigen- und Cello-
bau, grösstes Lager v. Solo-Violen
u. Cello italienisch u. deutsch. Meister.

Siebenmal prämiert m. erst. Preisen.

Violenen,

sowie alle sonst. Streichinstrumente.
Stimme Violine z. Studieren.
Zithern in allen Formen. Gui-
taren u. Blasinstrumente.
Schulen zu allen Instr. Restaurat-
atelier. Billige Preise. Empf. v. Wil-
helm, Sarasate, Léonard u. a. Ausf.
Preis v. gratis u. franko zugesandt.
Gebrüder Wolf,
Instrumenten-Fabrik, Kneuznach.



Allein echtes, unverfälschtes Fabrikat,
übertr. an Qual. jedes and. Produkt. Man
achts genau auf Firma u. Schutzmarke.

Zitherunterrichtsbücher

v. F. Fiedler. Eine neue prakt. Lehr-
methode f. d. Zitherunterricht. 1. Zither-
spiel. Brief 1—X u. 20 Pf. Prospekt grat.
u. franko. Verlag v. G. G. G. G. G. G. G.
blatt für Zitherspiel in Tölz, Bayern.

Saiten für Streichinstrumente. Röm.
Viol. E 40, 60, 100 Pf. Cello
A 60, 100 Pf. Zithersaiten, 20, 40 Pf.
Preisverzeichn. gratis u. franko.
Hermann Meisinger in Kempten.



Reizende Lage am Eingange der Sachs. Schweiz.
Bedeutende Erfolge durch das physiatr. Heil-
verfahren bei chron. Krankheiten aller Art.
Massige Preise. — Prospekt mit Beschreibung
der Methode gratis. — Zur Belehrung empfohlen:
Dr. Lahmann's Physiatr. Blätter.
Preis 1.50 M., durch jede Buchhandlung oder direkt.

Neue billige, ausserordentlich reichhaltige Albums für Pianoforte.

Konzert-Album. Enthaltend 18 der brilliantesten Salonstücke
von F. Spindler, Gustav Lange, Sydney Smith,
Charles Morley etc. Elegante kartoniert. Preis 3 Mk.
Operetten-Album. 50 Operetten in Form von Potpourris,
Variationen, Rondos etc., leicht bearbeitet
von Franz Goerner. Elegante kartoniert. Preis 3 Mk.
Salon-Album. Enthaltend 18 der schönsten Salonstücke
von Gustav Lange, Fritz Spindler, C. Kölling, Ch.
Morley etc. Elegante kartoniert. Preis 3 Mk.
Strauss-Album. Enthaltend 100 Tänze von Joh. Strauss
in erleichterter Bearbeitung von F. Goerner.
Elegante kartoniert. Preis 3 Mk.
Universal-Tanz-Album. Enthaltend 100 der schönsten
Tänze in leichter Spielart.
Elegante kartoniert. Preis 3 Mk.
Verlag von Otto Forberg (vorm. Thiemers Verlag) in Leipzig.

Estey-Cottage-Orgeln

von 200 bis 2000 Stimmen, das schönste, preiswürdigste Harmonium. Das Welt
für Kirche, Schule und Haus (über 200 000 in Gebrauch) empfiehlt zu bequ-
men Bedingungen im Preise von Mk. 250 bis Mk. 3000

Rudolf Bach

Barmen, Neuerweg 40. Köln a. Rh. Berlin, W., Potsdamerstr. 20.

20 Pf. Jede Nr. Musik

allische Universal-
Bibliothek! 500
Hefen.
Class. u. mod. Musik, 2- u. 4-stimmig,
Lieder, Arien etc. Vorz. Buch.
Druck, stark. Pap. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

**Violinen, Celli,
Saiten, sowie alle Stima-Instr.**
am besten und billigsten direkt
von der Instrumenten-Fabrik
C. G. Schuster jun.
355 u. 56, Erbacher-Strasse.
Markenkirchen, Sachsa.
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

ROM
Beste Resonanzquelle f. recht
romantische Saiten oder Instru-
mente. Versand franko nach
allen Ländern. — Fabrikpreis.
Präp.: quintenreine Saiten.
Preis: 1.50 M. Toller, Roma.

Edmund Paulus
Musik-Instrumenten-Fabrik
Markenkirchen, Sachsa.
Prachtvoll illust. Preislisten frei.

**Costume- & Carnaval-
Gegenstände**
als Mützen, Orden, Tournen,
Costüme, Masken etc.
sowie Carroussellen & Attrappen
empfehlen wir.
Gelbke & Benedictus, Dresden.

**Kanoldt's
TAMAR INDIEN**
Frucht-Confitüren.
Pastilles de Tamarin
digestives et laxatives.
Angenehmer Geschmack —
vorzügliche Wirkung als Laxa-
tiv und Digestiv für Kinder und
Erwachsene. Zur Anregung
des Appetits vor, zur Beför-
derung der Verdauung nach
Bütern, Suppers etc. z. Dessert.
Aerztlich erprobt n. empfohlen.
Schacht. 80 Pf., einzeln 12-15 Pf.
In fast allen Apotheken.
Nur ächt, wenn von Apotheker
C. Kanoldt Nachfolger in Gotha.

C.P. Goerz
Optische Anstalt
Berlin W. (Schöneberg)
Hauptstr. 7a.

LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Tröpf
den Namenszug *J. Liebig*
in **BLAUER FARBE** trägt.
Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Drogen-
Geschäften, Apotheken etc.

Carl Rühle's Musik-Verlag in Leipzig-Reudnitz.

Billige und vorzügliche Haus-Musik für Klavier zu 4 Händen.

Seeben erschien der 15. Band von

Friedrich's Musikalischem Bilderbuch.

Sammlung der beliebtesten Kompositionen älter und neuer Zeit für Klavier zu 4 Händen.

Derselbe enthält die nachfolgenden 6 Glanznummern in mustergültiger 4händiger Bearbeitung:

- No. 85. Ach einmal blüht im Jahr der Mai. — No. 86. Ivanoviet, Bonauwellen-Walzer.
No. 87. Ich bete an die Macht der Liebe. Altrussisches Kirchenlied. — No. 88. s' Hoamweh. Ländler von Lanner.
No. 89. Das Lied von der Zufriedenheit (aus Silvana) von Carl Maria von Weber. — No. 90. Schwedisches Lied: Spinn, spinn!
Der umfangreiche Band kostet, wie die andern 14 Bände nur 1 1/2 Mk., jede Nummer einzeln nur 30 Pf.

Verzeichnis der ersten 14 Bände

von Ferd. Friedrich's Musikalischem Bilderbuch.

Sammlung der beliebtesten Kompositionen älterer und neuer Zeit in Bearbeitungen für das Pianoforte zu 4 Händen.

- Band 1. Nr. 1. Mendelssohn, Es ist bestimmt in Gottes Rath. 2. Taubert, Wiegenlied:
Schlaf in guter Ruh. 3. Schumann, Ich grüße nicht. 4. Schäfer, Das eigne Herz.
5. Schubert, Die Post. 6. Kücken, Du bist wie eine Blume.
Band 2. Nr. 7. Kreutzer, Das ist der Tag des Herrn. 8. Meyerbeer, Du schönes Fischer-
mädchen. 9. Reichardt, Du liebes Agn. 10. Beethoven, Herz mein Herz. 11. Abt,
Schlaf wohl du süsser Engel du. 12. Focke, Der Wanderer.
Band 3. Nr. 13. Beethoven, Die Himmel rühmen. 14. Schubert, Moment musical. 15. Schwedi-
sches Volkslied: Der Hirt. 16. Weber, Schlaf Herzenssöhnchen. 17. Friedrich,
Alpenröschen. 18. Wilhelm, Die Nacht am Rhein.
Band 4. Nr. 19. Choral: Nun danket alle Gott. 20. Weber, Aufforderung zum Tanz.
21. Schubert, Ständchen. 22. Mozart, Das Veilchen. 23. Haydn, Sere-
nade. 24. Weidt, Wie schön bist du.
Band 5. Nr. 25. Kreutzer, Die Kapelle. 26. Gounod, Soldatenchor aus Faust. 27. Schubert,
Am Meer. 28. Beethoven, Sehnsuchtswalzer. 29. Marschner, Trennung. 30. Mozart,
Zauberflöte: Der Vogelfänger bin ich ja.
Band 6. Nr. 31. Weber, Gebot a. d. Freischütz. 32. Beethoven, Alexandermarsch. 33. Ar-
mand, Die blauen Augen. 34. Mozart, Menuett aus Don Juan. 35. Schottisches Volks-
lied: Süsser Heimat. 36. Gounod, Walzer aus Faust.
Band 7. Nr. 37. Schlumenerie a. d. Oper: Die Stumme. 38. Der Karneval von Venedig.
39. Aennchen von Tharau. 40. Jägerchor a. d. Oper: Der Freischütz. 41. Loreley,
Volkslied. 42. Rasther Walzer von Lanner.
Band 8. Nr. 43. Curschmann, Der kleine Hans. 44. Lanner, Die Schöbbrunner, Walzer.

Preis jeder Band (6 Nummern) 1 1/2 Mk., jede einzelne Nummer 30 Pf.

XI. Jahrgang Nr. 4.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. J. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, a d w e c h s e l n d mit Dr. A. Svoboda's illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfgehaltene Monoparallele-Zelle 75 Pfennig. Beilagen (für je 1000 Expt. Part 4.— (eigl. Gebühren für Sonderexemplare).

Näcstige Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Nur ein Zondichter.

Erlebtes und Erdichtetes von
H. Schwarz.

I.

Es war ein sonderbarer Gesang, welcher den Wald durchschallte; eine helle frische Knabenstimme trug erlustete feierliche Weisen vor, wie man sie in katholischen Kirchen bei Festmessen zu hören pflegt. Theobald war es, der zehnjährige Sohn eines dentichen Dorfschullehrers, welcher auf einer scharfabauenden Waldbleibe seinen gewöhnlichen Nachmittagsgang machte, um für die Mutter Schwämme, für sich Erdbeeren und Kirschen zu suchen. Die letzteren waren für ihn so gut wie Geld. Er veranlagte nämlich die von Zeichnern geschätzten Federn in der Stadt und kaufte sich für den Erlös Schreib- und Notenpapier, auf welchem er Gedichte und Musikstücke abschrieb. Theobald liebte nämlich über alles Musik und das den Tönen sich anschmiegende rhythmisch gebundene Wort. Wie er dazu kam — trotz seiner zehn Jahre? — Nun er hörte seit seiner zartesten Jugend im Hause seines Vaters und in der Kirche seines Heimatortes sehr viel singen, geigen, Orgel und Klavier spielen; vielleicht hat er auch von seinem Vater ein gutes Stück musikalischer Anlage geerbt. Zudem lernte er frühzeitig Klavier und Geige spielen; dann wirkte er jeden Sonntag in der Dorfkirche bei der Musföhrung von Vokalstücken mit und sang auch weltliche Lieder aus dem Musikalienvorrat eines alten im Dorfe lebenden Bräuleins.

So erklärt es sich, daß Theobald im Walde mit allen Hinken, Sprossern und Amseln um die Wette sang. Er komponierte zugleich während des Singens. Der fröhliche Anruf des Herrn im Kirke, das fröhliche Aufstehen im Gloria, der zuversichtliche Grundton im Credo, die lyrische Weichheit im Benedictus und das feierliche Anklagen der geborenen Herzensstimme im Sanctus, wie es



Carmen Sylva.

Theobald so oft in Sonntagsmessen gehört hatte, prägen sich seinem jungen Gedächtnisse ein und er sang aus der oft vernommenen Grundstimmung heraus die einzelnen Teile der Messe und schlug dazu

den Takt in die Luft hinein. Dabei war ihm so wohl wie etwa einer Lerche, welche auf ihrem Gesang zu den Wolken emporfliehet oder wie einem Zueft, das in einem Blütenfelde süße Nahrung findet.

Als Theobald wieder einmal ein Waldkonzert gab, zog ein schweres Gewitter herauf; der Donner wirbelte seine Panzerföhlge zu dem Gloria des kleinen Sängers und der Regen fing an niederzuvrauseln. Theobald setzte sich in eine kleine Felsenhöhle, wo er gegen den Regen geschützt war; er sang und sang, bis er wieder einmal beim Benedictus angekommen war, in welchem er ein liebtiches Volkslied aufingen ließ, das im Texte das Glück der Liebe behandelte. Die Gottesmutter und die Sehnsucht nach einem holden Mädchen vertrugen sich in dem Benedictus des kleinen Sängers vortrefflich.

Wölich stand vor Theobald eine hohe Gestalt in dunkler Kleidung. Theobald erschraf zuerst bei dem Anblick des ihm unbekanten Mannes, sagte sich jedoch bald, als sich derbe als Pfarrer eines benachbarten Dorfes vorstellte und sich mit freundlicher Teilnahme nach den Verhältnissen des Knaben erkundigte.

Pfarrer Lamprecht durchgah als Jäger oft den Wald — nicht wegen Gewinnung eines ledernen Bratenes, sondern aus Freude an naturwissenschaftlichen Studien. Er war Ornitholog und eine große Sammlung aus ektopier Staud- und Jungvögel im Pfarrhause war das Ergebnis seiner Waldbgänge.

Selbst ein Freund der Musik, welche ihm manche einstunde erwehlt hatte, fragte Pfarrer Lamprecht den kleinen Waldfänger, ob er nicht sein musikalisches Talent in der Stadt ausbilden wolte. Theobald bejahte freudig die Frage, bemerkte jedoch mit trauriger Miene, daß sein Vater zu arm sei, um dies zu ermöglichen.

Am Tage nach der missa solemnis, prägen sich seinem jungen Gedächtnisse ein und er sang aus der oft vernommenen Grundstimmung heraus die einzelnen Teile der Messe und schlug dazu

kamen den Antrieben seines guten Herzens nicht ausgiebig Folge geben konnte. Er entschuldigte sich förmlich bei dem Dorfschullehrer, daß er ihn nur eine kleine Geheime für Theobald übergeben könne, damit dieser sich und seine musikalische Begabung ausbilde.

* * *

Theobald kämpfte, während er eine städtische Mittelschule besuchte, muthig mit den Entbehrungen, welche ihm die Armut auferlegte. Er wohnte bei einem Chorregenten, lernte von ihm die Anfangsgründe der Harmonielehre und da er es durch zähen Fleiß auch im Klavierspiele bald zu großer Fertigkeit gebracht hatte, gelang es ihm nach kurzer Zeit, sich durch Musikunterricht selbst zu erhalten. Der harte Kampf ums Dasein kam der Entwicklung seines Charakters nur zu Hatten.

Voll hoher Wärme bezog Theobald nach glänzend zurückgelegten Studien eine musikalische Hochschule, um die Orchesterleitung zu erlernen. Seine ersten Kompositionsoberfläche waren Suiten für kleines Orchester, in welchen er Volksweisen als Motive benützt hatte. Theobald liebte die Melodien zu Volksliedern, weil in denselben die Herzenseinstimmung eines Volkes oft mit ergreifender Unmittelbarkeit sich musikalisch ausdrückt. Bald lagte Sehnsucht in den schlichten Weisen, bald jauchte der Liebesmuth der sorglosen Jugend, das Glück der Liebe darin auf. Besonders sprachen den jungen Tonkünstler Tanzweisen in Volkstänzen an, in welchen die Lust aus einem strahlenden Auge hervorglänzt. Ebenso mutheten ihn jene Volksweisen an, in welchen einer melancholischen Liebesklage ein kräftiges Aufstöhnen beseligendes Föhnlies folgt. Die Lieder des Volkes, welches für sein Empfinden immer den entsprechenden tonlichen Ausdruck zu finden versteht, liegen sich auch vorzüglich harmonisieren und thematisch ausführen. Wenn gar in den Suiten Theobalds zwei Volksmelodien zu gleichzeitiger Tonwirkung verbunden wurden, indem sich um eine getragene langsame Weise, welche den Blechinstrumenten überwiesen war, eine raschere temperamentvolle Melodie rautte, welche von Streichern ausgeführt wurde, so ergab dies einen blendenden Effekt, wie sich Theobald bei einem Konzerte überzeugte, in welchem er seine Suiten selbst dirigirte.

Theobald wurde, nachdem er in einer anderen musikalischen Aufführung mit großem Erfolge auch Klavierstücke eigener Komposition vorgetragen hatte, vom Bankier Weichsteiner eingeladen, dessen Tochter Ella in der Kompositionslchre zu unterrichten. Ella war ein Mädchen von beredender geistiger Frische und Lebenswürdigkeit, welche auch bald ihren jungen Lehrer Theobald um so entschieden gelangen nahm, als auch der Jünger ihrer Armut ein unübersehblicher war. Theobald war der erste junge Mann, in welchem Ella alle Eigenschaften vereint fand, welche sie von einem ideal angelegten Jüngling forderte. Bald liebten sie sich mit der ganzen Glut einer ersten Liebe, welche durch die gemeinsame Weltung zum geistigen Schaffen nur gefördert wurde.

Zu den Liebern, welche Ella gedichtet hatte, fand Theobald eine sehr empfindene Betonung und so blühte die Liebe beider in Wort und Ton voll aus. Es war nicht unbegründet, daß die Vorträge Theobalds über Harmonielehre besonders dann stießen, wenn er seiner schönen Schülerin über die Harmonie seiner Gefühle wichtige Mittheilungen zu machen hatte. Doch die süße Gefühlsode sollte in einer Dissonanz ausklingen.

Theobald wurde vom Bankier Weichsteiner er sucht, bei ihm gegen ein Honorar in einer musikalischen Soliste mitzuwirken. Auch eine Opernjägerin und ein Geigenvirtuos wurden von Weichsteiner für einen Ehrenlohn zur Mitwirkung gewonnen.

Weichsteiner selbst fand als nichterner Börsenspekulant an Musik kein Behagen; doch es waren musikalische Abende in der Stadt Mode. Für seinen Teil zog der Bankier Zusehender allen Kunstgenüssen vor. Weichsteiner gehörte nicht zu jenen Geldmenschen, welche die vornehmen Verpflichtungen des Reichthums kennen. Er sammelte nicht Objekte der bildenden Kunst, er opferte für humanitäre Zwecke nur dann eine größere Geldsumme, wenn davon in Zeitungen gedruckt wurde und wenn dadurch die Aufmerksamkeit auf einen Orden oder Titel motiviert werden konnte. Er befähigte die besten kaufmännischen Handelsleute, welche nie danach fragten, wie der Erwerb beschaffen, sondern wo er zu finden sei.

Nur eine Form der Kunst hatte Weichsteiner aus dem Grunde seines Herzens von jeher unterstützt: die Tanzkunst.

Theobald spielte in der Soliste Weichsteiners mit hinreißendem Feuer. Weichsteiner zog den mit Lob- und Tadel überhäufte Theobald nach dessen letzter Piere in ein Nebenzimmer und drückte ihm nach einigen, seine Barriere in musikalischen Dingen stützenden Worten einige Goldstücke in die Hand.

Theobald empfand in diesem Augenblicke recht tief das Bescheidene dieses Geldes für eine Kunstleistung und begriff es, daß er vor einem solchen Vater als Freier nicht treten dürfe. Er fante wie gedrohen in einer Versuchung nieder. Ella betrat bald darauf das Zimmer und setzte sich zu Theobald. „Ich wurde soeben von deinem Vater dafür bezahlt, daß ich seine Gäste mit meinen Tonbildungen unterhalten habe“ — bemerkte seufzend Theobald. Ella suchte ihn zu beschwichtigen und rief ihm zu: „Sei sehr in der Hoffnung, wie ich sehr und treu in der Liebe bin!“ — Dabei küßte sie Theobalds Hand und eilte aus dem Zimmer.

Dieser Vorgang blieb nicht unbeachtet. Bankier Rosenfeld, welcher sich der hohen Temperatur des Gesellschaftsalons entzogen hatte, um hinter einem Fensterbange bis zu schlafen, sah diese Huldigung Ellas. Sie fiel ihm um so mehr auf, als er die Hand Ellas, des einzigen Kindes eines Millionärs, für seinen Sohn erblicken konnte. Rosenfeld unterließ es deshalb nicht, in einem anonymen Schreiben seinen Geschäftsfreund Weichsteiner auf die verdächtig zärtlichen Beziehungen Theobalds zu Ella aufmerksam zu machen.

Die Denunziation wirkte. Weichsteiner sah ein, daß er die weitere Entlohnung zärtlicher Herzensbeziehungen seiner Tochter zu dem allerdings sehr schmeichelhaften nicht ruhig abwarten dürfe. Er zeigte den anonymen Brief seiner Tochter. Ella gestand offen ihren mit Theobald geschlossenen Herzensbünd. „Ich will nur an der Seite Theobalds durchs Leben fahren!“ — rief Ella ihrem Vater zu. „Er ist ja nur ein Komponist!“ warf Weichsteiner ein; — „wie kannst du einem Mann deine Gunst schenken, der nicht einmal so viel verdient, als der letzte Bediente in meinem Bureau!“ — „Auch doch überträgt er auch alle, die ihr nur Ziffern im Kopf und im Herzen trägt an geistiger Bedeutung!“ — bemerkte Ella. „Geistige Bedeutung allein trägt keine Perceute, liebe Tochter!“ — erwiderte Weichsteiner. „Schreibe doch selbst deinem Klavierlehrer, daß er unser Haus fortan meiden möge; — du kannst es ja in einer schonen Form thun, als ich.“ „Wie werde ich es thun! Ich liebe ihn über alles und lasse mir ihn nicht entziehen!“ rief Ella mit einer Energie, welche Weichsteiner bei seiner Tochter nicht vermuthet hatte. „Nun, so werde ich euer Trennung selbst besorgen“, — murmelte Weichsteiner und vertiefte seine tiefstege Tochter.

Weichsteiner sah ein, daß Gefahr im Verzuge sei und daß er rasch handeln müsse. Bei seinen Geldgeschäften in pinlicher Wahrhaftigkeit geschult — richtete er sofort folgendes Schreiben an Theobald: „Ich habe mit meiner Tochter Ella über Sie gesprochen. Sie schätzte zwar Herrn Theobald als einen guten Klavierspieler — die kleine Gefühlspielerei jedoch, welche sie sich Ihnen gegenüber erlaubt hat, ist nur ein romantischer Scherz, welchen Ella tief bedauert. Die Tochter eines Bankiers kann nicht einen Mann lieben, welcher nur ein Tonkünstler ist. Ich und meine Tochter bitten Sie deshalb, unser Haus in Zukunft unbesucht zu lassen. Das Honorar für die Unterrichtsstunden des letzten Monats liegt bei Weichsteiner.“

Diesen Brief ließ der Bankier, entzückt über seine List, durch einen seiner Bedienten dem jungen Künstler einhändigen. Theobald war nach dem Lesen des Schreibens wie von Sinnen. Er konnte den Inhalt desselben nicht fassen, sofort er den plötzlichen Stimmungswechsel Ellas betrat. Besonders brannte ihn die Bemerkung im Herzen: „Die Tochter eines Bankiers kann nicht einen Mann lieben, welcher nur ein Tonkünstler ist!“

Theobald sagte rasch seine Entschlüsse. Es wurde durch Vermittelung eines russischen Konsuls für den Fürsten Kanow in Transkasien eben ein Musikmeister mit einem ansehnlichen Jahresgehälter „bei freier Station“ gesucht. Theobald bewarb sich um diese Stelle und erhielt sie. Er schrieb noch einen Brief an Ella, in welchem er — ohne ihr einen Vorwurf zu machen — in tiefergrienen Worten Abschied nahm und legte seinem Briefe das Schreiben ihres Vaters bei. Der russische Konsul häubigte Theobald das bei ihm deponirte Kleingeld ein und in wenigen Tagen befand sich der schwergetroffene junge Mann auf dem Wege nach dem Kaukasus. (Fortsetzung folgt.)

Seine Siblings.

Aus dem Tagebuch eines Klavierdilettanten.
Von Robert Hamerling.

IV.

Schumann hat bekanntlich Chopin mit Begeisterung anerkannt. Es wäre interessant zu wissen, was Chopin von Schumann gehalten. Wahrscheinlich verstand dieser jenen besser, als jener ihn; denn er war der unsäuerliche, der reichere Geist von beiden. Wie sehr er dies auch in formeller Beziehung war, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß, während Chopin völlig im Tonleben des Klaviers aufging, für Schumann in manchen seiner Klavierstücke dies Instrument nur wie ein Nothbehelf erschein. Die „Albumblätter“ 4. B. in den „Düsteren Blättern“ (op. 99, Nr. 12) hört ich im Geiste immer nur als Orchesterstück, als reizvolle Serenade, in dusterer Sonatennacht vor den Fenstern eines geliebten Wesens dargebracht. Auch die einsamstehende schöne „Promenade“ im „Karnaval“ hat orchesterale Klang. Desgleichen haben manche Schumannsche Klavierstücke ihr wahres Wesen im Gesang. Die beiden „Jugendabende“ enthalten eine Anzahl der prächtigsten Cythere, deren sich, nach Unterlegung passender Legie, die Männergesangsvereine bemächtigen sollten. Chopin hat außerordentlich viel Melodie, aber nichts, was man sicher geistlich als gespielt haben möchte; Schumann hat, wie wenigstens manche behaupten, „wenig Melodie“, aber viel Gesangliches, insbesondere, wie schon gesagt, manches köstliche mehrstimmige Lied, das sich ins Piano verirrt hat. Bei Chopin bricht höchstens einmal eine „Fraghiera“ in einem Nottarso durch. So in op. 16, Nr. 3 (G moll), wo ein mit Religiöso überschriebener Zwischensatz, ein Kirchenchoral von wunderbarer Schönheit, eingeschoben ist. Desgleichen in op. 37, Nr. 1 (ebenfalls G moll).

Dieser Durchbruch religiöser Andacht im Nachtstück ist besonders interessant, wenn man sich erinnert, daß die Beethovenische Cis-moll-Sonate, die als „Mondschein“-Sonate populär geworden und in welcher man, fables Mondsicht über einen Kirchhof ausgebreitet“ erblickt, nach neueren Ermittlungen durch ein Sammelndes Gedicht angeregt worden ist, das ein Gebet enthält. Jenes sonderbare Abwag ist also eigentlich eine „Fraghiera“. Und doch brauchen sich diejenigen, die es für ein Nottarso nehmen, durchaus nicht zu schämen. Die träumerische erste Stimmung eines Nottarso und die der Andacht sind so eng verwandt, daß es kaum möglich ist, ihren musikalischen Ausdruck auseinanderzulegen; und wie leicht sie thausächlich ineinander übergehen, zeigt eben jenes skatante Hervortreten der chorartigen Proghiera in den beiden Nottarso bei Chopin.

Chopin gegenüber ist Schumann der plastische, objectiv gestaltete Tonkünstler. Er lauscht der Natur ihre Stimmen und Stimmungen ab wie keiner vor ihm und gab sie in jenen unergleichen musikalischen Gemeinlichkeiten wieder, die ganz seine Schöpfung sind; er ist der Meister der Charaktere und Situationsmusik. Chopin gibt immer nur sich selbst und sein niemals äußerlich angeregtes, immer nur innerlich bestimmtes, im Wechsel von Lust und Trauer bis zur Monotonie gleichförmiges Wesen.

Sein Kreis ist der engste; im Grunde sind es zwei Formen, die sein Wesen schon völlig zum Ausdruck bringen: das Nachtstück und die Mazurka; und selbst diese fliehen bei ihm noch oft ein wenig ineinander (wie in op. 16, Nr. 3, G moll). Seine „Walzer“ sind von der Mazurka so gut beinhalten, wie die Walzer alpenländischer Komponisten vom Vändler. Noch auf dem Sterbelager schrieb Chopin eine Mazurka (op. 68, Nr. 4). Sie war sein letzter musikalischer Gedanke. Aber, o Himmel, welche eine Mazurka ist das! Es ist, als sehr man in diesem religiösen, schauerlich-heimlichen Tono eines Tonstückes das freilebende Blut gerinnen und das Herz stille stehen!

Wenn so der Genius Chopins mit Vorliebe in Tanzweisen sich ausdrückte, so ist es merkwürdig zu sehen, wie wenig sympathisch das eigentlich Tanzmäßige dem Geiste Schumanns war. Es gibt nichts Kartesiores, als die wenigen kleinen Anläufe, die er nimmt, einen Walzer zu schreiben. Wenn nötig, der „Vändler“ in Nr. 7, der „Walzer“ in Nr. 10 der „Albumblätter“ nicht ein Räthsel ad? Was jedoch niemals hindern wird, anzuerkennen, daß die 4 Nummer derselben „Albumblätter“, welche ebenfalls die Aufschrift „Walzer“ trägt, an und für sich die begabendsten Tonstücke ist. Am dröhligen gebärdet sich

Schumann, wenn er an ein paar Stellen des „Wiener Faschingschwanks“ wienerisch „fidel“ sein will. Lustiges Wirtshausgeflüster aus dem goldenen Zeitalter der Wiener „Gemüthlichkeit“ hat in Schindler's Balzern und Wäldern ebenfalls seinen realsten als seinen idealsten Nachhall gefunden. Zaflungen mit Tongedanken der edelsten Art in himmlischer Klarheit die untrüglichen Weisen aus dem Verdenfisse zu gewinnen. Nur ein Oesterreicher faun sie verstehen und genießen, wie auch nur ein echtes Wienerkind sie erkennen konnte. Wenn aber ein Schumann es versucht, diese wienerische Lustigkeit einmal antingen zu lassen, so steht das ungefähr so aus, als ob der weise Sokrates oder Darwin oder Viktor Hugo beim „Henrigen“ in Bernals mit einem Mähermädchen zum Tanze eintreten wollte. Jemand hat die Balz in Kopfwalzer, Herzwalzer und Fußwalzer eingeteilt. Die Schumann'schen Walzerverfasser muß meist noch p'walzer — nicht bloß in dem Sinne, daß man mehr dabei denken als wagen kann, sondern in der noch vorwegeneren Bedeutung des Wortes, daß man, um sie zu tanzen, sich auf den Kopf stellen mußte. (Schluß folgt.)



Der Pensionsgott.

Hummoreske von Oskar Lusthaus.

IV.

Das Fest fand ein gefülltes Haus — alle Honoratioren hatten sich gegen bezahlte und alle Klavierzimmer und Musikalienbibliotheksbesitzer gegen geschenkte Billets eingefunden. Die rauchende Festschmiede vom Kapellmeister der geliebten Theater-Kapelle, Herrn K., fand rauchenden Beifall, ebenso eine Matete vom Garganiferen Herrn Th., ein Segenquartett für Frauenchor von dem gefürchteten Musikkritiker der gelehrten Zeitung, endlich Deklamationen einer geschickten Dilettantin vom Gymnasialdirektor Brausefärz. Außerdem Viedervorträge der glühlich für die Brimadonna im letzten Augenblicke eingetretenen Frau Kammerjenzin R. mit etwas angelernter Stimme und — als Star, der nicht nur auf dem Papier stand, sondern wirklich erschienen war, der fürstliche Hof-Kammerfänger, erster Tenor der fürstlichen Oper, Herr Zantreß Hellriegel. Er brauchte sich nur im Saale zu zeigen, da ging der Applaus schon los. Ein Schritt aufs Podium — noch einmal — er unterhält sich mit dem Klavierspieler — erneuert Sturm. Die jungen und älteren mitwirkenden Damen auf den ersten Bänken des Auditoriums schauen zu ihm mit vereinten Blicken auf, als er jetzt das Zwiegespräch Singsiebes mit dem Waldwogelein zu Gehör bringt. Jede wäre fürs Leben gern seine Brundhilde geworden, einige ältere Schwärmerinnen hätten sich gern einige Jahrzehnte mit dem Feuerzauber wahren der Sage umfassen lassen, wenn sie sicher gewesen wären, daß er sie halten würde. Trudchen sah von Zeit zu Zeit indiscrete Blicke und Argwans auf sich gerichtet, unter denen sie vor Scham und Berlegenheit erglühte und Gretchen-Gretchenhilde hatte sich bereits zu dem Gefühle hindurch resigniert, war ihm einmal geliebt worden zu sein. Hinter einem Pfeiler sah Dr. Mosheim, von keinem gesehen und alles übersehend. Er befand sich ungefähr in dem Zustande des Lord Leicester, als er der Prinzessin der von ihm heimlich geliebten Königin Maria beizuhören mußte. Er kostete alle Qualen der Hölle durch. Der Triumph seines Triumphsdars und Sai-dians-Freundes, mit dem er nach wie vor auf bestem Fuße stand, und der ihm eigentlich gar nichts Böses gethan hatte, brachte ihn zur Rasterei. Aus Ehrfurcht — o nein. Aber er sah hinter diesen glatten lächelnden Trüben den kalten Ausdruck eines Egoisten, in diesen trunken seligen blauen Augen lauernde die Berechnung und diese ätherischen Hände, deren langgelegene Finger das Notensystem umspannten, wurden vor seinem inneren Auge zu Klauen, mit denen er nach seinem Opfer griff. Und wie jetzt der arme Rufos vor Aufregung sich erhob und nach Gertrud, für welche alle Aufmerksamkeit bestimmt waren, hinüberlief, da begegnete er in der That ihren Augen: aber in diesen Augen — so kam es ihm in diesem Augenblicke vor — lag gar nicht die erwartete Seligkeit — nein, etwas wie Hülfsuchen leuchtete zu ihm hinüber. Das konnte er nicht ertragen. Etwas mußte geschehen. Er vertiefte

durch eine Seitenpforte den Saal und hörte nur noch den frenetischen Beifall, welcher dem letzten Vortrage gefolgt war, wie Hangelader der Hölle hinter sich erschallen. Er stürzte durch die dunkle Straße — jetzt kam er bei zwei hellen Fenstern vorbei — es war das Telegraphenamt. Guck! Es ist ja doch zu spät, aber Hango soll wenigstens wissen, was er mit seinem Leichnam verschuldet. Wenn — Glück — Betreffender — der Telegraphenbeamte ist zwar ein verschwiegener Mann, aber warum soll er erfahren — „Dir — Verzeihen liegt“ — liegt ist unnützig, die fünf Pfennig kann man sparen — er sucht es — „Verzeihen — komme — schenkt — Rettung“ — mitten in seiner Verzweiflung lächelt er bei dem Gedanken, was der Beamte davon denken muß. Andernfalls — „zu spät!“ Als er das Telegramm am Schalter abgibt und der Beamte, der die zitternde Handschrift nicht sicher lesen kann, fragt „Berlin C.“ sagt eine Stimme neben ihm: „auch nach Berlin?“ — haben wohl von meinem phänomenalen Triumph berichtet?“ „Gewiß“, sagt Dr. Mosheim mit etwas heilerer Stimme zu dem lorbeergetränkten Sänger, dessen Hereintreten er in seiner Aufregung gar nicht bemerkt hatte. Er steht hinter dem Glaste und entwirft in fliegender Eile, ohne die Worte zu zählen, ein Siegesbulletin. Da ich ja kein vereideter Telegraphenbeamter bin, so kann ich es ja verraten, daß die Adresse einer seiner Berliner Freunde war, der ihm i. B. Fräulein Meier als reiche Erbin denunziert hatte und daß die Deychke außer der Nachricht über das Koncert die von Dankbarkeit eingegebene Mitteilung enthielt: „Nach Mitternacht am 19. Geburtsstunde verlor ich mich mit einer reichen Erbin. Sensationell. Ewig dankbarer Tausch.“

Als Dr. Mosheim in den Saal zurückkehrte, war das Konzert beendet und die Masse in vollem Zuh. In lebhaftem und heiterem Gepolde standen die Teilnehmer und das Auditorium zwanglos in dem Haupt- und in den kleinen Nebenräumen, während in ersterem die Stühle zusammengefahren und lange gedebte Tische in der Mitte auseinander geschoben wurden, so der Wohlthatigkeitssitz in einem leichten Mahle zum Ausdruck kommen und den Bedürftigen aus Aemern und Schülern zugewiesen werden sollte. Aus der dichtesten Gruppe — der kannte man immer sicher sein — ragte der schottische Kopf mit den verschwimmenden blauen Augen hervor und es sprach immer für eine gute Konstitution, daß er unter all den Komplimenten, Händedrücken und begeisterten Augenblicken nicht die Schmeichelei in der Stimme gesehlt. Dazwischen sah er immer nach Gertrud Meier mit einem Blicke, als rauchte er fragen: „Stehst du auch, wie mir gehilgt wird. Verstehst du auch, welche Gnade ich dir antue, indem ich zu dir niedersteige und dich an den mir bestimmten Fußstapfen teilnehmen lasse!“ Gertrud schien aber für das Verständnis dieses erhebenden Gesichtes noch nicht hinreichend reif. Sie blickte gedanklich zu Boden, ihr Lächeln hatte etwas Gezwungenes und ihr Gesicht leuchtete nur einmal auf, als sie Dr. Mosheims aufsticht wurde, der sich dem Schmeichelei des großen Weltkinds widerwillig angeschlossen jetzt in ihrer Nähe stand. Das Diner, bei welchem Miß Krimble dafür gesorgt hatte, daß Herr Zantreß in ihrer Nähe sah und daß Gertrud Meier ihren Platz wie zufällig ihm gegenüber bekam — war eine ununterbrochene Kette von Triumphen und bei jedem Triumph, bei jeder Anspielung richteten sich lächelnde Gesichter nach Gertrud und die erhabenen Hände gaben den zum Anstoßen gefüllten Gläsern eine leichte Geklungschwenkung nach der Gegend, in der sie zwischen dem in egalierter Opferfreudigkeit vergehenden Gretchen und Miß Krimble bebend saß. Die Gruppe wollte den Geburtsstag Trudchens noch dem Desser heranziehen, aber das Komize hatte es anders beschlossen, um halb zwölf wurde die Tafel aufgehoben, um Schlag Mitternacht sollte der Ball beginnen. Bis dahin mußte Hellriegel das erlösende Wort zurückhalten, die Aussprache und Erklärung sollte mit der ersten Polanasse zusammenfallen: „Mein schönes Fräulein, dürft' ich's wagen“ — die ganze Scenerie schwebte ihm am Spieß der „Faut“ vor. Dieser Komödiant lebte sich nicht selbst. Sein ganzes Leben war eine Imitation oder Parodie seines großen Opernrepertoires.

„Nieder Herr Doktor“, flüsterte jetzt eine weiche Stimme neben ihm, „laalen Sie mir einen Dienst erweisen?“ Es war Gertrud, der Dr. Mosheim bewundernd und in höchster Beforgnis still von fern in weitem Kreise gefolgt war, wie der Mond der Erde und die nun plötzlich neben ihm stand. „Sie machen mich glücklich“, stammelte er überascht, indem er hocherröthend die Hand auf das Herz legte. „Führen Sie mich bald nach Haus! Sie nehmen Anstand?“ — ahne

Abschied zu nehmen und augenblicklich — Sie wollen? hier ist meine Garderobekammer — ich werde in jenem Zimmer warten — sein Wagen — wir gehen zu Fuß, wenn es Ihnen genehm ist — wir sind in zwanzig Minuten dort.“ — Wenn es doch zehn Minuten wären, hatte Mosheim auf der Zunge, aber das Fräulein trieb mit Blicken und Gebärden so dringend zur Eile, daß er ohne ein Wort zu sprechen und mit jubelndem Herzen nach der Garderobe stürzte, mit der gedächtnismäßigsten Wiene der Welt den roten Abendmantel, Hut, Galoschen und Schirm in Empfang nahm und mit seiner süßen Wärme in das Nebenzimmer eilte. Hier händigte ihm Gertrud ein inzwischen mit Kleinst beschriebenes Blättchen ihres Notizbüchens ein, welches er einem Bekannten zur Bezeichnung abgeben sollte, in dem sich Gertrud bei Miß Krimble wegen ihres zeitigen Aufbruchs mit einem Unwohlsein entschuldigte. Sie wollte nicht erst Aufsehen und Störung verursachen und habe daher Herrn Doktor Mosheim gebeten, sie still nach Hause zu bringen. Dieser stürzte vor Freude über den vertraulichen Auftrag, den das schöne aus dem Spindel des Glückes stehende Mädchen ihm zugedacht hatte, gehoben von dem Gefühl der Schandenfreude, daß ihm es vorbehalten war, das Fräulein, das jener schon im Nege zappeln sah, vor dem letzten Sprung zurückzuziehen und erregt von der Aussicht, die Balsmühen heimzuführen zu dürfen, schlüpfte jetzt durch die Hintertür nach dem Garten, wo seine Gertrud wartete, und von wo man, ohne von den wartenden Entführern gesehen zu werden, durch einen langen dunklen Gang nach der Straße gelangte. Er ging tastend voraus und Trudchen folgte ihm, indem sie seine bargehaltene Hand hielt. Er fußte sich bei dieser Gelegenheit zu verschiedentlichen Malen — erst an eine Feuerpfähle, dann an eine Dreifuß, dann stolperte er über ein Fußstap: aber in ihm jubelte es bei der Vorstellung, sich für dieses Wesen ein Leben lang Weilen in den Kopf schlagen lassen und die Füße vertreten zu dürfen. Auf der Straße nahm Trudchen ohne Ziererei seinen Arm — er hatte das Glück, ein weibliches Wesen führen zu dürfen, wohl fünf Jahre nicht gewohnt und er kam sich zehn Jahre jünger vor. Er wäre am liebsten stramm geschritten, aber er wollte die ihm vergünstigten Minuten nicht verkürzen und er verlangsamte wieder das Tempo und blieb stehen, seiner Begleiterin am ausgeführten Himmel die Sternbilder zu zeigen, welcher Erklärung sie anständig zuzuhören schien, obwohl sie entschieden mehr davon verstand als er. „Und Sie sind wirklich unwohl?“ — frag er jetzt ungläubig. „Ich fühle mich nicht wohl“, antwortete sie ausweichend, „in dem heißen Saal — hier ist es schöner.“ Er drückte ihre Hand, blickte nach dem Himmel und sagte irgend etwas Unbedeutendes, in das er aber unbeachtet sehr viel Gefühl hineinlegte, denn es machte auf Gertrud, die nun wieder ihr vales kindliches Lächeln hatte, einen großen Eindruck. Ob er sich in dem Saale wohl gefühlt habe? — O nein — es waren die schrecklichsten Stunden, die er erlebt zu haben sich entsinnen konnte. Und nun, wo die Zunge ihm einmal geistig war, verbreitete er sich freimüthig über ihren Verweber Tausend Hellriegel, den er ihrer nicht würdig hielt. Ein Mann voll Eitelkeit und Selbstanbete, der neben seinem Ich seinen Namen habe für den Kränze einer zarten Gottheit — ein Mann, der mit seinen Weigungen wechselte, wie mit einem Handbuch — der um schänden Mammons willen seine Ueberzeugung zu Markte trage und bei dem die Liebe nur eine Maske sei, die er ablegen werde, sowie er seinen Zweck erreicht hätte. Gertrud hörte ihm ruhig an und eine freudige Genugthuung legte sich um ihre Lippen, als sich ihm so ungebärdig und rückhaltlos seine vernichtende Ueberzeugung über ihren offiziellen Verehrer losraug. Jetzt aber hielt er an und ein über Schreck schien ihm die Zunge zu lähmen. Er stammelte Entschuldigungen, daß er es gewagt hatte, jemand zu tabeln, den sie ihrer Verehrung gewidmet hatte. Sie möge ihm um alles in der Welt nicht der Mißgunst gehen — ein dunkles Gefühl, daß sie mit jenem Manne nicht das Glück finden konnte, welches sie verdiene, brühte ihm nieder und lähmte den Schlaf von seinen Augen. Mit einer wahren Empfange beteuerte er immer wieder seine absolute Unparteilichkeit — nur das Vertrauen, daß ihr Dintel in seine Hände gelegt, das sie ihm wiederholt bekundet, gebe ihm den Mut des Wahnsinnes zu. 2c.

Gertrud war ruhig geworden — die betante Unselbsthaftigkeit ihres Begleiters machte nicht ganz nach ihrem Geschmack, obwohl ja die Galt seiner Versicherungen deren Wert beargwöhnen ließ. Als sie jetzt aber aben auf der Freitreppe des englischen Hauses standen, Dr. Mosheim die Thür geöffnet und den Schlüssel von unten in das Schloß gesteckt hatte, da

trat der Mond gerade hell aus den Wolken heraus und von dem Rathaussturm summten erst vier und danach zwölf volle Glodenröde. — Es war die Zeit, wo Herr Tanfred das Atterat auf ihre schöne Hand geplant hatte, diese reizende Hand, die er nun warm in der Rechten hielt und die er, als erster Gratulant, mit Anbrunst an seine Lippen drückte. Aber war es, daß ihn die Nachtlust oder der Spaziergang mit dem idyllischen Mädchen bezaubert hatte, er wollte und an Stelle des Handschlags fügten sich an seinen Mund zwei volle Lippen und in seinen Armen fühlte er den Gegenstand der wärmenden Gestalt, deren leuchtendes lachendes Antlitz im nächsten Augenblick hinter der geschlossenen Haustür verschwand.

Er stand eine Zeitlang wie verzaubert und wollte sich nicht bewegen, um den Traum einer Frühjahrsnacht nicht fortzuschleichen. Er hielt seine Arme über die Thür voll Leidenschaft geschlossen und voll erwidert durch die Kälte seines Kusses entdeckte er das im Mondlicht glühende Müssiggeld mit dem Namen Vik Atree Künste. Im Wonnemoment trat er die Türe herab, ging wohl eine Stunde auf der gegenüberliegenden Seite der Straße auf und nieder, verfolgte das Gekirr und Summen der Gardine im ersten Stock und tannete endlich mit ausgebreiteten Armen durch die menschenleeren Straßen nach seiner Wohnung.

(Schluß folgt.)



Carmen Sylva.

Überall in deutschen Landen, wo man sich für Poesie erwärmt, ehrt man den Namen der Dichterin auf dem Königsstuhle — Carmen Sylva! So manches Lied, das sich von Weisheit und Verstand in alle Herzen gienge, entstieg der herrlichen Feber Carmen Sylvas, der deutschen Fürstin im rumänischen Lande, ein Leuchtdes Produkt deutschen Geistes und südlicher Blut, idealen Schwunges und verklärten Realismus! ... Was die Königin gelang und gienge, es drang ins Herz des deutschen Volkes, dem sie entkaunt.

Es ist überflüssig, die Bedeutung Carmen Sylvas, der Königin Elisabeth von Rumänien, als Dichterin zum Gegenstand neuer Besprechung zu machen, lebt doch überall in der Welt in hunderten herrlicher Lieder, in geistvollen Schriften und haben doch berufene Feber den Lebensbild der hohen Frau in allen Sprachen und Arten geschrieben. Uns fehlt die Dichterin auch noch als Feberin der Musik, als welche Königin Elisabeth sich von Jugend an betannte.

Königin Elisabeth ist am 29. Dezember 1843 als Tochter des Fürsten Hermann von Wied zu Neuwed geboren, ihre Mutter Maria war eine Prinzessin von Nassau und diesen edelsten der deutschen Fürstentümer entpfand Carmen Sylva, die spätere Fürstin, Königin und was wohl ihr schönster Titel ist — Dichterin von Gottes Gnade. Von ihrem Vater ererbte sie den hehren Sinn für alles Schöne, von ihrer Mutter das unvergleichlich hoheitsvolle, edle Herz, welches sie als Mutter ihres Landes immerdar bekundete.

Nicht weniger als zwanzig Werke sind es, die wir seit einem Jahrzehnt ihrer nimmertraudenden Feber verbanden, darunter Bücher, wie „Lebens Erdenweg“, „Mein Rhein“, „Les pensées d'une Reine“, „Aus zwei Welten“, die immerdar zu den edelsten Gaben deutscher Poesie gerechnet werden müssen. Es durchdringt sie alle der warme Hauch des deutschen Gemütes, der Wohlklang deutschen Empfindens und der zauberliche Klang der Musik in Worten ...

Schon in frühesten Jugend regte sich Prinzessin Elisabeths poetischer Sinn und musikalisches Empfinden. Aus ihrer Minderzeit stammt das schöne Lebensblatt, das sie ihrer fürstlichen Mutter gewidmet, als sie in Köln dem großen Musikfeste bewohnte. Sie schrieb damals: „Das Musikfest in Köln! O wie himmlisch das war, Du kannst Dir nicht die leiseste Vorstellung davon machen! Von 750 Mitwirkenden die 9. Symphonie von Beethoven zu hören, wo am Schluß der Chor: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium, wir betreten freudetrunkene, himmlische, dein Heiligtum!“ — Worte können es nicht schildern, ich kann es Dir nicht beschreiben. Menschentum, es war göttlich!!! Wenn ich daran denke, fühle ich mich verschwinden im unendlichen All, denn es strömen Melodien und Harmonien auf mich ein, die selbst den Gefühlslosten erheben machen und die Seele erheben zu — zu Gott!“

In diesen begeisterten Worten schwärmte schon damals Prinzessin Elisabeth für die Musik und alles schien darauf hinzudeuten, daß diese ihre Lieblingsneigung sein und bleiben werde. Aber ihr Sinn war zu tief, ihr Herz zu edel, als daß sie eine Neigung gewährt hätte, für welche sie sich zugewandt bezaubert fühlte. „Mit welcher Gabe, mit welchem Feuer begann ich zu spielen! Ich verfolgte die Musik wie eine angebetete Geliebte und hat sie, mich zur Wahrheit zu führen. Sie aber ging immer zu rasch, oder schwebte mir in die Höhe, derweilen ich mich lohnte spielte. Die Wiederklänge in meiner Seele schwach und klein, anstatt zu branen und zu schmelzen. Da ließ ich in den Wald in meiner Not und er tröstete mich“

So schrieb sie in ihrem Vaterhause. Doch als sie später behufs weiterer Auszubildung in die Welt ging und in St. Petersburg eine Zeitlang lebte, da wurde die alte Liebe zur Musik durch Anton Rubinstein gesteigert, den die Königin noch heute über alles verehrt. Wenn die Prinzessin ihn erwartete, bemächtigte sich ihrer stets eine große Aufregung, die ihr fast den Atem raubte. Sie sah mit solcher Ehrfurcht zu ihrem Lehrer empor, daß sie „im Bewußtsein ihres eigenen kleinen Talentes allen Mut verlor“. Lieber Rubinstein! Sie sagt: „Es war, als ob das Klavier unter dieser Gewalt schwebte, dann wieder, als wäre es Sphärenmusik oder ein dultiges Mädchen. Eine Zartheit und Poesie hat er in seinem Spiel, die Wahrheit entzückend sind. Das ist eben das Genie, daß die ungeheure Kraft und Geläufigkeit ganz als Leidenschaft erscheint oder so großartig ist, daß man niedergebuckelt dastehet, wie bei einem Naturereignis und doch immerwährend vor Bäume jäheln möchte. Etwas Heiliges habe ich allerdings noch nie gehört. Sein Spiel hat einen zauberischen Hauch, der mir vorumt wie der blaue Duft aus den Trauben oder der Tau auf den Blumen. Sie erscheinen uns nun doppelt schön.“

Aus diesen begeisterten Worten spricht der glänzende musikalische Sinn der Königin und doch, sie blieb ihr fern, um als Freundin der Tonkunst sich ihrer Schwelger, der Poesie, zu weihen.

Die Königin ist von hoher schlanker Figur, hat schöne tiefblaue Augen und trägt kurgelochte Haare von glänzend schwarzer Farbe.

In dem neuen Heimatlande, dem sie eine Landesmutter zu werden suchte, fand Carmen Sylva tausendfach Gelegenheit, ihre Liebe zur Musik zu bekunden. Die interessantesten Gestalten der Bismarckmutter fanden im Hause der Königin oftmals gastliche Aufnahme. Unter den Königen rumänischer Feber entstanden ihre herrlichsten Dichtungen und Schloß Plesch weiß von wachsendem Lied zu sagen, das dort erklingen im Mondenschein, im dunklen Wald, dessen Dunkel zu den tiefsten Gedanken paßt, welche Carmen Sylva in warm empfundenen Werken fließt. ... In Sibiu, der Sommerresidenz, das das Schloß Plesch liegt, hat die Königin zwischen dichten Hecken und Rosenbüschen eine wundervolle Ranke, das Dichtersitzchen genannt. Ja, die Königin versteht zu dichten, nicht nur in Versen, sondern auch in Tönen und in Bildern. Ihr Schloß ist ein Dichtersitz, wie ihn poetischer die lippigste Phantasie nicht erfinden kann und kaum ein begnadeter Künstler, den sein Weg in jenes gastliche Land führt, was unter deutschem Geiste ein thätkräftiges Volk lebt, verläßt Rumänien, ohne Carmen Sylvas Gast gewesen zu sein. Für Künstler und Dichter ist das rumänische Königsstättchen ein gastliches Haus, wie kaum ein zweites.

Das rumänische Nationaltheater verbannt der Königin sein Ansehen und hat unter ihrer Leitung Komitet, Machbeth, Die Räuber, dann Uniere Frauen, Krieg im Frieden und vieles andere aus Rumänische überleitet und mit Erfolg gegeben werden.

Die hohe Frau, deren nimmermüder Geist in dem Werk einer Königin nicht vollends Genüge findet, verläßt heute wie ehedem mit ihrer nimmer rastenden Feder. Jedes Jahr bringt ein neues Buch als schönster Gruß an ihre alte, deutsche Heimat und immerdar freut es uns, in denselben einen erhebelichen Fortschritt zu finden. Wir schließen, indem wir der Königin die schönsten Verse aus ihrem Gedichte „Die Landesmutter“ zurufen:

„Laß Deine Güte, wie warme Quellen,
Steis neu Dir strömen aus Herzensgrund,
Und innerlichlich, in tausend Wellen,
Dein Volk erquiden mit Hand und Mund!“

Motiz Band.

Erinnerungen an Franz Schubert.

Aus dem Nachlasse seines Freundes Josef Kreierherr von Spain.

Mitgeteilt von La Mara.

II.

Im Jahre 1812 komponierte Schubert zwölf Menuette und Trios, die von großer Schönheit waren. Sie gienge ihm selbst sehr. Er vertrat sie mir, indem er zum erstenmal etwas aus der Hand gab. Ich zeigte sie Musikverständigen, und alle fanden sie außerordentlich. Es lebte damals in Wien Dr. Anton Schmidt, ein Freund Mozarts und trefflicher Violinist, der mit Mozart selbst gewöhnlich seine Quartetten spielte. Dieser erkannte über die frühen und originellen Menuette und sagte ganz begeistert: „Wenn es wahr ist, daß diese Menuette ein halbes Kind geschrieben, so wird aus diesem Kinde ein Meister werden, wie es noch wenige gegeben.“

Schubert ließ dann diese Menuette von Hand zu Hand, und auf einmal verschwand sie und man wußte nicht, wer sie zuletzt gehabt. Schubert war selbst sehr leid darum; allein er war zu verbroffen, sie wieder aufzulegen, verhielt es immer, und endlich entfielen sie ihm. Nichts ist ihm in seinem Leben noch öfter widerfahren. Er war viel zu gut, um eine verlangte Mitteilung zu verweigern.

Um diese Zeit war man doch aufmerksam auf dieses Talent geworden. Der alte Hoforganist Ruzizka erhielt den Auftrag, Schubert Stunden im Generalbass zu geben. Schon nach der zweiten Stunde sagte mir der würdige alte Mann in Schuberts Gegenwart: „Dem kann ich nichts lehren, der hat's vom lieben Gott gelernt.“

Nun waren die Schranken gefallen. Der Vater erkannte das große Talent seines Sohnes und ließ ihn gewähren und nun begann die Reihe seiner Lieder und übrigen Schöpfungen.

Als er mir eines Tages ein paar kleine Lieder von Klopstock vorlas und ich darüber sehr erheitert war, schaute er mir treuerherzig in die Augen und sagte: „Glauben Sie denn wirklich, daß etwas aus mir werden wird?“ und als ich ihn versicherte, er sei schon jetzt recht viel und werde noch viel mehr werden, erwiderte er ganz kleinlaut: „Zuweilen glaube ich wohl selbst im stillen, es könnte etwas aus mir werden — allein wer vermag nach Beetoven noch etwas zu machen!“

In den Ferien erbot ich mich, ihn öfter in die Oper zu führen, da er noch nie Opernmusik gehört hat. Um diese Operndesuche öfter wiederholen zu können, mußten wir bei meinen geringen Mitteln unser Hauptquartier im fünften Stock aufschlagen. Die erste Oper, welche er hörte, war „Die Schweizerfamilie“ von Weigl. Er war entzückt, und die Wälder* und Vogt** rissen ihn zur Bewunderung hin. Später hörte er „Medea“ von Cherubini, „Johann von Paris“, „Achillesbräut“ zc. Ganz begeistert über das Genosse verließ er immer glühend das Theater; über alles aber ergriff ihn „Pygmalion“ von Gluck. Er war ganz außer sich über die Wirkung dieser großartigen Musik und behauptete, schöneres gebe es gewiß nicht als die Art der Pygmalion im dritten Akte mit einfallendem Frauenchor. Er sagte, die Stimme der Wälder durchdringe sein Herz, und er möchte Vogt kennen, um ihn für seinen Dreißig zu Füßen zu fallen.

Um diese Zeit, als wir einmal die Oper verließen, begegneten wir Theodor Körner, der mich sehr befreundet war. Ich führte ihn den jungen Tanzeier auf, von dem er schon durch mich gehört hatte. Körner empfing ihn auf das freundschaftlichste und forderte „zu auf, der Kunst treu zu bleiben, die ihn gewiss beglücken werde. Auf Schubert machte diese Begegnung großen Eindruck.“

Als ich einmal mit Wahrhofer*** und Schubert die „Pygmalion“ besuchte, die zur Schande der Wiener wie immer bei letztem Hause gegeben wurde, begaben wir uns ganz begeistert zum Blumenstadel im Ballgasse, um dort zu soupern, und als wir auch dort unserem Entzücken freien Lauf ließen, fiel es einem dort befindlichen Universitäts-Professor ein, uns dar-

* Anna Wälder-Hauptmann, große dramatische Sängerin, später an der Berliner Hofoper.

** Michael Vogt, geb. 1768 zu Steyr, geb. 1840, berühmter Bariton der Wiener Hofoper und nachmals Schuberts intimer Freund.

*** Der Dichter vieler Schubert'scher Lieder und später Opernregie, geb. 1787 zu Steyr, führte sich in einem Anfall von Schwermut im Februar 1836 zum Fenster herab und brach das Genie.

über zu höhnen. Er rief laut, die Milder habe gekniet wie ein Kuhn, sie könne gar nicht singen, da sie weder Klänge noch Triller zu machen verstehe, und es sei eine wahre Schande, sie als Ariadonna zu engagieren, und Drexler habe Fische wie ein Gesant. Schubert und Mayrhofer saßen während auf, wobei Schubert sein gefülltes Glas umstürzte, und es kam zum lauten Wortwechsel, der bei der Hartnäckigkeit des Gegners in Thätlichkeiten ausartet wäre, wenn uns nicht einige beschwichtigende Stimmen, die sich für unsere Ansicht erklärten, bemißigt hätten. Schubert war dabei glühend vor Zorn, dem er doch sonst der seiner milden Gemüthsart ganz fremd war.

Die Studien wurden nun diese Zeit aufgegeben, wozu Schuberts Vater seine Einwilligung gab. Der Vater verlangte, daß sich Schubert nun in seiner Schmie als supplirender Lehrer benutze. Er that es auch durch längere Zeit, allein mit Widerstreben, es fehlte ihm die Geduld hierzu. In dieser Zeit machte ich ihn mit meinen nächsten Freunden bekannt. Zuerst und vor allen mit dem Dichter Johann Mayrhofer, meinem Landsmann und ältesten Freunde. Derselbe besaß ein ausgezeichnetes Gehör und große Liebe für die Musik.

Als Mayrhofer einige Lieder von Schubert gehört hatte, machte er mir Vorwürfe darüber, daß ich ihm Schuberts Talent viel zu gemüthig angerühmt habe. Mayrhofer sang und piff den ganzen Tag Schubert'sche Melodien, und Dichter und Tonkünstler waren bald die besten Freunde. Später bezog Schubert auch die bescheidene Wohnung Mayrhofers und lebte ein paar Jahre mit ihm auf einem Zimmer, unter der Obzorge der trefflichen Witwe Samsonei, welche die beiden etwas unpraktischen Herrn in Ordnung zu erhalten suchte.

Mayrhofer's Gedichte begeisterten Schubert zu herrlichen Liedern, die wohl zu seinen schönsten Werken gehören. Mayrhofer versicherte oft, seine Gedichte seien ihm erst lieb und klar, wenn sie Schubert in Musik gesetzt hätte.

Der Kapellmeister Salleri auf Schubert aufmerksam geworden, lud ihn zu sich, um bei ihm Unterricht zu nehmen. Schubert sprach sich oft dankbar über Salleri aus, und der Unterricht war gewiss ein nützlicher, allein als Salleri ihm oft ernstliche Vorstellungen darüber machte, daß er sich mit Gedichten in der barbarischen deutschen Sprache befaße, und von ihm verlangte, er solle gar nichts mehr in deutscher Sprache komponieren, dagegen nichtslagen italienische Gedichte in Musik setzen, da verlor Schubert die Geduld, und er verlor sie mit doppeltem Eifer die Achtung, die sein Meister verbannte, die aber für ihn gewiß die richtige war.

Mayrhofer und ich schwelgen jeden Abend in der Mitteilung dessen, was Schubert den Tag über gemacht hatte. Er war ungemein fleißig, und die Melodien strömten nur aus ihm.

Ich machte ihn um diese Zeit noch mit anderen empfänglichen Freunden bekannt, so mit dem noch lebenden Hofrat Wittkegel, der damals mit mir bei dem Professor Batteroth wohnte, in dessen gastlichem Hause nun oft die herrlichsten Melodien tönten, und in welchem sich der Kreis begeisterter Zuhörer immer mehr vergrößerte; ferner mit Franz von Schöber, später Legationsrat in Weimar, ein glücklicher Dichter und höchst empfänglich für die Kunst, mit welchem Schubert später innige Freundschaft schloß, die nicht ohne Einfluß auf ihn blieb; mit dem noch lebenden Sektionsrath von Gaby, einem trefflichen Klavierspieler, der sich ganz für Schubert begeisterte und dem noch jetzt alle Misse schlägen, wenn er Schubert'sche Melodien erklingen hört; mit dem jetzigen Hofrat Grob, einem thätigen Musiker, mit dem genialen Maler Moriz von Schwind, mit dem jetzigen Professor Kuppelwieser &c. &c. Alle diese waren begeisterte Anhänger Schuberts, und durch ihn wurden wir alle zusammen Brüder und Freunde.

Es war eine schöne, unergreifliche Zeit. Gaby spielte immer die vierhändigen Stücke mit Schubert, der nur mit Gaby spielen wollte. Schwind lieferte treffliche Zeichnungen zur schönen Wallade „Der Lieder“, die viel zu wenig bekannt geworden. Der Klaviervirtuose Leibesdorf, später Kapellmeister in Florenz, spielte zuerst den Lieder und war ganz begeistert über die innige schöne Komposition.

Schubert, der seine Lieder immer selbst singen mußte, äußerte nun oft großes Verlangen, einen Sänger für seine Lieder zu finden, und sein alter Wunsch, den Hofopernsänger Vogl kennen zu lernen, wurde immer lebhafter. In unserem kleinen Kreise wurde nun beschloffen, Vogl müsse für die Schubert'schen Lieder gewonnen werden. Die Aufgabe war eine schwierige, da Vogl sehr schwer zugänglich war.

Schöber, dessen verlorbene Schwester an den Sängler Siboni verheiratet war, hatte noch einige Verbindungen mit dem Theater, die ihm die Annäherung an Vogl erleichterten. Er erzählte ihm mit glühender Begeisterung von den Kompositionen Schuberts und forderte ihn auf, eine Probe damit zu machen. Vogl erwiderte, er habe die Musik satt bis über die Ohren, er sei mit Musik angefüllt worden und strebe vielmehr sie loszubringen, statt neue kennen zu lernen. Er habe hundertmal von jungen Genies gehört und sich immer getäuscht geimden, und so sei es auch gewiß mit Schubert der Fall. Man solle ihn in Ruhe lassen, er wolle nichts weiter darüber hören. Diese Ablehnung hat uns alle schmerzlich berührt, nur Schubert nicht, der sagte, er habe die Antwort gerade so erwartet und er finde sie ganz natürlich.

Vogl wurde inzwischen wiederholt von Schöber und auch von anderen erregungen, und endlich versprach er an einem Abend zu Schöber zu kommen, um zu sehen, was daran ist, wie er sagte. Er trat um die bestimmte Stunde ganz gravitätisch bei Schöber ein, und als ihm der kleine menschliche Schubert einen etwas lustigen Krach machte und über die Ehre der Bekanntschaft in der Verlegenheit einige unzulänglichende Worte stammelte, räumte Vogl etwas geringschätzend die Nase, und der Anfang der Bekanntschaft erschien uns unheilvoll. Vogl sagte endlich: „Nun was haben Sie denn da? begleiten Sie mich,“ und dabei nahm er das nächstliegende Blatt, enthaltend das Gedicht von Mayrhofer's „Augenlied“, ein hübsches, melodisches, aber nicht bedeutendes Lied. Vogl sumimte mehr als er sang und sagte dann etwas kalt „nicht übel“. Als ihm hierauf andere Lieder, auf die ich mich nicht erlühne, ich glaube „Edel's Klage“ und „Ganywed“ waren darunter, begleitet wurden, die er alle nur mit halber Stimme sang, wurde er immer fremdbildiger; doch schied er ohne Ansage, wieder zu kommen. Bei dem Weggang klopfte er Schubert auf die Schulter und sagte zu ihm: „Es steht etwas in Ihnen, aber Sie sind zu wenig komödiant, zu wenig Charlatan, Sie verschwenden Ihre schönen Gedanken, ohne sie breit zu schlagen.“

Gegen andere äußerte sich Vogl bedeutend günstiger über Schubert, als gegen ihn und seine nächsten Freunde. Als ihm das Lied „Die Diokuren“ zu Gesicht kam, erklärte er, es sei ein Prachtlied, und es sei geradezu unbegreiflich, wie solche Tiefe und Reife aus dem jungen, kleinen Manne hervorkommen könne.

Der Eindruck, welchen nun nach und nach die Lieder Schuberts auf Vogl machten, wurde endlich ein völlig überwältigender, und er näherte sich nun oft und unaufgefordert unserem Kreise, lud Schubert zu sich, studierte mit ihm Lieder ein, und als er den ungeheuren Eindruck wahrnahm, den sein Vortrag auf uns, auf Schubert selbst und auf alle Kreise der Zuhörer machte, so begeisterte er sich selbst so sehr für diese Lieder, daß er nur der eifrigen Anhänger Schuberts wurde und daß er, statt wie er es vortratte, die Musik auszugeben, nun dafür anlebte.

Die Genüsse, die sich uns nun jetzt badeuten, nachdem Vogl mit den Liedern völlig vertraut geworden, können nicht beschrieben werden. Schubert begleitete Vogl wiederholt nach Steyr, nach Linz, nach St. Florian, nach Gmunden, nach Gallein, und überall erklangen diese herrlichen Lieder, und überall machten sie denselben erquickenden Eindruck. Der gegenwärtigen Generation sind solche Genüsse nicht zu teil geworden.

In dieser Zeit entstanden der „Wanderer“, „An Anselmus Grab“, „Memento“, &c. Die Gruppe aus dem Tartarus &c. &c. Lieder, die Vogl hinreichend vortrug.

Der arme Schubert ruhte schon jahrelang im Grabe, als Vogl, obwohl ein Greis und mit wenigen Resten seiner schönen Stimme, noch ganze Kreise zur Bewunderung hinriß, bis er zehn Jahre nach Schubert, an demselben Tage wie dieser (19. November) zur Ruhe ging, nachdem ihn noch kurz zuvor Schuberts Freunde, zum Dank für eine lange Reihe so herrlicher Genüsse, mit einem kostbaren und schönen Ehrenbecker mit Schuberts Porträt erlöhnt hatten.

An einem Nachmittage ging ich mit Mayrhofer zu Schubert, der damals bei seinem Vater auf dem Himmelfortgrunde wohnte. Wir fanden Schubert ganz glühend den „Erlkönig“ aus dem Buche laut lesend. Er ging mehrmals mit dem Buche auf und ab, plötzlich setzte er sich, und in der kürzesten Zeit, so schnell man nur schreiben kann, hand die herrliche Wallade auf dem Papier. Wir ließen damit, da Schubert kein Klavier besaß, in das Konvikt, und

dort wurde der „Erlkönig“ noch denselben Abend gesungen und mit Begeisterung aufgenommen. Der alte Hoforganist Maczka spielte ihn dann selbst ohne Gesang in allen Teilen aufmerksam und mit Teilnahme durch und war tief bewegt über die Komposition. Als einige eine mehrmals wiederkehrende Dissonanz ausstellen wollten, erklärte Maczka, sie auf dem Klavier anklingend, wie sie hier notwendig dem Text entspreche, wie sie vielmehr schön sei und wie glücklich sie sich löse.

Es verdröhte sich nach und nach der Auf Schuberts. Matthäus von Collin, mein Verwandter, Erzieher des Herzogs von Reichstadt, der Schubert bei mir hörte, forderte mich auf, ihn mit Vogl in sein Haus zu bringen, wohin er Kunstreunde laden wollte, damit sie auch Schubert kennen lernen. Bei dieser Gelegenheit waren der Patriarch Byker, Graf Moriz Dietrichstein, Hofrat Miel, Hofrat Hammer, Karoline Wichter und noch viele andere zugegen, und alle waren durch die vorgebrachten Lieder ganz begeistert. Hofrat Miel, selbst ein ausgezeichneter Musiker, erklärte wiederholt, ähnliches sei ihm noch nicht vorgekommen. Eines der Darsteller, An die Thüren will ich schließen“, erklärte er für ein Meisterstück, das beweiße, wie sehr Schubert nicht nur reich an Melodie, sondern auch ein gründlicher Musiker sei

(Fortsetzung folgt.)



Charles Gounod bei der Arbeit.

In der Pariser „Komischen Oper“ hat man neuerdings Gounods „Mireille“ wieder in den Spielplan aufgenommen; das Stück hat diesmal einen guten Ausgang statt des früheren tragischen Schlußes erhalten, will aber auch so nicht recht ziehen, obwohl man anerkennt, daß die Partitur verschiedene meisterliche Nummern enthält. Inzwischen ist der trotz seines hohen Alters (Charles Gounod ist am 17. Juni 1817 geboren) noch immer raktos thätige Meister aber bereits mit einer neuen Komposition vor das Publikum getreten; er hat nämlich die Musik zu einem Melodram „Jeanne d'Arc“ geschrieben, das Jules Barbier unter Benützung eines früheren Werkes verfaßt hat. Das Melodram ist (wie wir schon kurz mitgeteilt hatten) im Theater der Porte Saint-Martin mit glanzvoller Ausstattung und mit Sarah Bernhardt in der Titelfigur zur Aufführung gelangt, und da in neuerer Zeit die Verherrlichung des „Mädchens von Orleans“ bei den Franzosen gewissermaßen Mode geworden ist, so hat die genannte Bühne dadurch ein Zugstück gewonnen, das wohl auf längere Zeit die Besucher anlocken wird.

Was nun die Musik betrifft, so verrät dieselbe zwar überall den feinsinnigen, erfahrenen Tonkünstler, hat jedoch den Musikverstand Gounods keine neue Blüte hinzugefügt, so daß wir von einer eingehenden Besprechung derselben an dieser Stelle wohl Abstand nehmen dürfen. Hingegen wird es unseren Lesern zweifellos von Interesse sein, Gounod einmal, da der Arbeit zu sehen, weshalb wir nachher den Mittelung eines Verleger'schen Mann geben, der den Maestro während der Vorbereitungen des Stückes in seiner Wohnung aufsuchte.

Derselbe erhielt zuerst von Fran Gounod den Befehl, daß ihr Gatte nicht zu sprechen sei, da er sich in einer wichtigen Beratung mit dem Direktor Duquesnel und dem Erzherr-Präsidenten der Porte Saint-Martin befände. In demselben Augenblick aber erschien Gounod, sehr glücklich, mit einem glücklichen Lächeln auf seinen Zügen und tief dem Besucher zu: „Kommen Sie geschwind! Duquesnel hat mir eine Modellskizze des neuen Tableaus der „Jeanne d'Arc“ gebracht, die ein wahres Wunderwerk ist!“ Der Komponist hatte nicht zuviel gesagt, denn das in zierlicher Papparbeit hergestellte Modell gab mit den ausgeschnittenen Couffissen u. s. w. ein vollständig plastisches Bild des Inneren der Kathedrale von Rheims, in das durch die gemalten Fenster farbiges Licht fiel.

„Das ist prachtvoll, meine Freunde“, sagte Gounod, ganz hingestrichen und beglückwünschend Duquesnel in begeisterten Ausdrücken. Hieran wandte er sich zu dem Berichterstatter, indem er meinte: „Sie mögen über mich sprechen? Nun wohl, daß haben Sie jetzt eine prächtige Veranstaltung, doch besinnen wir uns nicht mehr mit „Mireille“, sondern lieber mit „Jeanne d'Arc“. Hören Sie also! Herr Du-

queſteln will mir das vierte Tableau vorleſen, damit wir die Stellen beſtimmen können, von denen meine Muſik eintreten ſoll."

Dies vierte Tableau umfaßt die Krönung in der Kathedrale zu Rheims. Noch dem Aufgehen des Vorhangs ertönt ein Chor, der dem Triumphmarche vorübergeht; es iſt ein im Kirchenſtil gehaltenes „Veni creator". Gonoub ſahlg einen Accord auf dem Klavier an, das einen Teil ſeines Schreibtiſches bildet, und ſtimme mit ſeiner ſicheren, hellen Stimme den religiöſen Geſang an. Er wendete dabei den zurückgeworfenen Kopf hin und her, ſeine Augen waren auf das Geſchloß der Decke ſeines Arbeitszimmers gerichtet und er machte den Eindruck eines mittelalterlichen Mönchs. „Ja, mein Freund," ſagte er, „die Nummer iſt im Kirchenſtil geſchrieben, nur mit Grundaccorden, ohne jegliche Klutlehrung. Von vierzig Frauenſtimmen, welche die Stelle der Stimmen der Chorknaben vertreten, einfach vorgetragen, muß das von gewaltiger Wirkung ſein inmitten der prachtvollen Dekorſtion, welche Sie hier ſehen." Herr Duquesnel, der auf einem Seſſel neben ihm ſaß, begann ſeine Vorleſung. „Nach dem Marche," erläuterte Gonoub, „ſchreitet der Erzbischof zur Krönung des Königs. Während er Karl VII. die Krönung anlegt, tritt Johanna vor und ſpricht fünf Strophen in einem „a parte", wobei die Muſik des Orcheſters dem Vortrage Caroly Bernhardt's folgen und ihn begleiten muß. Geben Sie mir das Manuſcript, damit ich dieſe Stelle vorleſe." Und er begann: „Recht endlich gibt's ein Frankreich, iſt mein Ziel erreicht!" Nach der erſten Strophe, in welcher Johanna nur an den Triumph denkt, hört man die gewichtige Stimme des Erzbischofs, welcher das „Gloria in excelsis" anſtimmt, und „Gloria in excelsis" antworten die Anweſenden, unter denen man auf der einen Seite die Biſchöfe und Bräutern, auf der andern die Prinzen und Pärs des Königsreichs ihre Plätze hoben. Bei der zweiten Strophe wird Johanna plötzlich von Angst ergriffen: ſie verummt nicht mehr die himmliſchen Stimmen und ſieht in einer Viſion den ſchrecklichen Golgatha vor ſich, auf dem ſie ihre wunderbare Landbahn beſchließen ſollte. Nach dieſen Strophen ſchweigt die Muſik: Johanna ſchreitet zu dem Hochaltar, wo ſie den Erzbischof der Krönungskrone auf das Haupt Karls VII. ſetzt, und wendet ſich vor dem Monarchen nieder. Mit harter Stimme ruft der Kirchenfürſt: „Vivat Rex la aeternum!" und das Volk wiederholt dreimal dieſen Ruf, um dann eine Symme anzuknüpfen, die Gonoub ſoeben vollendet hatte. Während Duquesnel vorlas, hörte der Tonbichter wie verkört zu. „Ja, ich weiß ſchon ganz genau, wie ich die Muſik hierbei zu halten habe, — ſie darf in dieſem Falle nur die Dixerin der Situation ſein. (Siehe, ich bin eine Wad des Herrn, wie es im engliſchen Grunge heißt. Caroly Bernhardt muß dieſe Strophen in einer von Muſik erfüllten Atmoſphäre herſagen: das muß leicht wie ein Gegeſchiet ſein. Das Orcheſter muß ſich ſchein machen, die Melodie ſoll nicht vor Johanna, ſondern hinter ihr ſein." — Wir ſagen noch hinzu, daß bei den bisherigen Aufführungen dieſe Krönungsscene ſtets von mächtiger Wirkung geweſen iſt.

Caroly Bernhardt ſtellt, den Abſichten des Dichters entſprechend, die Johanna durchaus als eine myſtiſche, maſſelose Heilige dar, die von einer Neigung zu Ronel, welche Schiller ſeine Helbin einſenden läßt, und ähnlichen irbiſchen Regungen nichts weiß, was der Geſchichte vielleicht näher kommt, aber auch durchaus undramatiſch iſt.

Troßdem ſie die berühmte Tragödin in dieſer Rolle große Triumphe. Unſer Berichtſtatter hat ſie ebenfalls vor der erſten Aufführung angeſehen, um ſie zu fragen, ob ſie ſich ſchon beſtimmte Ideen über ihre Erſcheinung als Johanna und das Königtum gebildet hätte. „Gewiß," ſagte ſie, „ich weiß aus Dokumenten, daß Johanna mager und hochgewachſen war und nichts von einer Wäuerin an ſich hatte: ſie war dieß viel weniger in ihrem Körperbau, als die von Goethe robnst gedachte Margarete, welche Wry Schaffer dann mager gemacht hat. Ich habe es auf eine archaiſtiſche Wiederherſtellung abgeſehen: meine Johanna ſoll eine Heilige, wie aus einem alten Kirchenfenſter, ſein, — ſie iſt erſtens, eine Scherin, und handelt unter dem Antriebe eines wiſſenſchaftlich nicht zu erklärenden Willens. Zu der Verklärung ihres Myſtiſmus ſteht eine Suggestion, eine ſeltſame Verunreinigung, ein Fall von Hypnotismus — es iſt das meine unmaßgebliche Anſicht, die ich Ihnen mitteile — und das kann und muß auf der Bühne eine gewiſſe Wirkung machen, wenn es naturgetreu wiedergegeben wird, zumal in einer Epoche, in welcher die Wiſſenſchaft ihren Fuß in das Reich des Wunderbaren zu ſetzen wagt."

Was wohl unſer großer Schiller zu einer ſolchen Auffaſſung geſagt haben würde? Von ihm weiß aber Caroly Bernhardt ebenſowenig etwas, wie das franzöſiſche Publikum im allgemeinen, das höchſtlich ſagen würde, wollte man ihn anſeinen: dieſer deutliche Poet ſei es gewiſſen, der dem von Voltaire mit Schmuß bemorſenen „Mädchen von Orleans" erſt zu ihrem Rechte verholten und es in einer Weiſe verherlicht habe, die zweifellos über alle ſpäteren Verſuche den Sieg davortragen wird.

Julius Brandt.

Sin Muſikſchriftſteller

von beachtenswerthem Range iſt Joſeph Sittard, deſſen jüngſt erſchienene „Studien und Charakteriſtiken" (drei Bände, Verlag von Leopold Voß, Hamburg und Leipzig) viel Tüchtiges und Anſprechendes enthalten. Sie bringen Beurteilungen von Tonwerken der großen Form und von muſikhiſtoriſchen Werken, Briefe aus Bayreuth, einen kulturgeſchichtlichen Aufſatz über „Särende Leute in Deutſchland, über Jongleurs und Mentrels", über alte und neue Opern, ſowie Sittard zu muſikaliſchen Gelegenheiten. Fast alles, was da geboten wird, hat ſeinen Wert. J. Sittard gehört nicht zu jenen Muſikziſten, die über das ſtillſtich im Konzertſaale oder im Opernhauſe Gehörte ein raſch und oberflächlich hingeworfenes Urteil verſaſſen und ſich dabei mit einigen banalen Nebenſarten begnügen. Er iſt ein gründlicher Kenner der Muſik, welcher den Tonwerken und deren Schöpfen ins Herz blickt, der den Bau einer Symphonie ſachkundig analyſiert und aus ſeiner reichen Erfahrung heraus ſichere, klare und mitunter ſcharfe Urteile ſtellt. Sein Geſchmack iſt ein ſenſibler nicht nur der Muſik, ſondern auch muſikhiſtoriſchen Anſaſſungen gegenüber. Des ſicht man bei Beurteilung eines neuen Buches von Gd. Hanslick. Sittard bemerkt, man brauche noch lange kein blinder Anhänger Wagners zu ſein, um die Größe und Kraft eines hervorragenden ſchönen Geſtes in deſſen Werken anzuerkennen. Wenden dieſelben der Kritik auch manche Angriffsſtellen dar, ſo ſind doch Wiſe und Späße nicht die nötigen Waffen, mit welchen der Angriff auf eine ſo bedeutende küſtleriſche Erſcheinung geführt werden dürfte. Wenn Hanslick von R. Wagners „Gulbigenmarſch" bemerkt, „er trete wie ein geſalbter Hohenprieſter ein, der ſich nach fünf Minuten als Regimentskommandant demaſtirt," wenn der Wiener Kritiker von dem Vorſpiel zu Pariſſal ſagt, es ſie ungefähr dieſelbe Wirkung „wie eine grümbliche Beſprengung mit Weihwaſſer vor dem Hochamt" — ſo findet Sittard darin Einſälle, die in eine erſte Kritik von ſachlichem Tone nicht gehören.

Der Hamburger Kritiker ſelbſt findet die anſprechbaren Stellen in R. Wagners Schriften und Opernlegten heraus und verurteilt ſie ohne Rückhalt. Er weicht es zurück, wenn R. Wagner die Entartung des Menſchengeschlechtes auf den Fleiſchgenuß zurückführt, er, der in ſeinem Wahnſinn ſich nicht bloß von Datteln und von friſchem Quaktrunk ernährt haben ſoll.

Sittard wundert ſich darüber, wenn Rich. Wagner die „Wiederbetörung der hiſtoriſchen Menſchheit" von einer „vernunftgemäß angeleiteten" Völkernwanderung nach Südamerika abhängig mache, nun dort in einem anſprechenden Situa die Lehren über Pflanzentzucht ſolgerichtig durchzuführen. Tierſchutz- und Wäſtigkeitsvereine ſollen außerdem berufen ſein, das „goldene Morgenrot der Regeneration der hiſtoriſchen Menſchheit" herbeizuführen. Solchen Anſichten tritt Sittard mit derbeſten Entſchiedenheit entgegen, wie der Meinung Rich. Wagners, daß ſittliche Unverdorbenheit und geiſtige Unentwideltheit gleichbedeutende Begriffe ſeien.

Die Schändlichkeiten in den Opern Wagners weiß J. Sittard gleichwohl mit Wärme anerkennen, wie er auch deren Schwächen herausſucht, ohne den Ton erſter Ermüdung zu verfaſſen. Die Bayreuther Päpſte heben dem Hamburger Kritiker nicht zu ſinn und er pladiert dafür, daß in Bayreuth nicht bloß Werte Rich. Wagners, ſondern auch andere großer Tonkünſte (z. B. Gluck, Mozart, Beethoven, Carl Maria v. Weber) aufgeführt werden, wie es ja R. Wagner ſelbſt angeſtrebt hat. Der Wagnervereine müßte ſonſt an ſeiner Einſeitigkeit zu Grunde gehen.

J. Sittard zeichnet muſikhiſtoriſche Charakteriſtiken aus der Gegenwart mit großer Klarheit, Prägnanz und Sicherheit. So würdigt er den Dirigenten und Pianisten Hans v. Bülow ebenſo ſachrichtig wie Robert Schumann, welchen er in jeder Beziehung, auch als Charakter, dem Mendelsſohn-Bartholby überordnet. Neben einer Reihe neuer und älterer Opern beurteilt J. Sittard Symphonien von Rubinstein, Johannes Brahms, Prinz Reuß, Peter Tſchajewſky, Anton Bruckner und das Konzertepos von Arnold Krug-Sigurd.

Um unſeren Leſern einen Vorſchlag davon zu geben, wie J. Sittard ſchreibt, werden wir den drei Bänden ſeiner „Studien und Charakteriſtiken" demnächst zwei kurze Beſchläge entnehmen, eine Beurteilung der Symphonien von Joh. Brahms und das Charakteriſtiſche über die Beziehungen der Fürſtin Wittgenſtein zu Franz Liſzt.

Sin Verbeſſerer der „Smilia Gaſotti".

In Augsburg war ich vor vielen Jahren — ſo erzählt ein bekannter Schauſpieler — der Reize und Wiſſenſchaft einer Aufführung von Leſſings Weſterbama „Smilia Gaſotti," bei der ſich folgendes ereignete: Man erinnert ſich des erſten Aufſchlusses. Camillo Rotta, einer von den Räten des Prinzen, erſcheint mit einem zu untergeordneten Todesurteil vor ſeinem Herrn, der es ſchon eilig hat, fortzukommen. „Ein Todesurteil wäre zu unterſchreiben" kündigt er an und der Prinz erwidert: „Nicht gern, — nur her geſchwind!" — Camillo Rotta ſingt und wiederholt: „Ein Todesurteil — ſagt ich, — und der Fürſt erwidert: „Ich höre ja wohl. Es könnte ſchon geſchehen ſein. Ich bin eilig." — Der menſchlich ſühlende Rat gibt zuletzt vor, das Schriftstück vergeſſen zu haben und in einem Monolog wiederholt er ſich die kalten Worte des Prinzen: „Nicht gern?" — Ein Todesurteil recht gern? — Ich hätte es ſich in dieſem Augenblick nicht mögen unterſchreiben laſſen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. Nicht gern, recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieß gräßliche: „Nicht gern!"

Der Darſteller des Prinzen, ein geborner Müſchner, erſt ſeit kurzen bei der Bühne, aber ohne Ambition, hatte auch die Rolle des Prinzen nicht gehörig inne, er ſtachte ſchon im erſten Akt und half ſich da und dort, ſo gut er konnte, aus eigenem, z. B. in der oben erwähnten Scene. Da ſiel ihm das Wort „Nicht gern", das hier von großer Wichtigkeit iſt, weil es der andere aufnimmt, durchaus nicht ein, aber er ſagte ſich raſch und ſchob dafür eine eigene, noch dazu im Dialekt geſprochene heimliche Redensart ein. Und nun geſtaltete ſich die Scene ſolgendermaßen:

Camillo Rotta: Ein Todesurteil wäre zu unterſchreiben.

Der Prinz: Das werd'n wir gleich hab'n. Nur her geſchwind!

Camillo Rotta: Ein Todesurteil, ſagt' ich.

Der Prinz: Ich hör' ja wohl. Es könnte ſchon geſchehen ſein. Ich bin eilig.

Camillo Rotta: Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen u. ſ. w.

Der Prinz: ... Ich muß fort. Morgen, Rotta, ein mehreres. (Geht ab.)

Camillo Rotta: (Den Kopf ſchüttelnd, indem er die Papiere zu ſich nimmt und abgeht.) Das werd'n wir gleich hab'n? — Ein Todesurteil, das werd'n wir gleich hab'n? Ich hält' es ſich in dieſem Augenblick nicht unterſchreiben laſſen und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. Das werd'n wir gleich hab'n! — Es geht mir durch die Seele, dieß gräßliche: das werd'n wir gleich hab'n! —

Der arme Camillo Rotta war um ſein Leſſingſches „Nicht gern" gekommen, er mühte — mochte er wollen oder nicht, die Reſart des wackeren Müſchners annehmen und ſeine kurze Rolle damit zu Ende führen. Zu bemerken wäre noch, daß die Variante von niemandem im Publikum bemerkt wurde, nur hinter den Coulissen bemerkte das gräßliche „das werd'n wir gleich hab'n" helles Vergnügen.

Paul von Schönthan.

Konzerte.

s. Stuttgart. Die einzige Novität, welche im fünften Abonnementskonzerte geboten wurde, waren drei Lieder vom Hofkapellmeister Kien gel. Der Komponist wählte Texte von Goethe und Heibel und verband dieselben eine Betonung zu geben, welche nicht bloß eine frische Erfindungsgabe und neugierige Gestaltungskraft, sondern auch einen feinen, musikalischen Geschmack bezeugt. Dies zeigt sich besonders in dem Liede Heibels „Du mit den schwarzen Augen“; der Text könnte bei einem weniger erlebten Komponisten zum leidenschaftlichen Vorfahren in stürmischen Accorden anregen. Der Komponist brüht jedoch die Liebessehnsucht in weichen, träumerischen Tönen aus und umrankt die Melodie mit lieblichen Arabesken, welche in denselben gebäpften Tonstärke verharren und gerade dadurch die beste Wirkung erzielen. Herr Fromaba hat diese Lieder Kien gels trotz seiner Andipassion ausgezeichnet vorgetragen.

— Einen wahren Hochgenuss verschaffte uns das sechste Abonnementskonzert durch Vorführung von Kompositionen Eduard Griegs, welche von diesem selbst geleitet wurden. In allen seinen Tondichtungen schließt sich poetisches und musikalisches Empfinden zu einem wohlklingenden Ganzen zusammen; der Tonjas festet in seinen feinen kourapuntistischen Wendungen ebenso wie die oft berückende Klangwirkung. Gleich in der Herbstouvertüre finden die kräftig angestrichenen Klänge angenehm an, wie auch die düstere Grundstimmung dieses Stückes das Mitgefühl des Zuhörers trotz des Umstandes erhebt, daß der organische Zusammenhang desselben durch zu viele Nebenpunkte gelockert erscheint; der Komponist hat uns immer wieder etwas zu sagen, obwohl das Ende seiner tonlichen Mitteilungen mehrmals vorbereitet erscheint. Einem flachen Komponisten würde man das „Herbststück“ in diesem Tonwerke kaum vergehen, von dem genialen norwegischen Tonpoeten jedoch läßt man sich gebuldig gefallen, wenn er seine Ouvertüre in die Länge zieht. Die zwei eleganten Melodien für das Streichorchester, welche nicht ganz ohne Anklänge an die düstere norwegischen Volksweisen bleiben, sind ein reizendes Träumen in Tönen. Grieg zeigt da, wie sicher er die Klangwirkung der Streichinstrumente zu bemessen versteht. Gewandt in der Wade und reizvoll in der Wirkung ist auch die Orchester suite zu „Peer Gynt“. Rhythmisches und melodisches, geradezu bezeichnend ist besonders der dritte Satz: „Antiras Lang“. Da hebt sich aus den Tönen einer heiteren Tanzweise eine einfache melancholische Melodie heraus, welche vom Cello gebracht wird. Dieser musikalische Gegensatz wirkt ungemein günstig. Der vierte Satz hat einen Stich ins Burleske, allein er will eine „wilde Hejagad der Robolde auf Peer Gynt“ schildern, so daß das Kommenale wie sie von Grieg beiebt wurde, gerechtfertigt erscheint. Originell und musikalisch ansprechend ist das Konzert „Vor der Klosterpforte“ für Solostimmen, Frauenchor und Orchester. Bedeutend jedoch ist das Klavierkonzert Griegs in A moll mit Orchesterbegleitung; den Klavierpart spielte Frau Johanna Klinkerfuß in einer Auffassung, welche dem Kompositionswerte des Stückes kongenial genannt werden muß. Man konnte sich den Vortrag des A moll-Konzertes kaum schwingen und geistvoller, die Accente desselben nicht künstlerischer denken; auch hat die treffliche Pianistin Frau S. Klinkerfuß die bedeutenden technischen Schwierigkeiten des Stückes mit großer Sicherheit und Leichtigkeit bewältigt. Fräulein Emma Hiller, vom Hofkapellmeister Kien gel feinsinnig auf dem Klavier begleitet, hat mehrere Lieder von Grieg verständnisvoll gesungen und durch ihre Vortragskunst als klargestellt, daß Grieg auch als Lieberkomponist nichts Gewöhnliches und Schablonenhaftes schaffte.

— Stuttgart. Das III. populäre Konzert des Stuttgarter Liedertranzes hat den großen Erwartungen des äußerst zahlreich erschienenen Publikums in jeder Beziehung voll und ganz entsprochen. Es wurden in demselben unter Prof. Förstlers Leitung einige interessante Novitäten gebracht: von W. Sturm den äußerst charakteristischen Chor „Tod von Hazelbeau“, von Wrambach die stimmungsvolle „Sommernacht“ mit der von Göppart arrangierten Streichquartettbegleitung mit obligater Soloviolone, und eine größere Nummer von Rich. Wiesner (Musikdirektor und Organist in St. Gallen), die „Kreuzfahrt“ für Männerchor und großes Orchester, denen außer vorzüglichem Gelingen nachzurufen ist. Die Kreuzfahrt von Wiesner ist ein äußerst schönes und dankbares Werk. Es ist dem Komponisten

gelingen, für die in dem Dahnischen Gedichte enthaltenen Stimmungsbilder und vor allem für den volkstümlichen Charakter desselben den richtigen musikalischen Ausdruck zu finden. Für die Gesamtwirkung des schwedischen Mitters im fernen Nordeuland, die schon die Einleitung (ein sehr schöner Orchesterchor) ankündigen soll und die dann später der Chor in ergreifender und paderender Weise zum Ausdruck zu bringen hat, wußte der Komponist den richtigen Ton ganz meisterhaft zu treffen. Großen Eindruck machte der freilich ausgeführte Schladefang und der breit angelegte Schluß, den ein dankbares Tenorsolo in treffender Weise einleitet. Besonders hervorzuheben ist noch die durchweg meisterhafte Verbindung des Chors und die glänzende Instrumentation, so daß dem Werk eine weitere Verbreitung verbieten kann gesichert ist. Die Ausführung des Werkes war eine vortreffliche und von großer Wirkung und zeugte von großer Hingabe sowohl des Dirigenten, als auch der Sängers des Liedertranzes an ihre Aufgaben.

j. Berlin. Das sechste philharmonische Konzert unter Direktion des Herrn Dr. Hans von Bülow mit den Solisten Frau Pauline Mesler und Herrn Emil Sauret brachte zwei Novitäten. Zuerst den „Gefang der Saypho“ aus Grillparzers Trauerspiel „Saypho“ op. 8 von W. A. B. von B. v. B., ein Schüler des Herrn Bargiel, Lehrer an der hiesigen königlichen Hochschule, zeigte in diesem Werke eine nicht genügende Verwendung der Gelangstimmung (Alt — Frau Pauline Mesler). Das Werk an und für sich ist zu breit angelegt, im Wagnerischen Stile geschrieben und wird zum Schluß etwas monoton. Gedacht hat es einzelne, vorzügliche, geistreiche Momente, ist sehr gut instrumentiert und zeugt von einer hervorragenden Beanlagung des Komponisten. Bei reiferer Ausbildung (Herr B. v. B. ist erst 24 Jahre alt) dürfen wir uns noch viel von dem Künstler versprechen. Frau Mesler konnte mit ihrer schönen Altstimme nicht recht zur Geltung kommen. Ferner wurde das Violinkonzert Nr. II op. 206 von Raff zum erstenmal gespielt. Das Werk ist wohl etwas matter und leichter, als man sonst von Raff zu hören gewohnt ist; besonders zeigt das Thema des zweiten Satzes (Adagio) eine nicht genug ansprechende Melodie. Herr Sauret überwand alle technischen Schwierigkeiten, an denen das Werk reich ist, mit Plebeier, eleganter Leichtigkeit und bewies wiederum, daß er zu den bedeutendsten Geigern der Gegenwart zu zählen ist.

— Prag. Angelo Neumann, der hiesige Theaterdirektor, veranstaltet hier gegenwärtig einen vollständigen Wagner-Kyklus. Nach diesem sollen zwei Opernovitäten in Szene gehen: die Oper „Die Tempelherrn“ von Rittol, von dem in Paris lebenden Vater des bekannten Musikverlegers Theodor Rittol. Die andere ist „Unverhofft“ betitelt und ist von dem auch in Paris lebenden österreichischen Komponisten Richard Rindl. Eine weitere Novität „Der Pfarrer von Meudon“, komische Oper von Felix von Woyrich, wurde hier vor einiger Zeit aufgeführt, machte jedoch gelindes Plakto und wurde nur einmal gegeben. Der langweilige Text erdrückte die gar nicht hübsche Musik.

G. — Petersburg. Als die bedeutendste Neuheit der heutigen Winteraison sind unstreitig die von Anton Rubinstein ins Leben gerufenen Volkskonzerte zu nennen. Schon seit Jahren wies die gesamte Presse auf diese Rude im musikalischen Leben von Petersburg hin. Konzerte gab es freilich immer genug, aber zu Preisen, welche nur Bemittelte zu zahlen im stande waren. Der Grund, weshalb den liebel nicht abgeholfen werden konnte, lag darin, daß es in Petersburg kein selbständiges Konzert-Orchester gab. Um Laufe von mehr als 25 Jahren mußte selbst die russische musikalische Gesellschaft für ihre 10 Abonnementskonzerte sich immer des Hofoperorchesters bedienen. Erst in diesem Jahre hat die Gesellschaft — und zwar hauptsächlich von Rubinstein veranlaßt — den Schritt, den sie schon längst hätte thun sollen — sie hat ein eigenes Orchester gebildet. Gleich darauf begannen auch die Volkskonzerte, welche nun jeden Sonntagvormittag im geräumigen Einkaufsgebäude stattfinden und stets von einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft besucht werden. Das erste dieser Konzerte leitete Rubinstein, die übrigen

werden von jungen Dirigenten, vorzugsweise von Laureaten russischer Konservatorien, geleitet.

m. — Dublin. Den hiesigen Musikfreunden wurde durch die Aufführung einer außerordentlich bedeutenden Konzertenovität ein großer Genuß bereitet. Es wurde nämlich das von ihrem Landsmann Martin N. d. d. komponierte Mysterium „Maria Magdalen a“ mit geradezu bedeutendem Erfolge hier zum erstenmal aufgeführt. Nöder ist Professor an dem hiesigen königlichen Konservatorium und das Datorium beweist sein glänzendes Geschick im Tonjas. Nach dem Konzerte wurde Prof. Nöder zum Vizekönig benannt, welcher ihm sagte: „Ireland schone sich glücklich schätzen, einen solch bedeutenden Komponisten zu besitzen.“



Theater.

— e. Hamburg. Palatines große Oper „Vaterland!“ (Adaption nach B. Sordou von C. Gallet, deutsch von Otto Meißel) ist kürzlich im hiesigen Stadttheater mit außerordentlichem Erfolge in Szene gegangen. Das Terzbuch bietet dem Komponisten einige wirkliche, große Ensemblestücke, welche derselbe nebst manchen anderen auch treffend und padernd in Musik gesetzt hat. Dagegen wirkt die, den Kern der Handlung bildende Liebes- und Verratsgeschichte wenig sympathisch, und es fehlt zum Teil an der klaren Motivierung der feinsten Vorgänge, so daß wir einen nachhaltigen Erfolg dieser Oper in Deutschland bezweifeln. Palatines beherzigt den Apparat der französischen großen Oper vollkommen und wird bei einem geschickt angelegten Libretto voranschreiten noch Bedeutendes leisten. Außerordentlich hübsch ist namentlich die Musik zu der ganz unvermittelt eingelegten großen Balletscene „Apotheose Spaniens“, deren Ausstattung und Ausführung in Hamburg mit großem Pomp erfolgt.



Kunst und Künstler.

— Der Kammervirtuose Herr Karl Krüger hielt vor kurzem sein 40jähriges Jubiläum als Mitglied der kgl. Stuttgarter Hofkapelle. Er gab als Hofsolist in Paris mit großem Beifall Konzerte und wurde als tüchtiger Virtuose vielfach ausgezeichnet. So erhielt er von König Karl von Württemberg die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft am Bande des Friedrichsordens. Am Tage des Festes hielt Herr Generalintendant Dr. von Werther eine längere Ansprache an den Jubilar und übergab ihm im Auftrage des Königs eine wertvolle Brillantmedaille, während ihn Hofkapellmeister Dr. Kien gel im Namen der Hofkapelle beglückwünschte und ihm einen Lorbeerfranz überreichte. Der Vater des Jubilars hat der Stuttgarter Hofkapelle als erster Hofsolist durch 61 Jahre angehört und der Bruder desselben, Gottlieb, wirkt bereits 48 Jahre in derselben Kapelle als Hofsolist. Der älteste der Brüder, Wilhelm, hat den Neuen Singverein in Stuttgart gegründet. Bekanntlich hat diesen tüchtigen Pianisten der Tod bereits vor einigen Jahren dahingerafft.

— In Köln wurden in einem Gürzenich-Konzert als Novität zwei „Stimmungsbilder“ für Chor und Orchester von Ernst Heiser, betitelt: „Im Mitternacht“, „Wollen am Meer“, zur Aufführung gebracht. Der Kritik der „Köln. Zig.“ zufolge interessieren sie „durch die Lebhaftigkeit und den Wechsel der im Text enthaltenen, von der Musik geschmeidig aufgenommenen Naturschilderungen, sowie durch den klavollosen Chorlag in hohem Grade.“ Ferner wird bemerkt: „Heiser besitzt eine angenehme und natürliche Erfindung, sowie eine ansehnliche Kenntnis der Kompositionstechnik, Sinn für hübsche und reiche Klangfarben. Er darf entschieden zur schöpferischen Laufbahn ermutigt werden.“

— Fräulein Elisabeth Bsch, hofopernförmliche Sopranistin, welche sich außerordentlicher Erfolge als Pianistin zu erfreuen hat, wurde mit dem berühmten Bariton, Kammerfänger B. Dufk in Berlin, zu einer Tournee von 16 Konzerten über Wien durch Oesterreich-Lingarn engagiert.

— Valentin Becker, der als Lieddichter weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannte Komponist, dessen Männerchor „Das Kirchlein“ in aller Welt geliebt wird, sowie die deutsche Junge Klingt, ist im 75. Lebensjahre an einem Herzschlag plötzlich in Würzburg verstorben. Wie reich und vielseitig seine musikalische Thätigkeit gewesen, geht daraus hervor, daß er außer etwa 300 Gesängen für Männerchor, 64 für gemischten Chor, zahlreiche Lieder für eine Singstimme, vier Opern und Singspiele, eine Symphonie, ein Quintett, mehrere Ouvertüren u. a. geschrieben hat.

— Von Professor Dr. Karl Meincke wird demnächst ein neues großes pädagogisches Werk „Musikalischer Kindergarten“ in 9 Bänden für Klavier (zwei- und vierhändig) im Verlage von Int. Meier, Himmelfriedrich in Leipzig erscheinen.

— Man teilt uns aus Ebersfeld folgendes mit: Der an den Jubiläumstage dieses Jahres in Ebersfeld stattfindende Wettbewerb der deutschen Männerchöre verpflichtet in gleich großartiger Weise vor sich zu gehen, wie der ihm Jahre 1880 vom Kölner Lieberfranz veranstaltete. Die ganze Bürgerlichkeit nimmt den lebhaftesten Anteil an dem guten Gelingen des nationalen Unternehmens. So haben hervorragende Bürger ihr Haus zur Unterbringung der Gäste zur Verfügung gestellt, die Stadterordneten-Vermählung aber bewilligte zur Stiftung von Preisen 1500 M. Weitere Ehrenpreise hofft der festgebende Verein von unserer für Kunst und Wissenschaft hochbegleiteten städt. Wilhelm, von anderen deutschen Städten, sowie vom preuß. Kultusministerium zu erhalten. Die hiesigen zahlreichen Vereine überbieten sich geradezu in der Stiftung wertvoller Preise. Dem Festanschick gehören die bedeutendsten Vertreter der Industrie und eine Reihe hervorragender Männer der Wissenschaft an. (Anmeldungen sind bis 15. Februar an den Schriftwart, Herrn Wenzel in Ebersfeld, zu richten.)

Neue Musikstücke.

Mit zehn Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung von H. G. Sporda. Mainz, Z. Schott's Sohle. — Gleich das erste Lied, komponiert zu Worten von Maximilian Kaiser von Mexiko, beweist, daß H. G. Sporda ein Lieddichter von Geschmack und Begabung ist, der sich auf den Tonfall versteht. Und alle weiteren Lieder besitzen bringen neue Beweise dafür; es spiegeln sich in denselben mannigfache Stimmungen, nur jene der fassungslosen Melancholie fehlt zum Glück darunter. Die Lieder Sporda's sind innig, frisch, erheben sich da und dort zu leidenschaftlichem Ausdruck und gewinnen an Wirkung durch die fein harmonisierte, charakteristische Begleitung. Besonders reizvoll sind „Der Nachtigallen Liebeslied“ und „Moore-Freiligraths“, „Wenn durch die Blagetta“. Es gibt Sängerinnen, welche sich danach sehnen, neue gute wirksame Lieder in ihr Vortragsrepertoire aufzunehmen. Sie mögen getrost nach H. G. Sporda's „zehn Lieder“ greifen; dort werden sie das Gelernte finden.

Beethoven. Ausgewählte Klavierwerke. Herausgabe von Dr. Hugo Riemann. Band I. Verlag Felix Siegel, Leipzig. — Klavierpietist, welcher einer einseitigen Anleitung zum Vortrage der kleineren Klavierwerke von Beethoven bedürfen, sollten sich mit dieser Riemannschen sorgfältig mit allen Vortragszeichen und mit dem Fingerfab versehenen Ausgabe vertraut machen. Sie enthält zwei Rondos, sieben Bagatellen (op. 33), ein Andante, Tänze, ein Andante und sechs Variationen in G dur.

Von Frau Wini von Kalmowicz, geb. Gräfin Altemus, liegen uns drei Kompositionen vor, welche im Verlage von Carl F. C. Heller in Graz erschienen sind. Das Lied „Du hast mich längst gefragt“ schlägt den schlichten Ton einer Volksweise an und wird, gut vorgetragen, recht gefallen. Dasselbe gilt von einer Romanze mit französischem Texte. Der „Ruch, Hoch Eichenmaier“ behandelt ein frisches, anmutiges Motiv und empfiehlt sich besonders für Militärfestspiele, von denen es auch mit viel Erfolg geliebt wird. Der Marsch ist einem österreichischen Infanterieregiment gewidmet.

Viedererzählung. Fünf vierhändige Klavierstücke, komponiert von Gustav Lazarus. op. 12. Berlin, Eduard Mende. Für den Unterricht auf der zweiten oder dritten Stufe vorzüglich geeignet. Es verleben darin kleine abgewandten, trivialen Motive. Die Vierecke: Weigen, Werbung und Schlucht sind besonders musikalisch durchempfunden und melodisch.

Es ist ein trefflicher Einfall, der Jugend Festspiele mit Musik darzubieten, wie es Herrn Kipper und G. Ferdinand Wolgast zu geschehen haben. Der erstere hat in acht Wintern „Des Prinzen Einrich von Breußen Reise um die Welt“ — als Schauspiel mit frischem mannlichem Gesang in zwei verschiedenen Ausgaben erscheinen lassen, von denen eine für Volksschulen, die andere für höhere Lehr- und Kadettenanstalten berechnet ist. In den gemischten Chören werden in Volksschulen für die Sopran- und Altstimme leicht die Gesangskräfte gefunden werden, ob auch in Kadettenhäusern? Ein Singpiel für Mädchen, wie das erste im Verlage von L. Schwann in Düsseldorf erschienen, nennt sich „Mähenbrödel“. Emil Voos hat den Text, Kantor Ferd. Wipmann die Musik zu diesem Singpiel geliefert. Die letztere ist frisch und zweckmäßig geartet, der Gesangspart leicht ausführbar und die Klavierbegleitung insofern lang berechnet, als sie oft den Töngang der Melodie wiederholt. Beide Festspiele können empfohlen werden.

— 1) Krüftstänzwaller op. 30 Nr. 1. 2) Valse caprice für das Pianoforte komponiert von Th. G. Verne op. 30 Nr. 2. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Beide Tanzweisen sind gefällige, in musikalischen Antiken sich bewegende, leicht spielbare Stücke.

Literatur.

Friedrich Chopin als Mensch und als Musiker von Friedrich Nieths. Aus dem Englischen von Dr. W. Langhans. 1.—5. Lieferung. Leipzig, Verlag von F. G. C. Vondart. Daß die Engländer mit uns Deutschen stammesverwandt sind, beweist dieses Werk, welches mit echt deutscher Gründlichkeit verfaßt ist. Obwohl uns nur die ersten Lieferungen vorliegen, kann man jetzt schon behaupten, daß das Buch von F. Nieths das beste bisher erschienene Lebensbild Chopin's bietet. Wir werden auf dasselbe nach dem vollständigen Erscheinen des auf 12—15 Lieferungen berechneten Werkes zurückkommen.

Die altbewährte Weber'sche „Illustrirte Zeitung“, welche in Leipzig und in Berlin erscheint, hat in 1889 ihren 93. Band erreicht. Dieses reich mit Abbildungen versehene Blatt nimmt sich wie eine illustrierte Chronik des verfloffenen Jahres an. Die Zeitung besitzenden hielt nicht bloß für die aktuellen Tagesvorfälle die Augen offen, sondern sorgte auch für Darstellungen von Kunstwerken aus aller Zeit. So bringt die Leipziger Illustr. Ztg. nicht bloß eine wiedererfundene Madonna von Leonardo da Vinci (Mädchen im Vinoschiff), sondern auch ein liebliches Marienbild von Correggio aus der Galerie von Parma. Der Altertumsforscher begegnet unter den Abbildungen mit Teilnahme merkwürdigen altägyptischen Weibchen mit signatlichem Schmuck, — der Kunstfreund bedeutenden Darstellungen von Watern und Widhauern, darunter zwei genial erfindenden Bildern von Gabriel Max und einem Genrebild von Reichow. Bildnisse geistig bedeutender Männer fesseln ebenso das Auge, wie monumentale Gebäude, wie Szenen aus dem Volksleben u. s. w. Wie aufmerksam die Zeitung des Volkes die Tagesvorfälle verfolgt, beweist ein schändliches Bild der Comtesse Enrolta W., welche bekanntlich als Mann verkleidet eine junge Dame aus München heiratete. Die Holzschnitte sind meist ausgezeichnete Arbeiten.

Uns deutsche Heim. Grüße aus der neuen Heimat von Elise Polso. Wiesbaden. Verlag von Rud. Dehnbolt & Co. Der Titel dieses Buches verspricht eigentlich dessen Inhalt. Die Verfasserin ist bekanntlich ihrer Märcen wegen vortrefflich bekannt und man könnte deshalb vermuten, daß auch das neue Buch derselben Märcen enthalten werde. Allerdings wird ausweilen der Märcen angeschlossen, wie in dem Aufsatze: „Es war einmal“, welcher sich auf die königliche Dichterin Carmen Sylva bezieht und reizvolle Pointen enthält, allein die meisten „Novellen und Skizzen“ stellen sich auf den Boden der Wirklichkeit und hübschen Sängern, Virtuosen, Gesangslehrern, Dichtern in einem warmherzigen, typischen Pointen bergenden Stil. Elise Polso schreibt etwas breit, allein wenn sie von dem Gesangslehrer S. Banoffa, von Chopin, von A. Riemann u. a. handelt, so hört man ihr nicht ungern zu. Reizend erzählt sie ein kleines Pariser Abenteuer, dessen Heldin sie selber ist. Sie will dem kranken Chopin einen Zeitungsartikel bringen, versteht aber in ihrer mädchenhaften Schüchternheit die Thür und hängt die Blumen an die Klingel der Wohnung des

Gesangslehrers Banoffa. Der ersten Abteilung „Novellen und Skizzen“ folgt ein Abschnitt, betitelt „Unsere Hausfreund“. Darin empfiehlt die Verfasserin eine Anzahl guter Bücher für eine Hausbibliothek und geeignete Stücke für die Ethen-Orgel und für das Harmonium, für Klavier und Gesang. Eine Sammlung von Hauspredigten, „deutschen Dichtern und Denkern“ entnommen, wird am Schluß des neit ausgestatteten Buches den Lesern geboten.

Miscellen.

Dr. Th. U. Eine preussische Negerkapelle. In dieser Zeit, wo der dunkle Erdteil mit im Vordergrund des Interesses steht, ist es wohl nicht unzeitgemäß daran zu erinnern, daß sogar in den Reihen der preussischen Armee einmal eine Negerkapelle bestanden hat. Unter dem Großen Kurfürsten wurden in der damaligen westafrikanischen Kolonie, besonders im Fort Friedrichsburg, Neger von Westafrika aufgenommen, wie historisch festgestellt ist, um als Musiker für eine „Möhren-Kapelle“ ausgebildet zu werden. Unter König Friedrich Wilhelm I. belag die Artillerie eine solche Negerkapelle, deren Mitglieder sich, wie berichtet wird, ganz besonders gut als „Dierpfeifer“ bewährten. Die Kapelle bestand aus zwanzig Schwarzen. Unter Friedrich dem Großen wurden aus den Möhren des „Königs-Regiments“ sechs Mann ausgewählt, um nach Abschaffung der bis dahin bei der Artillerie stehenden „Dierpfeifer“ dieser Waffe als Kapelle zugelegt zu werden.

Dr. Th. U. Fünfzig Dollar wurden von einem Virtuosen in San Francisco als Preis für diejenige Dame ausgesetzt, welche von der größten Anzahl von Herren begleitet in den Konzertsaal kommen würde. Anfanglich kamen einige schickere Damen in Begleitung von 10—12 Herren, aber zuletzt kam eine Dame, welche an ihrem Schlepptau 70 Herren in den Saal buglierte. Dieser wurde auch der ausgesetzte Siegespreis zuerkannt.

Ein Ausspruch des Dr. F. v. Willow. Kürzlich brachte der Deutsche Gesangsverein in Berlin unter Mitwirkung des philharmonischen Orchesters und unter Leitung des Dr. F. v. Willow die „Nunnen von Athen“ und „die IX. Symphonie“ von Beethoven zur Aufführung. Als am Schluß des Konzertes Herr v. W. ungewöhnlich gerufen wurde, sprach er zuletzt zum Publikum, das sich nicht auf das Podium gedrängt hatte, folgende Worte: „Wien ist die Stadt, in welcher der König der Töne, dessen Geburtstag wir heute feiern, begraben worden ist; Berlin ist die Stadt, in welcher er wieder aufersteht.“ (Zweifellos eine zu große Schmeichelei für die Berliner.) J.—

Seileres.

Schlagfertig geantwortet. Einem alten, tüchtigen Kapellmeister wurde vom Theaterintendanten ein junger Violonist als Solopist aufgetragen. Der alte Musiker hatte seine liebe Not mit dem anmaßenden, unthätigen Jüngling. Als letzterer nun einmal bei der Probe bei einem Solo falsch einsetzte, suchte er sich durch Anrogan aus der Affäre zu ziehen. Er stand von seinem Stuhl auf und rief dem Kapellmeister zu: „Wenn ich das Solo gut spielen soll, so muß ich dabei stehen!“ „Ja, bitte Sie“, rief trocken der alte Herr, „setzen Sie sich und lassen Sie lieber Ihr Solo stehen.“ — ?

F. R. Auber (+ 12. Mai 1871) war von 1842 bis zu seinem Tode Direktor des Pariser Konservatoriums. Bei einer der letzten Prüfungen schloß er den greise Herr während des überaus langweiligen Vortrages einer Schülerin ein, die natürlich durchfiel. Das empörte den Vater, einen biedereren Pariser Schlächtermeister, ganz gewaltig und er beschloß, den pflichtvergessenen Direktor deswegen zur Rede zu stellen. „Mein Herr“, sagte er zu Auber, „Sie haben sich in über das Spiel meiner Tochter gar kein Urteil bilden können, denn Sie schienen unterdessen, wie ich ganz genau gesehen habe!“ — „Ja, mein Vater“, entgegnete der Komponist, „in musikalischen Angelegenheiten ist das Schlafen auch ein Urteil.“

— Auch et was. „Sie, wer ist denn das dort, der mit den langen Haaren?“ — „D, das ist ein sehr bekannter Wagner-Enthusiast.“ — sch.

XI. Jahrgang Nr. 5.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Gröninger, Stuttgart-Leipzig (vorm. J. J. Tonger in Köln).

Vierteiljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. R. Schoboden's illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfgespaltene Nonpareille-Zelle 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Exp. Mark 4. — (regl. Gebühren für Postersendungen).

Kleinere Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. diesen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Sud- und Ostitalien-Handlungen 80 Pfg. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Der Pensionsgott.

Humoreske von Oskar Lustig.

(Schluß.)

Als Dr. Mosheim am andern Tage erwachte, schien die Sonne hell ins Zimmer. Sein Wecker hatte sich wohl mit schauernder Stimme gemeldet, aber er ließ den Wecker ausweichen und kehrte in das lodende Halbdunkel des Morgenstimmers zurück, welches ihn immer wieder jenen seligen Moment in der Hausthür der kleinen Cottage zurückzuberste. Möglicherweise rief er sich aus der Umarmung des geliebten Mädchens los und sprang aus dem Bett. Wenn alles ein Traum, ein Spiel seiner erlittenen Phantasie, wenn es eines dankbaren Herzens bereicherter Dank für den sorgenden Freund gewesen sein sollte, in der Stunde vor dauernder Trennung: heute war ihr Geburtstag und niemand konnte ihm wehren, wenn er unter den frühesten Gratulanten mit einem schönen Strauß sich einkaufte. Bald stand er in seinem Brunkleide vor dem einzigen auf der Höhe stehenden Blumenladen der Residenz und trat gerade noch zur rechten Zeit ein, um die rosa Schleifen eines blumigen Kunstwerks durch die andere Thür verschwinden zu sehen, das Herrn Hellriegel in die braunen harrende Droschke nachgetragen wurde. Mosheim wurde blaß. Der Streber war ihm auch hier zuvorgekommen. Bereits vor acht Tagen hatte er das Werk in dem Blumengeschäft in Auftrag gegeben, genau die Wahl der Blumen und Schleifen bestimmt — es sollte das Tüpfelchen auf dem I seiner Werbung werden. Einen Augenblick stand Mosheim zögernd, ob er sich mit einer einfachen Karte aus der Affaire



A. Kleffner

ziehen, ob er dem glücklichen Bewerber nachhinkend vor der ganzen Pension die komische Figur spielen sollte. Da aber schwebte ihm wieder der Abschied beim Mondsein vor, er fühlte den süßen Druck ihrer Lippen nach und entschloffen entschied er sich — da Bouquets nicht in der Eile zu binden waren — für ein eben erblühendes Mandelbäumchen. — In Ermangelung einer Droschke, welche in der Residenz am Sonntag nur nach vorhergehender Bestellung aufzuführen pflegen, setzte er sich in Trab, den Kopf des schlanken Baumes in rosa Seidenpapier hielt er umspannt, während seine Krone den grauen Füllhut weit überragte. Als er etwas außer Atem bebend in das Erdgeschloß des Heiligtums eintrat, tönte ihm ein Choral von Mädchenstimmen aus einem Zimmer entgegen, jetzt Unterbrechung, nun Klavierpiel, jetzt wieder eine Pause: es war ohne Zweifel eine Probe. Auf seine Frage, ob er Fräulein Gertrud Meier sprechen könne, entgegnete ihm der Bedient, daß bei Fräulein Meier angeblich ein Besuch sei — Herr Hansfried Hellriegel? Nein — Herr Hellriegel habe mit den jungen Damen einen Geburtstagskranz ein. Das beruhigte ihn, wer aber konnte jener andere Herr sein? Der Herr Kunstos freckte seine Kante an einen Zweig des Mandelbaumes und bat den Bedient, biete dem Fräulein zu. Während dieser hinaustreten, blieb er noch eine Weile im Hausflur, in der stillen Hoffnung hineingerufen zu werden; nach einigen Minuten schlich er traurig hinaus. „Gustav, Gustav — alter Junge!“ rief er über ihn, als er jetzt auf dem äußeren Treppenaufgang stand und eine wohlbekannte Gestalt winkte ihn in das Haus zurück. Bald stand er dem Berliner Freunde und Mandatar in Liebesangelegenheiten, Hugo Richter, in dem Speichzimmer des ersten Stockes gegenüber. „Ich bin

auf dein Telegramm herbeigeeilt," ließ sich dieser nach der ersten Begrüßung vernehmen, indem er die Bepfeide in den Händen entfaltete: „äußerste Gefahr, zu spät kommen — ja, Trübsinn ist in bester Gesundheit und ich meine fast, du hast dir einen Scherz mit mir gemacht?"

Einen Scherz? das sollte ihm begegnen, der von dem Ernst der Situation fast erdrückt worden war. Die leichtfertige Weise, in welcher der Fabrikinspektor auch jetzt noch die Angelegenheiten seiner Nichte behandelte, empörte und verblüffte ihn zugleich. Wenn er auch keinerlei Ansprüche auf Dankbarkeit machte, deren Vorwurf hatte er doch von Seite des Mannes, der ihm seine Nichte anvertraut, wegen seiner vielleicht übertriebenen Sorgfältigkeit nicht verdient und wenn Hugo eine Ehe mit dem Komödianten für ein Glück halte, er könne ihn doch nicht zwingen, mit seinen Augen zu sehen. Es war ein reines Glück, daß der Doktor, während er seine innere Erregung zu bewahren suchte, nicht zu dem Fremden aufblickte, dessen überlegener autistisch ironischer Blick, der sich an seiner Verwirrung noch zu weiden schien, ihn völlig außer Fassung gebracht hätte. In seinem Falle, darüber war er sich klar geworden, wollte er hier seine dem Fremden brüchlich gestützten Gedanken nochmals vom Stapel lassen — in seinem Falle werde er am hellen Tage vor dem kritischen Manne wiederholen, was er in einer Mundbühnensicht mit einem ihm selbst unbegreiflichen Mut dem von ihm höchstverehrten Vriem geäußert hatte. Scham wollte er sich, in tiefer Versinnung, mit einer entschuldigenden Bräse entfernen, als sich die Thür öffnete und Getrud in wahrhaft strahlender Schönheit in einer ihr vom Cisel als Geburtstagsgeschenk mitgebrachten englischen Morgenrobe, vor sich her den Wandelbaum, dessen rosige Blüten ihre blühenden Wangen leuchteten, ins Zimmer trat. Und nun war der Raum gedrohen — von Tanzred, dem Erhabenen war nicht mehr die Rede und selbst wenn der Besucher Cisel, weniger beliebt, ruhig im Zimmer geblieben wäre: in der Selbstsicherheit der Liebeseiteligkeit hätte sie sein vergessen und in Anwesenheit der ganzen Welt hätten sich jetzt ihre Lippen geküßt, wie ihre Herzen sich schon längst einander unendlich geliebt hätten. Daß diese letztere aber unhaltbar gelassen würde, behauptete Einer schon seit mehreren Monaten vorausgesagt zu haben, aber damit man ihn nicht für einen Zauberer und Wahrsager halte, geschah er, Herr Fabrikinspektor Hugo Richter, gern, aber unter dem nicht ernstgemeinten Proteste seiner Nichte ein, daß er das Wachen dieser Meinung in allen Gruppen des den Tagesabenden seines Nachdens mit großer Freude verfolgt und daß seine ständigen Klärungen ihm, der doch besser wisse, wie es mit dem Herzen seiner Nichte stand, einen unbedenklichen Spaß gemacht hätten. — Bei Empfang der gefügigen Rede war er ganz sicher gewesen, daß nun die Bombe zum Plagen käme, er habe sich auf die Bahn gesetzt, um von dem Glücke des jungen Paars auch noch sei in Teil wegzubekommen und er habe etwas mitgebracht, was bereits seit vierzehn Tagen zu Hause in seinem Schreibtisch ablagerte. Hiermit schloß er die um ein würdevolles Paket gekleidete Schür auf und entnahm demselben eine Doppelparte mit Goldschnitt. Auf der einen Seite meldete er, als Cisel und nächster Verwandter, die Verlobung seiner Nichte mit dem Kunstler der städtischen Bibliothek in . . . Dr. Gustav Mosheim an, auf der anderen Seite empfahl sich der Bräutigam selbst. Das Datum hatte der vorsichtige Mann nicht beibringen lassen.

Während sich in glücklicher Beschämung und heiterer Heiterkeit die Herzen ergoffen, ertönte draußen auf dem Fluß ein heller Chorgerausch und in die geöffnete Thür strömte die ganze Pension, voran neben der strahlenden Miß Kämble der noch strahlendere Herr Tanzred, den Taktstoch schwingend. Das Brautpaar wollte vor Scham tief in die Erde sinken, durch erhellte Dankbarkeit suchte sie ihre Verlegenheit hinwegzutäuschen, aber der Kanon ging zu Ende und der leuchtende Dirgent wollte das Blumenherz mit goldenem Pfeil heran, um es als ein unübersteigliches Symbol dem Geburtstagskinde zu überreichen. Während dieses bis zur Stirn erglühend sah an den Cisel selbst, hatte dieser die deneidenswerte Unverfrorenheit, den weiten Blick des Fremden auszuwärmen anzuerkennen und mit der ernstesten Miene der Welt für die entzündende flüchtige und duftende Überraschung namens des jüngsten Brautpaares, seiner treuen Nichte und seines treuen Freundes Dr. Mosheim den Dank auszusprechen.

Es hätte einer photographischen Momentaufnahme

bedurft, um den Ausdruck der Beirührung des vom hohen a. i. u. tiefe o. hinabgefallenen Tenoriten zu fixieren. Im Zeitpunkt einer schnell Sekunde war er schon wieder der alte und mit einer Lebenswürdigkeit, die alle seine früheren Lebenswürdigkeiten weit hinter sich ließ, prekte er den beiden Glücklichen die Hand in überdauernder Freude, welche nur durch den Gehäusen getrübt wurde, daß er nun das seinen vieljährigen treuen modernen Freund und Zeichnamern vom „Häsel Lahengrin" verlieren müsse. Ob ihm Grunde genommen ein Gedanken an Gretchen Meyer, ab die gestern Abend von Miß Kämble empfangene Mitteilung, daß die in diesen Tagen eingetretene musikalische junge Witwe eines Colonel Adfale aus Götting eine Jahresrente von zehntausend Pfund Sterling beziehe, ihn über den Schmerz um den mißglückten Plan so schnell tröstete? Die Zukunft wird es lehren und man soll Gott Amor — nein, Gott Amor hat nichts damit zu thun — Gott Hymen in seinen Dispositionen nicht vorgehen, zumal wo es sich um einen Kollegen handelt — den Pensionsgott Tanzred Hellriegel.



Meine Siebtinge.

Aus dem Tagebuch eines Klavierdiskanten.
Von Robert Hamerling.

(Schluß.)

Bringt Schumann einmal ein wirkliches Walzermotiv, wie es in der zweiten Abteilung des zweiten „Zugendbuchs" (op. 109) geschieht, so schämt er sich endlich, es als solches anzunehmen, behandelt die Walze lapidär, weicht rasch davon ab und verhißt sich, still, daß das Stück nicht zum Tanzmutter entarte. Das eigentliche Walzen und Hopfen ist ihm ein Gräuel. Eher läßt er sich die langweiligen, leimernen Tangenheiten gefallen; er bietet eine hübsche Polonaise, eine angenehme Française, die man auch ohne Heberdärten als solche erkennen würde. Und was die „Dandebühler-Tänze" betrifft, so muß ich sie geradezu in Scham nehmen gegen die allgemein geltende Ansicht, daß sie ganz und gar nichts Tanzartiges an sich haben, und daß die Benennung Tänze nichts sei als eine romantische Laune. Sie sind als Tänze gedacht, aber eben als Schumannische; ein gewisser, wenn auch langwieriger Tanzrhythmus lebt in diesen Stücken, ein magischer, der-gradiger Tanzschritt im Gange romantischer, toller Empfindung, „Wandeln der Liebe ist himmlischer Tanz!"

Ich will nicht unerwähnt lassen, welche eine sympathische Erscheinung Schumann mir auch als Schriftsteller, als Musikkritiker ist. Wenn die zwei Bände seiner „Gesammelten Schriften" in den Händen der Musikfreunde ein werres Vernachlässigt sind, obgleich das meiste von dem, was Schumann beibringt, nun schon veraltet und zum Teile vergessen ist, so liegt der Grund davon in gewissen interessanten Eigenschaften, welche der Schriftsteller Schumann mit dem Musiker Schumann gemein hat. Hier wie dort eine etwas seltsame, aber lebenswürdige Mischung von romantischen Neigungen mit einer gewissen fernsten Denkfähigkeit. Wie die Tonsprache des Meisters, ist auch sein Stil in den „Gesammelten Schriften" meist präzis, knapp, kräftig, geblieben. Das Urteil Schumanns hat nichts von jener Einseitigkeit, welche den schaffenden Talenten, insbesondere den ursprünglich und eigentümlich begabten, fast immer anhaftet. Mit weniger Freude zeichnet und vorzigt er, was seine Mitstreitenden tüchtiges leisten, spricht mit Begeisterung — der Alten nicht zu gedenken — von Chopin, gibt aufstrebenden jungen Talenten ein herzliches Geleitwort mit auf den Weg, benut sich neidlos, mit einer Art von Veißel jagar, vor seinem eigentlichen Rivalen Mendelssohn. Und wenn dem bejubelten Komponisten der „Engenoten" und des „Propeten" gegenüber sich ihm die „Misch der frommen Denart" in einiges „Drachengift" verwandelt, so muß es die unaufrichtige Kritik aufheben, die den Juden und Franzosen trennt von dem fernbestehenden Schumann, dem Edelstein Bach der Romantik.

Kam mir da neulich ein Buch wieder vor Augen: „Musikalische Briefe eines Wohlbedachten" (2. Aufl., Leipzig 1880). Es hat, soviel ich weiß, einen seinerzeit geschätzten Musikkritiker und Kritiker zum Verfasser. Der gestrenge Herr widmet auch

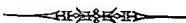
Schumann einen Artikel und macht darin seinem Herzen mit den Worten Luft: „So unbedeutend es ist, daß Schumann ein großes, ein bedeutendes Talent besaß, so wahr bleibt es auch, daß er die Höhe seines Ruhmes, auf der er stand, unbedeutend einnahm, denn er hatte sie nicht aus eigener Kraft errungen, sondern war auf den Hebern und Jünglingen seiner Anhänger dahin gehoben worden. Die verderbliche Wirkung schamloser Katerie zeigte sich bei seinem Künstler auffallender, als bei ihm." — Und etwas weiter unten kommt der damals „Wohlbedachte" noch einmal darauf zurück: „Da haben Sie ein Beispiel von dem nachteiligen Einflusse der Katerie auf die Kunst; zum Glück steht aber daneben auch der Trost, daß dieselbe endlich doch nur in beschränkter Weise und für einige Zeit zu wirken vermag, und daß die Künste nie allgemein durchdringt." — Nur in einzelnen Städten, sagt er hinzu, huldigte man Schumann, und auch dort kommt man bereits davon zurück.

Nun, die „schamlose Katerie" hat diesmal recht behalten und die „Künste" ist allgemein durchgedrungen. Ein Beweis, daß sich geschätzte Kritiker dem doch zuweilen irren. Es gibt kein bedeutendes Talent, das nicht, wenn es Erfolg hat, von der zeitgenössischen Kritik für „überdacht" gehalten würde. Wenn aber der „Heberdärte" die Augen geschlossen hat, dann wird er zum Bögen der Kritik, die ihn bei Bedenken vernünftiger, und dient hernach wieder als Pöbel gegenüber den Jüngern; denn mit den Gebieten der Taten auf die Köpfe der Lebenden loszuschlagen, ist nun einmal kritischer Brauch. Jeder große Künstlername muß erst Amboß und dann Hammer sein.

Ich habe in diesen Aphorismen der persönlichen Schwärmerei für „meine Siebtinge" Ausdruck gegeben. Aber ich möchte nicht einer Einseitigkeit geziehen werden, die man sich selbst für einige Zeit geschlossen kann, die man aber dann noch nicht als allgemeine Regel proklamieren will. Welt entfernt, einen exklusiven Mut dieser Seiten zu predigen, gestalte ich sogar, daß die Ansichtlichkeit, mit welcher Chopin und Schumann gegenwärtig in den Konzerten dominieren, mir bedenklich zu werden anfangt. Man gibt neben diesen etwa noch ein Stück von Beethoven oder einem noch älteren Meister zu hören; aber Mendelssohn ist ein ziemlich seltener Gast, und ganz und gar werden die neueren vernachlässigt. Höchstens wird noch manchmal Liszt mit herangezogen. Ist nichts mehr des Völkchens wert von Beethoven, Chopin und den andern geistreichen unter den „Salonkomponisten"? Ihr Herren Schumann! Entschließen rumpelt über diese die Waie. Nehmt Schumanns Schriften zur Hand und leset aus, welche zeitgenössischen Leistungen der Meister gelobt und empfohlen hat, und gebt uns diese zu hören. Denn warum sollte uns nicht mehr gefallen dürfen, was einem Schumann gefallen hat? Verdient es nicht z. B. der hübsche Jenseit, daß dann und wann eine tüchtige Hand auf einem Klavierbrettchen flügel für ihn Propaganda macht? Und gibt es keinen Volkstmann, keinen Brahms, keinen Raff, keinen Rubinstein zc.?

Es ist angenehm, aber gefährlich, „in die Mode" zu kommen. Die Mode ist eine launische Göttin, und sie verschlingt nach naturnotwendigem Geleze wie Kronos ihre eigenen Kinder.

Ich gehe in der eifrigsten Liebe für die modernen Diokuren des Klaviers noch ein wenig weiter und verbiete allen jungen Leuten unter 18 Jahren, Schumann und Chopin zu spielen. Es ist, wenn nicht eine Ohrens, doch eine Herzfehler, ein feuriges Chopin'sches Stück von einem „Wadisch", wenn auch technisch tadelloß, vorzutragen zu hören. Mädchen sollten überhaupt von Chopin nichts spielen als etwa die „Berceuse". Und was das eigentliche Klavierspiel betrifft, — ach, las die Kindererleiden sich erst vollstänlich am reinen Barne Handens und Maxaris! Sie verlangen es ja auch nicht besser! Kehrt doch zu diesen Quellen der lauten Tuschheit auch der Gerechtigkeit immer wieder gerne zurück, und wenn das naive Tonspiel der Alten ihn auch nicht mehr völlig befriedigt, nicht mehr ausschließlich fesselt, so bleibt es doch für alle Zeiten ein Vorn der Erziehung und einer unvergänglichen Jugend. Die „Alten" wirken immer verjüngend, denn sie vertreten die Jugend. Ich liebe Schumann und Chopin; aber ich würde mich unglücklich fühlen, wenn eine Zeit käme, wo die Melodien der „Zauberflöte" mich nicht mehr entzückten.



Eduard Hanslick

hat den fünften Teil seines Werkes „Die moderne Oper“ unter dem Titel: „Musikalisches und litterarisches“ im Verlage von Dr. Hermann Baetzel (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur) erscheinen lassen. Nicht nur Musikfreunde werden nach diesem Buche gern greifen, sondern alle diejenigen, welche Hanslicks geistvolle und witzige Feder schätzen. Das Buch beurteilt neue und ältere Opern, H. Wagners Udar-Symphonie und dessen Zungenoper „Die Feen“, neue Gesänge und Instrumentalkompositionen von Johannes Brahms, welchen Prof. E. Hanslick als Komponisten mit Recht sehr hoch stellt, Opern von Chr. Gluck, Méhul, und Mozarts Don Juan. Außerdem enthält es einige Essays über den Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt, Uhlig, Fischer und Heine, über Grillparzer als Musiker, über die Beziehungen der Kaiserin Maria Theresia zur Tonkunst, über die Memoiren von Ernst Rezonais; dann schildert der Wiener Kritiker eine Reise nach Scandinavien, sowie seine Begegnungen mit dem Kesthetiker Theodor Vischer.

Wir glauben das Buch Hanslicks nicht besser empfehlen zu können, als wenn wir einige interessante Zitatstellen aus demselben hervorheben.

Fangen wir mit Vischer an. Hanslick besuchte den großen Gelehrten 1857 in Zürich, wo er als Professor der Kesthetik und Litteraturgeschichte an der Polytechnik tätig war. Hanslick besuchte die Vorlesung Vischers und schreibt darüber: „Ich trat in Vischers Hörsaal. Der Blick des Auditoriums bereite mir eine traurige Enttäuschung. Mit bis zehn vernachlässigt aussehende junge Menschen, mehr Handwerker als Studenten ähnlich, reckten sich in den Bänken; etwas selbst als ein bagerer alter Herr, ein Kaufmann Viedensfeld, wie ich vernahm, der seine Vorlesung Vischers besuchte. Das also war die einzige Vertretung der Züricher Intelligenz in einem Kollegium, welches für jeden Gebildeten von höchstem Interesse sein mußte und im Gegenstand des Welches jeder denken konnte.“

Vischer las damals ein Kollegium über Schopenhauer; Hanslick war über die Vortragsweise Vischers entsetzt, der damals den „Dithyrambe“ erklärte. „Ein Vortrag — berichtet Hanslick — war ein Muster durchaus freier und dabei doch formvollendeter, unwiderstehlich fesselnder Rede. Ueber sein kräftiges, im Affekt leicht schimmerndes Organ breitete die durchdringende schwäbische Mundart einen wohlthuend milden Hauch. Vischer erwachte sich zuweilen im Sprechen und an seinem Sprechen; er erhob sich, schritt docierend neben dem Katheder auf und nieder, wie ein ernsthafter Löwe in seinem Käfig. Kein einziges Mal stockte, forgierte oder überhastete er sich in seiner Rede, die offenbar ebenso glücklich durchgedacht, als frei und unmittelbar produziert war. Es findet sich nicht häufig, daß ein durch sein wissenschaftliches Ansehen und seine Vortragsgewandtheit zu den höchsten Ansprüchen berechtigter Lehrer sich diese Mühe gibt, tagtäglich ein quantitativ wie qualitativ höchst ungenügendes Auditorium so fürstlich zu bewahren.“

Hanslick hat auch den Gelehrten in dessen Wohnung besucht und fand ihn ganz aufgeregt von einem Wortwechsel mit seiner Frau oder Hauswirthin, welche eben irgendwo an der Ordnung auf seinem Schreibtische oder an seiner Büchse geknirscht hatte. Zu seinem debattischen Eifer über die Unordnung, welche die Frau machte, wartet er selbst alles auf seinen Schreibtischen und Büchertischen untereinander. Er kämpfte schon damals mit der „Fülle des Besiegt“, welche er später in seinem Roman: „Am Ende einer geschiedenen Welt.“ so schön offenbar eine Frau, meint Prof. Hanslick, „war belagert eine muntere, hübschliche Oesterreicherin, lebte aber seit lange von ihr getrennt.“

Wichtig schildert E. Hanslick die ungesellige Art Vischers, an einem Gespräch in guter Gesellschaft teilzunehmen. So wurde Vischer zu Wien in eine ausgereichte Solire beim Grafen Franz Thun geführt, welcher allwöchentlich einmal Künstler und Schriftsteller bei sich sah. Vischer wurde u. a. vom Hanslickern gefragt, wie ihm eine Vorstellung der Operette „Orpheus in der Unterwelt“ im Wiener Carltheater gefallen habe. Vischer fuhr wie ein gereizter Löwe auf und antwortete: „Unterhaltend? Unbelieblich gar, ärgert, empört, reoziert! Dieser Nestor ist ja der verrückteste Satyr, der mir je untergekommen; ein Volkverderber und Moralopfer! Was in diesem Offenbachschen Orpheus abgesehen ist, das wird durch Nestor noch zehnmal abgesehen!“ „Ich will ja

das Talent dieses Komikers nicht bestreiten, aber seine Wirkung ist verberlich; auch das Geistreiche und Witzige der französischen Orpheus-Parodie erkenne ich an und hätte nichts dagegen, wenn ich ihn in Paris begegnet wäre. Aber es gibt nun einmal Dinge in der Kunst, in der Litteratur, im Theater, welche für die Franzosen passen, aber für uns nicht; den Franzosen schaden solche Frivolitäten nicht, uns Deutschen jedoch schaden sie ganz unheilbar. Darum soll man solche Pöbeln grundsätzlich in Frankreich lassen.“ — „Und was geschieht mit Nestor?“ fragte Graf Thun lächelnd. — „Vielen Keri,“ erwiderte Vischer, „sollte man mit einem Affen zusammen in einen Sack einwägen und ins Wasser werfen!“ Es lag in der Wucht, womit Vischer, im Eifer schwelgend, dieses qualifizierte Todesurteil hinschleuderte, doch zugleich etwas so unwiderstehlich Komisches, daß die heiterste Stimmung wie ein Vergewitter einbrach und unleren strengen Kesthetiker selbst mit fortriss.

Dann kam das Gespräch auf Musik; Graf Franz Thun, der, wie Hanslick bemerkt, einen abgrundtiefen Haß sang, meinte, es liebe doch jeder Mensch die Musik. Darauf antwortete Vischer mit einem allerliebsten Einfall: „Unter den Kisten zwingt die Kunst am wenigsten, die Gedanken zusammenzuhaken, darum ist die Mehrzahl mitleidlos.“

Im Jahre 1878 hat E. Hanslick wieder eine Vorlesung Vischers am Stuttgarter Polytechnikum besucht. Hanslick fürchtete, daß das hohe Alter des Professors zwar nicht seine Ideen, aber doch seine Färbung beeinträchtigen würde und feste sich deshalb in die vorbereitete Bank. Vischer aber trug mit fester, wenn auch abgeschwächter Stimme frei und in bildkräftiger Ausdrucksweise über mittelhochdeutsche epische Dichtungen vor; zahlreiche Zuhörer jedes Standes und Alters, auch einige nachschreibende Damen, hörten dem Meister zu.

Auch damals verfolgte den großen Gelehrten in Stuttgart, wo er verweilt lebte, die „Fülle des Besiegt“. Hanslick erzählt: In seiner Stammkneipe hatte ihm das Bier nie die richtige Temperatur. Fast immer war es zu kalt. Nachdem verschiedene Methoden, dem abzuweichen, mißglückt waren, konzentrierte sich Vischer einen Wärmeparat mit Spiritus, den er allabendlich mitbrachte, um damit selbst sein Bier auf den bestimmtem Grad Wärmur zu erwärmen.

Vom Wagnerintus wollte Vischer nichts wissen. Von Hanslick befragt, ob er in Zürich nie mit Wagner verkehrt habe, erwiderte Vischer: „Einmal mußte ich durchaus eine Einladung, ich glaube bei Wesendonck, annehmen, weil man mich mit Wagner zusammenbringen wollte. Wagner überließ von Verecktheit über alles mögliche; gegen Ende des Diners begann er stark auf die Deutschen zu schimpfen und nannte sie eine widerträgliche Nation. Da stieg mir der Zorn zu Kopf. Widerträglich, rief ich, finde ich es nur, wenn ein Deutscher im Ausland seine eigene Nation herabsetzt. Es entstand eine verlegene Stille; ich nahm meinen Hut und ging fort. Vielleicht schreibt sich daher Wagners Haß gegen mich; denn meine Bücher hat er schwerlich gelesen.“

Solche Mitteilungen werden dem Bayreuther Apokstolat H. Wagners nicht angenehm sein; allein sie beweisen, daß ein jeder übertriebener Perionenkultus durch die Macht der Thatsachen entwirrt wird. Hanslick trägt auch in seinem neuen Buche sein redlich Teil dazu bei, um H. Wagners Charakter so darzustellen, wie er gewesen. Er thut es, indem er die Briefe H. Wagners bespricht; seine an Liszt nennt Hanslick unaufrecht, weil für H. Wagners bequeme Lebensverhältnisse von Seite seiner Züricher Freunde gefordert wurde und der große Tonidichter Zeit gefunden habe, sich bei einer Modistin Häschen aus Holsteide zu bestellen und sie schnell zu bleiben. Prof. Hanslick hat, nachdem in der „Neuen Freien Presse“ der Schriftsteller David Eisler Wagners Briefe an die Pseudonyme Fr. Wertha veröffentlicht hat, selbst die Samt- und Atlasmutter zu Schlafrocken, Negligehosen und Bettdecken H. Wagners gesehen. Wenn man Not leidet, über welche H. Wagner in seinen Briefen an Liszt fort jammert, so denkt man nicht an Atlasböden. Deshalb bemerkt Hanslick mit Recht, daß die Briefe des „Meisters“ an Liszt „einen leichten Nachgeschmack von Luchtheit zurücklassen“. Dagegen rühmt er die Briefe H. Wagners an Uhlig, Fischer und Heine wegen ihrer Gemüthlichkeit und Lebenswürdigkeit; an die drei Freunde schreibt Wagner bei weitem nicht so verzweifelt, so trost- und hoffnungslos, wie gleichzeitig an Liszt. Hanslick hebt da einige Briefeinsätze Wagners hervor, welche an der richtigen Einsicht vorüberdrehen. So meinte der „Meister“, die bildende Kunst müsse in der Zukunft ganz aufhören; besonders sprach er der

Malerei und Bildhauerei das Leben in der Zukunft gänzlich ab.

Dagegen nannte H. Wagner die „Frauen die Muß des Lebens“, weil sie als Menschen geboren sind, während jeder Mann ein geborner Philister sei. Vielleicht doch nicht so ganz?

In Zürich führt Wagner einmal die Tannhäuser-Oper auf; die Wirkung, schreibt er, war geradezu furchtbar. Namentlich die Frauen sind um und um gewendet worden: die Ergötlichkeit war bei ihnen so groß, daß Schlingeln und Weinen ihnen helfen mußte. Ich war zunächst über diese ungemein heftige Wirkung erstaunt, erzählt Wagner. Gerade eine Frau löste mir aber das Rätsel: ich bin den Leuten als wiedererschütternder Bsprenger gegen die Sünde der Henschel erschienen.“ Nach diesem Stückchen darf man — wie E. Hanslick hinzusetzt — wohl bei der Dame eine ungewöhnliche Bspfertigkeit und bei Wagner eine ebenso große Gerechtigkeit voransetzen, schönen Schwärmerinnen jeden Unfuss zu glauben.

H. Wagner eiferte heftig gegen den Weingenuß. Allein er wechselte seine Meinung über die Heilwirkung des Weins und über den Einfluß des Weines, indem er seinen Freunden brieflich verriet: „Ich begreife nicht mehr, wie es zugehen sollte und welches Unglück mich treffen müßte, daß ich je wieder zum Wein, Bier ze. meine Zuflucht nehme.“ „Mau!“ mir, durch das Wasser werden wir gesund, aber nur dann erst sind wir gesund, wenn wir auch Wein trinken, ohne uns dadurch zu schaden.“ Ein Jahr später kommt er zu der Ueberzeugung, die strenge Weinfertur habe ihm nur geschadet; er will nichts mehr wissen von Wasserheilkurhalten, wo doch nur nach der Schablone gearbeitet werden könne.

Einen Zug hat H. Wagner gemeinlich mit Arthur Schopenhauer; beide sind bei ihren abfälligen Urteilen, die sich in Schwärzworten verbergen, nicht sehr gartünnig. So wird Wendelsohn-Vartholdy von H. Wagner der „allgemeinste Musikmacher“ genannt, der nichts anderes schaffen konnte, als er sich.

Sehr interessant sind auch die Mitteilungen E. Hanslicks über Grillparzer als Musiker. Der Dichter der „Anfänger“ war sehr musikalisch, phantasierte in der Dämmerung auf dem Klavier und sang dazu am liebsten Lieder aus der Iliade oder von Horaz. Befremdend ist nur die Abneigung Grillparzers gegen Weber, der sein Musiker sei und in dessen Opern sich „keine Spur von Melodie“ finde. Eigentlich ist es, daß auch Beethoven und Schubert sich zumal durch Webers Cyranthe abgehornt fühlten.

Doch genug der Hinweise auf den Gehalt des neuen Buches von Prof. E. Hanslick, welches niemand unbetrachtet aus der Hand legen wird.



Nur ein Dondichter.

Erleides und Erdschleises von H. Schwarz.

II.

Theobald suchte die Herzenserschütterung, unter welcher ihm Elia entrisen wurde, durch Töne zu mildern. Zudem er keinen Kummer in Musik umgesezt, seine Trauer in einem größeren Tondrucke ausgebrochen hatte, trug er sein Leid gefächert. Auch hoffte er nach Vollendung seines Tondramas mit mehr Zuversicht, daß er mit der Zeit als Komponist doch etwas bedeuten und dadurch einen sozialen Rang erringen könne, welcher ihn gegen ähnliche Demüthigungen schützen würde, wie die ihm von Reichsteiner zugefiel.

Der junge Komponist verkehrte sich nicht die Abenteuerlichkeit seiner Reise nach dem Kaufhaus. Doch es galt ja vor allem seinen Schmerz zu bekämpfen und neue Anregungen für sein musikalisches Schaffen zu gewinnen.

Nach einer breitlägigen Fahrt von Barmen aus gelangte Theobald nach dem Schloße des Fürsten Lanow. Der letztere machte auf ihn keinen günstigen Eindruck; er begrüßte ihn kurz und trocken, stellte ihm seine Tochter Olga vor, welche Theobald im Klavierpiel und im Gesange unterrichten sollte und er suchte denselben, mit der Kapelle des Regiments, dessen Oberst der Fürst war, allmonatlich einige neue Stücke als Musikmeister einzuführen. Dafür versprach ihm der Fürst einen Jahresgehalt von dreitausend Rubeln.

Olga war eine blendende Erscheinung. Eine kurze, in französischer Sprache geführte Konversation mit ihr belehrte den Tonbildner sofort, daß Olga ein feines, bescheidenes Mädchen von hergebrachten Lebensgrundsätzen sei. Ihr Vater dagegen war ein Kriegsmann herber Art, der zu anderen Menschen ein anderes Verhältnis als jenes der jüngsten Subordination nicht aufkommen ließ.

Das Schloß des Fürsten stand zwischen Gori und Tiflis in einer paradiesisch schönen Gegend. Es war umgeben von Eichen-, Eichen- und Nussbaumwäldungen, während Neben-, Mandel- und Feigenbäume an den Gebirgshängen fast ohne Pflege wuchsen. Theobald ritt oft allein in den südländischen Absehtungen des Kastells mit ihren tiefen Thaleinsichten, in welche sich Gebirgshäute wild hinabstürzten.

Eine Schülerin machte rasche Fortschritte in der Musik. Sie blühte zu ihrem Lehrer auf, nicht bloß weil er ein vorzüglicher Meister der Töne, sondern auch weil er der erste feingebildete Mann war, welchem sie im Leben begegnete. Er machte seine holde Schülerin mit den bedeutendsten deutschen Dichtern bekannt und bald wurde es Olga inne, daß ihr für alles Gele empfindlicher Geist erst in der Gedankenatmosphäre frei zu atmen begonnen habe, welche ihr Lehrer nun für sie geblüht hatte.

Olga verlor kurz vor der Ankunft Theobalds ihre Erzieherin, eine junge Französin. Die Gouvernante kam eines Tages verstorben in Olgas Zimmer und verabschiedete sich halb von ihr. Fürst Kanow war über diese plötzliche Abreise sehr ungehalten und meinte, daß die Erzieherin „eine Märtyrin der Tugend“ sei. Olga ließ sich jedoch bei ihren Spaziergängen von ihrer treuen Dienerin Marija begleiten. Wenn ihr Vater dienstliche Reisen vornahm, so wurde Theobald von Olga erndt, sie bei ihren Ausflügen zu beschließen. Sie ritten eines schönen Morgens wieder einmal an einer der vielen Schluchten des Kastells hin; plötzlich ließ ein Fuchs über den Rand des Weges herab, welcher sich an einer Heilabfalle den Trachtwand hinzog. Das Pferd Olgas bäumte sich und glitt über den Rand des Klades hernunter. Olga stürzte auf — Theobald umschlang sie rasch mit einem Arm, zog sie an sich und im nächsten Augenblick fiel das Pferd in die tiefe Thalspalte hinab. Olga war gerettet. Sie hing an dem Hals ihres jungen Reiters; ihr zarter Körper bebte an seiner Brust. Ihre Lippen begannen sich und ein neuer Herzensbund wurde besiegelt.

Fürst Kanow schenkte seinem Musikmeister ein Pferd, als er von der Gefährlichkeit gerufen war, in welche seine Tochter geraten war. Er glaubte damit einen vollen Ersatz für das gerettete Leben seiner Tochter einem seiner Bedienten geboten zu haben.

In Gori hielt Theobald dreimal der Woche Übungen mit der Kapelle jenes Regiments ab, dessen Inhaber Fürst Kanow war. Er nahm dort auch an dem von Offizieren und Bürgern häufig veranstalteten Festlichkeiten teil und gewann bald den Ruf eines trefflichen Sängers.

Unterhalb komponierte Märchen und Tongewölbe für seine Kapelle. Da sich in der letzten Vertreter der verschiedensten Volkstämme befanden, welche in Transkaukasien wohnen — auch buddhistische Kalmücken waren darunter — so bot es einen besonderen Genuß, sich nach den Lieblingsliedern von den einzelnen Mitgliedern der Kapelle die Tonweisen ihrer Völker, auch fromme bei kultischen Verbindungen abgegebene Lieder vorsingen oder vorspielen zu lassen. Aus dem Gehörten griff Theobald die edelsten Motive heraus und bearbeitete sie in seinen „fantastischen Tonbildern“ für großes Orchester mit blendenden Klangwirkungen. Bei einem Wohltätigkeitskonzerte in Tiflis wurde dieses Werk unter begünstigtem Beifall aufgeführt.

In Theobalds Brust war die Liebe für Olga keineswegs ganz erloschen. Es überkam ihn die Besorgnis, daß auch die frisch aufgeblühten Herzensbeziehungen zu Olga in einem schlichten Mischklang enden müßten und zwar aus demselben Grunde wie der mit Olga „auf ewig“ geschlossene Seelenbund. Doch die Selbstsucht und Erregbarkeit der Jugend, die wunderbare Poesie, welche nicht nur der Schönheit, sondern auch der kindlichen Neugierigkeit Olgas entblühte, wirkten zusammen, um in Theobalds Herzen eine Art Gefühlswandlung wahrzunehmen.

Von der neuen Mittelbarkeit, mit welcher Olga ihre Gefühle äußerte, sollte ihr Lehrer einen originellen Beweis erhalten. In einer mondigen Nacht sah er am Klavier und phantasierte: er brachte das eben gedichtete Tonstück nach zu Papier und schickte sich an, sein Lager aufzulassen. Da hörte er in der Nähe seines Zimmers ein Geräusch, eine Hand

lehnte an der Thüre herum. Nichts sprach diese auf und ins Zimmer trat eine schattige, weiche Gestalt, welcher eine zweite im dunkeln Gewande folgte.

Wie erkannt war Theobald, Olga zu erkennen, die ihn von Marija begleitet, beschied. Olga nahm ihm nützlichen Schrittes, erstakte seine Hand und flüsterte: „Verzeihe diese Störung, allein ich konnte mir nicht raten und helfen. Im Traume sah ich dich in einem Abgrund stürzen und ich konnte dich nicht retten; sie brachten dich blutend und sterbend ans der Schicht heraus; ich verzweifelte und kann noch immer nicht meiner Marija Herrin werden. Ich komme mich nur überzeugen. . . „ob ich noch lebe?“ — fiel ihr Theobald ins Wort, der von diesem kindlichen Ausdruck der Reue und Liebe entzückt war. Er zog sie zu sich und brühte den Beweis, daß er noch lebe und liebe, auf ihre weiche Hand. „Ich müßte sterben, wenn ich dich verlor!“ handelte Olga. Bald jedoch riß sich das liebe schöne Kind von ihrem Freunde los und begab sich mit Marija nach dem andern Flügel des Schlosses, wo sich ihre Zimmer befanden.

So floßen in Liebes- und Schaffensglut zwei Jahre dahin. Fürst Kanow schien ganz zu vergehen, daß er seinem Musikmeister einen Gehalt zu zahlen versprochen hatte. Da der Geldvorrat des letzten längst verzehrt war, sprach er eines Tages beim Fürsten vor und erinnerte ihn bescheiden aber gemeinlich an die Auszahlung seines zwanzigjährigen Gehaltes. Darin erwiderte Kanow: „Ich bin nicht gewohnt, mich von meinen Domestiken wegen einer Zahlung mahnen zu lassen!“ — Theobald entsetzte sich schweigend und tief verletzt. An demselben Tage traf der Fürst mit Olga zusammen und erzählte ihr von der „Freiheit“ des Musikmeisters. Olga wies mit kräftigen Worten, welche Kanow sonst von ihr nie zu hören gewohnt war, eine Beschimpfung des Geliebten zurück. Kanow, entzückt über diesen Widerspruch, erhob die Hand und schlug nach der Tochter. Er zerriß mit diesem Schläge das Band, welches sie an ihn locker genug gekettet hielt.

Der Fürst verließ auch an demselben Tage sein Schloß, um weiteren Anregungen aus dem Wege zu gehen.

(Zatun folgt)



Arno Kleffel.*

Biographische Skizze von Lud. Bauer.

Die vorherrschende, ziemlich stark ausgeprägte Phisognomie unserer gegenwärtigen poetischen und musikalischen Zeit ist — die Phisognomielosigkeit. So paradox dieser Satzlingen mag, so richtig ist er. Nur wenige hervorragende Geister haben auf beiden Gebieten sich je gehalten von den beiden Hauptgebrechen des Epigonentums: von der krankhaften Originalitätsucht auf der einen und von der slavischen Nachahmung großer und größter Meister auf der anderen Seite. In den Tonbildern der Gegenwart, welche mit einer eblen und reichen schöpferischen Anlage einen feinen und sorgsam erzeugten Formensinn sowie eine ins Auge springende künstlerische Eigenart verbinden, gehört Arno Kleffel. Liegt auch der Schwerpunkt seines Schaffens auf dem Gebiete des Liedes und des charakteristisch musikalischen Stimmungsbildes, so zeugen seine Kammermusikkompositionen, insbesondere sein Märchen „Schweltertreue“ laut und kräftig für das Vorhandensein einer starken dramatischen Ader, und wir meinen, unser Tonbildner braucht nur zu wollen und er wird sich auch mit einer echt deutschen Oper einen ebenso vollen Kranz erringen, wie er ihn mit seinen bis jetzt erschienenen zahlreichen Werken bereits gewonnen hat. Sein Lebensgang ist nicht sehr reich an interessanten und feisenden Momenten. Des Lieb- und segensreiche Thüringen ist Arno Kleffels Heimat.

In dem Städtchen Bismarck wurde er am 4. September 1840 geboren. Nach einer sorgfältigen Erziehung im Vaterhause besuchte er das Gymnasium in Meiningen, wo im Kampfe zwischen dem unwiderstehlichen Drange zur Musik und dem Wunsch des Vaters, daß sich

* Wir haben bereits in Nr. 1 und 2 der musikalischen Beilage der Neuen Musikzeitung Lieder von Arno Kleffel mit der Rücksicht gebracht, die Vorzüge dieses Liedertopikons in rechte Licht zu setzen. Auch die heutige musikalische Beilage bringt von demselben Tonbildner ein Lied und ein Klavierstück.

Arno der wissenschaftlichen Laufbahn widme, zum erstenmale die ernste und folgenreiche Frage: „Was ich soll, vermag ich's ohne Klage?“ sein Jünglingsherz in Murren verlor. Aber sein künstlerischer Beruf war zu ausgesprochen, als daß der Vater länger seinem Willen und Trängen hätte widerstehen können.

In der besten Schule, die ein junger Tonbildner sich wählen kann, in derjenigen Moritz Hauptmanns, eignete er sich seinen feinen Gesinnung, jenes schöne künstlerische Maß an, welches sein Schaffen und auch sein Wirken als Dirigent in so schöner Weise kennzeichnet. Seine erste selbständige Stellung war eine musikpädagogische: er wurde Lehrmeister seiner ersten Kunst an einer „höheren adeligen Töchterschule“ in Kurland. Seine ganze künstlerische Richtung spricht dafür, daß er die arten jungen Gemüter seiner Zöglinge wohl bald für die Tonkunst mochte gewonnen haben. Von da führte ihn sein Geschick nach Olga, wo man ihm die Leitung der „musikalischen Gesellschaft“ übertrug, eine nicht geringe Ehre für den damals noch so jungen Musiker. Seine Erstlingsoper: „Des Weermanns Harte“, zu welcher ein Freund Kleffels, der Sänger und Gesangslehrer Oswald Forstner, den Text nach Gebel's Ballade: „Bon Vagen und der Königslocher“ verfaßt hatte, ging damals in Olga mit Erfolg in Szene. Robert Schumann war der Meister, der gleichsam den Bund mit Forstner geknüpft hatte. Den Spüren seines Genusses gemeinsam nachzugehen in dem Studium seiner Werke, ihn den Musikfreunden Olgas zu erklären und durch unermüdete Anführung derselben zu machen, das war die Freude und das Streben beider Freunde, in deren Bund der Tod nur zu bald mit rauher Hand hineingriff. Da litt es auch unseren Künstler nicht mehr an der Stelle, wo gemeinsames edles Ringen ein so tragisches Ende gefunden. Er ergriff den Wanderstab, um als Theaterkapellmeister zu wirken. Amsterdam, Detmold, Bremen, Wehr, Breslau sind die Stationen, an welchen er in Anbündelung dieses Berufes längeren oder kürzeren Halt machte. Auf diesen Wanderjahren schloß er den Liebesbund mit Emu Gued, Tochter der ausgezeichneten Schauspielerin Frau Gued in Hannover. Selbst eine gebildete Sängerin, ward ihm die junge Frau eine vertrauliche und liebevolle Interpristin für seine Lieder. Am Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater in Berlin fand er eine Stellung, von der er sich ein erwünschtes und erfolgreiches Wirken versprach; aber bald mußte seine Absicht, die seine komische Spielerei, das eble musikalische Lustspiel zu pflegen, vor der eindringenden Operetten-Hochzeit die Engel freizugehen. Nach siebenjähriger Arbeit verließ er den Kampfbau und zog nach Augsburg, wo er im ganzen drei Jahre in ansehnlicher Weise durch seine unermüdete Leitung der Oper und mehrerer Symphoniekonzerte auf den Kunstgesamtheit gewirkt und sich durch seine reizenden Lieder bald alle Herzen gewonnen hat. Sein damals viel benutztes Märchen: „Schweltertreue“ ward vom Sternischen Gesangsverein in Berlin unter Prof. Rudorfs Leitung zum erstenmale aufgeführt und machte durch die Schönheit und Reue der Gesänge, durch den Melodienreichtum der Soli und Chöre, durch die Farbenpracht charakteristischer Instrumentation einen mächtigen Eindruck, der auch den nachfolgenden Aufführungen des Werkes in Augsburg, Wiesbaden, Köln u. s. w. zu teil ward. Nun steht er einige Jahre schon neben W. Mühlrofer an der Spitze des Kölner Theaterorchesters. Ueber seine Leistungen als anregender, ebenso feinfühlig, als energischer und gewissenhafter Dirigent herrscht an allen Orten, wo er den Taktstock schwingt, nur eine Stimme der Anerkennung.

Kleffels Lieder — es sind deren weit über 100 — gehören zu den düftigsten Blüten musikalischer Poesie. Rein und berrucht in der Stimmung, musikalisch in der musikalischen Deklamation, in der Begleitung ebensowenig entfernt von störender Vorbrunnlichkeit, wie von Trockenheit und Kargheit bezüglich der charakteristischen Färbung, sind und bleiben sie für alle feingestimmten Seelen Duelle reinen Genusses. Zanderhaft schön, der Lieblich aller, die es hören, ist besonders sein „Primula veris“. Seine vierhändigen Klavierstücke zeigen ihn in ganz besonders glühendem Lichte; es sind Tonbilder von ebenso großem Klangreiz, als von seltener Siderheit in der Zeichnung der Situation und Stimmung. Ihre musikpädagogische Bedeutung muß ganz besonders betont werden. Noch steht Kleffel nicht auf dem Höhepunkte seines Schaffens; des Schönen und Guten dieses hat er bereits gegeben; sein letztes Werk hat er noch lange nicht geschrieben; wir werden stets mit reger Teilnahme der Weiterentwicklung seines Talent folgen.

D. Med.

Erinnerungen an Franz Schubert.

Aus dem Nachlasse seines Freundes Josef Freiherr von Spanu.

Witzgeit von La Mara.

III.

So sehr nun auch der Kreis sich vergößerte, welcher Schuberts Talente bewunderte und seinen Liedern große Genüsse verdankte, so blieb er doch, einige Beihilfe, die ihm durch Vogl wurde, abgerechnet, ohne irgend eine Unterstützung. Seine Lage war eine wahrhaft bedrückende. Sein Verleger war zu finden, der es gewagt hätte, für seine herrlichen Schöpfungen auch nur einiges zu bieten. Er blieb jahrelang bekümmerten Sorgen angesetzt, ja der so Menge an Melodien konnte sich selbst nicht die Mühe für ein Klavier ersparen. Die Schwierigkeiten seiner Lage lähmten jedoch seinen Geist und seine Lust durchaus nicht. Er mußte singen und dichten, es war sein Leben. Er blieb auch immer heiter, und freundlich nahm er es an, daß er durch viele Jahre bei dem gemeinschaftlichen heiteren Abendmahle im Gasthause, das sich nicht über Witternack erstreckte, der Gast eines alten Freundes war.*

Wenn es gar spät wurde, ging er nicht mehr nach Hause, sondern bequimte sich zu einer sehr beschiedenen Schlafstelle in meinem Zimmer, wo er, oft auch im Schlafe die gewohnten Augenlächer auf den Augen, immer trefflich schlief. Am Morgen setzte er sich, kaum noch bekleidet, hin und komponierte die schönsten Lieder. Zuweilen überraschte er uns Tagelustige an solchen Morgen mit den schönsten deutschen Tänzen und Gesängen, die damals in der Mode waren. Gah! wußte diese wunderbaren Tänze mit solchem Feuer zu spielen, daß die Tanzenden dadurch ganz elektrifiziert wurden. Schubert selbst tanzte nie, so wie es ihm überhaupt an körperlicher Gewandtheit mangelte.

Er hätte sollen Klavierunterricht geben, um sich Erwerb zu schaffen, allein das war ihm eine bittere Aufgabe. Den Vormittag drängte es ihn zu komponieren, und nachmittags wollte er ruhen oder im Sommer in das Freie gehen. Eine einzige Klavierleistung gewährte ihm Vergnügen. Die junge Gräfin Marie Esterhazy** erregte ihn durch ihren Sinn für Kunst und durch ihre Liebeswürdigkeit, und er verwiegte seine Anhänglichkeit an die Schloßherin durch die ihr beiderseitig schöne vierstündige Pianoforte.*** Das Verhältnis zur Esterhazy'schen Familie hatte auch einen mehrmonatlichen Aufenthalt zu Lezeß in Ungarn zur Folge, wo er sich ungemein behaglich fühlte. Er schrieb während und mit vielen Kompositionen beladen zurück, worunter nicht wenige Liedern die Beethoven'schen dedizierten Variationen zu vier Händen,† dann mehrere Märsche zu vier Händen. Das schöne „Divertissement Hongrois“†† war gleichfalls eine Frucht dieses Aufenthaltes; auch komponierte er in Lezeß das schöne Vokal-Quartett: „Gebet vor der Schlacht“ von Fouqué mit Vertonung der ihm dort zu Gebote stehenden Stimmen.

Später hätte er sollen Kapellmeister am Rärntertheater werden, allein auch dazu hatte er keine Lust, und ganz richtig sagte er, er passe nicht dazu. Endlich wurde durch Veranlassung einiger wohlmeinender Freunde eine Auflage des „Erkönnings“ auf eigene Kosten veranstaltet, woran das hauptsächlichste Verdienst Herrn Leopold von Sonnleithner gebührt. Das Unternehmen glückte in hohem Grade und war Schubert einen nicht unerheblichen Gewinn ab, als erste Frucht seines Talents. Nun war die Bahn gebrochen, und die Verleger übernahmen nach und nach seine Kompositionen; allein der bescheidene Schubert, der in Gelbangelegenheiten ein wahres Kind war, gab sich mit allem zufrieden, was sie ihm gaben, und so konnte er sich noch immer nicht auch nur das Nützlichste erwerben.

Durch Vogls Vermittelung erhielt er den Auftrag, eine kleine Operette „Die Zwillinge“ für das Rärntertheater zu schreiben. Der Text sprach ihn nicht

an, und er schrieb ohne großes Interesse an der Sache. Die kleine Oper enthielt jedoch einige hübsche Stücke, worunter besonders die Introduktionsarie und blieb nicht ohne Beifall; allein sie entsprach doch nicht dem großen Talente Schuberts.

Gehungener war seine Musik zu dem im Theater an der Wien aufgeführten Melodrama „Die Janbörcher“. Inagachtet dieses Melodram in Beziehung auf den Text unter aller Kritik war, gefiel doch die Musik allgemein, und nur ihr allein war es zu verdanken, daß das Stück zweimal gegeben werden konnte. Einzelne Chöre und einzelne Instrumentalfälle in diesem Melodrama sind von großer Schönheit.

Leider entging dem Schubert der bedungene Preis von 500 fl., dazumal. W. W. durch die Zahlungsunfähigkeit der damaligen Theater-Unternehmung. Bald darauf wurde im Rärntertheater eine Oper von einem französischen Komponisten aufgeführt, wenn ich nicht irre: „Das Rottapfen.“ Schubert erhielt den geheimen Auftrag, eine Tenorarie und ein komisches Duett hinzuzufügen. Das Geheimnis wurde streng bewahrt, und selbst seinen Freunden teilte er es nicht mit. Die beiden Stücke erhielten mehr Beifall als die ganze übrige Oper.

In Lezeß lernte Schubert den mit der herrlichsten Tenorstimme begabten Freiherrn von Schönstein kennen, der seine Lieder mit hoher Begeisterung vortrug und sie auch in höheren Kreisen bekannt und beliebt machte. Wenn Vogl oder Schönstein, accompagniert von Schubert, in größeren Kreisen Lieder vortrugen und damit hinreichende Wirkung hervorbrachten, so wurden sie mit Beifall und Dank förmlich bestrahlt; aber kein Mensch dachte an den bescheidenen Meister, der die herrlichen Melodien schuf. Er war die Vernachlässigung so sehr gewohnt, daß sie ihn nicht im mindesten beunruhigte.

Als er mit Baron Schöndorff einst in ein fürstliches Haus geladen war, um seine Lieder einem sehr hohen Kreise vorzutragen, münzte der entsetzte Kreis den Baron Schöndorff mit der jüngsten Aufmerksamkeit und mit Glückwünschen über seinen Vortrag. Als aber niemand Meie machte, den am Klavier sitzenden Komponisten auch nur eines Blickes oder eines Wortes an würdigen, suchte die eble Hausfrau Fräulein W. die Vernachlässigung gutzumachen und begrüßte Schubert mit den größten Koberehrungen, dabei andeutend, er möge es übersehen, daß die Zuhörer, ganz hingerissen von dem Sänger, nur diesem huldigten. Schubert dankte und erwiderte, die Frau Fräulein möge sich gar keine Mühe diesfalls mit ihm geben, er sei es ganz gewohnt, übersehen zu werden, so es sei ihm dieses sogar recht lieb, da er sich dadurch weniger geniert fühlte.

Eine herrliche Eigenschaft Schuberts war seine Teilnahme und Freude über alle gelungenen Schöpfungen anderer. Er konnte nicht, was man Neid nennt, und überhöhte sich durchaus nicht. Wir fanden ihn einmal die eben erschienenen „Wanderlieder“ von Kreutzer durchspielen. Einer seiner Verehrer (Süthenbrenner) sagte: „Laß das Zeug und singe uns lieber ein paar Lieder von dir,“ worauf er kurz erwiderte: „Mir seid doch recht ungerath, die Lieder sind sehr schön und ich möchte sie gerathen haben.“

Später wurde es Mode, über italienische Musik und über Rossini zu schimpfen; Schubert aber faßte den Barbieri'stisch, und manches in diesen Opern, z. B. der dritte Akt im „Otello“, entzückte ihn. Der Gesang des Lablache rief ihn hin. Letzterer hatte großes Wohlgefallen an Schubert, und als einst in einer Gesellschaft das vierstimmige Lied „Der Gondelfahrer“ geungen wurde, fand er solches Gefallen daran, daß er um Wiederholung bat und dann selbst den zweiten Paß mitsang.

Im September 1821 mußte ich meinen Freund verlassen, um in Linz und später in Lemberg Dienste zu leisten, und erst im Frühjahr 1826 kam ich wieder zu meinem Freunde zurück. Die vielen und lieben Briefe, die er mir schrieb, sind lauter Beweise eines guten, anhänglichen und wohlwollenden Herzens. Als ich in Lemberg am Heimweg litt, schrieb er mir einen köstlichen Trostbrief. Auch in dieser Zeit der Trennung entging mir der Genuß meines künstlerischen Freundes nicht ganz. Nachdem er mir mit der Dedikation eines Liebesheftes große Freude gemacht hatte, kam er wiederholt mit Vogl nach Linz. Diejenigen, welche noch leben, werden sich für immer der Genüsse erinnern, welche uns die beiden Sänger in Linz, Steyer und St. Florian darboten. In Linz mußte einmal dem Konzerte ein Ende gemacht werden, da nach dem Vortrage einiger wehmütiger

Lieder der gesamte Frauen- und Mädchenkreis in Tränen schwam und selbst die Männer die ihrigen kaum zurückhalten konnten.

Von Lemberg nach Wien zurückgekehrt, fand ich Schubert in der Hölle und Hölle seines Talents. Er fand endlich mehr allgemeine Anerkennung, seine Werke wurden honorirt, wenn auch im Verhältnis zu ihrem Werte armthümlich. Seine Lage hatte sich gebessert, wenn sie auch noch immer dürftig blieb. In der Zeit meiner Abwesenheit waren Hunderte von Liedern entstanden, worunter die wunderlichsten „Märlchen“, die, obwohl fünf Hefte bildend, in vielen neuen Auflagen die Kasse um die Welt machten, die lieblichen Lieder aus dem „Fräulein am See“ &c.

In den Verehrern Schubert'scher Lieder gehörten nun auch unter trefflicher Kritik & &c.,* der Freiherr von Zebilly** und viele andere.

Vogl und Schönstein trugen nun in immer weiteren Kreisen seine Lieder vor, und seine nur etwas empfindliche Brust konnte dem übermäßigsten Einbruche widerstehen.

Ich fand ihn eines Morgens an einer Sonate schreibend. Obwohl geküßt, spielte er mir sogleich das fast vollendete erste Stück, und als ich ihm Beifall zollte, jagte er: „Gefällt dir die Sonate, so soll sie auch dein sein, ich möchte dir ja so viele Freuden machen, als ich nur kann.“ und bald darauf brachte er sie mir gezeichnet und mir dediziert.***

Er hatte inzwischen auch die Musik zum Melodrama „Mosammet“ von Helmina von Chezy geschrieben, welches sehr viel schönes enthält.

Wenn wir uns nun auch bei Tag weniger sahen, so vereinigten wir uns doch täglich mit vielen Freunden abends im Gasthause. Schubert war immer heiter, geistreich und oft auch sehr witzig. Im Sommer zog es ihn in das Freie und da gelang es zuweilen, daß er über einem schönen Abend über einer liebe Gesellschaft auf eine Einladung vergaß, und da gab es dann Verdruß, der ihn aber wenig beunruhigte.

Mühsamste Stimmen bezeichnen ihn, weil er gern auf das Land ging und dort oft in guter Gesellschaft ein Glas Wein trank, als ein Schmelzer, als einen Trinker; allein nichts ist unwahrer, als dieses erbärmliche Gerücht; er war vielmehr sehr mäßig, und auch bei großer Heiterkeit überstürzt er nie ein vernünftiges Maß.

Eines Abends war er bei Frau von Lacyn, gebornen Bismarck, die seine Kompositionen sehr verachtete, zu Ehren des anwesenden Himmels geladen. Vogl sang mehrere Lieder mit dem größten Beifalle Himmels, unter andern auch den „blinden Knaben“. Als nun Himmels aufgefordert wurde, zu plattieren, begann er die Melodie des „blinden Knaben“ zu spielen, die er zum Motiv seiner Pianoforte wählte, worüber Schubert große Freude hatte.

Er war ein großer Verehrer Maria Wobers, und der Freischütz gefiel ihm unendlich. Weber kam nach Wien, um seine „Gurhanthe“ zu dirigieren. Er fand großes Wohlgefallen an Schubert, wies seine Kompositionen und ver sprach, seine Oper „Alfons und Estrella“, die ihm sehr gefiel, in Berlin† unter seiner Leitung zur Aufführung zu bringen. Schubert war fast täglich bei Weber, und sie kamen sich sehr nahe. Am Tage nach der ersten Aufführung der „Gurhanthe“ fragte Weber Schubert: „Nun, wie hat Ihnen meine Oper gefallen?“ — Schubert, immer aufrichtig und wahr, sagte, es habe ihm wohl einiges gefallen, allein es sei ihm zu wenig Melodie darin, und der „Freischütz“ sei ihm um gar viel lieber. Weber war über diese kalte Aeußerung förmlich beleidigt, antwortete unfreundlich, und von Schuberts Oper war seine Rede mehr.

*** Weiblicher soll auch zu jener ersten Herausgabe Schuberts Lieder mit dem „Erkönnings“ als op. 1 (1821) durch die sein Vater, Dr. Leopold v. Sonnleithner, hat, wie erwähnt, besonders verdient, Anteil gehabt haben. Gleich ihm und anderen auch Anna Frölich, die älteste der sehr musikalischen Schwestern dieses Namens, in deren Hause Schubert bis an seinen Tod (1828-1829) lebte und deren eine „Kass“, wie bekannt, die „eigene Braut“ des Dichters war. Für Anna Frölich, die langjährige Gesangsprofessorin am Wiener Konservatorium (1819-1851), schrieb Schubert das „Ständchen“ für Alfons mit „Freund und auf das Weibliche Gedicht: „Lied mit gekümmtem Finger“ (zum Gedächtnis der kaiserlichen Kaiserin Elisabeth), besungen den 23. Psalm und das Duett „Wort in der Natur“. Für ihre Schwester Josefine, eine ebenem gefeierte Opern- und Koncertsängerin, ist „Mirjam's Siegesgesang“ komponiert.

† Der bekannte Dichter der „mächtigen Herrschaft“.

†† Die „Gurhanthe“ wurde in Linz op. 78.

† Sol offenbar Dresden heißen. Webers Urteil über die Oper lautet bestimmt — wie in Krügers Biographie und La Mara, „Mächtliche Studien“ S. 1, 6. Auflage, — ausdrücklich in Linz — zunächst wenig günstig. „Junge Symde und erste Opern“ erwähnt man an besten,“ sagt der über Schuberts Urteil über „Gurhanthe“ getränkte Meister, in der Meinung, eine Erläuterung vor sich zu haben. Nachmal aber bemerkt er sich, wenn auch vergeblich, um eine Aufführung, womit die nachstehende irrthümliche Angabe Spaus widerlegt ist.

* Karlsfeld Spaus.

** Frau Caroline E. heißen. Diese, die jüngere der Comtessen (1806 geb., seit 1844 an Graf Gremmloff, f. Wien 1860) und Major verheiratet, galt, bis Dr. Frickh's Untersuchungen Licht in die Sache brachten, für die Angehebe Schuberts. Siehe La Mara's Schubert-Biographie Nr. 12 Jahrg. X dieses Jahrs.

*** F. Möll, op. 103. Nach Krüger führt die Widmung nicht von Schubert, sondern von seinen Verehrern erst nach seinem Tode her.

† op. 10.

†† op. 54.

* Laut Krüger war es die Fräulein Amely.

Schubert war voll Verehrung für Beethoven, dessen Tod im März 1827 ihn auf das heftigste erschütterte. Wahre er vielleicht, wie bald er ihm folgen und neben ihm ruhen werde.

Schubert hätte sich glücklich geschätzt, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich Beethoven zu nähern; allein dieser war die letzten Jahre seines Lebens ganz verblüdet und unuhar. Doch hatte aber Schubert die Freude, zu erfahren, daß Beethoven sich anerkennend über ihn geäußert, ja daß er, schon krank, mehrere seiner Liederhefen durchgesehen und sich sehr freudlich darüber geäußert habe.

Schubert war durch einige Zeit dickerer gestimmt und schien angegriffen. Auf meine Frage, was in ihm vorgehe, sagte er nur: „Ihr werdet es bald hören und begreifen.“ Einmal Tages sagte er zu mir: „Komme heute zu Schöber, ich werde euch einen Chorus schauerlicher Lieder vorsingen. Ich bin dicker zu sehen, was ihr dazu sagt. Sie haben mich mehr angegriffen, als dieses je bei anderen Liedern der Fall war.“

Er sang uns nun mit bewegter Stimme die ganze „Winterreise“ durch. Wir waren durch die düstere Stimmung dieser Lieder ganz verblüdet, und Schöber sagte endlich, es habe ihm nur ein Lied darunter gefallen, nämlich der „Lindenbaum“. Schubert sagte hierauf: „Mir gefallen diese Lieder mehr als alle anderen, und sie werden euch auch noch gefallen;“ und er halte recht, denn bald waren wir begeistert von diesen wohntüchtigen Liedern, die wohl unübertrefflich vortrag. Schöbere dachte Lieder gibt es wohl nicht, und sie waren sein eigentlicher Schwanengesang. Schubert war von da angegriffen, ohne daß jedoch sein Zustand Besserung erregend gewesen wäre.

(Schluß folgt.)



Farben und Töne.

Heinrich Heine war stolz auf sein „Klangbilder-talent“, d. h. auf die Eigentümlichkeit, daß sich bei den Klängen der Musik die Töne in seiner Phantasie zu reich wechselnden Bildern gestalten, wie er sie beispielsweise in seiner berühmten Schilderung eines Paganinischen Konzerts in den „Florentinischen Nächte“ ausgedrückt hat. Es hat aber durchaus nichts Auffallendes, daß zwischen Gehör und Gesicht sehr innige Beziehungen bestehen, worauf ja schon die physikalische Verwandtschaft zwischen Tönen und Farben hinweist, die ja beide durch sich fortplantzende Schwingungen erzeugt werden. Die Tonhöhe hängt bestimmt von der Anzahl der Schwingungen eines tönenden Körpers ab, während die Farbenempfindung durch die Zahl der Schwingungen des Lichtstrahls bestimmt wird.

Man kann A. B. Marx auch nur bestimmen, wenn er an der von manchen Seiten bestrittenen „Charakteristik der Töne“ teilnimmt und sagt: „Wer mit unbefangener und empfänglicher Sinne Musik hört und ausübt, der ist inne geworden, daß die verschiedenen Töne — abgesehen von Höhe und Tiefe und abgesehen davon, daß einige auf dem und jenem Instrumente mehr heile und klangvolle Töne haben als andere (z. B. die Tonart D dur, auf der Geige die bloßen, stärker und heller erklingenden Saiten) — einen verschiedenen Charakter, bald heiserer, bald kühler, bald trüber und weicher, bald hellere und leisere Stimmung an sich haben und auf den Hörer übertragen, obgleich der Grund dieser Erscheinung noch nicht aufgedeckt ist.“ Man hat neuerdings sogar, entsprechend den drei Grundfarben rot, gelb und blau auch in der Musik drei Grundtöne: c, e und g angenommen, von denen g dem Rot, c dem Gelb und e dem Blau entspricht, und deren Veränderungen durch stimmungliche Vermischung die Reihe der harmonischen Tonverbindungen erzeugen sollen, genau so, wie die Veränderungen jener drei Grundfarben durch ihre teilweise Vermischung alle Abstufungen des Sonnenpektrums hervorbringen.

Noch inniger verwandt, als die Töne an sich, ist offenbar ihre Klangfarbe, der geistige Ausdruck der Töne und die dadurch hervorgerufene Stimmung, den Farben auf der Palette des Malers, weshalb man auch von einem Orchesterlokal, von zu starkem Farbanstrich eines Konzerts oder der dunklen Färbung einer Stimme spricht. Man hat daher auch wohl den großen Trompeten mit rot und die milden Mittelstimmen des Cellos oder den ruhigen Klang der Bratsche mit blau bezeichnet, doch sind solche

Vergleiche, obwohl an sich nicht unzutreffend, immer mehr oder weniger individuell und willkürlich.

Neuerdings hat aber auch die Physiologie ihre Aufmerksamkeit den Beziehungen zwischen Gehör- und Gehörswahrnehmungen zugewendet und bereits verschiedene höchst interessante und merkwürdige Wahrnehmungen gemacht. Zunächst ist festgestellt worden, daß es Personen gibt, welche keinen Ton hören, ohne gleichzeitig auch eine Farbenempfindung zu haben. Die Engländer nennen diese ziemlich seltene Phänomene „colour hearing“. Einer dieser „Farbenhörer“ oder „Tonseher“, den Dr. Bedross in Nantes beobachtet hat, sieht bei jedem Tone, den er hört, eine andere Farbe, deren Intensität der Tonstärke entspricht, so daß ein dröhnender Schall grell leuchtende Farben hervorruft. Im allgemeinen sind alle mit einem streng versetzten Töne heller, die mit einem b versetzten dagegen dunkler als die ohne Versetzen. Dasselbe Bild dringt, auf verschiedenen Instrumenten vorgetragen, auch ganz andere Farbeneindrücke hervor. Die menschliche Stimme erzeugt die verschiedenartigen Eindrücke: im allgemeinen geben die Vokale i und e lebhaftere Farben, a und o weniger stark hervortretende, u dunkle. Weiß entspricht dem e gelb, dem a dunkelblau, dem o rot oder orange, dem u schwarz. Eine dieser Farbeneindrücke auf dem tönenden Körper, von dem die Schallwellungen ausgehen; bei singenden Menschen senkrecht über ihnen und um ihren Kopf.

Professor Albertoni in Bologna hat nun noch die Entdeckung gemacht, daß an Farbenblindheit leidende Personen auch entsprechende Mängel der Gehörsempfindung haben. Farbenblinde, die kein Rot wahrnehmen, konnten beispielsweise in der Tonleiter kein g unterscheiden und es auch, wenn man es auf dem Klavier ausdient, nicht nachsagen, während sie alle anderen Töne genau wiedergaben; bei Farbenblinden für das Grüne fehlte die Wahrnehmung des Tones d.

Eine wissenschaftliche Erklärung dieser Fälle läßt sich gegenwärtig noch nicht geben, wohl aber genügen dieselben, um die innige Verwandtschaft der Töne und Farben darzutun, die dadurch sozusagen erfahrungs-gemäß bewiesen ist.



Litterarische und musikalische Piraten.

Jeder Stand hat seine Halbwelt, welche es mit der sittlichen Sanfterkeit nicht ernt nimmt. Es gibt Leute, welche sich „Schiffbrüder“ nennen, obwohl ihnen alle geistigen Mittel fehlen, um litterarisch Aufwändiges zu schaffen. Sie werden Freibeuter, laufen sich einige alte Jahrgänge von Modezeitungen und Witzmagazinen, geben sich die Mühe, die Romane in denselben durchzulesen, finden für sie neue Titel, schreiben sie wortwörtlich ab und schicken sie an Redaktionen, welche erlöst werden, sofort das Honorar an sie abzugeben, denn entworfene Ware will rasch veräußert werden.

Dabei sind diese Romaneurbrüder so schamlos, ihren Namen an die Spitze des fremden geistigen Eigentums zu setzen und dürfen es gern, wenn man von ihrer fabelhaften „schriftstellerischen“ Fruchtbarkeit spricht. Aufmerksamere Zeitungsleiter entgeht es allerdings nicht, daß der eifrige Vorkämpfer von Romaneur in jeder derselben einen anderen Stil anzuweihen, senden diese zweifelhaften Ware zurück, worauf der Verfasser der alten Zeitungen sofort neue Abschriften von Erzählungen einreicht. Endlich kommt der Tag der Entdeckung, wenn der Pirat so unvorsichtig ist, aus einem neueren Jahrgange irgend einer Modezeitung eine Novelle abzuschreiben und sie mit einem neuen Titel zu versehen.

Einen solchen Titelwechsel erlauben sich auch manche Musiktante, welche dem Wahne verfallen sind, komponieren zu dürfen. Es gefällt ihnen z. B. ein March von Mendelssohn, sie ammelieren die Grundmotive derselben, zerren die edle Harmonisierung etwas ins Triviale, entdecken einen primitiven Titel und gehen mit dem Marchie bei Verlegern hanfieren. Um sich in ein glühendes Licht zu setzen, schmücken sie auf feingesteelte Kompositionen, welche den ihren vorgezogen werden.

Neulichs geschah kürzlich in Wien. Der Leiter einer Militärkapelle gab eine „Stephanie-Gavotte“ heraus; diese gefiel dem „Komponisten“ Heinrich Fröhlich; er hat sie etwas „umgearbeitet“ und ließ sie in Krakau unter dem Titel „Kronprinzessin-Gavotte“ im

Druck erscheinen. Der Verleger der Originalgavotte klagte nun und wurde beim Gerichte erster Instanz sachfällig, weil „bloß der Abdruck von Kompositionen strafbar sei“, während die beiden Musikanten Unterschiebe anzuweisen.

Der Kläger wendete sich hierauf an den Wiener Kassationshof und siegte. Der letztere hob das angefochtene Urteil auf und verwies die Sache zur neuerlichen Verhandlung an den ersten Gerichtshof. Die Unterchiede der beiden Kompositionen seien unbedeutend; die Melodie sei die geistige Eigentum des Tonkünstlers, welches geschützt werden müsse; nur die Melodie begründe das Autorsrecht. Bei einem Potpourri oder Quodlibet seien „Verarbeitungen“ gestattet und straflos, weil in solchen Zusammenstellungen das selbständige Geistesprodukt der Kompositoren unangetastet bleibe, was bei Fröhlichs „Umarbeitung“ nicht der Fall sei. Zu dem Urteil erster Instanz sei ein Rechtsirrtum enthalten und deshalb sei es aufzuheben.

Litterarische Entwendungen stehen mit den Aneignungen unethischer Gedanken auf derselben Stufe des sittlich Unstatthaften und wo sich Eigennutz damit verbindet, des Verächtlichen und Strafbar.



Konzerte.

s. Stuttgart. Im Konzertsaal der Liederhalle gab der Tonkünstlerverein jüngst eine Aufführung, welche erlesene Genüsse bot. Neben dem Grundstange, in unseren Verichten auf musikalische Novitäten das Hauptgewicht zu legen, haben wir eine für zum erstenmal gekielte Ballade von H. v. Bronsart hervor, welche die Pianistin Frau Größler-Heim unter Entwicklung aller Vorzüge, die man einem Klavier Vortrag nachrühmen kann, zur glänzligen Geltung brachte. Diese Pianistin, welche bereits in mehreren Städten Deutschlands und Nordamerikas mit großem Erfolge konzertiert hat, ist eine Schülerin des Professors Speidel. — Sie spielte das schwierige, ungeheuerliche Leidenschaftliche ausdruckende Stück mit künstlerisch gekieltem Anschlag, mit feinsten und vorragenden Vortragsschattierungen und mit einer glänzenden, technischen Brauour. Verblüffend ist auch das musikalische Gedächtnis dieser anmutigen Künstlerin, welche ohne sich eine Ruhepause zu gönnen, gleich nach Bronsarts stürmischer Ballade das musikalisch tiefgedachte, brillant gesetzte Andante serioso und die Konzert-Po-nasie von G. Linde auswendig spielte. Zwei neue, im Stil von Volksweisen gestaltete, liebliche Lieder von H. Mehrle wurden von Fräulein Helene Focke, deren Stimme sich durch jugendliche Frische, Weichheit und durch einen angenehmen Timbre auszeichnet, recht gut vorgetragen.

tz. — Köln. Das letzte Gürzenich-Konzert brachte zwei Seltenheiten auf einmal, nach denen das Publikum noch anders lange die Hände anstrengen dürfte, ehe es ihrer teilhaftig wird. Die eine bestand in der Venusbergkette, Barier Ausgabe, aus Wagners Tannhäuser. Bekanntlich wurde 1880 in Paris auf Verleihen der Fürstin Metternich der Tannhäuser in der Großen Oper durch Napoleon III. anbefohlen, und unter den verschiedenen Vorschlägen die dem Komponisten von guten Freunden gegeben wurde, war der hauptsächlichste: er möchte doch, um die Pariser jeunesse dorée, darunter namentlich den in Theaterdingen ausschlaggebenden Jodel-Club für sich zu gewinnen, eine neue Ballett-Einlage für den II. Akt komponieren. Man kann sich denken, mit welcher Entrüstung Wagner diesen Vorschlag anfangs von sich wies. Indes, bei näherer Erwägung, fand er ihn doch eines Zueignungswertes wert, und so ließ er sich herbei, die Ballettszene des Anfangs erheblich zu erweitern, und damit die Musik hierzu, die ja schon in der Duvertüre vorkommt, nicht zweimal wiederholen, von der Duvertüre folglich in die erste Szene überzulassen. Längere Zeit hindurch bleibt in der neuen Fassung die Musik die frühere, dann aber beginnt ein neuer Satz von so viel fröhlicherer Charakteristik und so viel intensiverer Farbenpracht, daß man sofort den Meister des „Tristan“ an sich erkennt. Das ist ein Schmachten, Tauschen, Toben, Rasen, das einem der Atem vergeht, in beschämlichem Sinne! Man ist berauscht, betäubt. In das ist kein Wechsel mehr, das sind entfesselte Elemente, die im tollen Wirbel tanzen schwingen. — Schwer zu dehalten ist's

Kunst und Künstler.

— Am ihrer diesjährigen Non-streife in Frau Pauline Ucca auch in Stuttgart aufgetreten, dem sehr zahlreich versammelten Publikum zur großen Freude. Besonders ist es der dramatisch bewegte Gesang, in welchem die Künstlerin noch immer unvergleichlich steht. Schnitzers Ballade „Erlkönig“ singt ihr wohl kaum jemand nach. Nur eine so vornehmlich geistulte Stimme, wie es jene der Frau Ucca ist, vermag es, die Tönung so zu dämpfen und zu steigern, daß die geinigenen Worten des Erlkönigs, der Esen, des Kindes und des Vaters charakteristisch aneinandergehalten werden. Besonders wird der wie aus der Ferne kommende zarte Gesang der „Töchter Erlkönigs“ auf das düstige behandelt. In getragenem Maßen wird die Einbeziehung in metalligen Klang in der Stimme der Frau Ucca durch die Empfindung vertieft, durch welche sie auch unwillkürlich platt Lieder zu veredeln versteht. s

— Unser Correspondent teilt uns folgendes mit: Es hat sich in Berlin eine „Freie musikalische Vereinigung“ gebildet. Derselbe hat zu ordentlichen Mitgliedern schaffende und ausführende Künstler sowie Verleger; sie hat für die Musik dieselben Prinzipien und Tendenzen, wie der Verein „Freie Bühne“ für das Theater. Sie bezweckt die Verbesserung durch die angenommenen Werke ihrer Mitglieder und den euerstlichen Erwerb durch die Vorträge. Die Vereinigung hat wöchentliche Liederkabarets und nimmt auch außerordentliche Mitglieder, Dilettanten und Musikfreunde auf, die Stimmberechtigt sind und zu allen Liederkabarets — aber nur als Zuhörer — Zutritt haben. J. J.

— Wir erhalten einen längeren Aufsatz, welcher die Behauptung eines Correspondenten, daß jetzt von Prag als Musikant bekannt mehr gesprochen wird, durch den Hinweis auf die vielen bedeutenden Wirken zu entkräften sucht, die in Prag konzentriert. Da uns der Mann selbst, der polemischen Ausführungen des geschätzten Herrn Einsenders ins Detail zu folgen, geben wir nur eine Stelle aus dessen Aufsatz hervor. „Bekanntlich hat in Prag seit einigen Jahren das politische Leben gewaltig und ungebildet, Vernunft und Unvernunft so leidenschaftlich ergreifen, daß es fast jedes andere Interesse in den Hintergrund stellt. Zudem hatten sich die nationalen Gegensätze so zugelegt, daß z. B. der Verkauf von Karren bei einem deutschen oder tschechischen Waghändler, ja sogar Aufschlagzettel in beiden Landessprachen Unwillen erregt. Je nach der Sprache der Konzertsanzeige wurden musikalische Aufführungen immer nur von einer Nationalität besucht. Daß auch das deutsche und das tschechische Theater sich befanden, anstatt wenigstens teilweise sich gegenseitig zu ergänzen und sich auszubilden, geriet ihnen und dem Publikum zum Schaden. Vielmehr wird der eben geschlossene nationale Waffenstillstand auch auf die Kunst fördernd wirken.“

— Das unter dem Protektorat Sr. Majestät des Königs von Württemberg stehende Stuttgarter Konservatorium für Musik hat im vergangenen Herbst 124 Zöglinge aufgenommen und zählt jetzt im ganzen 550 Zöglinge. 150 davon widmen sich der Musik berufsmäßig, und zwar 62 Schüler und 88 Schülerinnen, darunter 74 Nicht-Württemberger. Unter den Zöglingen im allgemeinen sind 317 aus Stuttgart, 59 aus den übrigen Württemberg, 9 aus Preußen, 6 aus Baden, 2 aus Bayern, 3 aus den sächsischen Fürstentümern, 1 aus Hamburg, 1 aus Bremen, 2 aus den Niederlanden, 15 aus der Schweiz, 1 aus Österreich, 1 aus Italien, 4 aus den Niederlanden, 48 aus Großbritannien, 3 aus Rußland, 31 aus Nordamerika, 3 aus Südamerika, 1 aus Java, 1 aus China, 1 aus Australien, 6 aus Afrika, 3 aus Indien. Der Unterricht wird von 36 Lehrern und 7 Lehrerinnen erteilt, und zwar im laufenden Semester in wöchentlich 723 Stunden. — O. —



Litteratur.

Dr. Hugo Riemann, Handbuch der Harmonielehre. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Der vortheilhaft bekannte Lehrer am Konservatorium zu Hamburg, Dr. H. Riemann, stellt seine Harmonielehre auf die neuesten Gesichtspunkte der wissenschaftlichen Musik und der Tonempfindungen, über welche be-

kanntlich besonders Helmholtz wichtige Aufschlüsse gegeben hat. Sein Buch, bereits in zweiter Auflage erschienen, wendet sich nicht nur dem Lehrer als auch dem Schüler, allein auch der letztere wird ohne Vermittelung des Lehrers der lausend Beispiele wegen, welche dem theoretischen Teile angeschlossen sind, viel Gewinn aus dem klar und für jeden Gebildeten faßlich geschriebenen Werte ziehen. Man wird in demselben manchen neuen Ansichten begegnen, denen man beistimmen muß. So nennt Hr. Riemann eine Tonleiter nur eine Auseinanderlegung von Akkorden mit Durchgangsnoten. Besonders feinsinnig und anregend sind die Abschnitte über Vorkaufsdiatoniken und über Tonalität geschrieben.

Herzensklänge. Gedicht von Hermine Semjen de Semje. Trieb, Selbstverlag. — Es ist ein edles Frauengeheim, welchem diese Gedichte entströmen sind. Die Dichterin sagt selbst, daß sie, erlöst von einem Streben, ihre Lieder dem Hochaltar des Wohlthuns geweiht wolle, denn sie beabsichtigt den Kleinertag ihrer Dichtungen der Erhaltung des Notleidenden in Lehrerelchthum zu widmen. Sie sagt ferner, daß „die höchsten Kräfte ihrer Muse nur im Höhlen können glänzen“, worauf sich natürlich „blühn“ reimt; sie geteilt, „ich singe wie der Vogel, an Kunst es mir gebracht, nur was mein Herz erfüllt, muß werden zum Gedicht; ob es in Wehmüt bebt, ob es in Freude schwillt, ob es vor Wonne trumelt ein Götterbild enthüllt.“ Wie das letztere möglich ist, bleibt schwer verständlich. Wenn die Dichterin versichert: „Die edle Nächstenliebe umfaßt mein reiches Herz, wie fälschlich ging's uns an, wo blieb der frohe Schmerz“, so kann man ja die lange Form der für „frohen Schmerz“ forgernden Nächstenliebe antworten; wenn sie aber gleich darauf äußert: „Wenn wir nicht Freunde hätten — es wäre ab und traurig, vereint mit unserm Haus...“ — so klingt dies etwas profan. Doch wir wollen ja keine erschöpfende Kritik der „Herzensklänge“ von Hermine Semjen de Semje schreiben, sondern sie nur darauf prüfen, ob sie für Komponisten passende Lieder enthalten. Dies kann nur bejaht werden; besonders in der Gruppe von Liebesliedern gibt es einige in der Form glatte, im Grundgedanken ansprechende innige Lieder, welche für den Tonsetzer geeignet sind.

In laugen Stunden. Lieder aus der Stille von Friedrich Oer. Baden-Baden, Verlag von Emil Sommermeier. Komponisten, welche für geistliche Lieder Texte brauchen, werden in diesem Buche eine große Auswahl für ihren Bedarf finden. Der Verfasser bringt u. a. eine lange Reihe von Liedern, welche sich auf den Verlust eines geliebten Kindes beziehen und weiß immer religiös zu trösten. Auch viele Frühlings- und Herbstlieder sind in dieser reichen Sammlung vorhanden. Mit Genehmigung weiß Hr. Oer darauf hin, daß gegen 60 Komponisten bereits zu seinen Texten Lieder geschaffen haben.



Notizen.

— (Ein Phonographengruß.) Als kürzlich von Herrn Baummann, dem würdigen Vertreter des Königs, im Magazin der Hofkapellmusikdirektors und Bach Sohn in Köln vor einem kleinen Kreise von Journalisten, Künstlern und Gelehrten der verbesserte Phonograph mit seinen Wunderleistungen vorgeführt wurde, befand sich unter den Gästen auch Karl Mayer, der gemalte Sänger der sächsischen Oper. Gesprächsweise gedenkt Herr Mayer seines seit vielen Jahren in New York lebenden Bruders und eines Lieblingsliedes desselben, das er ihm früher oft gesungen. Sofort stellt der hiesige Amerikaner ihm den Phonographen zur Verfügung, und der lebenswürdige Künstler, entzückt von der Idee, läßt sich nicht zweimal bitten. Professor Müller steht sich an den Flügel zum Begleiten, und bald ist das Lied, mit innigem Ausdruck gesungen und getragen von den Klängen des herrlichen Instruments, dem Phonographen anvertraut; einige herzliche Worte des Glückes an den fernem Bruder füllen den Rest des kleinen Nachschlunders, der nun mit seiner fühlbaren Vorkraft die Reise über den Ozean macht. Man denke sich die Freude des Remmorsers, wenn er jetzt sein Lieblingslied in des Bruders so lang ersehnter, sympathischer Stimme, wenn er dessen herzliche Worte so oft er will anhören kann. — m. —

Weiteres.

— (Wenn man verstimmt ist.) Eines Abends sah Franz Liszt in seiner behaglichen Wohnstube am Schreibtisch; der Meister hatte für den heutigen Tag alle Einladungen angeschlagen und auch keine Besucher angenommen; er wollte arbeiten, in einen bequemen Schlafrock gehüllt, an den Füßen weiche Pantoffeln und lehnte sich behaglich in seinem Lehnstuhl zurück. Nach einigen Minuten des Nachdenkens ergriff er die Feder und wollte seine Einfälle auf Papier werfen, aber was war das? Er war nicht im Stande, seine Gedanken zu sammeln und sie mit der ihm eigenen Majestät niederzuschreiben; mühsam legte er denn die Feder hin. Ueber seiner Wohnung befanden sich nämlich die Gesellschaftsräume eines Bankiers, der heute Empfang hatte, da wurde nun darauf los gehämmert, und das arme Klavier und der große Meister hatten darunter zu leiden. Versonnen, Walzer, Polkas, alles wurde bereits gespielt, als sich plötzlich die Thüre des Musikzimmers öffnete und in dem Rahmen derselben erschien ein (weniger als Vierzehn) im Schlafrock und in Pantoffeln! Allgemeines Staunen bemächtigte sich der glänzenden Gesellschaft ob dieses seltsamen Anzuges, doch dem vergötterten Meister verzieh man gerne seine nicht jalousische Erscheinung und in atemberaubender Eile richteten sich aller Blicke gespannt auf seine Bewegungen. Langsam schritt nun der Meister zum Flügel hin, von dem der Klavierstube Jüngling schnell entwisch, setzte sich ans Instrument, ließ seine Finger einmal über die Tasten gleiten, die hell anklangen unter den Händen des Klaviergottes, klappte den Deckel zu, schloß das Klavier ab, steckte den Schlüssel in die Tasche seines Schlafrockes und schritt so ruhig wie er gekommen wieder zur Thüre hinaus und seiner Wohnung zu. Carola G.

— (Nach ein Klavierlehrer.) „Wer haben Sie denn nie ernsthaft studien gemacht, haben Sie denn niemals mit den Fingern sich bestimmt, niemals eine Cifa gelbt?“ ließ der Professor einen Engländer an, der in schon reifen Jahren um Aufnahme in ein Konservatorium sich bewarb und eben etwas auf dem Klavier vorgespelt hatte. — „Wah, ich hatte hierzu in London keine Zeit“, lautete die Antwort. „Ich mußte gar so viele Klavierstunden geben!“ G.

Deutsche Lieder in französischem Gewande.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebes ist verschunden,
Das dort gemohnet hat.

Au fond de l'agreste vallée
J'entends toujours le moulinet,
Mais la meunerie est envolée
Avec qui? le diable le sait.

Jetzt gang i an's Brünnele,
Trink aber net;
Da fuch' i mein herbstliche Schatz,
Zind'n aber net.

Tra la ta! près de la fontaine
Je ne dois pas:
J'attends au pain mon inhumaine
Qui ne vient pas!

Was heilte dich von deiner Wein?
Alter Wein!
Was gab dir denn den besten Trost?
Züßiger Most!
Was stärkte wieder deinen Mut?
Traubenblut!

Dis le remède au mal souffert,
Johannisberg!
Le liquide oh s'éteint l'opprobre,
Vieux jus d'octobre!
Et le doux nectar que tu bois?
— Cidre... je crois.

Sieht dies nicht so aus, als hätte ein französischer Herr von Strikow sich das deutsche Lied zu recht gelegt? Es soll aber wirklich in den Textbüchern der von dem sächsischen Gesangsverein in den fünfziger Jahren in Paris gegebenen Konzerte neben dem deutschen Original zu lesen gewesen sein. G.



Kunst und Künstler.

Am 28. Februar feierte Franz Josef Schüttli sein fünfzigjähriges Jubiläum als Opernsänger. Seine Vaterstadt Aarau (Schönmatt) gab an diesem Anlaß eine Festschrift heraus, welche die musikalische Thätigkeit und die Charaktervorzüge des K. würt. Kammerjägers mit beredten Worten bespricht. Frühzeitig gab sich die musikalische Begabung Schüttli's kund; er sollte Weber werden und als er in Komoten bei einer Messe auf dem Chöre gesungen, gab ihn ein Lehrer den Rat, zum Theater zu gehen. Früher machte er am Prager Konservatorium beim Professor G. Cordigliani Gesangsstudien und betrat zum erstenmal am 29. Februar 1840 als Belisar in Donizetti's gleichnamiger Oper die Wiener Bühne mit großem Erfolge. Er wirkte später auf den Bühnen von Prag, Wien, Salzburg, Venedig, Hamburg und zeichnete sich durch die künstlerische Durchbildung seiner Rollen, sowie durch seine seltene Rücksichtnahme aus. In Hamburg hat er während seines fünfzigjährigen Engagements 800 mal, in Stuttgart, wo er für die Hofbühne gewonnen wurde, während seiner mehr als 35jährigen Wirksamkeit über 2000 in der Oper und gegen 800 mal in Konzerten gesungen. Seine Leistungen als Sänger wurden von großen Kennern, wie Meyerbeer, Wagner, Jenny Lind u. v. a. ebenso als tüchtig anerkannt, wie vom Publikum. Schüttli hat auch mehrere Opernwerke übersezt und sich als Komponist einen guten Ruf erworben. Er kann mit voller Befriedigung auf sein der Kunst pflichtig und vielwoll gewidmetes Leben zurückblicken.

Ein neuer Walzer für Männerchor von Thomas Kolbat: „Ein Abend in St. Leonhard“, erschien soeben bei F. C. G. Leutert. Die erste größere Aufführung desselben wird in Coblenz stattfinden.

Im Pariser Odéon-Theater wurde jüngst Goethe's „Egmont“ in einer Liebeslegung von Adolfs Weber und mit Beethovens Musik aufgeführt. Das Trauerspiel fand zu Anfang ein freundlich beherrschtes Publikum, das sich erst im letzten Akte erwiderte. Es verstand weder Goethe's Dichtung noch Beethovens Musik.

Belina Patti singt noch immer gut, allein sie altert. Um jünger auszufehen, ließ sie ihr schwarzes Haar in blondes verwandeln. Die Blondine Patti konzertiert jetzt in London.

Die Oper „Israel“ von Franchetti aus Genua, einem Enkel des Barons Rothschild in Wien, hatte bei ihrer ersten Aufführung im Hamburger Stadttheater einen großen Erfolg erzielt.

Carl Böhm, einer der bekanntesten Niederkomponisten Deutschlands, hat vom Herzog von Anhalt-Jessau den Orden für Kunst und Wissenschaft I. Klasse mit der Krone am Bande erhalten.

Zu Berlin kam in einem Populärkonzert des philharmonischen Orchesters eine symphonische Dichtung mit Schlußchor: „Aino“ von H. Kajanus zur ersten Aufführung. Der Komponist ist Musikdirektor in Helsinki. Der Musikreferent des Berliner Couriers bemerkt, daß dieses Werk einen achtbaren, ernsthaften Eindruck hervorruft, ohne doch tiefer zu interessieren. Das Neue fehle und warmblütiges Leben fehle auch. Doch sei ihm eine poetische Stimmung nicht abzusprechen, die durch Harmonisierung und Instrumentation recht gut unterstützt wird.

Wie die Smyrner Zeitung „Amathia“ meldet, hat der Kapellmeister Moroni, der einen sehr heftigen Anfall der Infuenza zu übersehen hatte, nach seiner Genesung unter dem Titel „Infuenza“ eine symphonische Dichtung komponiert, in welcher er alle Stadien der Krankheit, vom ersten Schüttelfrost bis zur letzten Appetitlosigkeit, sehr charakteristisch in Tönen gezeichnet haben soll. Öffentlich wird diese Infuenza-Symphonie nicht aufgeführt — auf Konversationen, meint ein Berliner Blatt.

Der Elberfelder Männer-Gesangsverein teilt uns mit, daß er den Annahmetermin für den am 25., 26. und 27. Mai d. J. stattfindenden Wettstreit deutscher Männerchöre bis zum 15. März er. verlängert habe.

In Brüssel erzielte die fünfaktige Oper von Ernst Reyer „Salomé“ bei ihrer ersten Aufführung im Théâtre de la Monnaie einen großen Erfolg.

Frau Amelie Nikisch hat, auf einer Konzertreise begriffen, in Heidelberg Lieber von Schumann, Franz und Wallnöfer gesungen. Das Publikum war von der Lieblichkeit ihres Gesanges und ihrer Erscheinung entzückt.

Im Stadttheater von Bremen wurde eine neue komische Oper: „Der Boge“ (in 1 Akt) von Julius Kulentampt feillich aufgenommen. Die Kritik lobt an derselben die reizenden Melodien und die geistreiche Instrumentierung, welche wirksame Kontraste herbeiführt. Der Komponist sei für das Schaffen einer großen Oper hervorragend begabt.

Im Münchener Hoftheater hat der Tenorist Mag. Kibary, ein Sohn Oswald Menckens, in Wagnerischen Opern Eifer gezeigt. Sein Tenor ist von baritonaler Klangfärbung und wird sein Spiel als originell und wirkungsvoll bezeichnet.

Zu Eisenach finden wegen des dort abzuholdenden allgemeinen Tontöpferfestes Vorbereitungen statt.

Zu Aachen wurde ein neues Sextett für Klavier, Violine, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn von E. Thunille aus München aufgeführt. Wie die Kritik hervorhebt, zeichnet sich dieses Werk durch eine eigenartige Klangschönheit aus; es ist gehaltvoll und gefällig entwickelt und zeugt von großer Geschicklichkeit in der Verwendung und Verbindung der genannten Instrumente.

Seileres.

Von der berühmten Sängerin Lodi erzählt man sich folgendes: Diese ausgezeichnete Künstlerin bezog zu St. Petersburg an Katharinen Hof eine sehr ansehnliche Lage. Sie war jedoch damit nicht zufrieden und verlangte — falls sie bleiben sollte, 8000 Rubel fürs Jahr, ein zu damaliger Zeit enormes Begehren. Natürlich fand man diese Forderung übertrieben, und machte ihr die verschiedensten Vorleistungen; sie aber beharrte bei dem einmal Gefagten und — sang nicht mehr! — Endlich ließ Katharina selbst sie zu sich rufen und machte ihr Einwendungen aller Art, doch blieben dieselben nicht minder fruchtlos, als die früheren. Entrüstet über den unbesonnenen Sinn der Sängerin rief die Kaiserin aus: „Wissen Sie mal, daß selbst meine Generale nicht mehr als 6000 Rubel jährlich erhalten?“ „Wohl“, erwiderte Lodi, „so lassen sich Ew. Majestät auch von Ihren Generalen — vorsetzen!“ Die Kaiserin mußte darüber derart lachen, daß die Lodi erhielt, was sie gefordert hatte.

Als im Jahre 1744 König Friedrich in Berlin einer Opernvorstellung beiwohnte, hob sich aus der Reihe plötzlich ein Vorhang des rückwärtigen Teils der Bühne, so daß auf einen Augenblick die Reine der sich dort einfindenden Tänzer sichtbar wurden. Friedrich bemerkte augenblicklich zu dem neben ihm stehenden englischen Gesandten: „Sehen Sie da, Windsor, ein vollkommenes Bild des französischen Ministeriums, lauter Reine ohne Kopf!“

Gnädige Frau werden doch auch so liebenswürdig sein, mein Konzert zu besuchen? Bedauere recht sehr, es geht wirklich nicht, ich habe nämlich Trauer.

Oh, das schadet doch nichts, — es handelt sich ja dabei nicht um ein Vergnügen.

Literatur.

Der zwölfte Jahrgang der vom Professor Ernst Breslau herausgegebenen musikpädagogischen Zeitschrift: „Der Klavier-Lehrer“ bringt wieder eine Anzahl gebiegender musikpädagogischer, musikwissenschaftlicher — ästhetischer und historischer Aufsätze aus der Feder der hervorragenden Musikwissenschaftler, außerdem viele ausführende Rezensionen und Singsprüche der Musiklehrer- und Tontöpfer-Vereine Deutschlands, deren Organ das Blatt ist.

H. Kögeler: Harmonie- und Kompositionslehre. Zum Selbststudium für Lehrer und Freunde der Musik, für Musikschulen, Seminaristen und Präparanden-Aufgaben I. Teil. (Breslau, Frz. Göseler.) (Musikdirektor Aug. Reiser gewidmet.) Noch selten ist uns ein musikalisches Lehrbuch in die Hände gekommen, welches in seiner Anlage und Durchführung so praktisch erscheint, wie das vorstehende. Der Verfasser war vorzugsweise und mit Erfolg bemüht, den häufig spröden Lehrstoff in eine anregende und leichtfaßliche Form zu kleiden. Seine Methode ist sichtlich

aus langjähriger Praxis hervorgegangen; die Erklärungen sind gebäugt, aber vollständig und leicht verständlich, und nichts erscheint früher, was der Schüler erst später zu verstehen vermag. Besonders zielt der Verfasser darauf hin, daß der Schüler die gestellten Aufgaben selbstständig lösen kann und mit dem Bewußtsein dieses Könnens wächst bekanntlich die Freude und der Eifer an der Arbeit. Eine besondere Anerkennung ist die Beigabe eines Aufgabens- und Arbeitsbuchs, die Aufgaben sind vorgeordnet und entsprechender Raum zur Lösung derselben ist frei gelassen; seine eigene Arbeit dient also dem Schüler als beständiges Nachschlagebuch. Ein ganz besonderer Gewinn für den Selbstunterricht ist das Anerbieten des Verfassers (Seminar- und Musiklehrer in Liebenthal, Schlesien), die Korrekturen im Aufgabebuch besorgen zu wollen. — Es vereinigen sich, alles in allem, in diesem Werkchen alle Faktoren, die einem guten praktischen, seinen Zweck voll erfüllenden Lehrbuche eigen sein müssen. Wir empfehlen dasselbe angelegentlich.

Schiller's Gedichte. Neue illustrierte Ausgabe. Stuttgart, Verlag von Paul Neff. Diese neue, reich und nur mit Originalen illustrierte Ausgabe verbindet eine handliche Form mit reichem bildlichen Schmuck und mit eleganter Ausstattung. Dieselbe zeichnet sich außerdem durch die Beigabe einer Lebensskizze und durch erklärende Anmerkungen aus, welche das Verständnis mancher Gedichte erleichtern.

Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigiert von Alois Krüskamp und W. Tölscher (Prag, Selbstverlag; in Leipzig: G. Knobloch). Es ist in der That ein dankbares Unternehmen, das der obgenannte Verein auszuführen begonnen hat. Man findet unter vielen wiederum einen erstaunlich reichen Schatz volkstümlicher Dichtungen und gewinnt ein überaus reiches Kulturbild über das Deutschtum in Böhmen.

Silbenrassel.

Aus den Silben: da, ge, re, le, as, i, ha, mo, ar, si, e, mi, spon, or, ra, lan, ett, au, du, tu, dyl, i, zart, reis, li, tin, den — sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben zwei berühmte Violinkünstlerinnen ergeben. Die Wörter bezeichnen:

- 1) einen Meister der Tonkunst,
- 2) eine Oper von Gluck,
- 3) einen Komponisten,
- 4) eine Dichtungsart,
- 5) ein Oratorium von Mendelssohn,
- 6) einen italienischen Opernkomponisten,
- 7) eine Anzeigebung,
- 8) einen weiblichen Namen,
- 9) ein Musikstück,
- 10) eine Vorstadt Münchens,
- 11) ein Musikinstrument.

Auflösung des Rätsels in letzter Nummer. Brahms — Rahm.

Musikalische Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mark.

Inhalt Nr. 4.

Eine Viertonstunde Caribaldi. Von Moritz Witte. — Ein musikalisches Märchen-Erzähler. Von Dr. Adolph Rebut. (Fortsetzung.) — Einführung in die Oper, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen. Von Ernst Wasgö. XXII. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in zwei Akten. Der Verschönerer, Zaubermärchen von Mannin. Mit Musik von Conradin Kreuser. (Fortsetzung.) (Mit Illustrationen.) — Musikalisches Plauderchen. — Kiste. (Gebicht mit Illustration.) — Unterhaltungen über Musik und Musiker. Von Julie Hüb. Das Quartettspiel. (Neue Folge.) — Briefkasten. — Rätsel. — Anzeigen.

Musikbeilage:

Alt, Diehl, Kindlich's Bitte. Klavierstück. — H. A. Scherer, Abendlied, für 1 Singstimme mit Klavierbegleitung. — Franz Wehr, Schüttli's Walzer. Klavierstück.

Probennummern gratis und franko.

XI. Jahrgang Nr. 6.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. P. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, a durch Verlag mit Dr. A. Schönbach illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfspaltige Monoparille-Zeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Expl. Mark 4.— (eig. Gebühren für Postemplare).

Kürzliche Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen End- und Auskanten-Handlungen 80 Pfg. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Madame Gaston.

Erzählung von Johannes Glanville.

Ich würde sagen, die Grazien und Mufen hätten einst die Wiege meines Freundes Gaston umstanden, doch die genannten Damen sind in seiner Heimat fast in Mißkredit gekommen, weil sie sich in früheren, galanteren Zeiten allzuoft zu solchen Liebesdiensten herbeilassen mußten. Aber ich könnte pathetisch versichern, der Himmel habe sein reiches Hüßhorn über Gaston herabgeschüttet, aber wer denkt heutzutage in Paris an den Himmel? Nur die Armut und jene alternden Kofetten, die viel abzuhängen haben und deshalb mit Hebelbüchern, die mit der Farbe ihrer Toilette elegant zusammenstimmen, in eine Kirche wandern, deren Schutzpatron ihnen besonders sympathisch ist, mag er nun St. Honoré, St. Denis oder St. Martin heißen. Das übrige Paris betet nur zu einem einzigen Heiligen, der noch dazu entschieden in die Kategorie der „wunderlichen“ Heiligen gehört; er heißt St. Ego, das heilige Ich — der Egoismus!

Aber gerade diesen Götzen opferte Freund Gaston sehr wenig, denn er war eine reich veranlagte Natur und gab an Geist, Lebenswürdigkeit und Anerkennung stets mehr als er nahm, er sah und erfaßte nur das Schöne, kurz, er war ein echter Dichter. Und zwar keiner jener modernen Schriftsteller, die ihre Studien in der Morgue und in Latzterhöhlen machen, auch keiner jener Dichterlinge, die flügendes Spiel mit Worten und Phrasen für Poesie ausgeben, sondern er war ein Poet in des Wortes bester Bedeutung.

Eine seiner Verehrerinnen — und er hatte deren eine Menge — sagte mir einmal ganz begeistert: Wenn man Gastons Gedichte liest, so hört man Musik, so süß sind ihre Rhythmen. Es ist nicht rauchende Opernmusik, aber das Singen der Vögel im Walde, das liebliche Rauschen einer Quelle, das Säuseln des Frühlingswindes in Rosenbüschen! — Sie hatte entschieden von ihm gelernt, die idyllische Quelle, wenn sie so entzückt von dem Dichter sprach, dessen Vögel sie nicht nur zierlich gebunden in ihrem Salon als litte-



Marie Renard.

rarisches Schauobjekt anstellte, sondern die sie auch in ihrem Douloir las. Quelle hatte sich früher sehr wenig um Poesie (außer um die einer eleganten Toilette) gekümmert, hatte, da sie Paris nur verließ, um in ein Modebad zu fahren, — dem „Rauschen der Waldquelle“ gewiß nie gelauscht und von kleinen Waldjüngern nur gewußt, daß sie präsent zubereitet, eine delikate Vorspeise gaben und sich um ihr Singen nicht gekümmert. Verschwanden sie zu Küchensweden, wie es zu erwarten ist, gänzlich aus Frankreichs Wäldern — nun, so war es schade um den zarten Praten, aber nicht um den Gesang aus kleinen Vogelfehlen,

der die Waldesstille so süß unterbricht. Der Franzose spricht so selbst zu viel, um auf die Stimmen der Natur so aufmerksam wie der Deutsche.

Gaston hatte einen einzigen Fehler in den Tugenden der Damen, die ihn vergötterten: er war verheiratet. Und zwar mit einem Weibe, das niemand kannte, mit dem man also in keiner Weise konfizieren konnte. Der Boet wich allen Fragen nach seiner Gattin geschickt aus, gönnte niemandem einen Einblick in seine Samslichkeit und man konnte daher nur vermuten, daß seine Frau in der Nähe von Fontainebleau in einem kleinen Häuschen verborgen leben mochte, welches Gaston kürzlich gekauft hatte. Genauer war aber auch hierüber bei Gastons Eigenart nicht zu erfahren und das war Grund genug für die bösen Zungen, sich so manches über dieses Schwestern von einer Frau zuzuraunen, die bald eine reiche, dünne Mäherstochter, bald eine dem Kloster entlaufene Nonne, bald eine Seiltänzerin sein sollte. Nicht die letzten unter diesen rege arbeitenden bösen Zungen waren Verehrerinnen sehr guter Herzen, die Gaston gern wegen seiner möglichen Ehe getrobelt hätten.

Daß Gaston in Gesellschaft schwachtete, gab auch Frau Lucile Stoff genug zum Nachdenken. Gaston direkt nach seiner Frau zu fragen, war bei dem Taktgefühl Luciles unmöglich, ebenso unmöglich war es aber auch für die Neugierde der pitanten Mitwe, den interessanten Fall ganz zu ignorieren. Ich mischte mich nie in die Debatten über „Madame Gaston“, die auch von seiten der Verehrer Luciles eifrig gepflegt wurden, denn man hoffte von den Enthüllungen über Gastons Verzeugschance einen Blickschuß auf ihn selbst thun zu können, der auch Lucile von ihrer Dornleide für den Worten heilen sollte. Trotzdem wurde ich gerade deshalb von ihr zum Heiden eines neuen Argonautenzeuges anverleihen, welcher die Persönlichkeit der Madame Gaston aus ihrem Dunkel hervorzuziehen sollte.

Ich dachte nichts von Luciles verübten Vorhaben, als ich an einem Frühlingsabend in ihren Salon trat, den riesige Fliederbouquets mit ihrem süßen Duftworte füllten. Die Blüthenstrahlen, von denen eine besonders zartgefärbte auch an Luciles Gürtel befestigt war, sollten offenbar noch den Effekt erhöhen,

den die schöne Frau mit ihrer bloßviolettten Toilette ergötzen wollte. Aber sie schien blässer als sonst in dieser lichten Färbung, die sich, um einige Schattierungen tiefer so gut für Motoren schickte, und auch die Färbungen um Mund und Augen waren tiefer und herber als sonst. Galt dies der Weisheit Galtens, der schon vor mehr als einer Woche Paris verlassen hatte? Vielleicht! Jedenfalls war es aber, mit dem sich Lucile beschäftigt hatte. Ihr Schwager Leonhardt, der treueste Sklave ihrer Töchter — er wünschte an die Stelle seines verstorbenen Bruders vorzurücken und Luciles Gatte zu werden — war einer der reichsten Buchhändler von Paris. Ihn hatte Lucile zu überreden gewünscht, er möge eine Zeitung ins Leben rufen, die ausschließlich die poetischen Interessen der jungen Republik vertrete.

„Poetische Interessen?“ fragte er eben scherzend, als ich den Salon betrat. „Gibt es die jetzt noch? Das heißt, wird das neue Journal Abnehmer finden? Woher so schnell die Mitarbeiter nehmen, woher den Redakteur?“

„Der ist bald gefunden! Wer kann dies besser sein, als Galtan?“

„Galtan? Sie protegieren ihn sehr, fast zu sehr, schöne Schwägerin.“

„Nur um ihn für Ihr neues Unternehmen zu interessieren, das Ihnen Ehre und Geld einbringen wird.“

Das hatte entschieden! denn dieser letzte diplomatische Schachzug war von einem so vielversprechenden Lächeln begleitet gewesen, wie es nur auf den Lippen einer siegesreichen Frau erscheinen kann.

„Gut! Galtan mag kommen, um sich mit mir zu besprechen!“

Nichts anderes hatte Lucile ersehnt, als diese Erlaubnis. Und Lucile winkte mich heran, um auch mir meine Rolle in ihrem Plane zuzuteilen. Was so harmlos wie eine, daß sie jede Bühnennahme um ihre Verheiratung hätte beneiden müssen, sagte mir Lucile: „Sie sind ja sein Freund! Es wäre unentwärtlich von ihnen, Galtan nicht sogleich von diesem Unternehmen zu benachrichtigen. Sie werden ihn auffinden — es ist ja nur ein kleines amüsantes Intermezzo für einen so gewiegten Diplomaten, den der Herrgott zu finden!“ (Ich muß bemerken, daß Luciles Schmeichelei eine sehr verfehlte war, denn es hat nie jemand gegeben, der weniger als ich zum Diplomaten gelangt hätte.) Ich verbeugte mich pflichtschuldig, wobei Lucile mein Köpfchen zum Glück für das der befriedigten Gültigkeit hielt, wurde weiter instruiert und dann verabschiedet. Schon zwischen Thür und Angel rief mir Lucile nur wie gelegentlich nach: „Und wenn Sie das Schönen kennen lernen, das Galtans Namen trägt, so bitte ich um einen Bericht — nicht wahr?“

Am nächsten Morgen war ich in Fontainebleau; ein hübsches Kind war meine Führerin und sein Plaudern klang frisch durch die Waldstille. Als ich die kleine nach Madame Galtan frug, sagte sie wichtig: „Oh, die kenne ich gut! Sie ist eine alte Frau mit einem großen Hocker und kauft bei meinem Vater den Zucker!“

Eine hübsche Anstunft! Ich sah schon Luciles Augen vor Vergnügen leuchten, wenn ich ihr dieselbe brachte und ging langsam genug meinem Ziel entgegen, das wir erst nach zweifelhafte Wöndung erreichten. Die kleine lief mit ihrem Lohne vergnügt zurück und ich öffnete, begierig auf das Ergebnis meiner sonderbaren Mission, die Gitterthür zum Garten, der das niedrige Häuschen ganz umgab. Eine alte verwachsene Frau mit feinen Augen und gültigen Blicken erhob sich bei meinem Anblick von einer Bank und wies mich auf meine Frage nach Galtan ins Haus. „Mein Sohn ist daheim — die erste Thür im Erdgeschoß führt Sie in sein Zimmer!“

Die erste Thür — da war sie! Aber ich zögerte um doch einzutreten und mit meiner Nachricht aus dem gedruckten Streifen, den Galtan geflohen hatte, in seine Poetenkassette zu dringen — ein ungebetener Gast! Ueblich aber drückte ich vorsichtig die Klinke nieder und trat ein — im selben Momente, als ich auch eine zweite Thür in der Seitenwand des Zimmers öffnete. Galtan saß mir abgewandt an einem großen altertümlichen Schreibtisch und sah mit einem Ächeln seltsamen Glückes auf, als er das Thürgeräusch hörte. Und der Anblick der sich ihm bot, war dieses Glückes wohl wert. Da stand, vom Sonnenlichte umgeben wie von einem goldschimmernden Grunde, eine Gestalt in sojem weißen Gewande, blonde Locken in halber Verwirrung um das schöne Gesichtchen, einen Zweig rosigter Pfirsichblüten in der Hand — ein Bild des Frühlings selbst! Auch Galtan mochte das finden, denn er sprang auf, um diese

lichtungslose Erscheinung, die er sein Weib nennen durfte, an seine Brust zu ziehen. Doch Madame Galtan erblickte mich im selben Momente. Ein laut unliebsamer Heberstöhnung ließ mich Galtan aufmerksamen werden und den Stufenried in diesem holden Jogh! betrachten. Wie überflüssig kam ich mir vor! Galtan folgte sich zum Glück rascher als ich, stellte mich seiner Frau vor und fügte hinzu: „es ist einer meiner Portier Freunde, der mir gewiß Nichts gebringt — sonst?“

Gewiß! das war's! Das war mein Stichwort, das mich aus der peinlichen Situation befreite. Ich erzählte den Plon von Luciles Schwager, ohne natürlich die Urheberin dieses Projektes und meiner fatalen Retrospektionsfahrt zu nennen und wartete dann gespannt auf Galtans Antwort.

Er sagte aber lächelnd: „Dank für einer Vertrauen! Aber ich kann den Plon, den du mir da auftrügst, doch nicht annehmen, denn ich kenne überhaupt nur nach noch Paris zurück, um mich dort von meinen Freunden zu verabschieden. Ich kann nur hier verbleiben und glücklich sein und auch meine Frau findet keine Freude an dem Getriebe der großen Welt.“

„Du bist meine Weib!“ sagte Frau Galtan ganz leise und barg die erstörenden Wangen an Galtans Schulter mit einer Bewegung, die an Lucile gewiß sofort ausgehen hätte, hier aber halbescherzlicher Unbefangenheit entsprang.

Und so trug alles, was ich an diesem liebreizenden Gesichtchen während meines Besuchs beobachtete, denselben Stempel der Natürlichkeit und Anmut. Die junge Frau erzählte von ihrer Jugend, von ihrer Erziehung unter der Obhut von Galtans Mutter, von allen wichtigen Ereignissen ihres jungen glücklichen Lebens und als ich nach kurzen Stunden Abschied nahm, benedete ich Galtan mehr als nötig um diese Frau, die so ernst und verständlich sprechen, so herzlich lachen konnte — je nachdem auch „ihre“ Galtan ernst oder heiter war. Als ich mich endlich von dem Freunde trennte, sagte er plötzlich: „Begriffst du jetzt, warum ich das süße Geheimnis meines Hauses nicht den profanen Winden der Welt preisgeben und mein Mädchen für mich allein haben will? Wie würden sie flennen, könnten sie meinen Schatz sehen!“

Der Gedanke an Lucile und an ein Teil Egoismus ließen mich hier schnell Galtan um ein Bild seiner Frau bitten. Er lachte. — „Eine Photographie? die gibt es nicht! Ich habe ja sie selbst, die reizendste aller Frauen! Aber warum — das ist ein Bild von ihr, wenn es dir genügt!“

Und er reichte mir den blühenden Pfirsichzweig, mit dem ich seine Frau zuerst gesehen hatte.

Am Abend schon hielt ihn Lucile in den nervös zitternden Händen. Die Augen geschloffen, die Mundwinkel herb verzogen, forschte sie meinem Bericht über die Fahrt ins „gelobte Land“. Dann sagte sie mit bebender Stimme: „Die Schilderung dieses Heiligtums ist wirklich so verlockend, daß auch ich mich bald wieder verheiraten dürfte. Meine Verbindung mit Schwager Leonhardt steht noch bevor! Ich denke, wir werden unsere Hochzeitsreise nach Ägypten machen — ich sehne mich nach anderer Luft!“ — dann sah Lucile mit einem langen Blick in den Spiegel, senkte und starrte hinab auf den blühenden Pfirsichzweig in ihren Händen, — auf das reizende Bild von Madame Galtan.



Marie Renard.

Nun ein reizendes Weib mit vollen, runden Waden, ein Paar blühende Schmelzenaugen, einen Mund, der gerne und von Herzen lacht, gab dazu eine Rosis glöckereiner Stimme, eine Well doch schallvollerer Begabung, rührte das Ganze tüchtig mit einem, reichem Theaterschut um, füllte das Ganze in eine in Augenblick erblühende Form und . . . „Was, zum Teufel, wollen Sie denn mit diesem Kochbuchrezept? . . .“

„Nicht unterbrechen! Und Sie haben Marie Renard vor sich! Besser vermag kein kritischer Essay die Künstlerin zu zeichnen. Wer Marie Renard bis heute nicht kennt, dem ist nicht zu helfen, er gehe hin und bewundere sie und reise sich in die Schär ihrer Anbänger und wenn er selbst ein Bismarck wohernder Wagner-Wiederer!“ „Sonderbarer Schwärmer!“ „Wollen Sie Marie Renard kennen lernen,

wer sie war und wie sie die heutige Sonnenhöhe ihrer Kunst erreicht, ihr Buchen und Werben? . . .“ „Gewiß, doch wie?“ „Auf allermodernste Art. Die laublaugige Art, Biographien zu schreiben, hat sich überlebt und kritiker ihnen am besten, nur Rezensionen und so keine Lebensbilder zu schreiben, das Publikum will keine Lieblinge nicht durch die freundliche oder feindliche Brille des Kritikers sehen. Nein, man will seine Lieblinge, wie sie sind, wie sie sich geben und darum wagt man den Schriftstellern, es lebe die Selbstbiographie!“

„Wie, Sie wollten? . . .“ „Ja, ich will Ihnen und allen anderen Sterblichen Marie Renard vorführen, wie sie ist, und zwar in ihr selbst. Hier mein neuer Gifon-Biograph, in den Marie Renard kürzlich hineingelobter; nehmen Sie die Mährchen ins Ohr, ein Bild der Künstlerin in die Hand und hören Sie!“ Mein Biograph roffelt und gurgelt, die drehende Rolle gewinnt Leben und Sprache und Marie Renard beginnt: . . .

„Der Anfang soll das schwerste bei jeder Arbeit sein, sagte mir ein Schriftsteller, doch das merke ich nicht, denn ich habe einen, und zwar einen schönen: Ich heiße gar nicht Renard, sondern Böhl und meine Wiege stand nicht etwo im Vaterland der ruhmrührenden Frau von Orleans — Gott hab' sie selig — sondern on den grünen Ufern der Mur, in Graz im schönen Steierland. Nicht wahr, doch hätten Sie einem andern als mir selbst nicht geglaubt, denn man denkt sich und Steier immer nur mit einem grünen Berg unter den Füßen, einen „Indeger“ im Hals, einen Kropf am Hals und einem grünen Gut mit Spielgeschickern auf dem Haupte. Also an der Mur stand meine Wiege und geboren ward ich — achtzehnhundert und . . . Doch das verschweige ich lieber, es könnte einer so boshaft sein, am Anfang des nächsten Jahrhunderts diese Zeiten auszugraben und dann hieße es gleich: „Se, die ist schon alt!“ Also, lieber für die Zukunft vorgefagt und geschwiegen.“

Meine Kindheit verbrachte ich, wie tausend andere junge Mädchen; ich ging fleißig in die Schule und lernte nichts, für die Urelemente weiblicher Kunst, als da sind: Strümpfe stricken und Musterbänder häkeln, hatte ich auch nicht einen Funken von Symphonie; ich stieg lieber auf den alten guten Schloßberg und sang dort oben in sonniger Höhe manch munteres Liedchen in den Busch, tollte mit den Schulgenossen umher, kurz, ich war ein Durchschnittskind allergerühmlichster Sorte. Leider blieb es nicht immer so. Ich weiß nicht mehr, welcher Unfall die entscheidende Veränderung in meinem Leben herbeiführte — es dürfte bei einer von Schultallegorien improvisierten Theateraufführung gewesen sein, wo ich einen — jungen Heiden sang; genug davon, einige vornehme Gräzer Damen nahmen sich meines „Talentes“ an und man steckte mich ohne weiteres in eine Gefangenschaft; der Grund ist mir niemals klar geworden, möglich, daß meine Mutterzeit gefiel, mein schiefgewinkeltes Talent Beifall fand. Ich sang auch schon in Konzerten und noch einem beifallsreichen Abend in der Gräzer Ressource wurde mir sogar die Ehre zu teil, von Herrn Dr. Svoboda in der Gräzer Logenloge besprochen und gelobt zu werden. Ich bewahre dieses erste popierene Lorbeerblatt noch heute an!“

Im 24. Mai 1882 begann meine eigentliche künstlerische Laufbahn, und zwar, was selten vorkommt, in der Vaterstadt. Im Gräzer Landestheater brachte man zur Auswahl für jenen Abend eine Altistin; Frau Weinlich-Tiplo hatte mich warm empfohlen, dem Direktor gefiel ich und überließ mich zu denken, daß die guten Gräzer ihre junge Landmännin nicht sollen, aber gar durchfallen lassen würden. Also ich wurde hübsch kräftig gefordert, bekam auf einmal lange Haare und tiefe Falten und am Abend — hatte ich einen hübsch erwachsenen Sohn, ich ward Agneta. Die eble Zigeunermomente war zwar nicht das passendste Debit für eine jugendliche Anfängerin, aber es ging doch und der Abend brachte mir ein wenig Beifall und ein paar aufmunternde Bepfropfungen in den Gräzer Blättern. Mein

liebes Mütterchen hatte mich vor dem Debüt betreut und geweiht, begleitete mich ins Theater und war wohl meine stetigste Berührerin im Zuschauerraum. Noch heute ist sie diesen frommen Brauch und ich könnte keinen Tag singen, wenn ich nicht von meiner lieben Mutter gesegnet ins Theater ginge und wenn ich nicht wüßte, daß ihre treuen Augen im Theater stets als mein Schutzgeist auf mir ruhen.

Eines schönen Tages, es kam übrigens auch gerade gerechnet haben, besam Frau Weillisch ein Telegramm von Direktor Kreibitz aus Prag, er brauche sofort eine neue Altistin, ob die kleine Föhl, deren er sich erinnerte, stante pede zu haben wäre. Ich wurde zu Frau Weillisch gerufen, ich sagte gleich ja und so packte ich denn am anderen Morgen meine sieben Sachen, so viel waren es übrigens gar nicht, und zwei Tage darauf stand ich in Prag in der Kaulzel des deutschen Landestheaters.

Da sollte ich aber kurios enttäuscht werden. Meine Verfassung war keine Anerkennung meiner Person, sondern nur eine Verlegenheit der Direktion gewesen; eine Sängerin hatte gestreift, Direktor Kreibitz hatte mich als Nebenbühler anserstehen und als ich eintraf, schwamm alles wieder in etel Bäume und Vergebung. Ich stand da wie begossen! Umsonst nach Prag zu fahren, war mir ein zu großes Opfer, ich hatte vor dem Direktor die Augen voll Wasser. Er sah mich mitleidig an. „Was machen wir jetzt“, fragte er. Ich blieb stumm. „Na, wenn Sie einmal schon da sind, so probieren wir's in Gottes Namen!“ Ich debütierte als Nancy in „Martha“ in einem angestrichenen Kostüm und gefiel leidlich. Mit dem Engagement war es aber vorderhand nichts, der Direktor vertrieß mich von Tag zu Tag, ich wartete in der frommen Erwartung einer schätzerischen Aufbesserung, aber es ereignete sich durchaus nichts, was mir irgendwie förderlich gewesen wäre, ja ich war mehrmals auf dem Sprünge, wieder nach Hause zu reisen, aber das Geld fehlte mir. Da kam eine italienische Sogione mit einer kontraktbrüchigen Diva und ich wurde diesem Zufall Dank wieder Alzueina und hatte großen Erfolg. Der Impresario der Gesellschaft wollte mich sofort mitnehmen, da besam sich Direktor Kreibitz eines Besseren und engagierte mich. So sang ich denn in Prag ein Jahr lang, wirkte auch in zwei oder drei Operetten mit und war soviel mit meinem Schicksale zufrieden.

Im nächsten Jahre erhielt ich einen Ruf nach Berlin an die königliche Oper, denn ich mit Freunden folgte und hier erreichte ich jene Stellung, die mir in meinen ersten Anfängen als Ideal vorgeschwebt. Hier sang ich meine Rollen: Carmen, Mignon und andere und hier ging ich im „Wildschütz“ zu meinem derzeitigen Fache, dem Mezzosopran über, in dem mir meine schönsten Erfolge beschieden waren. Der Hof und das vornehme Berlin gewannen mich lieb und doch — ich war recht unbandbar — habe ich Berlin leichtlich verlassen. Das hat seine eigene Geschichte. Eines Morgens tritt mein Theateragent ein und sagt: „Fräulein Menard, Direktor Jahn aus Wien — ich würde ersuchen zuwachen — ist bei mir und bittet um eine kleine Probe.“ Ich lehnte rundweg ab, ich kann nicht Probe singen, ich bin des Morgens nicht bei Stimme, ich bin unwohl und übrigens gar nicht willens, Berlin zu verlassen. Der Agent ging, doch nur, um in einer halben Stunde wieder zu kommen: „Direktor Jahn erklärt, er müsse mich hören.“ Um dieser Autorität gegenüber nicht unbillig zu erscheinen, entließ ich mich, zu gehen, aber erklärte durt angekommen, nochmals, ich könne und wollte nicht Probe singen.

„Sie müssen“, sagte Direktor Jahn peremptorisch, und gut, ich sang. Weil mir gerade nichts anderes einfiel, sang ich die zweite Arie der Zerline, ich sang, ohne um mich zu bilden und — brach mitten in der Arie ab. „Sie sehen, Herr Direktor, ich kann nicht.“ „Ja, ich sehe, ich habe aber auch genug gehört. Mein Fräulein, auf Wiedersehen! Ich werde bald von mir hören lassen! Wien!“

Damit war die folgensthwere Unterredung aus. Im August 1887 gastierte ich in der Wiener Fopoper, mit schwerem Herzen, denn ich hatte schon vor meinem Auftreten den Kontrakt in der Tasche, ohne in Berlin schon gelöst zu haben. Nach der ersten Probe schon wurde ich zum Direktor berufen. Meister Jahn machte ein furchtbar ernstes Gesicht und lud mich zum Essen ein. Auf seinem Schreibtische lag ein großer Bogen.

„Fräulein Menard“, begann er, „wie viel wollen Sie haben?“ Ich erschrak, auf eine solche Frage war ich nicht gefaßt gewesen. „Nichts, Herr Direktor“, erwiderte ich, „ich bleibe in Berlin, es wäre undankbar von mir, die Fopoper im Stiche zu lassen!“

„Nichts da, Sie bleiben in Wien! Ich lasse Sie nicht mehr fort!“ Die Sprache war recht energisch, ich konnte nichts erwidern, so bestannen war mein Herz. „Aber, Herr Direktor!“ „Nichts da, unterschreiben Sie oder nicht?“ „Mein Kontrakt in Berlin!“ „Gut, nicht nichts an, Sie bleiben hier und wenn ich Sie mit Gewalt halten möchte. Die Verantwortung gegenüber der Berliner Zudenanz übernehme ich schon.“

Ich gab nach und bat um 48 Stunden Bedenkzeit. Zwei Tage darauf erschien ich in der Hoftheater-Zudenanz und fragte, mit Thränen in den Augen, ob es denn wirklich sein müsse. Ich unterschrieb mit Thränen im Auge, Kummer im Herzen und Angst im Gewissen. Ich wagte mich kaum nach Berlin zurück. Dort hatte Zudenanz Graf Hochberg inzwischen von dem großen Erfolge meines Wiener Gastspiels und von meiner Zudenanz gehört. Ein schreckliches Donnerwetter empfing mich, ich schwebte zerknirsch und Graf Hochberg erklärte, mich nicht gehen zu lassen und wenn er bis zum Kaiser gehen müßte.

Ich telegraphierte nach Wien um Lösung meines Kontraktes. Ich erhielt keine Antwort, aber Direktor Jahn's Vertreter sagte mir, was Jahn ihm mitgeteilt: „Wenn Fräulein Menard aber auch nur ein Wort verliert, so lasse ich sie die drei Jahre Engagement in Wien sitzen, ohne sie einen Ton singen zu lassen.“ Ich hatte genug.

So kam ich nach Wien und hier bewahrheitete sich aufs neue der alte Glaube, daß nur dort das Glück lage, wo man mit Zagen und Bangen eintritt. Die Wellen jenes Wettlaufes um mich — ich hätte eigentlich stolz werden können — sind gelähmt und ich glaube, ich dürfte heute wieder ruhig nach Berlin gastieren gehen, die Berliner würden die „Ländchen“ wohl ganz freundlich aufnehmen. Vorläufig bleibe ich jedoch in dem lieben Wien, das ich ganz in mein Herz geschlossen und freue mich, so oft ich auf den Brettern vor die guten, braven Wiener hintraten kann. Ihnen danke ich doch das, was ich heute bin und mein einziges Streben geht dahin, mich immer mehr und mehr zu vervollkommen, um alle Liebe und Günst, die man mir gewidmet, tausendfach vergelten zu können.

Wrrrrr... Die Phonographenrolle schnurrt und summt noch eine Weile und mein Freund pilgert beseligt von dannen — er hat Marie Menard gehört! Moriz Wand.



Nur ein Tondichter.

Erlebtes und Erdichtetes von H. Schwarz.

(Schluß.)

Olga kämpfte einen schweren Seelenkampf. Als ihr Theobald seinen Entschluß mitgeteilt, Gori zu verlassen, da er nicht länger ihrem Vater ungelohnte Dienste leisten wolle, fiel ihm Olga um den Hals und beschwor ihn, sie als Gattin mitzunehmen. Sie könne ohne ihn nicht leben. Die Geldmittel zur Flucht nach Deutschland übergab ihm Olga in einer Schatulle. Theobald entnahm derselben nur sechshundert Rubel, die ungezählte Schuld des Vaters.

Olga schlug vor, daß ihre Vermählung mit Theobald in einem Kloster erfolgen solle, dessen Vorstand ein Lehrer und Freund ihrer verstorbenen Mutter gewesen war. Die Wünsche Olgas unerfüllt zu lassen, verboten Herz und Mitleidlichkeit. Der Fürst selbst hatte die Brautgasse geschaffen: es blieb nichts übrig als Selbsthilfe und Flucht.

Die Vorbereitungen zur Abreise waren bald getroffen. Olga packte wenige Kleider, Theobald einige Tonwerke ein. Er vergaß nicht in den Satteltaschen seines Pferdes zwei Revolver zu bergen, dieselben, mit welchen er bei den Festlichkeiten zu Gori manden Ehrenpreis erworben hatte. Olga schrieb zwei Briefe: in dem ersten ersuchte sie den Klosterprior, sie mit Umgehung erlässlicher Formalitäten ungesäumt zu trauen; in dem zweiten Schreiben meldete sie ihrem Vater, daß sie sich nach dem Vorgesagten aller töchterlichen Rücksichten für entbunden halte und ihrem Lehrer Theobald nach Deutschland als Gattin folge. Die Briefe übergab sie einem Diener, welchen sie für bewährt hielt. Zuerst sollte er den Brief an den Prior abgeben; am dritt nächsten Tage erst sollte er nach Tiflis reiten und dem Fürsten den Brief seiner Tochter

einhändigen. Nachmittags ritt der Diener scheinbar nach dem Kloster ab, welches auf der Straße nach Batum lag. Bald kehrte er jedoch um und ritt auf einem Seitenwege nach Tiflis. Die Aufregung Olgas und deren Vorbereitungen zur Abreise ließen ihn annehmen, daß etwas Außerordentliches im Werke sei und er beschloß aus Furcht vor seinem Herrn, diesem beide Briefe zu übergeben.

Einige Stunden, nachdem der Diener weggeritten war, machten sich auch Olga und Theobald auf den Weg. Sie ritten im scharfen Trab, bis die Nacht hereinbrach. Olga war sehr müde und Theobald beschloß einige Stunden in einem Gasthause zu rasten, welches an der Straße gelegen war.

Theobald führte die Pferde in den Stall, besah die Einfriedung und die Zugänge des Gehöftes, sperrte das vordere der Straße angekehrte Thor des Gasthauses und eine kleinere Thür selbst zu, zog die Schlüssel ab, besetzte beim Wirt Gefährungen und begab sich dann in das Fremdenzimmer des ersten Stockwerkes. Olga harrete seiner, nicht ohne Besonnenheit. Bald wurden die landestüblichen Abenden aufgetragen. Olga genoß nichts und schmeigte sich nur wie Schulkind an Theobald, mit welchem sie am nächsten Tage fürs Leben verbunden werden sollte.

Der unzuverlässige Briefbote begegnete inzwischen auf der Straße nach Tiflis nur zu bald seinem Herrn, welchem er die beiden Briefe Olgas übergab. Darnach war deßhalb empört. Durch den Brief an den Prior gelangte über die Richtung des Weges unterrichtet, welchen die Flüchtlinge eingeschlagen hatten, säumte er nicht, mehrere mit Schusswaffen versehene Kosaken dem flüchtigen Brautpaare nachzujuden. „Bringt sie lebend oder tot zurück! — ihr haßt mir dafür mit euren Köpfen!“ — lautete der Befehl des Fürsten an die Kosaken.

Kurz nach Mitternacht vernahm Theobald von der Straße her den Hufschlag mehrerer Pferde. Er weckte die in einem Nebenzimmer schlummernde Olga und schlug ihr vor, rasch die Pferde zu besteigen, auf einem Feldwege hinter dem Gasthause den nahen Wald zu erreichen und sich dort verborgen zu halten, bis die Gefahr vorüber wäre. Für die Ausführung dieses Planes war jedoch keine Zeit mehr. Die Kosaken waren bereits vor dem Gasthause angelangt und klopfen an das Thor. „Was wollt ihr so spät in der Nacht?“ — fragte Theobald an ein Fenster tretend. „Wir suchen dich, den wir lebend oder tot dem Fürsten zurückbringen sollen!“ — rief eine rauhe Stimme unten. Theobald begriff den Ernst der Lage und zog seine Dreipistole hervor. „Der Erste, der in das Haus eindringt, ist des Todes!“ — rief Theobald den Kosaken zu. Vor dem Hause knieten die Säbne von Schusswaffen. Olga sprang zum Fenster, um ihren Bräutigam der drohenden Gefahr zu entreißen. Da gaben die Kosaken mehrere Schüsse ab, Olga sank leblos an der Seite Theobalds nieder. Dieser neigte sich mit einem Aufschrei zu ihr nieder; kein Atemzug, kein Herzschlag mehr. Der Sargetrostlose drückte einen letzten Kuß auf die erstarrten Lippen seiner entseelten Braut; — da es nichts mehr zu retten gab, als das eigene Leben, so führte Theobald sein Pferd an der Rückseite des Gehöftes über den Feldweg dem Walde zu. Bald erreichte er die Straße, schlang sich an das Roth und ritt in die helle Mondnacht hinein. Die Kosaken hatten inzwischen das Thor der Schenke niedergeworfen; sie gewannen bald die Spur des Fliehenden und zwei derselben setzten ihm nach. Als Theobald die Verfolger in einer Entfernung von etwa hundert Schritten hinter sich sah, lenkte er sein Pferd in den Eichenwald und erwartete sie, durch einen Baum geföhlt. Als sie nahe genug waren, gab er einmahl Feuer und beide Verfolger sanken verwundet vor ihren Pferden. Theobald war gerettet. Nach drei Tagen raschen Mätes erreichte Theobald die kleine türkische Hafenstadt Atina am Schwarzen Meer, wo er sich einschiffte — mit einer brennenden Wunde im Herzen. Abermals hatte er ein geliebtes Weib verloren, nur weil — er ein Tondichter war.

Die lange, durch Landungen in mehreren Handelsstädten unterbrochene Seereise Theobalds gewährte ihm hinreichend Ruhe, sich zu sammeln und der Einbildung der letzten Zeit Herr zu werden. Es gelang ihm dies wie schon einmal dadurch, daß er seinem Schmerze in Tönen Ausdruck verlieh. Er schrieb eine Symphonie, in welcher er seine kausstischen Erlebnisse musikalisch schilderte. Zu dem ersten Sage seiner Symphonie drückte Theobald jene helle Stimmung aus, welche in ihm durch die landschaftliche

nie etwas Uniprüngliches und Frisches an sich, das sich oft durch vieles Heilen verliert.

Wenn ihm die Verleger sagten, die Leute finden das Accompaniment seiner Lieder zu schwer und die Tonarten oft zu schwierig, er möchte doch im eigenen Interesse darauf Rücksicht nehmen, erwiderte er immer, er könne nicht anders schreiben, und wer seine Kompositionen nicht spielen könne, solle es bleiben lassen, und wenn die Tonart nicht gleichgültig sei, der sei ohnehin gar nicht musikalisch.

Schuberts Melodienreichtum bleibt ein Schatz für alle Zeiten, und Musiker, noch nicht geboren, werden Werte aus diesem reichen Schatz heben. Er schrieb in der Spanne Zeit, die ihm gegönnt war, sechshundert Lieder, von welchen keines dem andern ähnlich ist, so reich war er an Melodien.

Schubert war ein zärtlicher Sohn, seinen irdischen Brüdern war er mit inniger Liebe ergeben, und seinen Freunden war er ein wahrer Freund. Er war ein wohlwollender, großzügiger und guter Mensch.

Inne seiner Asche und innigen Dank dafür, daß er seinen Freunden durch seine Schöpfungen das Leben verschönerte."

So endet Spania. Und wie sein letztes Wort ein Dank ist für den herrlichen Meister, dessen Freundschaft sein Leben verklärte, so legen auch wir diese Erinnerungsblätter nicht aus der Hand ohne ein lebhaftes Dankgefühl für den, der sie geschrieben und dessen Liebe und thätige Fürsorge Franz Schubert den schweren Weg durchs Leben nach allen Kräften zu erleichtern und zu eben trachtete.



Lätare.

Ein Kindlein ist geboren zu Lätare

Mit himmelblauem Aug' und sonnengold'neum Haare,

Mit einem Vdem wunderstisch und lind —
Doch schlief' er's — wie alle Kinder sind.

Sein Köpflein heft' er's, wir müßten's schmerzlich
missen,

Gar oft reißt tief noch in die weißen Kissen.
Geduld, Geduld, sein Schlummer währt nicht lange,

Bald gerst und blüht die Ahr am Bergeshange;
Den weißen Kissen sagt das Kind ade,

Im gold'nen Sonnenstrahl schmilzt der Schnee.

Helene Frein v. Ehingen.



Erinnerungen an Carl Formes.

Der in San Francisco im Dezember v. J. verlorne Carl Formes gehörte unbestritten, was den Stimmfonds des Vases Grundgewalt" anbetrifft, zu den ersten Bassisten dieses Jahrhunderts, der einen gleichbedeutenden Nivalen vielleicht nur in Stambul fand, der ihm an Gelehrtheit und Geschma des Vortrags ebenfalls überlegen war. Formes ist der Stammvater einer großen Künstlerfamilie, deren jüngstes Glied, Margarete Formes, die Bühne mit dem Salon veransteht, und in Wien Baronin Königsbawer wurde. In Deutschland hat Formes verhältnismäßig weniger gegungen als in England und namentlich in Amerika, wo er fast auf keinem Programm einer bedeutenden italienischen Operngesellschaft fehlte. Wenn man ihm deshalb Vorwürfe machte, äußerte er offen: "Ich muß mein Material und mein Können verwerten, und Deutschland zählt zu schlecht." In der That waren die Summen, die er im Auslande bezog, phänomenal.

Als ich 1852 in London war, hörte ich ihn im Coventgarden-Theater in seiner berühmtesten Rolle als "Vertram", in "Robert der Teufel", und fand danach die Schwärmer der Engländer für Formes begreiflich. Obwohl neben ihm an jenem Abend der

berühmte, himmelgewaltige Tomberaf den Robert, die reizende Castellane die Prinzessin und Mad. Grisi die Alice sangen, so konzentrierte sich doch das Hauptinteresse auf Formes, dessen Stimme in dem mächtigen Kanon wie eine tiefgeläutete Kirchenglocke erklang.

Lieder schienen mit den großen Einnahmen die Ausgaben des Künstlers nicht zu harmonisieren, und als ich ihn in den sechziger Jahren in Leipzig wieder traf, hatte seine Stimme so sehr gelitten, daß er allen Ernstes daran dachte, die Oper zu verlassen und sich dem Schauspieler zuzuwenden; er benutzte sogar die sommerliche Ruhe, den Schloß zu studieren — durch seinen beständigen Aufenthalt in England hatte aber seine Sprechweise eine Färbung angenommen, die ihn für die deutsche Bühne fast unmöglich machte, namentlich während der Auditions, "a", den er in der gutturalen, englischen Manier wie "da" ansprach. Als er mir sein Leid klagte und mich fragte, ob kein Mittel dagegen existierte, rief ich ihm eine Werbung an, welche Gustav in Weimar einer Schauspielerin empfahlen, die gleichfalls an einer derartigen fälschen Tonbildung litt. Er rief der Dame, sich täglich eine Stunde lang einzuschließen und mit voller Stimme und beständiger Accentuation fortwährend langsam den Namen, Abra-ham-a-Santa-Clara! anzusprechen. So der Buchstabe a in diesem Namen achtmal enthalten ist, so bildete er allerdings eine vortreffliche Werbung, um sich ein heiliges Gebet zu aneignen, wie es die Bühne verlangt.

Formes von diesem Mittel in seiner bekannten Leidenschaftlichkeit sofort enthusiastisiert, führte in seine Wohnung im ersten Stock des "Hotel de la Vierge", und begann hier die stündlichen Übungen. Die Wirkung muß eine kolossale gewesen sein, denn außer der Straße sammelten sich Gruppen von Menschen. Die Zimmernachbarn und Bedienten des Hotels eilten zu Frau Gise, der Wirtin, und berichteten, daß es mit Formes nicht gehen sei, denn er säße fortwährend nach Clara und Abraham! — Die Intervention der Wirtin vermochte den Künstler endlich, seine domerwählenden Übungen wenigstens auf das Hintergebäude des Hotels zu beschränken.

Ob dieselben sich indes für die Bühne später von Nutzen erwiesen, weiß ich nicht, muß es aber bezweifeln, da sein erster Versuch im Schauspiel, den er bald darauf im Münzger Stadttheater als Schloß machte, auch sein letzter war.

Formes war einer der liebenswürdigsten Geisteskräfte und unterhaltendsten Erzähler, der es aber mit der Wahrheit nicht immer sehr genau nahm und wenn Jastaff aus zwei heillosen Kerlen ein machte, so hätte Formes das Pöbeln gewiß voll gemacht. Am liebsten erzählte er von Amerika, das er nach allen Richtungen durchwanderte; hier konnte er sich in den ungeheuerlichen Schilderungen ergötzen, ohne befürchten zu müssen, daß seine Zuhörer ihn Lügen strafen werden. Amant ist die vielfach folportierte Anecdote, wie er von einem wilden Indianerknaben gefangen genommen und zum Tode am Marterpfahl verurteilt worden war.

"Man hatte mich," so erzählte er, "mit Stricken festgebunden, mir dann den ganzen Körper mit kleinen, in Fett getränkten Spänen gespickt, und war eben im Begriffe, mich unter einem infernalischen Kriegesanzug anzuzünden, als ich in meiner Verzweiflung und Todesangst mit voller Kraft meiner Stimme zu singen begann: "In diesen heißen Hallen kennt man die Rage nicht." Die Wirkung davon war überraschend. Die Festschlichter stürzten mich an und plötzlich schrie ihr Häuptling: "Undet ihn los, — das ist Formes!"

Natürlich brachen die Zuhörer in ein ungläubiges Gelächern aus und forderten ihn auf, weniger à la Münchhausen zu erzählen, — und als Formes die Wahrheit dieser Vorgebezeit ernsthaft beteuerte und man ihn fragte, woher die Wilden ihn hätten kennen sollen? erwiderte er mit unerhörtem Ernst: "Denkt ihr denn, die Kerle lesen keine Zeitungen?" Alles lachte und Formes fuhr fort: "Am übrigen meine Erzählung zu bekräftigen, werde ich euch, Ungläubigen, morgen das Meßer mitbringen, das mir der Häuptling beim Abschied zum Andenken bereicht hat."

Dieses Corpus delicti — ein originell geformtes Dolchmesser — war auch wirklich am nächsten Abend zur Stelle und wurde von den Anwesenden allgemein bewundert. Plötzlich aber entstand ein Flüstern, die Köpfe wurden zusammengezogen und schließlich erfolgte lautes Lachen.

Falsch!-Formes war endlich ertappt! Man hielt ihm das Indianermesser vor die Augen, auf dessen Klinge die eingezeichnete Firma des Fabrikanten zu lesen war: "Niemeyer, Wiesbaden." —

Alles umringte ihn unumstündlich und forderte eine Erklärung, überzengt, daß er sich jetzt gefangen geben müsse. Allein man täuschte sich abermals. Formes betrachtete das Meßer korymbisch und erwiderte dann lächelnd: "Man sehe einer den Stigibuben! Ich habe dem Niemeyer gestern mein Meßer zur Reparatur gegeben und er hat das Meßer, seinen Fabrikstempel auf der Klinge einschlagen zu lassen, um für sich Kellane zu machen."

Heinrich Grans.



Zum Andenken Franz Lachners.

Von Dr. Muggenthaler.

In Charakterbilde des jüngst dahingegangenen Tonkünstlers Franz Lachner, dem die "Neue Musikzeitung" schon im Jahrgang 1883 ein biographisches und musikalisch-kritisches Portrait gewidmet hat, treten, wie selten bei einem Künstler, so viele Lichtseiten entgegen, die nur in einer allgemeinen idealen Veranlagung des großen Meisters ihre Quelle haben können. Zu diesen Lichtseiten gehört vor allem sein Freundschaftsleben.

In Lachners intimsten Freundschaften zählte Franz Schubert. Es lag auch etwas Weisensverwandtes in beiden. Beide kannten und übten Freundschaft und Freundschaft, beide blieben zeitlebens erfüllt von Pietät gegen ihre Lehrer, beide waren hiebei von Charakter, beide liebten heitere Gesellschaft und unterhielten sich gerne mit Gleichgesinnten bei einem Schoppen über Kunst und Kunst überhaupt. Beide aber verstanden es ebenso, in stillen Stunden sich mit sich selbst zu beschäftigen, und wie Schubert gerne das Getümmel der lebenslustigen Donauufer verließ und dann auf Land Röh, um in einsamen Stunden sich selbst mit der Natur zu leben, so war auch Lachner zeitlebens ein warmer Naturfreund. Als er in den Vier Jahren an den Ufern des Starnbergersees in Bernried Sommeraufenthalt zu nehmen pflegte, da feierte er erneuerte Lachner täglich an einsamen Wegen seinen stillen Hergensbund mit der Natur und besonders war es ein idyllisch gelegenes, herrliche Aussicht auf den See bietendes Lieblingsplätzchen, an dem er jene Andachtsstunden im Tempel der Natur feierte. Er sah das Landeband nicht bloß von sanitären Standpunkten aus als Lustsperei, verbunden mit süßem Nidtschium, sondern als Quelle der Sezerhebung und Gemütsbildung auf. Daher ließ er Glacehandschuhe und schwarze Wäders zu Gunsten in einfacher grauer Joppe ging der freundliche alte Herr einher und konnte gar nicht begreifen, wie z. B. damals eine Sommerfrische täglich dreimal in anderen Kostüm an den Ufern des Meeres sich zur Schau anstellte; "da sind ja wir in unsern Stifft bald nicht mehr hoffähig hier im Ferie Bernried," äußerte der Generalmusikdirektor einem anderen Kurgäste ins Ohr, und septe dann noch bei: "Mansgender See und rauhende Seide, wie reimt sich wohl das zusammen? Das muß eine Preisfrage sein, die wohl nur das andere Geschlecht lösen kann!" Aber obwohl Lachner ohne Gylinder und Frack in Bernried wandelte, so vermutete jeder, der ihn zum erstenmale sah, hinter der schlichten Kleidung nicht einen Inhabler Bernrieds, vielmehr ließ schon das charakteristische Haupt sofort auf gelinge Bedeutung schließen; und als einmal das Dampfgeschiff eben anlegte und auch Lachner an Bord desselben stieg, da weinte eine Dame, wer wohl der alte Herr mit seinem auffallend interessanten Kopfe sein müsse; auf die halbante Frage gab der beiseidene Träger des Hauptes lächelnd die halblante Antwort: "ein guter Münchener!" Die gewinnende Freundlichkeit seines Weisens machten Lachner überall beliebt, auch in Bernried, wo er für die ihm bezogene Verehrung gleichsam musikalische Bewand gab; es hielt sich dort auch noch ein musikalischer Kollege Lachners auf, und der letztere komponierte nun für die in Bernried zur Verfügung stehenden musikalischen Kräfte ein eigenes Oratorium.

Lachner war seiner ganzen Anlage nach nicht zum Pessimisten geboren. Wer Kunst und Natur als zwei Quellen idealer Erhebung zu betrachten und für sein persönliches Leben zu daraus schöpfen, wie Lachner dies that, den verklärt sich das Dasein trotz aller Unbequemlichkeiten immer wieder zu einem, wenn auch nicht wolkenlosen, so doch freundlichen Himmel, und so halt ihm ein glücklicher Humor über die Klippen weg, an denen das Lebensschifflein gerne scheitert.

Er setzte sich mit allem Unangenehmen und Bitteren schnell auseinander, grübelte nicht lange über Unabänderliches nach und erhob sich auf humoristischem Wege souverän über die Misere des Alltagslebens. Er liebte es daher auch in Gesellschaft nicht, sich in laugen Expectorationen über mißliebige Dinge und Erfahrungen zu ergehen, kurz fixierte er sein Urtheil und illustrierte dasselbe meist mit einem Beispiele, einem Belege aus der Geschichte, oder steckte und versteckte seine Ansicht überhaupt vollständig hinter eine Anekdote u. dgl. Als einmal die Rede davon war, daß auch ein „Praphet der Musik“ meist nicht angenehm sei im Vaterlande, bejahte dies auch Lachner und meinte, schon das Tragen eines unheimlichen Namens, wie Huber, Schmid, Meier könne in den Augen der vorurtheilsvollen Welt einen nicht besonders empfehlen, schon Udero, Semilla, Maggiore klinge ganz anders, und er erzählte dann: Als Reichardt, später von Friedrich II. zum Kapellmeister ernannt, diesem zum erstenmal vorgestellt wurde, bemerkte Friedrich: „Reichardt heißt Er? — Reichardt — Ja, ich Er mal, da kann Er nun komponieren, was und wie Er will; von dem deutschen Namen wird's doch keiner glauben, daß da was Rechtes dran ist; Er kann sich ja Ricciardello oder Ricciardini nennen, das klingt ganz anders.“ Als einmal die Rede davon war, daß neue Opern immer mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen werden, meinte Lachner: „Ja, das war früher ganz anders; als die Oper „Iris“ zum erstenmal vor Ludwig XIV. von Frankreich aufgeführt wurde, da war die Majestät so entzückt, daß er ein Dekret ausfertigen ließ, demgemäß es jedem Edelmann erlaubt wurde, in der Oper zu singen und eine Gage zu nehmen, ohne daß es seinen Stande zum Nachtheil gereichen würde. So hoffähig wird heute Oper und Operngesang wohl nicht mehr.“

Der offene Sinn und Freimuth Lachners gestatteten ihm auch da nicht mit der Wahrheit zurückzuhalten, wo andere Schneider für eine Nicht halten; nur wußte Lachner die Bisse humoristisch zu überzuckern. Als Lachner in Wien war, wußte eine Opernsängerin, die fast gar keine Stimme mehr hatte, durch den Jähren ihrer Gestalt und ihres Spielers die Zuschauer nach so zu entzücken, daß sie immer den rauschendsten Beifall erntete; als dies eines Abends wieder geschah, meinte Lachner, als Kenner um seine Meinung befragt, kurz: „Das ist das schönste Nichts, das ich in meinem Leben gehört habe.“ Obwohl das Jahr 1867 dem verdienstvollen Manne Bitters brachte, so wurde Lachner trotzdem nicht zum Bestimmten. Das musikalische Genie verstand auch im Leben die Dissonanzen aufzulösen und Lachner wußte sich dadurch, daß er nur das Schöne und Gute im Dasein aufsuchte, seinen Lebensabend zu verschönern.



Anton Rubinstein über das Musik- verständnis der Amerikaner.

Jubianopolis, im Februar 1890.

Als ein langjähriger Leser Ihrer Zeitschrift und seit 20 Jahren thätiger Lehrer im Musikfach, habe ich stets mit vielem Interesse den Fortgang und die Entwicklung auf dem Gebiete der Musik in Europa sowohl als in den Vereinigten Staaten beobachtet.

Da fiel mir in No. 24 Ihrer Zeitung, Jahrgang 1889, in einem Artikel über Anton Rubinstein eine Bemerkung aus dessen Selbstbiographie auf, die ich richtigstellen möchte.

Rubinstein schreibt, daß in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika etwas über 2 Prozent der musikalischen Bevölkerung fähig wären, gute Musik zu beurtheilen. Dies mag wahr sein, wenn wir auf die Zeit zurückgehen, in welcher Rubinstein in Amerika konzertierte. Doch die Zeiten haben sich seitdem ganz gewaltig geändert.

Der Fortschritt, der hier auf diesem Gebiete gemacht wurde, ist unverkennbar ein gewaltiger. Der Amerikaner hat sehr viel gelernt. Er geht jetzt nicht mehr ins Konzert, weil es Mode ist, sondern weil er das Bedürfnis fühlt, gute Musik zu hören.

Die früheren Klagen der Künstler, in Amerika stets vor einem unruhigen Auditorium zu spielen,

sind fast gänzlich verschwunden, und das Publikum hat die alte, man könnte sagen Ungezogenheit, während eines Konzertes zu sprechen und überhaupt den Vortragenden zu stören, fast gänzlich abgelegt.

Uebrigens, ja selbst hier im fernen Westen, thut sich ein Eifer nach musikalischer Fortbildung kund, daß wir Herrn Rubinstein mit seinem niedrigen Prachtstücke sehr leicht Jagen strafen könnten, falls er uns noch einmal die Ehre anthon sollte, uns durch sein wunderbares Spiel zu entzücken.

Paul Bahr.



Zu Ihren Hoffnungen.

Leist war Hoffnungen gendigt, sich einige Tage in einer kleinen Stadt Italiens aufzuhalten. Die Aufmerksamkeit des berühmten Maestro brachte die ganze Bevölkerung in nicht geringe Aufregung. Bei dem Hotel, in dem er abgetreten war, befand sich ein Haufe von Enthusiasten und Neugierigen versammelt und wenn er sich auf der Straße zeigte, tief ihm alles nach. Auch an Ehrenbezeugungen ließ man es nicht fehlen.

Am ersten Abend seines Aufenthaltes wurde ihm eine Serenade gebracht und am zweiten fand eine Vorstellung seines Barbiers von Sevilla statt, zu welcher er freierlich eingeladen wurde und natürlich auch erschien. Von seiner persönlich geschickten Loge aus verfolgte er lächelnd die Darstellung, die mit viel Eifer und gutem Willen, aber mit schwachem Gelingen abfolviert wurde. Nichtsdestoweniger applaudierte er lebhaft.

Das Orchester bestand größtentheils aus Dilettanten, die nicht immer einig miteinander waren. Besonders fiel dem Maestro ein langer Jüngling mit einer Trompete auf, die er häufig, viel zu häufig, an den Mund setzte, ohne daß man jedoch jemals einen Ton hörte.

Als sich Hoffnungen im Hofsaal bei dem Kapellmeister erkundigte, wie dies zugehe, antwortete dieser nicht ohne verlegenes Erörtern: „Sehen Sie, verehrter Maestro, wir haben, als wir Ihr Meisterwort aufhören wollten, in der ganzen Stadt keinen Trompeter antreiben können. Da haben wir uns denn nicht anders zu helfen gewußt, als daß wir den ersten besten genommen haben, und wenn er auch die Trompete nicht blasen kann, so hält er sie doch an den Mund und das macht immerhin einen schönen Effekt.“

v. W.



Eine Oper polizeilich gerettet.

Bestandhaft in der Stoff von Verdi's „Rigoletto“ dem Unmässigen Drama: „Le roi s'amuse“ entlehnt. Die Oper sollte in Venedig unter dem Titel „La maledizione“ zuerst aufgeführt werden, aber die sehr strenge österreichische Censur wollte weder den Stoff noch auch den Titel zulassen und verbot die Aufführung.

Man kann sich die Verlegenheit der Direktion, des Textdichters Biave und des Komponisten vorstellen, zumal der letztere von einem anderen Stoffe nichts hören wollte. Niemand wußte einen guten Rat zu geben und man war schon entschlossen, die Aufführung aufzugeben, als höchst unerwartet ein Retter in der Person eines — Polizei-Kommissars auftrat. Derselbe hieß Martella und besaß einige literarische Bildung. „Sehen Sie an Stelle des Königs den Herzog von Mantua“, sagte er zu Biave, „und nehmen Sie als Titel: „Rigoletto, barone di corte“ — der Hofmar. — Wenn Sie dann noch einige unbedeutende, aber doch für die Censur wesentliche Veränderungen vornehmen wollen, die ich Ihnen vorschlagen werde, so wird, glaube ich, die Aufführung unbeaufsichtigt erfolgen können.“

Damit war plötzlich die ganze verzweifelte Situation auf das glühendste verändert und die Censur genehmigte den Text mit den von dem Polizeikommissar vorgeschlagenen Veränderungen.

Besonders verdient dabei hervorgehoben zu werden, daß dieser Beamte sich bisher stets sehr streng gegen die italienischen Patrioten benommen hatte, zu denen Verdi und Biave, wie allgemein bekannt war, gehörten.

v. W.

Konzerte.

s. Stuttgart. Im siebenten Abonnementskonzert lernten wir einen Künstler ersten Ranges kennen, den Professor J. Menckel aus Leipzig, der mehrere gut gewählte Stücke von Bachmann, Handel, H. Sitt, sowie Selbstkomponiertes auf dem Violoncello vortrug. Er spielt ohne die herkömmliche Effekthascherei und ohne die Unarten aus Virtuosen, welche vorzüglich und selbstgefällig immer nur auf ihre technische Vollkommenheit hinweisen und von einer maßvollen objektiven Durchbildung des Tonwerks gerne absehen. Prof. J. Menckels Technik ist eine so eminente, daß er es gar nicht nötig hat, besonders darauf aufmerksam zu machen, wie ihm die Doppelgriffe, das Flageolet, die Triller, die chromatischenäufe, die Tonreinheit in der dreigestrichenen Oktave und vor allem die Kantilenen gelingen; er läßt sein Instrument fliegen, weinen, träumen je nach der Eigenart der gegebenen Piece und alles was er vorträgt, ist musikalisch empfunden und wird mit Geschmack gerichtet. Hr. Frieda Zimmer aus Frankfurt a. M. sang neben einer undankbaren Arie aus Mozart's „Titus“ einige hier noch nicht gehörten Lieder von Brahms. Die Stimme der amnuthigen Sängerin ist klein und lieblich, ihr Vortrag vornehmlich, aber ohne Empfindung und ohne Temperament. Dr. Paul Menckel zeigte besonders bei der Ouvertüre zu Leonore Nr. 3 von Beethoven, was für ein tüchtiger Dirigent er ist. Das Pianissimo wurde darin wie alle anderen Vortragenseiten von den Künstlern des Orchesters mit seinem musikalischen Verständnis gegeben.

s. Stuttgart. Die letzte Aufführung des Vereins für klassische Kirchenmusik bot wieder viele Genüsse. Wenn das religiöse Empfinden sich in musikalische Gedanken umsetzt, dann kommt ein zum Herzen sprechendes Tonwerk zustande, während nichternes Kontrapunktieren in Schöpfungen der Kirchenmusik vielleicht Bewunderung, aber nie volle musikalische Befriedigung hervorrufen kann. Unter der begabten Leitung des Prof. Dr. Faust gelangte eine trefflich von G. Roth gespielte Fuge von J. Seb. Bach, eine Kantate desselben Großmeisters der D. D., dann ausgewählte Stücke von Fr. Lachner, C. F. Richter, Mendelssohn-Bartholdy, Carl Reubthal, Oskar Werkmann und Edgar Tinel zur Aufführung. Neu war uns ein Chor von Wilh. Seidel, „Ewigkeit“, welcher ebenso klug als abgelesen im Tonfall ist. Eine reizvolle Komposition ist das Pastorale für Violine und Orgel von Dr. Paul Menckel, der auch für eine Violinsonate von G. Fr. Handel die Orgelbegleitung beibringt hat. Der Violinpart wurde in diesen beiden Stücken in ebenso garter als musikalisch verständnisvoller Weise vorgetragen.

* * *

Leipzig. Drei Neuheiten auf einmal brachte das 19. Gewandhauskonzert am 27. Februar: Szenen aus Büchners unvollendetem Drama: Oia, Trygvalson von Edv. Grieg; ein Werk für Soli, Chor und Orchester, das seinen Höhepunkt wohl in der ersten Hälfte der dritten Scene, in den Tempelungen erreicht. So wenig sich auch hier die Einkünfte des gewaltigen Richard wie die mancher anderer moderner Meister (Schumann, Bizet, Meyerbeer etc.) verlagern, so bleibt doch noch Spielraum für Griegs eigensten Ich und doch er am rechten Ort sich zu bewahren versteht, sichert diesen „Szenen“ besonderen Wert. — Julius Königs Geset für Chor und Orchester faßt das wundervolle hebbel'sche Gedicht würdig auf, mit der Verehrung des Dichters geht ihm eine fast noch reichhaltigere Hingabe an Brahms Hand in Hand; höhere Ursprünglichkeit besitzt er offenbar nicht, er ist wie vielleicht Heine sagen würde, mehr Charakter denn Talent. — Die neue Suite von M. Moszkowski verpricht die Wonne aller Gartenkonzertbesucher zu werden; sie ist überaus geschickt dem Unterhaltungsbedürfnisse angepaßt und so reichlich mit allem gewürzt, was dem Ohr schmeichelt, daß sie wahrscheinlich längere Zeit die Rolle der „Löwin“ des Tages spielen wird.

Bernhard Vogel.

* * *

m. München. Im dritten Abonnementskonzert wurden zwei Novitäten aufgeführt; ein in der Kompositionsmache tüchtiges Klavierkonzert von Hans Fußmeyer, welches von Prof. Schmitt trefflich gespielt wurde, und eine „vaterländische Festouvertüre“ von Prof. Viktor Guth. Die letztere wurde dem Prinzen Ludwig von Bayern und dessen Gemahlin

zu deren Hochzeitstage gewidmet und verarbeitet die deutsche und die österreichische Volkshymne als Grundthemen in geschickter Weise.

O. D. Prag. Als Konzertnovität bedenklichen Ranges ist Anton Dvorák's neueste Symphonie in G dur op. 88 (Manteltricknovität) zu nennen. Ein interessantes Werk, welches aber gegen die früheren Leistungen des großen Meisters zurücktritt. Viele Melodien und Themen sind uns nicht neu, da wir sie aus seinen Volksweisen kennen oder seinen Trios kennen. Die Symphonie hat 4 Sätze und kein stilgerechtes Andante oder Adagio. Der 1. Satz ist ein Allegro con brio, der 2. ein Allegretto, reizend in der Durchführung, der 3. ein „Adagio“, das ich vielmehr Allegretto grazioso (in Menuettform) bezeichnen möchte, und der 4. Allegro ma non troppo, das mit einem Fanfarensolo beginnt. Gegenüber dem ungetrübten Lob, dessen sich das Werk allgemein erfreut, können wir demnach mit unserer Meinung nicht zurückhalten, daß es hinter den Ansprüchen zurückbleibt, die an ein „großartiges Tonwerk“ gestellt werden, doch gelang es Herrn Dvorák die schwächeren Stellen des Werkes durch den ausgezeichneten Vortrag desselben zu verschleiern.

Dr. F. Endemann. Die russische Volkskapelle Slaviansky D'Agneff's verabschiedete sich in ihrem fünften und beständigen Konzerte mit günstigem Erfolge. Als neu wurde eine für Chor von Frau Olga D'Agneff komponierte, im deutschen Stil gehaltene Serenade, Bormanskis geistliche auch nicht im mindesten russisch angehauchte Gesänge und ungarische Volkslieder aufgeführt, deren gewinnender Vortrag den ersten Anstoß zur gaisfreundlichen Aufnahme der russischen Sänger in Ungarns Hauptstadt dargeboten hat.



Theater.

B. V. Leipzig. Ueber die bei uns vor kurzem zum erstenmal aufgeführte Oper von Em. Chabrier, „Eve und Adam“ (Text von Mendès), hat man sich bei allen Verschiedenheiten der Ansichten in Einzelheiten dahin geeinigt, daß die Musik einem geistreichen Eklektizismus huldigt, einestheils außerordentlich stark „loquiert“, andertheils aber Meyerbeer, Verdi und Berlioz unter einen Hut zu bringen sucht, so gut es eben gehen mag. Im großen und ganzen aber läßt sie trotz alles Glanzes und mitunter sehr schwerfälligen Bombast die bezwingende, schöpferische Gewalt des musikalischen Dramatikers vermissen. Dort wo er wie z. B. im „Spinnlied“ den einfacheren musikalischen Sitten seiner französischen Heimat treu bleibt, macht sein Werk einen günstigeren, weit naturwahreren Eindruck als dort, wo er fremdes Blut seinen Adern einbringen möchte. Eve und Adam, bis jetzt erst in Brüssel, Karlsruhe und Leipzig aufgeführt, wird um mancher nicht zu unterschätzender theatralischer Effekte willen wahrscheinlich auch noch manche andere neuentwickelte Bühnen sich erobern.

J. S. Hamburg. Die Oper „Israël“ von Albert Franchetti hat bekanntlich an unserem Stadttheater einen durchschlagenden Erfolg errungen; die Hauptdarsteller und der eigens zur Aufführung nach Hamburg gekommene Komponist, wurden nach jedem Akt wiederholt gerufen. Ist auch das Lob selbst von Schwächen nicht freisprechen, so bietet es dagegen dem Komponisten eine Fülle von Anregung zum Schaffen höchst wirksamer künstlerischer Effekte. Die Oper ist in großer Stille angelegt und gehört zu den komplizirtesten Werken der Neuzeit, auch beansprucht sie einen musikalischen und szenischen Apparat wie wenig andere. Was im „Israël“ als dramatischem Erfindungsgeist uns sofort frappiert, sind die Eigenart und Sicherheit, die trotz aller Anlehnungen bestimmte Individualität, welche uns hier entgegenzutreten; erstaunlich ist weiter Franchetti's — eines Entzuges des Wiener Hoftheaters — vollkommene Beherrschung aller Kunstmittel, um eine gewollte Wirkung auch in der That zu erzielen. Das vermag nur ein dramatisches Talent, das gleichsam durch Inspiration das Nützliche und Ueberzeugende zu treffen weiß, ohne sich in den Mitteln zu irren. Franchetti's Schaffen und künstlerisches Bewußtsein wurzeln

in der deutschen Schule, er ist ein warmer Verehrer Richard Wagner's, ohne ihn zu kopieren. Die üblichen Formen der Oper hat er beibehalten und sie nicht einer dünnen Melodie zum Opfer gebracht. Nichts in seinem Werk dominiert die dramatisierende Tendenz auf Kosten der musikalischen Schönheit, welcher überall ihr Recht gewahrt ist. Was Franchetti's Oper zu einem der bedeutendsten dramatischen Werke seit Wagner erhebt, sind die Frische und Schönheit seiner Melodien, die packenden Steigerungen in den großen Szenen des zweiten und dritten Akts, die gewaltig wirkenden Chöre, die geniale Instrumentation, die vornehme warmwinnige Sprache. Von einzelnen Teilen des Werkes heben wir besonders hervor die phantastisch wilde Scene der Dämonen im Reiche Lucifers, der sich, in mächtiger Steigerung in fünffachen Chören anbauend, jene im Reiche des ewigen Gottes anreicht; ein Bild von überwältigender Wirkung, von erhabener Majestät. Zum zweiten Akt nennen wir die Gesänge der Zigeuner, das Lieb Voretas, die mächtigen Ensemblestücke, zum dritten das wunderbare Duett Voretas und Israels, vom vierten jene zwischen Vesta und Israels und die grandiose wirkende Scene im Himmel. Wenn wir von dem allegorisch-mythologischen und zum Teil fantastisch gefärbten Libretto absehen, so ist Israels das bedeutendste Werk, das seit Wagner geschaffen worden ist. Die Aufführung gestaltete sich unter Prof. Schröders Leitung zu einer vortrefflichen, die Ausstattung war eine glänzende, ja geradezu großartige. Noch sei zum Schluß bemerkt, daß Franchetti das Prinzip des Leitmotivs liberal angewandt hat, aber es sind keine Werkenstücken-Motive, sondern lebensvolle, auch in der formalen Struktur abgerundete melodische Gebilde. Auch bei der ersten Wiederholung fand das geniale Werk abermals vor anvertrautem Haus begeisterten Beifall. Mit dieser ersten Aufführung in Deutschland hat Direktor Hofrat Pollini sich von neuem ein Verdienst um die Kunst erworben.

Kunst und Künstler.

— In Stuttgart gab der Banian Hans von der Mallin ein Konzert, in welchem er seine große Spielfertigkeit erwieb. Er trug auch einige Stücke eigener Komposition vor, unter welchen die „Eisenbahn“ besonders gefällig ist. Die Valse-Caprice von Strauß-Lang zu spielen und anzuhören, streng sehr an. Der Konzertgeber wurde durch Gesangsvorträge des Herrn A. Eigmann und des Frl. Vertram-Mayer dankenswerth unterstützt. Das Fräulein hat u. a. ein vom Großfürsten Konstantin Konstantinowitch komponiertes und aus dem Französischen von Herzogin Wera übersehtes liebsliches Lied in vergeblicher Weise gesungen.

— Wie man uns aus Regensburg berichtet, wurde dort das Wandervolk: „Ein Märchen“ von Rehnacker mit großem Erfolge aufgeführt, zu welchem die von Theodor Nette komponierte Musik stark beigetragen hat. Nette, jetzt Kapellmeister am Stadttheater zu Tübingen, hat in den 12 Nummern, welche er zu Rehnackers „Märchen“ setzte, Ueberrumpeltheit in der Erfindung und eine lebhafteste Vorliebe für ansprechende Melodien beurkundet. In München wurde im Vorjahre die Spieloper desselben Komponisten: „Die Gouvernante“ vor einem geladenen Publikum aufgeführt und auch dieses Tonwerk zeigte das frische, graziöse Talent des jungen Kapellmeisters.

— In Moskau starb der Komponist und Cellovirtuose Wilhelm Fjengbagen. Er war 1848 in Seelen geboren und wirkte seit 1870 als Professor am Moskauer Konservatorium.

— Im Théâtre Molière zu Brüssel wurde kürzlich eine interessante Vorstellung gegeben. Man führte nämlich eine Lütticher Opera buffa auf, welche aus dem XVIII. Jahrhundert herührt und von Jean Noël Hamal, Kapellmeister der Kathedrale von Lüttich, komponiert ist. Den Text haben vier Librettisten geschrieben, nämlich ein Komponist und drei Bürgermeister — für jeden Akt ein Bürgermeister. Diese Oper, welche seit 130 Jahren die populärste der Lütticher Opern geblieben ist, wurde am 23. Januar 1877 zum erstenmale aufgeführt und erhielt großen Beifall. Der erste Akt mußte damals fünfmal wiederholt werden.

— Dieser Tage wurde in Nordhausen die von Theodor Körner zu Wien 1811 gedichtete, von dem

Musikdirektor Armin Fröh komponierte zweiaktige Oper „Die Vergnügten“ unter dem vollen Beifall des ansehnlichen Hauses aufgeführt.

— Die berühmte Primadonna Frau Friedrich Materna hat jüngst in einem Pariser Klavier deutsche Lieder und die Schöne aus Wagner's „Götterdämmerung“ unter stürmischem Beifall gesungen.

— Der Elberfelder Männer-Gesangs-Verein teilt uns mit, daß er die Preise für den am 24., 25., 26. und 27. Mai stattfindenden Wettbewerb deutscher Männer-Chöre bereits festgelegt habe. Die Preise zerfallen in vier Klassen, innerhalb deren je vier Prämien verteilt werden. Es werden eine goldene und 15 silberne Medaillen, Vargeld in Wertgegenständen den Siegern zuerkannt. Die Ehrengaben, welche von einigen deutschen Fürsten in Musikstücken gestellt wurden, sind uns nicht eingetroffen. Je nach Anzahl der sich anmeldenden Vereine sollen die Preise in den einzelnen Klassen noch vermehrt werden.

— Zur Färgung der Ribelungen von Richard Wagner erhalten wir von Herrn Mörike, herzoglich sächsischen Musikdirektor und früherem Theaterkapellmeister, einen Aufsatz, welchem wir folgendes entnehmen: „Wie sehr würden sich die Leiter unserer kleineren Hoftheater und größeren Stadttheater freuen, wenn auch in ihre Museenstempel die Ribelungen-terralogie einzeln eingeht. Ungefragt ist das jedoch ein Ding der Unmöglichkeit, deshalb müßte die Terralogie durch Kürzungen bühnengerecht hergestellt werden, denn Wagner's Wille war es durchaus nicht, daß seine Werke nur ausschließlich an großen Bühnen zur Aufführung gelangen. Die der Musikfähigkeit entsprechenden Schönheiten des umfangreichen Werkes müßten bleiben, hingegen die Klingen und Unmelodisches in Wegfall kommen. Infolge eingehender Kürzungsversuche meinerseits teile ich mit, daß diese Kürzungen thatsächlich ermöglicht werden können, und daß dieselben — da doch Partitur und Klavierauszug gedruckt vorliegen — das geniale Werk Wagner's durchaus nicht schädigen, denn das Gekürzte mag für besonders musikalisch gebildete Wagnerfreunde in Vereinskonzerten ohne Bühne, oder von Kennern und Enthusiasten am Klavier zu Hause gespielt werden.“

— Das große Auerbacher Stadttheater auf dem Leidenen Platz ist bis auf den Grund verbrannt.

— Im Keller des abgebrannten Alttheaters in Zürich wurde die Partitur der Oper „Tannhäuser“ gefunden, welche von Richard Wagner's Hand geschrieben sein soll. Sie hat vom Feuer nur wenig gelitten.

— Man teilt uns aus Kiel mit: Im hiesigen Stadttheater wurde aus patriotischen Anlaß ein Festspiel mit Gesang und Musik von Johann Meier aufgeführt, wozu der hies. Kapellmeister Leop. Fr. Witt, einer unserer musikalischen Notoren, die Musik geschrieben hatte. Der letztere wird am 1. August d. J. sein 60jähriges Künstler-Jubiläum begehen. Er wurde am 17. August 1811 geboren und trat am 1. August 1830 sein erstes Kapellmeisteramt am Stadttheater zu Danzig an. Seit 1857 in Kiel thätig, feierte er hier 1870 sein 40jähriges und 1880 sein 50jähriges Künstlerjubiläum. Möchte es ihm bei seiner körperlichen Mithigkeit und künstlerischen Frische vergönnt sein, auch sein Diamant-Jubiläum zu erleben.

— Der Königlich württembergische Kammer-sänger Fr. S. Schütz wurde am Geburtstag seiner 50jährigen Bühnenthätigkeit vielfach ausgezeichnet. Der Generalintendant der Stuttgarter Hofbühne Dr. v. Bertz er übergab ihm nach einer gekündigten Ansprache eine mit Kronen gefüllte Dose als Geschenk des Königs von Württemberg; die Hofkapelle überreichte ihm durch den Konzertmeister Singer einen Lorbeerkrantz; außerdem erhielt der Anbiller Ehren-diplome, poetische Glückwünsche und Liebesgaben aller Art.

— Der Bassist, Herr Jos. Möbinger, bisher am Mannheimer Theater thätig, wurde, wie man uns schreibt, nach einem ehrenvoll absolvierten Gastspiel für das Königl. Hoftheater in Berlin unter glänzenden Bedingungen engagiert. Möbinger ist aus der thätigen Grazer Opernschule Lipka-Weinlich hervorgegangen, in welcher auch die bisher am Kasseler Hoftheater beständige Solocoloraturfängerin Frl. v. Wenz, sowie die Sängerinnen Renard, Luger, Krainz u. a. ihre Ausbildung im dramatischen Gesang erhalten haben.

— Johann Strauß, der Walzerfürst, hat sich über das schnelle Tempo beklagt, in welchem der moderne Walzer getanzt wird und verlangt, daß das

Tempo desselben verlaugsam wird und sich wieder dem Bemannet näherte. Der Vater soll „ein Konversationstanz, ein Tanz im Gesprächsstille sein.“ „Gewöhnlich mit Fräulein den nächsten Sprechwörter.“ Gestatten Sie mir, gnädige Frau, die nächste Tour mit Ihnen zu verhandeln?“ Dies seien ungefähr die Fragen, die man, in dem reformierten Ballsaal der „Innstadt“ hören werde, wenn anders die angeregte Neugier sich verweigert,“ bemerkt ein geistvoller Semitistik.

Die Musik-Kommission des Schweizerischen und internationalen Musikwettbewerbes, welcher in Genf am nächsten 16. und 17. August 1. J. stattfinden soll, richtet an Komponisten die Bitte, ihr mit einem oder mit mehreren Instrumental- oder Choral-Werken an die Hand zu geben, welche zum Teile einzustudieren, zum Teile vom Blatt abzulesen sind. Die Kompositionen dürfen weder im Druck erschienen, noch öffentlich aufgeführt worden sein. Die Kompositionen, welche diesem Aufrufe Folge leisten, sollen dem Präsidenten der Musikkommission, Herrn Ad. Moederer in Genf, Boulevard Helvetique 6, bis zum 15. März d. d. zugehen, und denselben die Manuscripte bis spätestens 30. April einreichen.



Miscellen.

Als Altmeister Verdi jüngst in Mailand weilt, überreichte ihm sein Hotelier eine Lyra aus Blumen. „Sie sind sehr glücklich,“ jagte der Meister. „Ihre Lyra hat noch Saiten — die meine hat keine mehr!“

Ruth hörte einst eine seiner Opernarien in der Kirche während der Messe spielen und rief: „Ach, lieber Gott, vergieb mir. Ich hatte sie nicht für dich gemacht.“

(Moritz Strakosch und Giuditta Pasta.) Wie Moritz Strakosch, der Schwager, Lehrer und langjähriger Zuplatario von Adelina Patti, in seinen: „Souvenirs d'un impresario“ erzählt, kam er als junger Mann nach Italien, um sich hier im Gesange auszubilden, nachdem er schon in sehr jugendlichem Alter als Pianist Tüchtiges geleistet. Er war mit Empfehlungsbrieffen an die Pasta versehen, welche damals bereits von der Bühne zurückgezogen, teils in Mailand, teils auf ihrer herrlichen Villa an See von Como lebte und sich damit beschäftigte, jungen Mädchen unentgeltlich Gesangsunterricht zu erteilen. Sie nahm Strakosch sehr wohlwollend auf. „Gesangsstunden kann ich Ihnen nicht geben,“ jagte sie, „da ich grundleitend nur Mädchen unterrichte. Wollen Sie aber meinen Gesangsstunden bewohnen, was ich gern gestatte, so können Sie dabei lernen, was großer Vortrag, was echte Gesangskunst ist, die ja von Tage zu Tage mehr verfallt.“ Strakosch machte von dem Erlaubnis Gebrauch, wohnte drei Jahre hindurch dem Unterricht der großen Künstlerin bei und wurde dadurch zwar kein berühmter Sänger, aber ein ausgezeichnete Gesangslehrer, der eine Adelina Patti ausbilden konnte.

Als Goethe auf einige Wochen nach Wien gekommen war, ging er in Beethovens Gesellschaft sehr gerne im Prater spazieren und es grüßten die Vorübergehenden achtungsvoll die beiden Engländer. Goethe erwiderte zunächst allein den Gruß; — zuletzt — ungeduldig darüber, so oft den Hut abzuziehen zu müssen, jagte er: „Ihre erlauben mich doch die guten Leute mit ihren Hülfen!“ — „Kümmern Sie sich nicht darum, Excellenz,“ entgegnete Beethoven, „vielleicht bin auch ich es, den die Leute hier kennen und grüßen.“



Weiteres.

Man schreibt uns aus Stettin: In einer kleinen Gesellschaft trug ein Pianist ein Stück vor. Alles lachte den Klängen. Nur Herr A. wandte sich zu mir mit den Worten: „Wertwirdig, daß man so oft dieselben Stücke hört und immer wieder den Titel vergißt. Dieses Stück 3. B. klingt doch sehr bekannt; ich kann aber nicht darauf kommen, wie es heißt und von wem es ist.“ Ich konnte ihm keine Auskunft geben. Da der Vortrag gerade beendet war, ging Herr A. zu dem Spieler und fragte nach

dem Namen des Stückes; „ich hab's schon so oft gehört, kann mich aber nicht auf den Titel besinnen.“ Erstaunt blühte der Pianist auf und erwiderte: „Das — haben — Sie schon oft gehört? Ich hab's ja erst gestern komponiert zum bevorstehenden Geburtstage unseres Kaisers!“ Schallendes Gelächter. „So, so! Gut, gut!“ und beschämt schlich Herr A. von dannen.

(Grabchrift.) Ein Trompeter dichtete seiner verstorbenen Frau folgende Grabchrift:

Hier liegt mit lieb Sara,
Gott wolle sie bewahren
Vor alle Gefahra.
Tram-tara-rara!

Aus Paris wird uns berichtet: Zu der vornehmen Welt drängt man sich zu den Privatkonzerthen, von denen ganz besonders die Aufführungen in den kürzlich angekauften Hotels der Gräfin von Trebern an der Place Vendôme, der Gräfin von Beaumont, geborene Galties und Schwester der Marquise von Malmou, der Baronin Adolphe von Nothdahl und anderer Größen des „high life“ einen wohlverdienten Ruf genießen. In diesen Aufführungen werden stets die ersten Größen herangezogen, und die gesagten Honorare entsprechen dem Ruhme dieser „Stars“. Als vor einer Reihe von Jahren Adeline Patti eines Abends bei dem angekauften Mälienen „Schwerm“ Herzog von Gattiera sang, dem inzwischen seine Gesundheit bereits ins Grab gefolgt ist, erregte die Komposition, welche sie vorgetragen, einen so stürmischen Enthusiasmus, daß einflüchtiges Dacapo-Rufen der ersten Zuhörerchaft erfolgte. Da mit der Zeit für jede Vertragsnummer ein Honorar von 1000 Franken verbindlich war, so warf sie zunächst einen fragenden Blick auf den Festgeber und wiederholte das Stück erst, nachdem dieser ihr verständnisvoll zugewinkt hatte. Jedenfalls ein teures Dacapo!

In einer Gesellschaft von Musikern wurden die üblichen Tadel ausgetauscht. Einer der Gäste rief: „Mozart soll leben!“ — „Beimhen wir uns nicht,“ bemerkte ein anderer, „lassen Sie uns unsere eigene Gesundheit trinken; Mozart wird länger leben, als wir alle.“

Den stärksten beim Theater zu XXX. war das Tragen von Räten strengstens verboten. Einer stand aber beim Direktor so im Glimm, daß er es wagte, um die Erlaubnis einzukommen, einen wahren Part tragen zu dürfen. Das betreffende Signal lautete: „Bewilligt, aber nur außer Dienst.“

Ein Wiener frag einen Bekannten auf der Straße, der ein Kind an der Hand führte: „Was haben's da für ein kleines?“ „Schau's, das ist ein Wunderkind,“ entgegnete geheimnisvoll der andere. „Wie so?“ „Das Kind ist zwei Jahr alt und spielt noch nicht Klavier.“

In einem Kapellmeister kam einst ein Opernsänger mit der Bitte, ihm ein Engagement zu verschaffen. „Was für Partien singen Sie?“ — „Ich bin zwar kein Hebelnsänger, ich singe aber gewöhnlich die Alphonse in den meisten Opern.“ „Was singen Sie?“ — „Nun die Alphonse, nämlich die Rolle des Alphonse in „Gampa“, in der „Stimmen von Portici“, in „Lucetta Borgia“ u. s. w.“

Als der berühmte Bassist Lablache, der bekanntlich sehr viel war, in Wien sich nach dem Prater fahren lassen wollte, fragte ihn der Prater, ein echtes Wiener Fräulein: „Soll ich Guter Gnaden auf Einmal fahren?“

In einem Bremer Theater ging einmal das Gas aus und das Publikum sah im Finstern. „Heert ter datt of uit to?“ (Gehört das auch mit dazu?) fragte ein Zuschauer aus der Gallerie seinen Nachbar.

Ein Theaterdirektor vertrieb sich seine Mitglieder aus folgenden Städten: Intriguants aus Zintterwalde, ferde Wäler aus Klagenfurt, Gelben aus Gienberg, Viechbader aus Freienwalde, Viechhaberinnen aus Viechtal, Komiker aus Frohburg, Tenoristen aus Hochburg, Bassisten aus Tiefenbach, Naturbarden aus Waldheim, Charakterspieler aus Felsenberg, den Garderobier aus Fischstädt, den Friseur aus Harburg, den Theaterdiener aus Gienberg, Accenten aus Lobstädt, Schminke aus Waldheim, Theaterchmud aus Zintburg.

(Neue Erfindung.) Ein Optiker hat eine Lupe für Theaterärzte erfunden, womit man widerspenstigen Sängern und Sängern nicht nur in den Hals, sondern auch in das Gewissen sehen kann. Der Erfinder kann gar nicht genug diesem, da alle großen Theater der Welt darauf Bestellungen gemacht haben.



Das Nele Wachsen der Zahl unserer Abonnenten ist eine berechtigte Anerkennung der Bemühungen der „Neuen Musik-Zeitung“, ihre Leser durch gewählte Erzählungen in unterhalten, sie mit allen wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Konkunft sowie mit den bedeutenden Vertretern derselben bekannt zu machen und in den musikalischen Beilagen ihnen erlesene Coufide von namhaften Komponisten zu bieten.

Je weiter sich der Kreis unserer Anhänger ausweit, je mehr Vertrauen und Zustimmung in unseren Tendenzen sich darin ausdrückt, desto entschiedener sehen wir uns angefeuert, den Inhalt unseres Blattes festlicher und gediegener zu gestalten.

Im nächsten Quartal bringen wir unter anderen interessanten Beiträgen die preisgekrönte Novelle: „Ein Sühnopfer“ von I. Glöck, die durch eine ehrenvolle Erwähnung vom Preisgericht ausgezeichnete Erzählung: „Sappho“ von Viktor Klingenberg, die Humoreske: „Seine erste Konzertreise“ von Arthur Bittner, die Novelle: „Zwischen Leben und Tod“ von Moritz Tille, eine heitere Erzählung von P. K. Rossegger: „Wie ich dem Herrn Verwalter was gepiffen hab“, die musikalische Novelle von Max Rathke: „Die Appassionata“, das Märchen von Theobald Groß: „Der verhaftete Krähling“, „Erinnerungen an Penfel“ von Eduard Piehner, „Tipinschts Geige“ von C. Graf von Rodow, „Die Volksmusik der Amerchi-Indianer“ von Dr. Carl Sapper in Guatemala, die Novelliste: „Dissonanz“ von Adrian Perwogen, „Klavierstücke der Certe Chaminate“ von Eduard Kest, „Heber ungarische Musik und Musiker“ von Giza Keszeghy, „Künstlers Erdmatten“, Humoreske von Theodor Graf von Tenbiling, Aufsätze von Dr. W. Nagel und von M. Bigli, sowie Biographien von Albert Becker, Auguste Göhe, Tola Beeth, Klavir Modzhowski und von anderen Notabilitäten der Konkunft.

Für die musikalischen Beilagen werden bereit gehalten an Klavierstücken: eine Humoreske und eine Gavotte von Heinrich Hoffmann, Pièces von Prof. Viktor Glöck, „Herbstklagen“, Gavotte von Ernst Bittner, der Schärpentanz von C. Chaminate, Lieder von Albert Becker, H. M. Goldstein, Graben-Hoffmann, Valentin C. Becker, Duette für Klavier und Violine von Prof. Holländer, Ernst Bittner, R. Schumann, W. Rudnick u. s. w. Einen reichen Gewinn an merkwürdigen, feingefügten Klavierstücken und an Liedern versprechen wir uns für die musikalischen Beilagen fern von dem Ergebnisse des in Nr. 1 der „Neuen Musik-Zeitung“ erlassenen Preisausschreibens, bei welchem die Abonnenten unseres Blattes über die Preisurtheilung selbst entscheiden werden.

Damit keine Verzögerung in der Ausendung unseres Blattes eintrete, ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Auch erbitten wir die Empfehlung unserer Zeitschrift in Freundeskreisen.

Verlag und Redaktion

der

„Neuen Musik-Zeitung.“



Neue Musikstücke.

In dem sehr thätigen Musikverlag Carl Simon (Berlin SW.) erscheinen mehrere Arbeiten von Johannes Döbber, welche von ungemein musikalischen Werte sind. Für den Unterricht recht geeignet ist ein Minuetto und eine Gavotte. Die Rattenfängerlied Döbbers für mittlere Stimme zu Worten von Julius Wolff sind wirksam weil volkstümlich gesetzt und dürfen Freunde finden. In einem anderen Liederstrauch Döbbers, der für einen gesungenen musikalischen Geschmack berechnet ist, erhebt sich das Lied „Unbekannte Liebe“ über das Niveau der Mittelmäßigkeit, während an ein Phantasiestück deselben Komponisten, das für Anfänger berechnet ist, viel Phantasie nicht verwendet erscheint. Dagegen ist eine in demselben Verlag erschienene „Mazurka melancolique“ von William Wolf ein recht anmutiges Musikstück. Auch die „Mondscheineinwanderungen“ von Ludwig Schütz ergeben sich über die Nüchternheiten platter Musik und gewinnen schon dadurch, daß sie die Stimmung musikalisch veredelmachen, welche sich in Bruchstücken lyrischer Gedichte fundieren. Wertvoll ist die Arie aus der Oper Terges von G. F. Handel, welche von Aug. Reinhard in einer Ausgabe für eine Singstimme mit Klavier- und Violinbegleitung und in einer zweiten Bearbeitung für die Harfe allein übertragen wurde.

Theodor Kewitsch hat (bei Carl Baez in Berlin) eine ganz eigenartige Kompositions-Idee und sagt ihr es gleich: mit großem Glück und Geschick ausgeführt, nämlich eine Sonate für Gesang und Klavier. Beim ersten Anblick wird dies frappieren, da man sich allzusehr in die hergebrachte Form und Art eingelebt hat, — allein bald wird man sich mit der Sache befreunden. Bauen sich doch die Sonaten-Sätze auf geistige- oder liedartige Themen auf und besonders ist das zweite sogenannte Gesangsthema des Hauptstückes fast immer wie für die Singstimme geschaffen. Da die Sonaten außerdem noch manche lyrische Momente enthalten, so mangelt es in der That nicht an Stoff, welcher dem Gesange zu eigen ist. Kewitsch hat nun die Idee einer Sonate mit gesungener Mitwirkung aufgenommen und die glückliche Ausführung spricht sich in seiner „Ersten Sonate“ augenscheinlich aus. Er hat die Momente, welche vorwiegend für Gesang und welche für Klavier geeignet sind, mit feinstem Feingefühl getrennt und behandelt und in der That reizende Effekte erzielt. So ist z. B. der Schluß des ersten Satzstückes so reich und anmutig dem Textinhalte angepaßt, daß die Stelle ohne die Metodieführung der Singstimme kaum gedacht werden kann. Es ist, ohne das Wesen der Sonate zu stören, Licht und Schatten, Stimme und Instrument so charakteristisch und wirksam verteilt, daß die Existenz dieser neuen Art Kammermusik vollberechtigt erscheint und Kewitsch für die treffliche Lösung dieser Aufgabe Anerkennung in Anspruch nehmen darf.

Kaiser-Walzer von Johann Strauß. Verlag von H. Simrock in Berlin. Dieser neue Walzer von dem genialen „I. t. Hofballmusikdirektor“ ist das 437. Werk, welches er geschaffen hat. Auch dieses Sträußchen von vier Walzern hat sein die Taktzahl belebendes Aroma. Besonders ist in dem ersten Walzer ein reizender melodischer Einfall verwirklicht. Der dritte Walzer hat zwar eine starke Familienähnlichkeit mit anderen Tanzweisen des Wiener Walzerheros, allein ebensobald schmeichelt er sich in die Gunst des Hörers ein.

3. Mat: Drei Lieder für eine Singstimme (Mezzo-Sopran oder Bariton, mit Klavierbegleitung, Eigentum des Komponisten). Zwei Texte von Heine und das Pianissimo von Schiller hat das frisch und anmutend in Musik gesetzt. Besonders ansprechend ist das Pianissimo. Auch die beiden anderen Lieder stehen über den Nüchternheiten der Mittelmäßigkeit.

Edmund Uhl: 1) Sonate für Pianoforte und Violoncello, 2) Drei Lieder für eine Alt- oder Mezzo-Sopranstimme mit Begleitung des Pianoforte. Leipzig, Verlag von F. C. G. Endert. — Die Sonate ist das Werk eines befähigten Komponisten; besonders ansprechend ist das Scherzo und der vierte schnelle Satz, in welchen dem edlen Melos des Cellos eine harmonisch wirksame Klavierbegleitung zur Seite steht. Die letztere wird nur von einem tüchtig geschulten Pianisten beherrscht werden. — Die musikalische Ge-

diegenheit U. Uhl's zeigt sich auch in dessen drei Liedern zu Worten von H. v. Chamisso, Rud. Baumbach und Ada Christen; eines macht dem andern den Rang einschmeichelnden Wahlkreises streitig. Im „Mädchenlied“ weiß der Komponist den rhythmischen und melodischen Reiz wirksam zu verbinden, während das Lied „Küsse mich“ nichts an leidenschaftlichen Ausdruck zu wünschen übrig läßt. Im Konzertsaal wird es, verständnisvoll vorgetragen, eine günstige Wirkung gewiß erzielen.

Musikalische Andacht.

Bestimmt haben die großen Maler von Schwind und Gabriel Max in Beethoven's Symphonien und Sonaten Anregungen für Bilder gefunden, und der in Tonbildungen ausgedrückten Stimmung eine bestimmte Form angeden. So hat Schwind beim Anhören eines



heiteren Symphoniesatzes an eine Hochzeitsfeier gedacht und diese verbildlicht, — Gabriel Max, der sich zu wollen für die „vierte Dimension“, für unbeschreibbare Sinnenräume, interessiert, hat in einer seiner bildlichen Ausdeutungen einer Beethoven'schen Komposition eine Klavierpielerin vorgeführt, nach welcher eine Geisterhand langt.

Der Maler Fritz Kraus hielt sich beim Ausführen seines schönen Bildes, nach welchem wir heute unseren Lesern einen Holzschnitt bringen, an die Wirklichkeit insofern, als man beim aufmerksamen Ansehen eines das Mißgeschick erschauenden Tonstückes oft die Augen schließt, um die Musik voll und uneingeschränkt auf sich wirken zu lassen. Das schöne Mädchen in dem Bilde von Fr. Kraus hört nach dem Ausdruck seines Gesichtes zu schließen, gewiß ein ernstes Konflikt an, vielleicht die „Mondscheinsonate“ von Beethoven, eine Nocturne von Chopin, oder eine Bergesgeschichte, welche R. Schumann so ergreifend in Tönen zu erzählen verstanden hat. Vielleicht empfindet sie, durch das Anhören eines melancholischen Musikstückes dazu angeregt, die Bedeutung des Sanges: Ihn befehlen, und doch für ewig verloren! — Die innere Sammlung, die Einficht in sich selbst, die musikalische Andacht beim Lauschen eines edlen Tonwerkes drückt sich in dem Bilde von Fr. Kraus jedenfalls mit großer Vereinfachtheit aus.

Literatur.

Franz Eßling: Albertus Magnus und Gerhard von Niesel. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. (Karlsruhe, 1889.) Die vorliegende Erzählung ist die Frucht fleißiger Quellenstudien und zeigt eine frische Gestaltungskraft. Daß Albertus Magnus ein geistig bedeutender Mann war, wissen wir wohl, — seine persönliche Eigenart blieb uns jedoch ziemlich fremd. Franz Eßling darf nun das große Verdienst in Anspruch nehmen, diesen bedeutenden Mann unserem Vorne näher gebracht zu haben, indem er diesen Geistesheroen menschlich sprechen und fühlen läßt. Bringt ihn doch eben dieses Gefühl — das Mitgefühl mit der leidenden Menschheit — in steten Konflikt mit seinen Vorgelegten. Sein Freund, der große Dombaumeister Gerhard von Niesel, ist ebenfalls eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Es wird uns seine Liebe zu Margaretha, der Tochter Ruprechts von Merleburg geschildert, und zwar in einer anpassenden Situationen reichen Weise; Erzbischof Konrad von Hochstaden vertritt Niesel das Gefährliche, seine Pflegerin, wenn er einen Plan zu einer neuen Kathedrale erfaßt, wie eine solche in Deutschland bis jetzt nicht existierte. Drei Monate schließt sich der Meister ein, bis ihn das große Werk gelungen. Und als er des Morgens die fertigen Pläne dem Erzbischof überreicht, war nichts zuvor die alte Peterskathedrale abgebrannt. Der Erzbischof ist entzückt über das was er sieht, und gesteht, daß seine Nichte sich mit dem Architekten vermähle. Das Buch hinterläßt — getragen von edler Menschlichkeit und Vaterlandsiebe — einen überaus wohlthuenden Eindruck. Wir wünschen ihm einen zahlreichen Leserkreis. A. R.

Die „Dresdener Frauenzeitung“ (Verlag von Julius Bloem, Dresden) wird sich durch die ungewöhnliche Vielseitigkeit ihres Inhaltes gewiß einen immer größeren Leserkreis erwerben. Eingewählte Erzählungen sorgen für angenehme Unterhaltung, viele Artikel über Lebensfragen aller Art für Belehrung und Anregung, zahlreiche Notizen und Anzeigen für rein praktische Angelegenheiten des Hauswesens etc., Muster und klare Belehrungen für Neuheiten auf dem großen Gebiete der weiblichen Handarbeiten. Ebenso ist für Erhellung durch einen humoristischen Teil gesorgt, während eine stets gut gewählte Musikbeilage nach jeder Richtung den Bedürfnissen des Familienkreises Rechnung zu tragen befreit ist. Der Preis dieser Frauenzeitung beträgt pro Vierteljahr bei direkter, frankierter Zusendung 80 Pf.

Musikalische Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mark.

Inhalt Nr. 5.

Das singende Holz. Erzählung aus dem Zudanergebiet von H. Heyn. — Der erste April oder der Sängerkrieg um die Kantorstelle. — Schwan mit Gesang in 2 Aufzügen. Von unserem eigenen Hof- und Theater-Dichter. — Volksmärchen-Spiele. Von Anna Mische. Melodie von F. Seidel. II. Die Brottrumen und der Hahn Riterli. — Die musikalischen Entlein. (Gedicht mit Illustration von Lante Amie.) — Die Brüder. Von C. Braun. (Mit Illustration.) — Einführung in die Oper, in Erzählungen und belehrenden Unterhaltungen. Von Ernst Vasqué. XXXII. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in zwei Akten. Der Verschwenker, Zauber-märchen von Raimund. Der Musik von Conradin Kreuzer. (Schluß.) — Ein musikalischer Märchen-Erzähler. Von Dr. Adolph Rohnt. (Schluß.) — Die Instrumente sag da von! (Gedicht von Friedrich Dier.) — Musikalisches Räuberredchen. — Briefkasten. — Rätsel.

Musikbeilage:

Nich. Kögeler, Erster Walzer, Klavierstück. — H. Hofmann, Rändler. Erster Spieler. Zweiter Spieler. Klavierstücke. — G. Th. Schardt, Warnung, für 1 Singstimme mit Klavierbegleitung. — Prabenummern gratis und franko.

Weisse Seidenstoffe

ca. 130 verschiedene Qualitäten — direkt an Private — ohne Zwischenhändler:
von 95 Pfg. bis Mk. 16.80 per Meter nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn porto- und zollfrei — Muster umgehend. —

G. Hennebergs Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in **Zürich** (Schweiz).

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.



Alein echtes, unverfälschtes Fabrikat, übertr. an Qual. jedes and. Produkt. Man achte genau auf Firma u. Schutzmarke.

Rheinwein.

Gegen Einsendung von M. 30 versendet mit Fass ab hier 60 Liter zubereiteter guter und reiner Wein für dessen abgelagertes Weisswein, absolute Naturreife ich garantiere.

Friedrich Lederhos, Ober-Engelheim a. Rh.

Berliner Künstlerinnen, die allein stehen, finden neben Wohnung u. Pension Heim u. Halt bei einer gebildeten Frau mit ständiger, schaffenden Grundsätzen. Dieselbe hat stets in den besten Kreisen gelebt, ist kunst- u. musikverständig u. gern bereit Schülerinnen z. ihren Übungen z. begleiten. Aufn. n. M. 7799 an Rudolf Mosse, Berlin SW. erbeten.

Buchhändler

mit eigenem gut gehenden Geschäft wünsch. mit hübscher, gebildeter und vermög. Dame von 18 bis 20 Jahren in anregender Korrespondenz behufs späterer Heirat zu treten. Auch anonyme Zuschriften sub C. 725 an Ind. Mosse, Leipzig, erbeten.

Eine alte, auf der Wiener Weltausstellung prämierte Leipziger Pianoforte-Fabrik sucht für ihre gediegenen Leistungen und sehr preiswerten Fahrkate — kleine Stündelorgel, Pianinos — Vertreter in Deutschland, England, Russland, Italien, Skandinavien, Schweden, Dänemark, Norwegen. Solche Firmen die über einen grösseren Bezirk gute Beziehungen haben und einen regelmäßigen Absatz in Aussicht stellen können, erhalten den Vorzug. Anmeldungen werden unter T. L. 871 an Haase, Stein & Vogler, A.-G., in Leipzig, erbeten.

Kanoldt's TAMAR INDIEN

Frucht-Confitüren.
Pastilles de Tamarin
digestives et laxatives.

Angenehmer Geschmack — vorzügliche Wirkung als Laxativ und Digestiv für Kinder und Erwachsene. Zur Anregung des Appetits vor, zur Beförderung der Verdauung nach Dinners, Soupers etc. z. Dessert. Aerztlich erprobt u. empfohlen.

Schaacht. 80 Pf., einzeln 12-15 Pf. in fast allen Apotheken.

Nur acht, wenn von Apotheker C. Kanoldt Nachfolger in Gotha.



Günstige Gelegenheit zum Eintritt in die „Fortuna“

mit sefertiger Beteiligung an dem 491igen österreichischen 250 fl. Serienloos.
Gewinnziehung: 1. April. Haupttreffer:
fl. 100 000 österr. Währ.
niedrigster Gewinn fl. 300.
Statuten versendet gratis und franko.

Karl Bofinger,
Direktor der „Serienloosgesellschaft Fortuna“ in Stuttgart.

Einen wunderhübschen neuen
Menuett-Walzer
nach Strauss'schem Programme
enthält der soeben erschienene Siebente Band der beliebten Tanzsammlung

BALL-ABENDE

jeder Band mit 14 höchst ansprechenden Tänzen nur Mk. 1.—

Dieser 7. Band enthält ausserdem als besonderes Zugmittel (weil noch nicht in anderen Tanzsammlungen enthalten) eine neue **Krenzpölka** und ein auch für den Cotillontanz geeignetes **Quodlibet**.

(7 Bände „Ballabende“ à 14 Tänze, zusammen also 98 umfangreiche und beliebte neue Tänze, ca. 280 Seiten Grossnotenquartformat bei brillanter Ausstattung und strenger Auswahl für 7 Mk.; ein unerreicht billiger Preis bei der Fülle des Gebotenen.)

Köln, P. J. Tonger, Hofmusikalienhdlg.
Berlin, Rühle & Hunger W. Friedrichstr.
Leipzig, Carl Rühle's, Musikverlag.

Bad Reinerz

in Schlesien, klimatischer, walddreicher Höhen-Kurort
Seehöhe 568 m — besitzt drei kohlensäurehaltige alkalisch-erdige Eisenquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder und eine ganz vorzügliche Molken- und Milchkur-Anstalt. — Angezeigt bei Krankheiten der Respiration, der Ernährung und Konstitution. Prospekte nebstgeitlich.

Pianos, Flügel, Tafelklaviere und Harmoniums.

Alle berühmten Fabrikate. Gespielte Pianos in gr. Auswahl.
Pianos zu vermieten.
Vorzugspreise, bar u. Raten. Gr. illustr. Kataloge gratis — frei.
Wilh. Rudolph, Pianofabrik in Giessen (gegr. 1851).

P. J. TONGER
Köln am Rhein, versendet
Musikalien- und illustrierte
Instrumenten-Verzeichnisse
kostenfrei.

RICHARD SCHREIBER,
Hamburg

Karn-Orgel-Harmoniums,
Spezialität:
in allen Grössen,
für Haus, Schule, Kirche, Kapelle, Loge, Konzertsaal etc.
Beste Qualität. Billige Preise. Reichste Auswahl.
Empfehlen von den ersten Autoritäten.
Richard Schreiber, Hamburg, Kehrwieder 5.
General-Vertretung für Europa.

Hôtel Disch

KÖLN am RHEIN.
Durch Neubau modernisiert, mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet. 200 Zimmer u. Salons mit 300 Betten. Hydraulischer Fahrstuhl. Elektrische Beleuchtung in allen Zimmern. Niederdruck-Dampfheizung im Winter im ganzen Hause. Bei längerem Aufenthalt im Winter Pension (Grüebere und kleinere Säle mit separatem Eingang — HERZOGSTRASSE) — heessend geeignet zum Abhalten von Vokal- u. Instrumental-Konzerten, Kammern Musik. Der grosse Saal enthält 400 Sitzplätze.
J. Christoph, Besitzer.

Garantie-Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,
also aus erster Hand, in jedem Maasse zu beziehen.
Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt u. gewürzt, Foulard- und Rahde-Stoffe, schwarze Sammete, Peluche etc. zu billigen Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe der Gewünschten.

Soeben erschien in unserem Verlage in hübscher Ausstattung:

Der neue Menuet-Walzer

(The new Valse-Menuet)
für Pianoforte
von
William A. Gurney.
Preis Mk. 1.50.

Dieser neue sehr graziose und leichte Menuet-Walzer wird folgendermassen ausgeführt.
Das tanzende Paar beginnt mit 4 Marsch-Schritten, die Dame tritt mit dem rechten, der Herr mit dem linken Füsse an; dann folgen 4 Walzer-Drehungen, und so abwechselnd weiter, wobei das Schwindelwerden oder Erbrechen ausgeschlossen ist. Obgleich der Tanz Menuet-Walzer genannt ist, bewegt er sich doch im 4/4 Takt, weil dieser sich besonders gut dafür eignet.

B. Schotts Söhne, Mainz.

Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart:
Prof. E. Breslauer's Klavier-Schule
op. 41.
Anfangs- und erste Mittelstufe.
3. Auflage.
Preis brosch. Mk. 4.50 — kart. Mk. 5.25 — gebd. Mk. 6.—
Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. V. J. Tonger in Köln).

Vierzehnjährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. A. Schobbars illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfspaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Expl. Blatt 4.— (eigl. Gebühren für Postexemplare).

Auswärtige Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Dissonanz?

Novellette von Adrian Herweggen.

Nissen Sie, daß wir heute die That-
sache, der Mensch sei ein Herdentier,
wieder einmal bewußt wird? Ich
lehne mich heute nach Gesellschaft, denn ich bin
arbeitsmüde und will meinen Kopf ausruhen
lassen. Kennen Sie keine anregende Gesellschaft,
keine heitere Künstlerkneipe, in die Sie mich
mitnehmen könnten, trefflicher aller Daisiten?
Wie gern würde ich Ihren Wunsch er-
füllen, Herr Hofkapellmeister! Aber ich selbst bin
schon für heute abend geladen — Will von S.,
die schäufste und lebenswürdigste Frau der Re-
sidenz, hat heute ihren ersten Empfangsabend
und ich sitze dort.
„Und was sagt unser strenger Intendant
dazu?“

„Nichts! Er hört zu. Frau von S. ist
seine Nichte.“

„Und wer begleitet Sie am Klavier? Könnte
vielleicht ich das thun?“

„Verzeihen Sie! Diese Liebenswürdigkeit!
Wenn Sie mit mir kommen wollten, würde
sich alle Welt freuen.“

„Alle Welt besteht in diesem Falle aus —?“

„Aus der besten Gesellschaft der Residenz!
Sie werden es nicht bereuen, aus Ihrer Ein-
samkeit heraus und in diesen Kreis getreten
zu sein. Frau von S. ist eine so reizende und
bezaubernde Frau.“

„Und der Gatte?“

„Ist ein vollendeter Kavaller, reich, glück-
lich, diese Frau zu besitzen, aber er verschwindet
neben ihr. Nun Sie werden ja selbst sehen und
urteilen. Ich hole Sie um halb neun Uhr ab.“

Wirklich war am Abend alle Welt, die schöne
Hansfrau an der Spitze, davon entzückt, den neuen
Hofkapellmeister kennen zu lernen. Ein großer Musi-
kalkomponist und Dirigent war ihm vorangegangen
und er hat ihn durch seine energische, echt künstlerische
Leistung der Hofoper nur noch bestärkt; doch war er
von seinem Wirken so sehr in Anspruch genommen,
daß er nun wie ein völlig Fremder in die Gesellschaft
trat, die Frau von S. um sich versammelt hatte.
Sein Erscheinen entseelte sogleich ein bewegtes Ge-
spräch über Musik. Jeder fühlte sich verpflichtet, dem



A. Humbert.
(Ziehe siehe Seite 85.)

Gefehrten zu Ehren sein Verständnis für Musik klar-
zulegen und dieser Schwall dilettantenhaften Geplaus-
bers ließ, so gut er auch gemeint war, ben damit
Verheiraten bedauern, nicht zu Hause geblieben zu sein.
Mit etwas farschlichem Lächeln wandte er sich
endlich an die Hansfrau, die in den allgemeinen
Chorus nicht eingestimmt hatte.

„Schöne Frau sind natürlich auch musikalisch?“

„Natürlich!“

„Und spielen — gewiß meisterhaft — Klavier?“

„Meisterhaft!“

„Und was für ein Genre bevorzugen Sie, was
spielen Sie am liebsten?“

„Komödie!“

Sie lächelte schalkhaft, aber ihre Augen
blickten ernst in das geistvolle Gesicht des Musi-
kfers, der schnell interessiert, aber noch immer
etwas ironisch antwortete: „Komödie also?
Und spielen Sie die nur mit Ihrer Umgebung
oder auch — gestehen Sie es — ein wenig mit
sich selbst?“

„Vielleicht!“

„Warum gestatten Sie aber gerade mir,
dem Fremden, einen Blick hinter die Coulissen?“

„Sie haben recht, mich danach zu fragen!
Nun vielleicht war's momentaner Drang nach
Wahrheit, der mich zu diesem Gelände trieb,
vielleicht auch nur ein neuer Komödieneffekt,
vielleicht — übrigens sind Sie kein Fremder
mehr für mich!“

„Und wo wollen Sie mich kennen gelernt
haben?“

„Im Theater. Ich beobachtete Sie beim
Dirigieren und Sie haben mich dabei aus einer
gebantenlosen in eine aufmerksame und dank-
bare Zuhörerin umgewandelt. Es gefiel mir,
wie Sie Dirigier und Sänger so reichlich durch
alle Dissonanzen der modernen Oper durch-
führten.“

„Sie verabscheuen — scheint es — Disso-
nanzen und schwärmen für vollendete Har-
monie?“

„Ja!“

„Könnten Sie die letztere aber empfinden,
wenn Sie Ihnen nicht erst durch den Kontrast
klar würde? Ist es im Leben vielleicht anders
als in der Musik? Würden Sie z. B. sehen,
ein wie vollendet schöner, „harmonischer“ Ka-
valler der italienische Legationssekretär dort
ist, wenn es nicht auch Leute wie mich gäbe?“

— Frau von S. lachte und wollte etwas
Liebenswürdiges erwidern, aber eben jener Italiener
trat an sie heran und sie erinnerte sich an ihre Haus-
frauenpflicht gegen die anderen Gäste, die es ihr
nicht gestattete, sich einem derselben so ausschließlich
zu widmen. Aber sie bemerkte, wie die Wäde dieses
Einen sie verfolgten und mit vollem Interesse auf ihr
weilten und wie er beim Abschiede ihre Einladung,
bald wieder zu kommen, lebhaft und dankbar annahm.

Und er kam wieder. Den ersten, durch eine
traurige Kindheit, entbehrungsreiche Studienjahre
und mühsam erlängte Erfolge hartgeprüften Mann
zog die schöne, im Glücke voll erblühte Frau selbst
an; zumal deshalb, weil sie sich ein tiefes Empfinden

für das Leid anderer bewahrt hatte und sich daselbe nicht etwa aus Egoismus oder Gedankenlosigkeit fernhielt. Im Gegenteil, sie schien wie dazu berufen, Bedrückten, Bekümmerten von ihrer Art, das Leben harmlos zu genießen, mitzuteilen und es konnte auch wirklich niemand lange ihrem liebenswürdigen Wesen widerstehen.

War dieses Wesen erkünstelt? Spielte diese Frau wirklich Komödie? fragte sich der Musiker oft, wenn er der schalkhaft lächelnden Lilli gegenüber saß und vergaß dabei, daß solche Charakterstudien gefährlich sind, wenn das Objekt derselben eine schöne junge Dame ist. Sein Wissensdurst trieb ihn immer öfter in das Haus des Freiherren, dem es schmeichelte, einen berühmten Mann mehr bei sich zu sehen und dem noch die kleine unauffällige Figur des Musikers, noch sein herbes Wesen gefällig vorkam. Lilli zeichnete ihn nicht mehr aus als andere ihrer Bekannten und das Lächeln ihrer Augen, sobald sie den lebhaften Worten des neuen Freundes lauschte, galt dem Freiherrn nur als der Ausdruck berechtigten Triumphgefühls, ihre Geselligkeit um einen interessanten Mann vermehrt zu sehen. Es war ja alles so harmlos! Was war daran, daß Lilli jetzt niemals mehr vor Schluß der Oper das Theater verließ wie sonst wohl manchmal und daß der Herr Hofkapellmeister nach dem letzten Taktstrich rasch sein Dirigentenpult verließ, um hinauszuweichen, im Korridor ein bißchen mit der schönen Frau plauderte und ihr dann in den Wagen half? Jeder konnte ja diesem Geplauder zuhören und der Freiherr selbst lachte am meisten über die geistvollen Einfälle, die treffenden Witze des Musikers.

Ein Anfall veränderte die Situation. Ueberanstrengt durch seinen Beruf und das Komponieren eines großen Tonwerkes, verfiel der Dirigent in ein nervöses Leben, das ihn zwang, vollkommene Ruhe zu halten. Der Arzt sandte ihn nach dem Süden und ohne Abschied von seinen Bekannten zu nehmen, verließ der Kranke die winterliche Stadt, um ihr fast ein Vierteljahr fernzubleiben.

Nach seiner Rückkehr war sein erster Gang in das Haus des Freiherrn. Er war nicht zu Hause, aber Lilli eilte dem Eintretenden froh entgegen und jubelte: „Endlich! Wie hab' ich Sie vermisst!“

„Und wie sehnst du mich erst nach Ihnen!“ Ihre Hände, ihre Wäde ruhten lange ineinander; die bange Trennung, das freudige Wiedersehen hatte alle Schranken der Konvention aufgelöst. Ihre Momente überschätzte eine solche fesselnde Seligkeit die Herzen der beiden, daß sie erst wie aus einem Traum erwachten, als der Musiker nach einem langen Kuß auf die seine Rechte Lillis ihre Hände endlich freiließ. Eintretender neuer Versuch verhinderte jede weitere Freundschaft, jede intimere Aussprache — man war wieder in den Grenzen konventionellen Verkehrs. Aber doch war alles anders geworden seit jenem kurzen Momente des Wiedersehens. Die beiden sprachen nicht mehr so oft und so harmlos miteinander, aber dafür gewann jedes Wort, jeder Blick tiefere Bedeutung, dafür füllte jeder Leise, noch so kurze Händedruck die Herzen mit Wärme.

Der Musiker hatte auf seinem bornenvollen Lebenswege nie an Liebe gedacht — nun packte sie ihn nun so gewaltig; Lilli aber hatte, seit die erste mädchenhaft unklare Schwärmerei für ihren Gasten verglimmt war und sein Charakter ihr kein tieferes Interesse abnützte, ihr Herz für unfähig gehalten, von neuem zu lieben. Jetzt aber maß sie nach jenem ersten, schnell verloschenen Gefühle die Größe der Leidenschaft für den neuen Freund, der ihr Herz wie ihren Kopf gleich stark in Fesseln hielt.

Dennoch waren die beiden von Liebe Begangenen gegeneinander nicht so aufrichtig wie gegen sich selbst. Scherzreden und kleine Streicheleinheiten, ja ernstliche Zwiste waren öfter an der Tagesordnung als zu ihrem Behagen gerade beizugehen, denn das stets gleichmüthige, scheinbar unberührt leidenschaftslos Wesen Lillis reizte ihren nervösen, leidenschaftlichen Freund, dem diese harmonische Gelasstheit gegen seine eigenen Herzensqualen gealtert, wie Joch erschien.

Da kam ein Frühlingstag, an dem der Freiherr die Stadt verließ, sein Landgut für den Sommeraufenthalt nun in Stand setzen zu lassen. Ein frühes Gewitter tobte am Nachmittage über der Stadt und hielt jeden, der nicht hinaus mußte, im Hause zurück. Lilli war allein mit dem Freunde, der heute erregter und leidenschaftlicher denn je war und heftig auf ihr kaltes, schicksalhaftes Erleben nach vollkommener Harmonie schalt. Das hatte Lilli sonst oft verachtet, heute aber packte sie die Ähnung der Wahrheit plötzlich so sehr, daß sie rief: „Oh, schweigen Sie doch! Wissen Sie noch, wie Sie mich einst belächelten,

als ich Ihnen freimüthig gestand, ich spielte manchmal Komödie? Und Sie? Sind denn auch Sie jetzt etwas anderes als ein Komödiant?“

Er blickte sie starr an und lag dann zu ihren Füßen, indem er flammte: „Lilli — du weißt?“

„Weißt, wie leidenschaftlich ich dich liebe?“ Sie nickte und sagte: „Ich kann ja deine Liebe an der meinen messen.“

Ein heißer Kuß schloß ihren Mund. — Die beiden tauchten Liebesgeheimnisse aus, als wären sie allein auf der Welt, als wäre dieselbe hinter den sturmgewächsten, von Regenschirmen verschleierte Wänden verborgen, die aus dem Parke in die feuchte Lillis herüberliefen. Endlich zog das Gewitter grölend weiter, ein fahlblauer, klarer Streifen Himmels glänzte aus den Wolken und ein Duft wie von tanlenden erblühten Frühlingsschnecken entquoll der erstickten Erde. Lilli hatte die Balzenthüre geöffnet und sog die erquickende Luft mit tiefen Atemzügen ein. Der Geliebte trat neben sie und sagte: „Welche Harmonie! Nach dem Aufbruch in der Natur nun dieser Friede, dieses wohnige Ausatmen. Es ist als wären Kampf und Schmerz ausgelöscht — wie tief empfinde ich das! War doch auch mein Leben in der letzten Zeit ein qualvolles, von Seelenstürmen durchtobtes und nun —? Ach, wie glücklich machst du mich durch deine Liebe!“

Er fahle ihre Hand fester und blickte selig in Lillis Augen. Sie aber sah mit jäh verändertem Ausdruck nach dem reinen blauen Himmelblau inmitten der Wolkenschichten; ihre Hand wurde kalt und schwer in der seinen und ansichauernd trat Lilli plötzlich in den Salon zurück.

„Du mußt nun gehen!“ sagte sie gepreßt. „Leb wohl!“

Noch einmal küßte sie seinen Mund, seine Augen, dann schritt er durch die Abenddämmerung nach Hause. Eine Melodie jodelte ihm im Herzen, so süß wie diese letzte Stunde — die erste glückliche seines Lebens. Die halbe Nacht sah er dann am Flügel in seiner einsamen Gartenwohnung und phantasierte und es schien ihm, jeder Ton sei ein Kuß auf den heißen Mund der Geliebten.

Am nächsten Morgen brachte ihm sein Diener einen Brief Lillis. Freudenrücken riß er ihn auf und überflog die kahlen feilen Schriftzüge, bis das Blatt seiner Hand entsank und er aufstrebend das Haupt in den Händen barg. Erst nach einer langen Zeit errang der Musiker so viel Fassung, das Briefblatt noch einmal zu überlesen, auf welches Lilli folgendes geschrieben hatte: „Geliebter! Mit meinem Danke für Deine Liebe nimme auch mein Gelübde! Glaube mir, es muß so sein. Was der seligen Stunde, in der wir uns unsere Liebe gestanden, noch folgen kann, ist Dissonanz — verglimmende Leidenschaft, Schwach, Reue und Bitterkeit. Ein reines Gefühl unserer Liebe retten wir uns nur durch die Trennung!“

Wenn Du diese Zeilen lesen wirst, bin ich schon fern von Dir, um erst dann an die Stätte Deines Wirkens zurückzukehren, wenn die Jahre unser Gefühl zur Festschuldigkeit verfließen haben. Deine Kunst wird Dir Trost geben, mit die Bewunderung Deiner Werke — in ihnen ist jene Harmonie, die wir im Leben umsonst ersehnten!“



Edvard Griegs Lieder und Klavierstücke.

Wir haben bereits im Jahrgange 1884 der „Neuen Musik-Zeitung“ die Lebensgeschichte E. Griegs mitgeteilt und einige seiner ersten Tonabgebungen beurteilt. Er hat jedoch seither so viel Neues und Lichthiges geschaffen, daß es unseren Lesern willkommen sein dürfte, wenn wir sie mit einem Teile seiner neueren Schöpfungen, mit seinen Liedern und Klavierstücken bekannt machen. Grieg hat sich fast in allen Formen der Komposition versucht; seine Mittel erkannte er ihn auch, jene Mittel, über welche ein genial veranlagter Tonbildner verfügt.

Es wird ihm bekanntlich vorgeworfen, daß manche seiner Orchesterwerke in ihrer düsteren Stimmung hartnäckig verharren und den künstlerisch wirkenden Kontrast hellen versöhnenden Wohlklangs, der Befreiung von dem ewigen Tonjammer im melodischen Aufjucheln verschmähen. Wieviel findet sich für diese Erscheinung ein Erklärungsgrund in den Landschaft-

lichen Eindrücken, welche E. Grieg in seiner schönen Heimat Norwegen als Knabe und Jüngling empfangen hat.

Wir kamen zwar aus dem Entzücken nicht heraus, als wir von Christiania bis Drammen die Westküste Norwegens hinanfuhren und konnten uns nicht sattsehen an diesen Umarmungen von Land und Meer, an der mannigfachen Uebersiedlung der seligen Küste mit ihren landeinwärts sich hinziehenden Fjorden und mit ihren benachbarten Inseln, von denen einige nur so klein sind wie Walfischrücken; endlich an den dreizehn Farngürteln, welche dem Glanze der erst gegen Mitternacht untergehenden Sonne auf der Meeresfläche hin und her schweben. Allein Edvard Grieg ist in der Hafenstadt Bergen geboren, deren Umgebung andere Eindrücke, als jene der Schwermut, nicht zurücklassen kann. Der „Svarte Dug“ mitweht von Bergen ist von einer so ausgeprochenen Melancholie, daß sich von diesem „schwarzen Teiche“ jene Lebensmüden besonders angezogen fühlen, welche die Last des Daseins nicht weiter tragen wollen. Bekannt ist jene bürgermeisterliche Warnung, welche es Selbstmordkandidaten der hoher Strafe verleiht, sich in diesem „schwarzen Teiche“ zu ertränken. Auf der Straße, welche von Bergen nach Alfist führt, empfängt der Wanderer so düstere Eindrücke, daß sie kaum zu verwinden sind.

Auch auf dem öden, waldlosen Floitenberge nächst Bergen wird man zwar durch den Anblick des Meeres gehoben, allein man empfindet auf dem Gipfel dieser Höhe gegenüber der endlosen Wasserfläche so recht die menschliche Kleinheit und Hilflosigkeit als Gegenstück des Naturerhabenen.

In vielen Tonwerken E. Griegs klingen nun jene Natureindrücke nach, welche er an den Strandlandschaften seiner Heimatstadt in sich aufgenommen hat. Man hört sie munter in seinen Klavierstücken nachklingen, weniger in seinen Liedern, deren Stimmung und Klangcharakter ja in erster Linie von deren Texte abhängen muß.

In der billigen Ausgabe E. F. Peterss (Leipzig) sind in fünf Bänden des „Albums“ sechzig und später nochmals sechs Lieder (Op. 48) mit Klavierbegleitung erschienen.

Es ist eine wahre Freude, diese Lieder durchzusuchen, welche durchs den Stempel der Ursprünglichkeit, des edelsten musikalischen Nachempfindens der Texte, des melodischen und rhythmischen Zaubers tragen. Zuweilen bestrebt allerdings eine herbe Tonverbindung, allein bald löst sich das Bestreben in Wohlgefallen auf, wenn der Mißklang sich nach einer tollsten Seitenbewegung in einem wohlklingenden Accord selber vernichtet.

Man findet in den sechzig Liedern des Albums wenige Stücke, die man nicht sofort in seine Gunst fesselt. Gleich im ersten Bande gibt es eine Fülle reizvoller Lieder; besonders empfehlenswert ist das Lied No. 10: „Guten Morgen!“ von Björnson; da ist auch die Klavierbegleitung die aller Einfachheit von großem Klangreiz, wie überhaupt die Lieder Griegs in der Stimmführung und Harmonisierung den Komponisten der gebiegenen deutschen Schule — Edvard studierte am Leipziger Conservatorium — durchweg verraten.

Ein jedes seiner Lieder trägt ein anderes Antlitz; nichts Plattes, Gemeinplätliches, Schallonenhaftes haftet an ihnen und eben daran erkennt man die Schöpfungen eines genialen Komponisten, der es bei der Fülle neuer musikalischer Gedanken nicht nötig hat, immer wieder in denselben Tongelassen sich zu bewegen.

Der zweite Band des Liederalbums bringt u. a. (No. 13) das Lied von H. C. Andersen: „Ich liebe dich.“ es ist von einem Wohlklang und von einer Innigkeit der Tonsprache, welcher man nicht allzuhäufig in der Liederliteratur begegnet. Dieses schöne Lied Griegs steht auf derselben Höhe wie etwa das wunderbare Gesangsstück von Jensen: „Leg deine Wangen an meine Wangen!“ (Op. 1). Im dritten Bande finden sich neben anderen Liebesliedern die originelle und stimmungsvolle „Sonnen- und das Lied: „Zwei braune Augen.“ im fünften Bande ist von besonderem Wohlklang das längere Lied: „Vom Monte Piccio“, in welchem ein allerliebster Walzermotiv einmal wie ein heiter lachendes Mädchen Gesicht anstrahlt.

Von E. Griegs Klavierstücken tragen ebenfalls die meisten das höchst geniale Schaffensmerkmal; so das Konzert Op. 16, in welchem ein fröhlicher lebensfroher Zug zur Geltung kommt. Auch die Sonate

* Herr E. F. Peters hat mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit, dieses schöne Lied in einer der nächsten musikalischen Beilagen der „Neuen Musik-Zeitung“ zu bringen.

Op. 7 ist ein Werk, welches ursprüngliche Motive wirksam durchführt. In der Ballade Op. 24 in Form von Variationen über eine narwegische Melodie kommen mitunter leisterfremde Durchgangsnoten vor, welche unmelodisch sind; das Originelle bleibt da nicht zurück. Auch in den Altkunstblättern wird man stellenweise durch die Lage von Dissonanzen geführt, welche die musikalische Befriedigung trüben. Krieg, welcher in seinen Liebern den Erweis bringt, wie er das Lebenselement der Musik, die Melodie, glänzend beherrscht, weicht in seinen Klavierstücken mitunter breit ausklingenden melodischen Motiven wie verschämt aus, wahrscheinlich aus Besorgnis, gewöhnlich zu werden und greift lieber nach einer kleinen verblühenden Tongrimasse. Wenn F und Es auf laugen Noten zusammenklingen (etwa kommt auch die Verbindung F-C-Eis vor), so ist dies kein Ohrschauspiel mehr.

Abgesehen von diesen Schattenstellen treten in den Klavierstücken Griegs viele Lichtseiten erquickend auf; besonders in den fünf Gesäßen „Lyrische Stücke“ Op. 12, unter welchen ein Walzer, das Märchenlied, der Stenstanz und eine Elegie von besitzendem Tonreize sind.

Wertvolles enthalten auch die „Bastischen Tonbilder“ (Op. 3), die Humoresken (Op. 6), die Szenen „aus dem Volksleben“ (Op. 19), die „Nordischen Tänze“, sowie die „Walzer-Capricen“ und „Nordwestischen Tänze“ zu vier Händen (Op. 35 und 37).

Es lohnt der Mühe, sich mit den Liebern und Klavierstücken des norwegischen Landstichters näher bekannt zu machen, der eben wie sein Landsmann Gade die Volkweisen seiner Heimat schätzte und aus ihnen das nationale Kolossal für viele seiner Werke geschöpft hat.

A. Sv.



Am Kamin.

Sie sitzt am Kamin, die dicken Vorhänge verschließen den Regen und den trübseligen Himmel. Sie träumt sich zurück in den Sonnenschein des vergangenen Sommers. Es war der erste Sonnenschein seit ihrer Kindheit, dessen Strahlen wieder ihr Herz erwärmten. Die wenigen aber langen Jahre ihrer Ehe, die sie an goldenen Rette hinstreute, waren eben so glänzend als toll. — Da stand der Gatte durch einen Sturz beim Reiten und hinterließ ihr eine Grafenkrone, Reichthum und eine Menge Menschen, von denen sie benützt wurde. — Ein leiser Ritt führte sie in ihren Gedanken, der alte Diener meldete: „Waran Ulrich!“ — Ihr erstes Gefühl ankerte sich in einer verneinenden Gebärde, doch befiel sie sich, lächelt, und ihrem laut gesprochen: „es wird mir angenehm sein!“ folgt auch sofort mit raschem Schritt das spärliche blaue Haar sorgfältig gezeichnet, das Monokel mit größter Aufmerksamkeit der Gesichtsmuskeln festgehalten, ein feines geschmücktes Herrchen.

„Auf Ehre, schöne Constance, das Seebad ist Ihnen herrlich bekommen!“ riefte die bunte Stimme. „Bin auch nach Ihnen dagewesen, hab' meinen Nerven wieder etwas auf die Beine geholt, he, infames Wetter heute, was?“ damit läßt sich der Baron in einen tiefen Fauteuil sinken, aus dessen Kissen das leise Wimmern eines Hündchens hörbar wird, das von seiner Herrin mit tausend Schmeichelnamen aus dieser peinlichen Lage befreit wird.

„Verwünschte Hundstomöb — hm, ha, Ungeschicklichkeit, hat das liebe Amorchen doch keinen Schatten genommen, Constance, wie?“

„Nein, nein, gewiß nicht!“ versichert die junge Frau und wendet die feinen Seitenhaare des niedlichen Hündchens um ihre schlanken Finger. „Und was treiben Sie sonst, Ulrich, man hat Sie eine Ewigkeit nicht gesehen!“

„Hm, ja, sehr geschmeichelt, daß meine Abwesenheit bemerkt wurde; treibe mich, was denken Sie, in bürgerlicher Gesellschaft umher, neuester Sport, wie? Famose Leute sage ich Ihnen! langweilen sich nie, stets spaßhaft; hab' mal ein wenig in die Welters gedeut, kleine interessante Welt das, wie, oder? Räumte Ihnen höchst originelle Dinge erzählen, ist mir manches Neue über die Kunst aufgegangen. Ja wahrhaftig, Constance, laden Sie nicht, ich habe ein Auge fürs Malerische, gehe jede Woche auf den Kunstverein, vergleiche die verschiedenen Aesthetiken, um mir meine Meinung zu bilden.“

„Aber ich bitte Sie, Ulrich, wie können Sie Ihr Urteil von der Presse beeinflussen lassen! Die Werke müssen auf Ihre eigene Stimmung wirken, und je nachdem Sie davon erregt, beglückt, erdaut sind, ist es für Sie ein Kunstwerk! Ich wenigstens mache es so.“ fährt die Gräfin begeistert fort, „ich urteile weder nach Namen, noch nach Vorurteilen; erfüllt mich eine Schöpfung vollkommen, ab Malerei, ob Musik, so ist es für mich ein Meisterwerk. So geschieht es mir gegenwärtig mit einer Seefrau: Eigentlich ist es ein Felsen, woran brandet die Wogen schlagen und ein dichter grauer Himmel, aus dem uns ein Wetter entgegenbrocht. Aber nicht Wasser, Felsen und Himmel ist es, was mich fesselt, sondern ein Etwas, ein stiller Seele, ein Gedanke, eine Gemüthsregung, was mir daraus entgegenleuchtet! Wissen Sie, die Hälfte jedes wahren Kunstwerkes, welches die Macht hat, uns über uns selbst zu erheben, machen die Götter. So fühle ich eine wahre Sehnsucht, das Bild wieder zu sehen, sobald ich — aber was ist Ihnen, Wetter?“ Dem Baron war schon lange das Monokel entfallen, der Cylinder samt Handschuhen von den Knien gegliedert; nun zittert er, ängstlich um sich sehend mit erhobenen Händen: „Hst, bist, bist, teuerste Freundin, leise, um Gottes Willen, wenn Sie jemand hätte, haben Sie denn das Morgenblatt gelesen? Ist gerade heute ein ganz veränderter Artikel über dieses Bild erschienen, total vernichtet, alte Waage, ein ganz unbekannter Name, ein furchtbarer Mensch, welcher in einem winzigen Atelier bei kleinen Leuten, hat seinen roten Feller, und verläßt sich auf seinen Pinsel heut-zutage! Zu spaßhaft Constance, he, was?“

Aber sie stimmt nicht ein in sein freigesprochenes Gelächter. Also arm ist der Schöpfer ihres geliebten Bildes? Sie sieht die braunen Wogen vor sich, wohl hat der Maler diese Macht aus seiner eigenen Seele genommen, sie sieht den Gewitter drohenden Himmel, so mag es in seinen Gedanken ansicheln — und der alte Felsen der noch aufrecht im Sturme steht — so äde mag bisher sein Leben gewesen sein und so ist er selbst felsenfest gestanden, getreu der Pflicht und allein. Aus solcher Stimmung heraus schuf er dieses Bild — und nun kommt einer, dessen Schicksal nichts Schärferes für ihn hatte als die Feder, die es ihm in die Hand gab, und dieser tritt — oft wohl ohne es zu ahnen, mit einem guten, falschen Witz solch feindliche Glühbälle an Boden.

Ganz in diesen Gedankenangewandten, hört die Gräfin nur, wie aus der Ferne, das ruhig plätschernde Geräusch der mit tausend wie? und was? gemischten Erzählungen des Barons, bis ein plötzliches: „aber, teure Constance, Sie scheinen zu schlafen?“ die Gräfin anspricht und sie nötigt, sich zu sammeln. „Nein, ich schlafe durchaus nicht, im Gegentheil!“ damit erhebt sich die schöne Frau, läßt Amorchen zu Boden springen, berührt den Knopf der Glode und befiehlt dem eintretenden Diener, sofort anspannen zu lassen. „Aber es ist halb 4 Uhr.“ wendet der erstaunte Kutscher ein, der nicht weiß, was er aus dem sonderbaren Benehmen der Gräfin machen soll, „Essenszeit, und überdies ein Hundewetter!“

„Ja wenn es Sonnenein wäre, würde ich auf den Wagen nicht warten, sondern hinkäufen und mir das Seebild holen, denn haben mich ich's, und das möglichst bald, und Sie, Wetter, werden mich in das kleine Atelier führen! — das Gewitter darf nicht losbrechen, auch nicht im Leben des Malers.“ sagt sie mit reckendem Rücken hinauf, „und den Herrn Kunstkritiker bringen Sie mir Montag mit zu Tisch, ich werde ihm schon die Schönheiten des Bildes erklären und ihm beweisen, wie nötig es war, Kritiker über die Kritiker zu setzen. „Aber Constance, warum gehen Sie nicht mit mir zu diesem, hm — hm — Dingebau, der diese famosen Sträflinge malt ganz in — he, wie heißt es doch, gutes Wort, Belichtung von rückwärts, total modern, man sieht die Kerle wie sie sind, greift unwillkürlich nach seiner Uhr, hält sich die Tische zu, famos, sieht sich wie im Zuchthaus. Und ein Atelier! Teppiche! Ulgarten! wie im Himmel!“

Jedoch ohne Antwort verschwindet die Gräfin lachend in ihrem Atelierbegleiter und erscheint fast augenblicklich in Hut und Mantel.

„Kommen Sie, Wetter Ulrich, wir wollen sehen, ob wir über vier Stiegen im kleinen Atelier, dem Himmel nicht näher sind, als in den Wäldern der feinen Habana Ihres Freundes —“

„Famose Geistes, wahrhaftig, Constance ist das Ihr Ernst, wie, oder?“

„Frau Gräfin, der Wagen ist vorgefahren!“ „Ulrich, vergessen Sie nicht Amorchen mitzunehmen!“

Sophie Kaulbach.

Die 9. Symphonie Beethovens.

Motto:

Da doch die Dilettanten vor den oft abgeschliffenen Fingern eine gewisse Frische und Unmittelbarkeit des Eindruckes voraussetzen, warum sollen wir nicht ein Wortchen über Musik sprechen dürfen, soweit es sich eben nur um Symphonie handelt?

H. Samerling.

Die 9. Symphonie Beethovens ist eine Universal-ausdrucksform im Sinne von Homers Nilas und Odyssee, von Dantes göttlicher Komödie und von Goethes Faust. Ja, sie erreicht geradezu als die ins Musikalische überlegte Faustdichtung, die, von Beethovenschem Idealismus erfüllt, einen wahren Abschlus findet als Goethes großes Werk. Man verpöht den Unendlichkeitsdrang Fausts darin, der durch Kritiker und Halbweisen zur endlichen Harmonie und zum Glücke gelangt.

Das schwerste Ringen stellt das Allegro maestoso dar. Wohl macht sich schon im Beginn eine leise Ahnung des zu erreichenden Ideals geltend; aber das ist eben nur der dunkle „Drang“ des „guten Menschen“. Darüber hinweg strömen in wildem Chaos die Fluten der Ebnen. Der Kampf mit widrigen Schicksalen („Lebzeiten sollst du, sollst entbehren!“); der innere Zwiespalt („Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!“); die Erinnerung jener goldenen Kindheitstage, die drückende Leere des nicht mehr von kindlicher Einsicht beherrschten Jünglings; der ungestillte Drang nach etwas Höherem, der zur Vergehung, zur Verfluchung „jener höchsten Liebesheile“, des Glaubens, der Hoffnung und „vor allem der Geduld“, steigt und fast im Selbstmord endet; das alles grollt und flutet und tobt ergreifend durch das Allegro.

Der zweite Satz trägt ein helleres Gepräge. Die Selbstbegegnung ist gewichen, das Leben wird von lichter Seite angesehen. Es fehlt nicht an Stellen, welche der Wirkung des Monologs „Wald und Höhle“ nahezu entsprechen. Alles in allem aber gibt der 2. Satz die Versuche wieder, Klänge einer idealen Welt im Herzen zu überhöhen. Daß solche Versuche wohl zeitweilig, aber nicht dauernd gelingen mögen, daß dadurch nur ein Tanneln von Genuss im Gemüthe bei innerer Unbefriedigung, nimmer aber reine Freude erreicht werden kann, zu welcher das Schauen des Ideals führt, das ist im weiteren Gange der Symphonie dargestellt.

Schon im Adagio führt der Komponist höher hinan. Er bietet eine einzigartige Verherrlichung der Neigung zwischen Jüngling und Jungfrau, zwischen Mann und Weib. Wie singt daran alles, „Süße, was Menschenbrust durchdringt!“ Was klingt darin alles, „Habe, was Menschenherz erhebt!“ Nicht der feurige Drang der Liebe erglöh; süßes, süßes, mildes Sehnen, stilles, liebliches, heftigendes Glück tragen diese Töne schmeichelnd ins Gemüth. Wenn man meint, nun seien die innigsten Klänge zum Herzen gedrungen, so werden wieder noch wonniger Leute ein Bild der Liebe, des Lebens Mal. Ja, hoch und schön und rein quillt dieses Adagio! Doch ist in diesem Sage noch nicht die Höhe des Tonwerkes erreicht, so wie der Lebensabschnitt und Zustand, dessen Gehalt das Adagio musikalisch Ausdruck verleiht, noch nicht die ideale Höhe des Menschseins bezeichnet. Begleitend, wie der ersten Liebe goldene Zeit ist, beruht sie doch zunächst nur auf der natürlichen Anziehung der Geschlechter und ist an sich sittlich gleichgültig. Soll sie veredelnden Einfluß gewinnen, so muß ihre Frucht erst treiben: der göttliche Strahl des Menschengeistes muß die Menschennatur verklären. Dann wird ein ungeahntes Glückselben auflachen und die Wärme sittlicher Thätigkeit verbreiten. Sonst aber schwindet das ersehnte, so nahe Ideal schattenhaft hinweg. Das läßt Goethes Faust erkennen. Der Dichter hat die in seiner Tragödie unternommene Lösung des Problems vom Vervollkommenungsdrange des Menschen nicht befriedigend gegeben. Sein Held hat am Ende nicht das Humanitätsideal erreicht; trotz aller „Thätigkeit, die nie ermattet“, oder eben wegen des Gewichtiges, das auf die Arbeit als solche gelegt wird. Goethe mag das selbst gefühlt haben. Daher die epilogisch angeordnete Hebung Fausts, die in höchsten Regionen durch himmlische Liebe erfolgt. Aber dem Helden, welcher den Genius der Menschheit verkörpern soll, dürfte nicht in einer neuen Daseinsform Liebe gleichsam erst eingepfropft werden, sondern sie hätte schon hienieden in seinem Dauen rinnen müssen, ein lebendiger Quell, dem mächtige Liebesthaten entsprudeln.

Goethe war zu sehr Realist, als daß er dies hätte in sich erleben können, darum hat ihn zu solcher Gestaltung des zweiten Teils der Tragödie die Kraft gesiegt. — Wie anders Beethoven! Seine Idealität hat den Weg zum letzten Ziele der Menschheit gefunden. Die „Kunste“, seine große Symphonie, nimmt den Pfad hinan, im Finale wird der Gipfel erreicht.

Das Finale beginnt mit Ankängen aus den vorhergehenden Sätzen, da bricht die erste Sehnsucht nach dem Ideal in das Lebens Meer wieder durch. (Gleich einer alten, halbverklungenen Sage steigt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf!), alle die Hoffnungen und Enttäuschungen, die Zweifel und Stürme und der Widerstreit der Vergangenheit klingen nach — das Geleit wird in seinen Grundfesten erschüttert. Und wie sich das Klingen vergangener Sätze teils in der Erinnerung, teils in der Wirklichkeit erneut, so sind auch neue Leidenschaften zu bekämpfen, neue Mängel zu lösen, neue Zweifel zu stillen. Doch endlich kommt die elektrische Spannung zum Ausglick. Nun erst wird die Reigung der beiden Geschlechter rechte Liebe. Nun tritt nicht mehr das Sinnliche, wenn auch in reiner Keuschheit, zweier Herzen enges, unigutes Verhältnis, nein, der Ewigkeitskuss knüpft die Hände immer fester, zwei Flammen winden in einen Feuerstrom. Das Menschheitsideal ist im engsten Kreise erreicht, am häuslichen Herde.

Wie aber alles wahrhaft Eble, Große, Gute nicht in menschlicher Nähe auf sich selbst beschränkt bleibt, so erfährt auch die Liebe, im trauendsten Verein engtömmen, das ganze Sein und Sinnen und schlägt in lobenden Flammen aus des Hauses Raum hinaus und glüht für die Menschheit. An setzt die überwältigende Komposition der hehren Hymne Schillers „An die Freude“ ein. Oft ist das Gedicht seiner Ueberschrift und seines Anfangswortes willen falsch gedeutet worden; Beethoven hat den Geistesverwandten ganz und voll verstanden. Nicht der Freude als solcher hat er Ausdruck gegeben, vielmehr der wahren Freude Erzeugerin, der alles umfassenden Liebe; der Liebe zur Menschheit („Alle Menschen werden Brüder“, „Seid umschlungen, Millionen!“), zu einem „lieben Vater“, der überm Sternengelt wohnen „muß“. Nicht in übermütigen Jauchzen, nicht in bacchantischem Tummel, nicht in aufplackerndem, bald verglimmendem Strophenreiter heraufstürzender Phantasie erscheint sie; ernst, gewaltig, unüberwindlich groß gibt sie sich kund, abnungsvoll bringt sie bis in die Tiefen der Gottheit. (Die herrlich-geheimnisvolle Stelle „Ueber Sternen muß er trösten!“) Sie umschlingt Natur und Geist, Menschheit und Gottheit, alles Wahre, Gute, Schöne, und sie geht ganz auf im All, wird ewige Göttin. — Siehe das große Menschheitsideal! So ist die einzige Symphonie aus: Liebe ist das ewige Gesetz des Alls, ist das Ideal der Menschheit! Sie bereitet, sie ist selbst schon Glück, hier beginnendes, ewig wachsendes, Seligkeit schaffendes.*

* Diese geistvolle Ausdeutung der 9. Symphonie Beethovens wurde auf Anregung des in den Nummern 1-6 veröffentlichten Auflasses von Robert Samerling: „Meine Lieblinge“, verfaßt. Die Red.

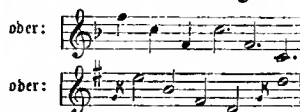
Die Volksmusik der Quechsi-Indianer.

Von Dr. Carl Sapper in Coban.

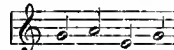
Wer das Glück hat, in den prachtvollen Urwäldern der Alta Verapaz (Republik Guatemala, Mittel-Amerika) umherzuwandern zu können, wird nicht selten an die Ansicht der Alten erinnert werden, welche annahmen, daß die Menschen die Musik den Vögeln abgelauscht hätten; denn es dürfte nur wenige Orte auf der Erde geben, an welchen man so zahlreiche und unwillkürlich so hochveranlagte Vogelarten fände, als gerade in dieser Gegend, welche schon Dolfinus und Montserrat in ihrem großen Reiterwerke (Voyage géologique dans les Républiques de Guatemala et de Salvador, Paris 1868) das Paradies des Ornithologen genannt haben. In der Höhenlage zwischen 800 und 1200 m Meereshöhe trifft man die gefiederten Sänger des Waldes in der größten Menge; doch ist es eine Seltenheit, wenn man in dem dichten Blätterwerk einmal einen solchen zu Gesichte bekommt; allein sie machen sich, namentlich gegen Abend, in großer Zahl durch ihre Stimme geltend und der Wanderer pflegt immer

wieder aufs neue erkannt und entzückt zu sein über die Schönheit des Klanges und der Rhythmen einzelner Vogelrufe. Während die Intervalle von maaßen Vögeln nicht scharf getroffen werden, so daß man im Unklaren über Accord und Tonart bleibt, nimmt man bei anderen eine bewundernswürdige Schärfe der Tonuntertöne wahr, welche durch die Ruhe und Gehalttheit des Tones noch besonders zur Geltung gelangt; stets aber finden wir deutlich ausgesprochene Rhythmen, welche seitens der verschiedenen Arten eine bedeutende Mannigfaltigkeit aufweisen und nicht selten die Kürze und Prägnanz zeigen, welche wir an unseren militärischen und anderen Signalen vielfach

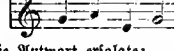
beobachten. Sie klingen z. B.:



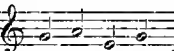
Auch die Klangfarbe zeigt viele Verschiedenheit, geodhlich aber treten in ihrem Gesänge Metallklänge hervor, wie ich sie bei keinem unserer heusschen Singvögel gehört habe. In vielen Fällen ist der Klang von einer geradezu hinreißenden Schönheit, so daß man es herzlich bedauert, wenn die Arie rasch verhallen oder etwa durch das hässliche Getöse der Papageien verdeckt werden. Es ist übrigens zu erwähnen, daß das harmonische und rhythmische Element im allgemeinen vorwiegt, während das melodische vielfach zurücktritt. Unter den 87 Beispielen, welche ich bei meinen mehrmonatlichen Wanderungen in diesen Urwäldern aufzeichnen vermochte, bedürfen 30 Singvögel lediglich die Töne des Dreiklangs, 7 die des verminderten und 1 die des übermäßigen Septimen-Accords — Beweis genug dafür, wie sehr die Natur selbst den einfacheren Schwingungsverhältnissen den Vorrang gibt. Anweisen finden wir auch recht hübsche Ansätze zu Melodien. So hörte ich in Gallenauit einen Singvogel rufen:



zuerst mit längeren Pausen, dann in rascher Folge getüzt:



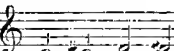
bis endlich die Antwort erfolgte:



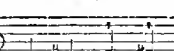
Mollonarien habe ich nur fünfmal beim Vogelgesange beobachtet, während in den allermeisten Fällen das freundlichere Dur ertönt. Zuweilen hört man auch wohl chromatische Aufeinanderfolge der Töne,



welchem die Antwort:



entspricht, und wenn ich von einer anderen, ziemlich häufigen Vogelart den Ruf:



ertönen hörte, so wurde ich immer wieder an eine weitverbreitete kirchliche Weise erinnert, welche auch die benachbarten Pocomchi-Indianer bei ihren Anzügen spielen:



Ich gestehe, daß ich keinen der mir bekannten Vogelrufe unmittelbar in der Musik der Quechsi (sprache Keltische) Indianer wieder verwendet gefunden habe, obgleich sie dieselben mit großem Geschick nachahmen, besonders in der Absicht, um auf der Jagd Vögel anzulocken. Dagegen scheinen mir andere Einflüsse der Vogelrufe auf die Musik dieses Indianervolkes unzweifelhaft, und wenn sich dieselben

auch vielfach nur auf den Charakter der Tongebung, des Vortrags und der Rhythmen beziehen, also mit Worten nicht wiedergegeben werden können, so muß doch andererseits auch die auffallend häufige Anwendung der Töne des Dreiklangs, welche in zahlreichen Fällen zur Geltung kommt, darauf bezogen werden. Auch auf eine gewisse Vorliebe für die Quinte, die in der Begleitung nicht selten durch stärkere Betonung vor dem Grundtone ausgeglichen wird, kann hingewiesen werden, welche Erscheinung sich bei den Vögeln gleichfalls beobachten läßt, wo in 13 Fällen (unter den von mir aufgeschriebenen 87 Beispielen) der Ruf sogar mit der Quinte abschließt. Ebenso könnte man die vielfache Verwendung des Grundtons mit der Quinte allein (ohne Terc) und manche andere Eigentümlichkeit der Volksmusik dieses Indianerstammes mit dem Gesänge der hier heimischen Vögel in Verbindung bringen. (Schluß folgt.)

Die schwierige Passage.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Meister, nimmer wing' ich sie Diese schweren Lieder, Deren schöne Melodie Puffig wie der Fiedler.

Ei das wäre, liebes Kind, Gar wohl 'nz Blamage, Probst, bis wir drüber sind, Heber die Passage.

Kirilli, kirilli, Seht, es geht nicht weiter, Ich erklimme niemals sie, Die'se Cöneleiser.

Aber Kindchen, hört nur zu Nach der Klöte Unen, Dann ersäht ihr es im An, Könn' den Meister höhnen.

Kirilli, kirilli, Singet sie nun weiser, Kirilli, kirilli, Er ist ihr Begleiter.

Vorsorgehungen, liebes Kind, Endlich ist's gelungen, Einen Triller noch geschwind, Dann ist's Lied verklungen.

Doris singt, verstrickt dabei Herz und Sinn und Geister, Die Passage nimmt sie frei, Und zum Schluß den — Meister!

Wort Band.

Der Klavierbacillus.

Humoreske von M. Knauff.

Professor Otto, ein liebenswürdiger Junggeselle in mittleren Jahren, Philosoph seiner Fakultät nach, hielt nichts davon, daß Musik des Menschen Herz erfreue; im Gegenteil, die Töne eines Pianoforte hatten seit Wochen seinen Freund vollkommen alarmiert und die Milch seiner sonst friedlichen Denkungsart in gährenden Drachengift verwandelt. Der Professor hatte nämlich ein musikalisches Vis-à-vis. Im gegenüber liegenden Hause der alten Hofrätin Müller wohnte in einer möblierten Wohnung des ersten Stockes eine Klavier spielende

Lame, welche den größten Teil des Tages musizierend zubradte und mit allerhand Fingerübungen und sonstigen Exerzitien den armen, im Sommer stets bei geöffneten Fenstern arbeitenden Gelehrten in wirksamer Werkzeugung brachte. Wenn der Gequälte vielleicht etwas Geistreiches über den alten Spinoza — der Professor hatte gerade ein Werk über diesen Gelehrten unter der Feder — niederzuschreiben gedachte, ertönte von bräunen eine fed angeschlagene Zonleiter in auf- und absteigenden Läufen, und ärgerte, zerstreute, verwirrte unsern Otto so, daß es ihm erschien als ob sämtliche Buchstaben seiner Feder sich zum

anlaßung ihrer Exmittierung hin, wird sie mir recht zürnen." Bei diesen Worten fiel sein Blick auf das gegenüberliegende Haus. Er erblickte plötzlich an dem Fenster des Zimmers aus welchem stets das Klavierpiel erschalle, zum erstenmal ein weibliches Wesen, eine besahnte Dame, mit strengen Zügen und einer hochgetollten Haube, von welcher rechts und links breite himmelblaue Flügeln herunterflatterten. „Also das ist meine Klaviermarter!" sagte sich Otto. Die Matrone warf unserm Professor einen bitterbösen Blick zu, während ein spöttisches Lächeln um ihre schmalen, aufeinandergepreßten Lippen spielte.

was war das? trieben höfliche Mächte ihr Spiel? erschalle nicht plötzlich — ja, sogar jetzt über ihn, da oben im dritten Stock — er hörte es deutlich durch die Zimmerdecke, zwar etwas gedämpft, aber doch viel zu deutlich, als daß er hätte zweifeln können — triumphierend ein Klavier? ein Marisch? war's nicht sogar der Hochzeitsmarsch aus dem Sommer-nachtsraum? unser Professor hatte ihn in einem Konzerte einmal gehört, ja, ja! alle Teufel, was konnte das sein?

Otto sprang wie ein Wüterich auf und zog die Klingel. Der Diener erschien. „Welch ein Höllen-



Die schwierige Passage.

noch, wie oft geschah, eine viertelstündige Trillerübung mit dem vierten und fünften Finger — so warf der Professor zornig die Feder hin, wütschte den ehrwürdigen alten Amtsdame zu allen Teufeln und schwur tödlicher Haß dem, der das Klavierpiel erfunden hatte, — und besonders — dem Vis-à-vis.

Als die Not klagte er nun seinem alten Freunde, dem städtischen Kapellmeister und Vortrager eines großen Musikinstitutes: „Guter Junge!" sagte dieser mit seiner faulischen Laune, „du mußt dich darin finden. Das ist der Klavierbaciuss, der jetzt die Welt unserer macht. Das einzige Mittel ist: du machst der alten Hofrätin Müller einen Besuch und veranlaßt sie mit Bezugnahme auf deine Klaviermarter, die musikalische Materie an die Luft zu legen. Die ganze Nachbarschaft wird dir dankbar sein, um so mehr, wenn, wie du mir eben mitteilst, deine Pianistin wirklich so stümperhaft spielt."

„Solches Klavierpiel sollte gebändigt werden!" eiferte der erregte Professor, der aber allerdings von seinem Spinoza mehr verstand, denn von musikalischen Dingen.

Am andern Tage besand sich Freund Otto wirklich im Empfangsgemache der Rätin und besprach mit der letzten die peinliche Angelegenheit. „Verehrte Frau! Ich siehe hier im Namen der ganzen Straße!" rief er mit sonischer Uebertreibung aus. „Sollen wir an den Stuben und Sonaten zu Grunde gehen? Die ominösen Trillerübungen haben mein Trommelfell bereits in eine permanente zitternde Bewegung gesetzt, daß ich Triller höre, Triller denke, Triller träume! Es muß Abhilfe geschafft werden, sonst infiziert uns alle noch der Klavierbaciuss, den mein Freund, der Musikdirektor, entdeckt hat!"

„Um Gotteswillen! da will ich lieber Abhilfe schaffen!" sagte freundlich die Rätin. „Ich ging schon lange mit dem Gedanken um, der alten Dame die Stündigung zu senden; wenn ich auch meiner Wietern das höchste Lob erteilen muß, so ist doch über das lästige Klavierpiel schon oft Klage geführt worden. Ich spreche noch heute mit Fräulein Richter, am nächsten Ersten muß sie die Stube räumen. Man hat wirklich zu viel Unannehmlichkeit, wenn man eine Klavierlehrerin ins Haus nimmt."

„Durchgelekt!" jubelte der Professor, als er sich wieder in seinem Arbeitszimmer befand. „Also Richter heißt sie, eine Klavierlehrerin und alte Dame ist's. Ja, ja, ich hab's an dem hölzernen Anschlag gemerkt, daß es magere und knochige Finger sein müssen, welche die Tasten berühren. Das Klavier würde unter den Händen eines jungen Mädchens ganz anders ertönen. Wenn sie erfährt, daß ich die Ver-

„Brrr!" machte Otto, indem er sich schnell vom Fenster zurückbeugte. „Die alte Klavierlehrerin! sie zürnt mir! aber was thut's! sie wird schon ein anderes Zimmer finden, und jeder ist sich selbst der Nächste. Heute über vierzehn Tage habe ich Ruhe! Solch ausgebeuteter Triller wirkt auf die Nerven, wie die elektrischen Schläge eines Bitterales."

Endlich war der Erste des nächsten Monats da. Der Professor bemerkte schon am frühen Morgen von seinem Beobachtungsposten aus, daß die Alte drinnen ausgezogen war. Die Fenster ihres Zimmers waren weit geöffnet, die Blumen und der Kanarienvogel fehlten jetzt. „Endlich, endlich Ruhe!" sagte der Professor als er sich am Abend desselben Tages, welcher ohne störenden Musiklaut verwich, behaglich in die Kissen seines Arbeitsstuhles zurücklehnte. Aber —

Höflichkeit gegen Damen aus Ihren Büchern gelernt haben." Sprach's und verschwand mit Grandezza hinter der sich schließenden Thür.

Etwas beschämt stieg der jetzt plötzlich ruhig gewordene Otto wieder die Treppe hinauf. „Darin hat sie recht!" murmelte er, als er sich zwischen seinen vier Wänden befand. „Aber was thun? Diese Klaviermarter ertrage ich nicht!" Spät erst schlief er ein, und nuschlige Phantasien plagten ihn im Schlaf wie böses Gewissen. Er hatte der armen Pianistin schon zwiefaches Herzeleid angethan; aus der einen Wohnung vertrieben — in der neuen bereits beleidigt. Im Traume sah er die Alte ihn wie ein Nachgepfeif verfolgend, und mit ihren himmelblauen Haubenbändern, gleich langen Fangarmen, nach ihm greifen.

(Schluß folgt.)

Zwei Konzerte mit einem Dirigenten.

L. Der wohl allgemein verbreitete Trieb, Vereine zu bilden, welcher sich nachgerade zur Vereinskunst ausgebildet, ergreift zum weitaus größten Teile das Gebiet der Musik als Stütze- und mehr oder weniger als Bildungsmittel. Dafür legen die zahlreichen Gesangsvereine Zeugnis ab.

Diese Erscheinung ist nur zu billigen, sofern sie die Pflege des eben Gesungenen sich zum Ziele setzt, doch die vage Geschmacksrichtung unserer Zeit gibt oft dem nur unterhaltenden Gesange den Vorzug, welcher in seinen prädelnden und oft trivialen Wesen kein ernstes Kunststreben verrät. Derartige Vereine bedürfen auch ihrer Leiter. Wie groß aber der Mangel an Vorkämpfern ist, beweist folgender Fall, der sich ganz kürzlich in einer Provinzialstadt Sachsens ereignete.

Zwei Vereine hatten nicht anders gekonnt, als ihre Festaufführungen an demselben Abende festzusetzen. Der Musikleiter, welcher beiden Vereinen seine aufopfernde Thätigkeit gewidmet hatte, kam in eine helle Lage, allein er wußte Rat. Da die Musikleistungen in Absehungstellung mit theatralischen Darbietungen geboten werden sollten, so wurde eine Broschüre bestellt, welche in größter Eile den unentbehrlichen Liedern von einem Konzertsaal nach dem andern beförderte, so daß alles „flapsie“. Man sieht hieraus, es ist nichts so schwer als wie man denkt, wenn man's nur recht ergötzt und lenkt."



Konzerte.

— Stuttgart. Im achten Abonnements-Konzert spielte Frau Marie Krebs-Vrenning aus Dresden das G-dur-Konzert von Beethoven, nebst Stücken von Schumann und Liszt mit großem Erfolge. Ein fast männlicher Ernst in der Auffassung der Sonnerie verbindet sich bei ihr mit echt weiblicher Grazie und mit tiefer Empfindung des Vortrags. Nicht Beethovens genialer „Troica“ nahm die gelungene, orchestrale Einleitung der Schönbühnen ursprünglich fürs Klavier komponierten Phantasie in F moll, op. 108 von W. Albert, Bruder des Hofkapellmeisters, das Hauptinteresse in Anspruch. Die Schönheiten des Werkes, durch die enggelegenen Grenzen des Klavierfaches behindert, entfallen sich durch das Kolorit des Orchesters zu einer wahren Fülle plastischer Momente. Herr W. Albert hat bewiesen, daß er mit der Technik der Orchestration vollständig vertraut und ein durchgebildeter, feinfühler Musiker ist. Diese Mobilität wurde ebenso wie die Symphonie Beethovens unter der schonungsvollen Leitung des Hofkapellmeisters Doppler von seinen bei königlichen Hofkapelle sehr tüchtig aufgeführt.

* * *

J. J. — Berlin. Das IX. vorletzte philharmonische Konzert unter Leitung des Herrn Dr. G. von Bülow brachte zwei Novitäten: „Präludium und Fuge für großes Orchester und Orgel von Moritz Moszkowski“ (geb. 23. August 1854 in Berlin, lebt in Berlin) und „Violinkonzert Nr. 2 in Fis moll von Leopold Damrosch“ (geb. 22. August 1832 in Kosen, gest. 1885 in New York). Präludium und Fuge bilden die Entfaltung einer noch ungedruckten sechsstimmigen Suite op. 47. Bereits zum zweitenmale in der letzten Saison der Bülow-Konzerte wurde ein Werk von Moszkowski aufgeführt. Die Komposition ist geschmackvoll und sehr ansprechend; sie zeichnet sich durch einschmeichelnde Kantilenen aus. Der Uebergang des Präludiums zur Fuge geschieht durch ein längeres Harfenfoto. Die Fuge ist gut gearbeitet, klar und durchsichtig und wirkt besonders zum Schluß effektiv. Herr von Bülow führte den Komponisten vor, damit dieser persönlich den lebhaften Beifall des Publikums entgegennehme. — Der Solist des Violinkonzertes war Charles Gregorowitsch (Musik, etwa 24 Jahre alt, einer der begabtesten Schüler Joachim's). Er spielte das Konzert mit vorzüglicher, abgerundeter Technik; doch fehlten ihm Temperament und der starke Ton. Das Konzert an und für sich, in 3 Sätzen geschrieben, erhebt sich nicht über das Durchschnittsniveau des Alltäglichen in diesem Genre,

hat sogar, besonders im letzten Satze, triviale Leitmotive und bietet dem Solisten wenig Gelegenheit zu brillieren. Deswegenachtet wurde Herrn Gregorowitsch mehrfacher Hervorruf zu teil.



Theater.

s. Stuttgart. Leo Delibes hat seine Begabung für heitere, pikant instrumentierte, graziose Musik seit der Aufführung seiner ersten Operette im Jahre 1855 in einer Reihe von komischen Opern und Ballettweisen glänzend dargelegt. Auch die komische Oper: „Der König hat's gesagt“, welche in Paris 1878 zum erstenmale gegeben und jüngst erst auch in das Repertoire der hiesigen Hofbühne aufgenommen wurde, ist reich an reizvollen, musikalischen Einfällen, welche sich frisch und anspruchslos geben und ebenbürtig eine günstige Wirkung erzielen. Delibes zeigt insofern einen guten Geschmack, als er seine amütsamen, prädelnden Motive nicht zu breit einsetzen und nicht durch häufiges Wiederholen derselben ihrem Effekte die Spitze bricht. Wenn aus der schöpferischen Phantasie eines Komponisten graziose Tongebanten so üppig hervorquellen, wie bei Delibes, so hat er's allerdings leicht, sie in reizender Abwechselung dem Zuhörer vorzuführen. Die Instrumentation der Oper schmiegt sich den amütsamen Melodien in geschickter Weise an und verfallt nie in einen pathetischen Ton, welchem man in Operetten meistens Neigung zuweilen mit Bewunderung begegnet. Alles in allem ist Delibes' komische Oper ein Tonwerk, das man mit Genugthuung auch wiederholt anhören kann. Unter den Darstellern ragte Herr Frohman hervor, welcher in gelanglicher und schauspielerischer Richtung Tadelloses bot. Ihm zunächst stand Fräulein Dietrich als zierliche Javotte. Auch die Damen Kugelmann und Piefer wurden ihren Aufgaben gerecht. Die Inszenierung der Oper Delibes' war eine sorgfältige.

* * *

F. H. Karlsruhe. Nachdem im vorigen Herbst Emanuel Chabrier's „Gwendoline“ nach wenigen Aufführungen von unserer Hofbühne verschwunden war, versuchte es F. J. Mottl mit einer dreifaktigen Oper besetzten Komponisten. „Der König wider Willen“ schildert die vergeblichen Versuche Heinrichs von Valois, des nachmaligen französischen Königs Henri III., sich der ungemakten Krone des Wahreichen Polen zu entziehen und ist nicht arm an effektvollen Szenen, deren Komit freilich oft gezwungen genug erscheint. Eine Liebesintrigue Heinrichs mit der Frau des Kammerers Fräulein und eine zweite zwischen einem Edelmann und einer Leibeigenen sorgen für die nötigen Verwickelungen, für Duelle und Arrien. Mit dem operettenhaften Takte kontrastiert die hier und da an Wagner, öfters an die französische Große Oper erinnernde Musik nicht selten; obwohl es ihr nicht an Schönheiten fehlt, läßt sie doch im ganzen Fall die Instrumentation verrät den gewandten Künstler, einzelne Gesangspartien, wie die der Minka (Sopran-Koloratur) und die des Königs (Bariton), vor allem aber die hübschen Chöre haben dem Werke die Sympathie der Hörer errungen. Die Aufführung unter Mottl's Leitung und Darstellers Regie darf eine vollendete genannt werden. Ob sich die Oper lange halten wird, ist eine offene Frage.



Kunst und Künstler.

— Wie wir erfahren, hat Herr Hofkapellmeister J. J. Albert, welcher durch die knappe Kur von einem schweren, langjährigen Nerveneiden befreit wurde, eine neue Symphonie (in F dur) vollendet. Auch wird seine neueste Oper „Die Amohaden“ über kurz zum erstenmal in Leipzig über die Bretter gehen.

— Aus Prag schreibt uns einer unserer Korrespondenten: Daß die Kunst nach Brot geben muß, beweist wieder folgender Fall: Es lebt hier seit einigen Jahren der sehr talentvolle Komponist G. H.

v. Reznicek, Sohn des in Prag verstorbenen Feldmarschallientanten Reznicek. Von dem verhältnismäßig noch jungen Mann wurden schon drei beachtenswerte Opern auf der hiesigen Bühne aufgeführt: Die Jungfrau von Orleans, Stancella, Emerich Fortunat. Dieser Komponist hat nun, um sein Leben freilen zu können, die Stelle eines Kapellmeisters bei einem österreichischen Regiment annehmen müssen. — Ob er wohl in seiner neuen Stellung Zeit zu weiterem künstlerischem Schaffen finden wird?

— Aus Berlin meldet man uns: Den Schluß- und Glanzpunkt der Bülow-Konzerte bildete das X. und letzte, in dem Herr von Bülow selbst als Solist antrat. Außer vier kleineren Stücken von Liszt spielte er das Klavierkonzert Es dur von Beethoven, mit welchem er einen ungeheuren Beifallsturm entsetzte. Es hieß Eilen nach Wien tragen, wollte man alle Vorzüge des geistreichen Beethoven'sch-wollenen schildern. Am nächsten Tage kam fast dasselbe Programm (statt der Soloflöte dirigierte Herr von Bülow die Es dur-Symphonie von Mozart) zur Aufführung, welche die denkbar vorzüglichste zu nennen war. Herr von Bülow wurde zweimal mit einem Tusch vom Orchester geholt und nuzhligemale mußte er dem Beifall von fast 3000 den Saal füllenden Menschen Folge leisten. In demselben Abend noch verließ von Bülow Berlin; zum Abschied hatten sich am Bahnhof fast 200 Damen und Herren eingefunden, welche mit Hochrufen auf Bülow ihm „Auf Wiedersehen!“ zuriefen.

— Wie aus London berichtet wird, hat der Komponist Dvorak den Auftrag erhalten, ein neues Datorium für das nächstjährige Musikfest in Birmingham zu komponieren und dessen erste Aufführung in Person zu leiten.

— In Frankfurt wurde von der Steipischen Kapelle eine neue symphonische Dichtung für Orchester von Eugenio Pirani: „Im Heibelberger Schloß“ aufgeführt. Es wird darin ein mittelalterliches Fest, der Einzug der Fürsten und Ritter, eine Minnecene, auf der Schloßterasse, der Tanz im Ritteraal und ein Bacchanal der Ritter und Knappen musikalisch geschildert. Wie ein Kritiker bemerkt, besitzt Pirani's Tonprache Charakter und Empfindung, namentlich könne man sich an der Poesie der Liebeszene und an den höchsten Tangeperioden erfreuen. „Die Einleitung der gefälligen melodischen Gedanken des Komponisten ist durchaus modern aber ungenügend und entbehrt zu ihrem Vorteil aller harmonischen und instrumentalen Ueberladungen.“

— Wie der „New York Herald“ meldet, schweben gegenwärtig Verhandlungen mit Gounod, der sich bereit erklärt hat, eine große, vieraktige Oper zu komponieren, die im Jahre 1892 in America zur Aufführung gelangen soll.

— Am Kasseler Stadttheater hat eine neue dreifaktige Operette „Der Gaunerkönig“ bei ihrer ersten Aufführung einen recht freundlichen Erfolg gefunden. Das Libretto von C. G. Walz und W. Bennecke baut sich auf dem Märchen von den „Proben des Meisterdiebes“ auf; die gefällige Musik wurde von Dr. Franz Reier komponiert.

— Aus München berichtet man uns: Lieber die Erfolge des Münchner Adrignatquartetts, bestehend aus Frau A. Seiling (Sopran), Fräulein L. Bram (Alt), Herrn J. Seiling (Tenor), Herrn Professor H. Hasselberg (Bass), das seiden von einer Konzertreise zurückgekehrt ist, wird Vorteilhaftes gemeldet. Die Tonsätze, welche sie vortragen, sind dem 16. Jahrhundert entlehnt und muten uns an wie ein Schatz aus vergessenen Tagen. Ein Kritiker rühmt an dem Quartett die Feinheit und Accuratez des Vortrags, die gesunde Bilanzierung und dynamische Ausbildung, das gute Stimmmaterial und das trefflich gezeichnete, kunstgerechte Ensemble, sowie die klare Legitansprache.

— Die Beteiligung an dem IV. Deutschen Sängerkongress in Wien ist eine großartige; auch die Vorbereitungen für dasselbe von seiten des vielfach gegliederten Festausschusses versprechen eine Reihe von Genüssen, zu denen auch Ausflüge in die Alpen gehören werden. Während der Anwesenheit der Festgäste wird auch Anregung der Fürstin Pauline Metternich im Wiener Musikvereinsaal eine Ausstellung von Musikwerken, Partituren und Instrumenten stattfinden.

— Aus Baden-Baden wird uns mitgeteilt: Im großen Saale des hiesigen Konversationshauses wurde vom Kurorchester unter Könnemanns Leitung ein Rosenhain-Abend gegeben, an welchem nur Tonschöpfungen des großen Meisters zu Gehör gelangten. Neben einem Hochzeitsmarsch, einer Zeit-

ouvertüre und einigen von Herrn Konzertmeister Thiemer vorzüglich gespielten Solfistischen kam ein Symphonie (Nr. 2, op. 43) in F moll und ein Klavierkonzert in D moll zur Aufführung. In der Wiebergabe des poetischen Klavierkonzertes zeigte Fräulein Elli Oswald ein feines Verständnis und tüchtiges Können.

— Joh. Ann Strauß erklärt in einer Zuschrift an die „Neue freie Presse“, daß er nie daran gedacht habe, an seinen Walsen in ein Satz und Tempo irgend eine Veränderung vorzunehmen.

— Der populäre Lieberkomponist Prof. Graben-Hoffmann, dessen künstlerisches Wirken von der Neuen Musik-Zeitung bereits in ihrem Jahrgange 1884 gewürdigt wurde, hat an seinem 70. Geburtstage viele Ehrenbeweise entgegengenommen. Bekanntlich hat ihn das Dettlinger'sche Lied: „Fünfhunderttausend Tausend“, das er in Musik gesetzt, weltbekannt gemacht. Der Berliner Börsen-Kourier“ erzählt von dem großen Komponisten folgendes: Graben-Hoffmann lebte 1856 in Steiermark auf dem Schloß seines Vaters Grafen Schönbürg. Einmal kam er zum Diner zu spät. Sein Wort, seine Miene ließ ihn merken, daß er eine gewisse Mühseligkeit begangen habe. Am Abend desselben Tages aber, als er sich zum Thee einzufinden hatte, überreichte ihm die Gräfin von Schönbürg mit dem liebenswürdigsten Lächeln eine kostbare goldene Uhr mit den Worten: „Herr Graben-Hoffmann, Ihre Uhr scheint nicht richtig zu gehen; erlauben Sie deshalb, daß ich Ihnen eine zuverlässigere dafür einbringe.“

— Man berichtet uns: Die allgemeine deutsche Krankenkasse für Lehrerinnen und Erziehern, welche am 1. September 1884 gegründet wurde, hat ihren Sitz in Frankfurt a. M. Sie bezweckt die Unterstützung von Lehrerinnen und Erziehern in Krankheitsfällen. Das Vermögen der Kasse wird aus den Eintrittsgeldern, den laufenden Mitgliederbeiträgen und aus etwaigen Geschenken und Vermächtnissen gebildet. Zum Eintritt sind alle Lehrerinnen berechtigt ohne Unterschied der Nationalität und Konfession, welche im deutschen Reichsgebiete wohnen, laut ärztlichen Zeugnisses beim Eintritt gesund sind, das 18. Lebensjahr erreicht und das 45. noch nicht überschritten haben. Das Eintrittsgeld ist nach der Altersstufe aufsteigend festgesetzt. Der Kassenbeitrag beträgt M. 1.— monatlich. Im Krankheitsfalle werden wöchentlich M. 10.— auf die Dauer von längstens 13 Wochen gewährt. Ortsstellen bestehen in Leipzig, Darmstadt und Breslau. (Zu jeder weiteren Auskunft ist gerne bereit die Hauptvorsitzende Frau Dr. Meiß, Verbernerstraße 11, Frankfurt a. M.)

— Als K. R. a. u. (Deutsch-Böhmen) kommt uns ein langer Bericht über ein Fest zu, welches dem in dieser Stadt gebornen Stuttgarter Hofopern- und Kammeränger Herrn F. J. Schüttli zu Ehren gegeben wurde. Die Stadtvorsetzung ernannte ihn zum Ehrenbürger, bei einem Festgottesdienste hat man eine Messe und bei einem Konzerte meist Kompositionen von dem wackeren Jubilär aufgeführt, dessen Bildnis von Damen mit einem Vorbeizug geschmückt wurde.

— Als Dresden wird uns geschrieben: In einer trefflichen Aufführung des Oratoriums „Elias von Mendelssohn“ hatte sich die Meisterschule Schumann'sche Singakademie mit dem Kapellmeister Kirchenchor vereinigt. Für die Solopartien waren zum Teil Kräfte ersten Ranges gewonnen worden. Die Hofopernsängerin Fräulein Witold, die in ihrer herrlichen Sopran-Stimme, „Höre Israel“, einen Genuß, der lange unvergessen bleiben wird. Den Elias sang der für die Dresdener Hofoper verpflichtete Kammeränger Carl Perron aus Leipzig. Schon nach dem einleitenden Recitative war zu bemerken, daß man es hier mit einem Künstler zu thun habe, der sich in den Geist der Komposition wirklich vertiefte. Bei Herrn Perron in der Arie: „Ist nicht des Herrn Wort?“ eine Bravourleistung seiner Rechenfertigkeit, so zeigte er in der Arie: „Es ist genug“, daß er auch aus innerer Ueberzeugung und mit einer Gefühlswärme zu singen vermag, die nicht jedem Baritonisten eigen sind. Herr Kammeränger Niese sang seine Tenorpartien so vorzüglich, wie man es von diesem Künstler eben gewöhnt ist. — Auch die Herren Soli wurden von den Dresdener Konzertsängern Fräulein Marie Fischer und Fräulein Weiß trefflich gelungen. Die Chöre wurden mit fast tabellarischer Präzision gebracht. Herr Musikdirektor Baumfelder hat mit größtem Eifer und Fleiß die Einstudierung des Oratoriums geleitet. M. B.

— Frau F. J. Wagner will den „Tannhäuser“ noch dem Meister der Pariser Aufführung vom Jahre 1861 ungefähr dem Bayreuther Festspielplan einverleiben.

— Der Vorarlberger Sängerbund schreibt einen Preis von 50 Mark für die beste Komposition in vierstimmigem Männerchor zu zwei Liebern in der Vorarlberger Mundart aus. Die Komposition soll streng vollständig sein. Der Vorarlberger Sängerbund beabsichtigt, die zufriedienstellend komponierten zwei Lieber beim nächsten deutschen Sängertage in Wien als Einzelsätze des ganzen Vorarlberger Sängerbundes vorzutragen. Den Text der Lieber, für deren Einreichung der 1. Mai 1890 der Endtermin ist, teilt Herr G. Wagner, Vorstand des Vorarlberger Sängerbundes in Bludenz, mit.



Neue Musikstücke.

— Lieber und Gefänge mit Begleitung des Pianoforte komponiert und dem Meister des Liedes Dr. Robert Franz gewidmet von Rudolph Freiherrn Procházka. Berlin, Verlag von Friedrich Buchardt. — Die fünf Lieber und zwei Duette für eine Sopran- und Altstimme, welche Rud. Freiherr Procházka zu Worten von Ihsand, Theodor Wilder, Stolzoff und Delwig in Musik gesetzt hat, sind Tonstücke nicht gewöhnlichen Schlags; sie bewegen sich nicht auf ausgetretenen Tongeliesen, sondern tragen den Stempel vornehmer musikalischer Abkunft. Gleich das erste Lieb, „Frühlingsglaube“ ist innig und durch seine weiche, liebliche Melodie einschmeichelnd. Das Lieb, „Frühlingsglaube“ ist in der Begleitung gewandt harmonisiert; überhaupt zeigt die Klavierbegleitung den guten Geschmack des Komponisten. Die Vokalle: „Der Wein Lächelt ein“ kommt der eben Schicklichkeit der Vokalle nahe; diese mag der Komponist auch an seinem Vorbilde Robert Franz schäzen, der bekanntlich viele seiner Lieber vollständig in der Melodie gehalten hat. Die beiden Duette sind recht wirksam in der Stimmsführung, besonders Delwigs: „Ein Vöglein hat gesungen.“ Dem deutschen Texte ist die englische Uebersetzung angefügt.

— Drei Klavierstücke: Agitato, Memento, Gavotte — komponiert von Wilhelm Speidel, Op. 82; G. F. Rahut Nachfolger, Leipzig. — Das Agitato wird ein tüchtiger Spieler zur wirksamsten Geltung bringen; so etwa die geniale Copianistin Frau Johanna Klinger, welcher das Werk zugeeignet ist. Geringeren technischen Schwierigkeiten begegnet man in dem melodischen Memento, welches ebenso wie die Gavotte edel und ursprünglich im Lonsage ist, wie es sich bei einem so gewiegten Komponisten von selbst versteht, wie es Prof. W. Speidel ist.

— Lieber von Gustav Erlanger zu Dichtungen von Frieda Port. Johann Andreß Verlag, Offenbach am Main. — Wir haben vor einiger Zeit auf die Dichtungen von Frieda Port vor allem deshalb aufmerksam gemacht, weil sich viele derselben für den Lieberkomponisten gut eignen. Gustav Erlanger hat mit verständnisvoller Wahl sieben Lieber dieser Poetin bereits in Musik gesetzt. Die stimmungs-vollen, mitunter leidenschaftliche Accente enthaltenden Texte wurden von G. Erlanger mit großem compositionellen Geschick in jene Sprache übertragen, in welcher das Wort durch den Ton unterstützt, ergreift zum Herzen redet. Das Zusammenstreifen von Wort und Ton gibt sich besonders wirksam in den Liebern: „Nein, nicht im Tod das letzte Lieb“, „Ich spüre noch von deinem Geiste“ und „Küsse mich nicht!“ In diesen Liebern zeigt sich besonders die ebenbürtige Schaffenskraft der Dichterin und des Komponisten.

— „Hohenzollernlied“, „Das Lieb von Deutschlands Kaiserin“, „Mars über das Hohenzollern-Land“ von Viktor Emanuel Wulfa (Verlag von G. L. Junke in Stuttgart). — Dem Komponisten stellt der Patrioticismus seine leichte Aufgabe, wenn es gilt, Kaiserhymnen in Musik zu setzen. Diese sollen nicht zu schwer und nicht banal sein, und doch den Eindruck des Feiertlichen zurücklassen. Dieser Aufgabe ist W. E. Wulfa mit seinem musikalischen Takte gerecht geworden und hat zu den beiden eben Gebildeten von Adolf Junke eine wirbige Losenklebung gefunden. Besonders ansprechend ist das schöne „Lieb von Deutschlands Kaiserin“. Das Hohenzollernlied ist auch in einer Ausgabe für Männerchor und für gemischten Chor mit ohne Klavierbegleitung, sowie in Ausgaben für Schulchöre, für großes Orchester, für Infanterie- und Kadettenmusik erschienen.

— Rudolfs-Lieder-Album. Ehrengabe zum 70. Geburtstag Rudolfs Liebes, gewidmet von seinen Freun-

den und Verehrern. Herausgegeben von Arthur Claassen. Verlag von Friedr. Buchardt, Berlin. — Dieses Album enthält 32 Männerchöre von verschiedenen Komponisten; die meisten davon sind wertvolle Schöpfungen, so der Chor: „Die Soldatenbraut“ von Wilh. Speidel, zu Worten von Martin Graf und manche andere. Für Männergesangsvereine ist dieses Album eine wahre Fundgrube wertvoller Gesangsstücke, nach der um so eifrigerer gelangt werden sollte, als der Gesamtbeitrag dieses Albums zur Ehrengabe für Rudolfs Liebe bestimmt ist.

— Bilder aus der Jugendzeit. Acht Vortragsstücke, komponiert von Carl Eichhorn. Duedlinburg, Verlag von Chr. Fr. Vieweg. Für Pianisten auf der vierten Unterrichtsstufe etwa entworfen zu empfehlen. Besonders edel gekleidet ist das Stück: „Aus der Dichtwelt“; anmutend sind auch die Stücke: „Vor dem Schulhause“, „Am Christabend“, „Mädchenesellschaft“, „Tanzendes Völkchen“, „Mutter und Maglein“ und „Am Spinnradchen“. Klavierlehrer, welche dem Grundlag huldigen, ihren Schülern die Mühe des Lernens durch die Freude am Erlernen erträglich zu machen, werden sich mit Eichhorns lieblichen Vortragstücken befremden.

Weiteres.

— (Aus einem böhmischen Bade.) „Zum Tausel hinein, Seblacet, warum klagen Sie denn immer B. es ist ja A vorgezeichnet!“ „Abe, bitt' ich Ihnen Gute Nacht, mein Herr, kann ich mir dafür!“ — „Bla!“ ich A, aber klinge immer wie B!“

— Nestor sagt in einem seiner Stücke, daß eine größere Falschheit nicht zu finden ist, als bei einem Anaben, der die Violine spielen lernt.

— Eine Sängerin verweigerte dem Theaterdirektor abends den Part der Donna Anna zu singen: sie habe den Husten. „Ach was“, lautete die Antwort, „jeder hat einen Husten, aber man hustet nicht immer damit.“

— Ein ziemlich mittelmäßiger Bariton demohr sich um die Tochter eines reichen Bankiers; er wußte sich auch das Herz des jungen Mädchens zu gewinnen; allein der Vater hielt mit seiner Einwilligung zu ihrer Verbindung noch immer zurück; der Stand des Verwerbers insbesondere war es, der ihn für das Ege- glück seiner Tochter bange machte. Der Sänger aber wurde nicht müde, den Bankier zu bestimmen; endlich erbat er sich von demselben, einmal einer Opernvorstellung beizuwohnen, in welcher der selbstgefallige Sänger hoffte, den schwankenden Mann durch die Größe seines Talentes anderen Sinnes zu machen. Der Vater seiner Angebeteten besuchte also auf seine Bitten die „Don Juan“-Vorstellung, in welcher sein Schwiegersohn in epa die Titelpartie sang. Am anderen Tage ließ der Bankier den Sänger zu sich rufen. „Herr“, sagte er ihm auf die Schulter klopfend, „ich gebe Ihnen meine Tochter — denn Sie sind kein „Don Juan“!“

— (Musiker-Latein.) Es gibt nicht bloß ein Jäger-Latein, es gibt auch ein Musiker-Latein. So erzählte jemand in einer Gesellschaft: „Ich sah einen Fichtenbläser, der eine solche Riesenlungge hatte, daß, wenn er alle Löhler der Fichte pfeift und hineinbläst, die Fichte zerbrang.“ — „O“, entgegnete ein Anwesender, „dies ist noch wenig. Ich sah einen Waldhornisten, dessen Waldhorn sich aufrollte und so gerade wie eine Orgelpfeife wurde, wenn er mit ganzer Kraft hineinblies und so rollte es sich auch wieder in seine frühere Gestalt zusammen, wenn er das Wasser herauszog.“

In Nr. 8 der Neuen Musik-Zeitung wird mit der Veröffentlichung der preisgekrönten Abvellen von L. Glück: „Ein Süßwasser“ begonnen. Außerdem wird die nächste Nummer unseres Blattes die Humoreske von P. K. Moserger: „Wie ich dem Herrn Verwalter 'was gepiffen hab“, die musikalische Boozelle von Max Rathke: „Die Appassionata“, das humoristische Märchen von Theobald Groß: „Der verhasste Frühlings“ und interessante musikgeschichtliche Erinnerungen an Lipinski von C. Graf von Krowitz bringen.

Ferdinand Humbert

wurde am 22. April 1818 in Berlin geboren. Ein aufgeweckter, lebhafter Sinn zeichnete ihn von frühester Jugend an aus und ein unüberwindlicher Drang zog ihn zur Musik. Den ersten Grund musikalischer Ausbildung legte der Violinist Nieber, worauf Ed. Nieber, der ausgezeichnete Schüler des berühmten F. Hode, sein Lehrer wurde. Dieser erkannte sofort das hervorragende Talent des jungen Schülers und widmete ihm die größte Sorgfalt.

Ein glücklicher Umstand kam Sumberts Beruf zur Punkt zu hatten. Sumbert war nämlich Schüler des Gymnasiums zum grauen Kloster geworden, woselbst Gefanglehrer Professor Fischer wirkte, der sich durch geistliche Kompositionen einen Namen gemacht hatte. Das Wohlwollen desselben hat sich Sumbert bald in dem Maße erworben, daß er besonders Unterricht im Gesang und in der Theorie von ihm genoh.

Proch selbst ausgesprochenen Talents für die Musik sollte Sumbert diese Kunst, dem Willen seiner Eltern gemäß, nicht als „Prostudium“ ergreifen und ja einsehen, er sich — wenn auch mit schwerem Herzen — für das Buchhandeltfach. Die musikalischen Studien büßten jedoch bei diesem Wechsel nichts ein — er legte lothar unter Clavius eifrig fort. Allein wie konnte sich eine Künstlerreise wie die Sumberts glücklich füllen in der Prosa eines — wenn auch sorglosen Alltagslebens, von der aus die Kunst wie eine Geliebte betradet werden muß, deren Liebkosungen man nicht frei und unbefindert, sondern nur in gewissen dertholonen Augenblicken genießen durfte?

Die inneren Kämpfe schloffen bei Humbert damit, daß er 1839 Schauspieler wurde. Als Mitglied eines kleinen Theaters spielt und singt er Liebhaber und Naturburschen mit zunehmendem Beifall. Doch fand seine Begelisterung in diesem engen Wirkungskreise keinen ausreichenden Spielraum und so war es ein Glück zu nennen, daß ihn schon 1840 ein Engagement für Wien gewann. Hier lebte er bis Mai 1842.

Am folgenden Tage war Gumberts Altmutter mit Konradt Kreuter, dem berühmten Komponisten des „Nachtlagers in Granaba“, welcher damals Kapellmeister in Köln war; dieser gewann den jungen Kunstgenossen lieb, vollendete Gumberts Ausbildung als Sänger und gab ihm endlich, nachdem des Freundes Kompositionsversuche geprüft und sein ungewöhnliches Talent besonders für Lieber erkannt hatte, den Rat, der Bühne zu entsagen. Es war dem berühmten Komponisten noch vergönnt, die erprobtesten Folgen seines wohlgemeinten Rates zu erleben; als er im Jahre 1849 starb, war Gumberts Ruf als Komponist längst gegründet und gefestigt. 1845 reiste Gumbert nach Berlin, wo er sich heimlich niedergelassen hatte, nach Wien. Das wäherische Publikum der Kaiserstadt nahm ihn und seine melodischen Kompositionen mit Enthusiasmus auf und suchte ihn durch eine bareilhafte Stellung darnach an Wien zu fesseln, allein seine Unabhängigkeit über alles liegend, schlug er beides, wie auch späterhin mehrfache derartige Engagements aus, und kehrte nach Berlin zurück, wo er seitdem fast ununterbrochen lebte und sich ausschließlich der Komposition und dem Gesangsunterricht widmete. Von mehreren Jahren hat sein ruhebedürftiger Geist indes auch der Komposition entlag und so lebt Gumbert nun in anmutiger Zurückgezogenheit, ohne jedoch den Vorgängen in der großen musikalischen Republik seine Aufmerksamkeit zu entziehen.

Aus Gumbertschen Liebern eine Auswahl der besten zu treffen, ist bei der fast überreichen Fülle derselben schwer; überdies ist eine Menge derselben, wir dürfen fast sagen in der ganzen Welt bekannt. Wir nennen nur: „In den Angen liegt das Herz“, „D'ritt' ewig, liebe Bögelen“, „Die Krähen“, „Das reitere Waterhörn“, „Blau Aenglein“, „Das bettelnde Kind“, „Spielmannslied“, „Zwei Aenglein draun“, das „Walzer-Rondo“, „Dram wenn ein Herz du hast gefunden“ u. f. w. Auch für die in unserer Zeit sehr vernachlässigte Gattung der Liebespiele hat Gumbert erfolgreich gearbeitet. Er schuf auf diesem Gebiete: „Die Kunst geliebt zu werden, Die Lieder des Minzantons, Die kühne Jiegenhirt, Bis der Rechte kommt“, u. f. w. Ebenfalls mit Glück verjuchte er sich als Uebersetzer französischer, italienischer, russischer, polnischer und schwedischer Romane, Lieder und Opern. Der Vorzug und speziell dem Gesange widmete er endlich treffliche literarische Abhandlungen. Den Gesangsunterricht besonders hat Gumbert durch seine melodischen Ratslässe op. 19 bereichert, die mit einer genauen Kenntnis der menschlichen Stimme geschrieben sind und dadurch, daß sie vom ersten Anfang aus-

gehen, sich besonders als Vorstudie zu Bordognis trefflichen Gesangsstudienwerken eignen.

Dies der Lebensgang des Künstlers und des lebenswürdigen, freimüthigen geistvollen Menschen Ferdinand Gumbert.



Litteratur.

Moderne Kunst. Illustrierte Monatschrift. Berlin. Verlag von Rich. V. o. N. Vielerung 4 des IV. Jahrgangs läßt benennen glänzenden Eindruck zurück, wie die vorangegangenen Hefte dieser prächtig ausgestatteten Monatschrift. Die Holzschnitte sind meisterhaft ausgeführt und geben den Anreiz, die Licht-, Mittel- und Schattentöne der Gemäldes treu wieder, welchen sie nachgebildet sind. Reizend ist z. B. das Frauenbild von R. v. Madrago; tüchtige Zeichnungen sind auch die Bilder von Frau Swedowsky: „Elaionenschule“ und „Auferstehung vom Jahre 1789“; während im ersten der Reiz des bewegten weiblichen Körpers wirkt, stellt im zweiten die dramatische Darstellung der Dämonen, welche polnische Vauern am „Gerichtstisch“ nehmen. Das Bild ist nicht so großlich wie die Jaguerie von Hochgeroge, welches die Verherrlichter nachgerade Bayern in absteigender Wilderwartigkeit zeigt. Viellich in der Erfindung und in der Durchbildung ist der prächtige Holzschnitt nach G. Prells: „Reopold von Deßau und Analie.“ Ein Kabinettstück bereichert und dräufiger Charakterist ist A. Menzels bekanntes „Ballsooper.“ Jeuners ergötzt sich jener Geheimnistr, welcher seinen Dreimaster zwischen die Kniee fliehet, um einem in der Hoffische gebateten edlen Vogel mit beiden Händen beizukommen. Der Text der Sonngen Monatschrift ist sorgfältig redigiert.

Dr. Hans Bischoff. Ein Lebensbild von Olga Stigitz. Berlin, Verlag von Brachvogel & Kauf. — Eine mit großer Liebe und tüchtiger Sachkenntnis gearbeitete Biographie des Pianisten und Musikstifters Dr. H. Bischoff.

Nich. Schmidt-Cabanis: Die Frau von Mehren, nach Henrik Ibsens: Frau vom Meere. Geschmacksvorurtheilen soll der berufene Humorist geheilen. Dies thut auch in der Frau von Mehren Schmidt-Cabanis mit gutem Erfolg, der die Widersacher der idealistischen Richtung mit satirischem Witz und mit dem Mute der Wahrheit schlägt. a. z.

Strasfegerbüch für unsere Kleinen. Nebst einem Strafenregister. Text-Ausgabe mit Anmerkungen von Hans Rudolf. (Frankfurt a. M., Verlag von Nagel & Waldschmidt.) Diese Anwendung des Strasfegerbuches auf jugendliche Ausschreitungen sind von einem Summisten verfaßt, der sich seiner Aufgabe mit Geißel und Feinheit entledigt. Ob das harmlose Büchlein einen Bestand jeder Hausbibliothek bilden wird, bleibt abzuwarten. E.

Ludwig van Beethoven's Aufenthalt in Döbling. Im Auftrage der Gemeinde Döbling: Döbling, Verlag der Gemeinde Döbling, 1889. Es ist erfreulich, zu sehen, wenn deutsche Gemeindevorstände die großen Männer ihres Volkes schätzen und dem Andenken derselben Ehre erweisen. Das that die im Titel genannte Gemeinde, welche mit einer Ehreninschrift jenes Haus schmücken will, in welchem Beethoven 1803 seine Trauung komponierte. Der Gedanke ist vom Döblingler Männergesangsverein ausgegangen, der für die Feier der Enthüllung der Gedenktafel auch schon einen edlen Festschor bereit hält. Das Andenken großer Männer zu schätzen und auszuzeichnen, wird stets zu den edelsten Tugenden des Nationalismus gehören. Josef Böck that die kleine Schrift, welche er dem großen Beethovenfreund Hr. Mphelod-Flayer zugeeignet hat, mit großer Gründlichkeit ausgearbeitet und beendete darin einen guten Weihnacht, daß er aus derselben alles Kleinliche fernhielt, womit sonst der Uebersetzer mitologischer Sammelnoten das Andenken an große Geister zu trüben pflegt. Böck erzählt u. a. auch die von Ferd. Ries mitgetheilte Anekdote, daß Beethoven die Clocan zuerst „Bonaparte“ betitelte; nachdem sich Napoleon I. zum Kaiser erklärt hatte, oermächtigte Beethoven diesen Titel, „weil Napoleon nun als Tyrann aus Menschenrechte mit Füßen treten werde.“ Die der Broschüre beigegebenen Zeichnungen von Rudolf Böck sind geschickt ausgeführt.

Musikindustrie.

Eine neue Fäbte hat Instrumentenmacher Eberhard Wünnenberg in Köln patentieren lassen, welche in gerader Linie, also ähnlich wie die Klarinette geblasen wird. Die Vorteile dieser Patentfäbte liegen auf der Hand: erstens ermöglicht sie dem Spieler eine natürliche, ungezwungene Haltung (die besonders dem Militärspieler zu gute kommt) und zweitens eine leichtere Atmung. Auch soll der Ton anscheinender und voller sein, wie beim alten System. Der Patentkopsf kann jeder alten Fäbte angeheftet und nach Belieben wieder entfernt werden; auch vermag jeder Fäbist sofort ohne weitere Uebung die Patentfäbte zu benutzen. Diese Erfindung ist sichtlich sehr vortragend und dürfte geeignet sein, eine vollständige Umwälzung im Fäbtenbau herbeizuführen. Wenn wir recht unterrichtet sind, hat sich J. Z. Zenger in Köln des Patents und des Verhältnisses bereits versichert.

R.

Musikalische Jugendpost.

Preis pro Quartal 1 Mark.

Inhalt Th. 6.

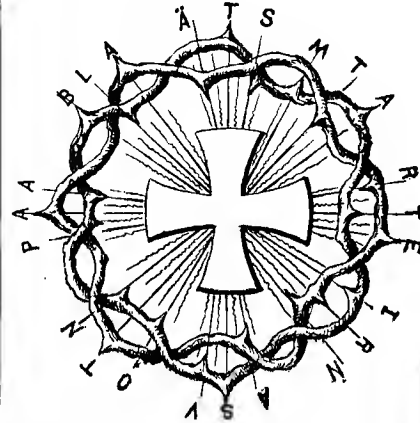
An unsere lieben Leser! — Lies, der Wüthener.
Nach eines alten Eschs Erzählung von C. Knab.
Der erste April oder der Fingerring um die Kante
stelle. Schwanz mit Gefang in 2. Hühner. Von
unserem eigenen Hof- und Theater-Dichter. (Schluß.)
Schneeglöckchen. (Gebicht mit Illustration von Fried-
rich Dier.) Im Bade. (Gebicht mit Illustration
von Frida Schanz.) — Wie der Geierkranz dem
Witze zu Liebesbunden die Seele begehrt. Von Adol-
f Heßler. — Das flüchtige Holz. Erzählung aus dem
Indianergebiet von H. Deyn. (Schluß.) — Briefkasten.
— Breisräthel. — Pitturatur.

Musikbeilage:

G. B. Martini, Gaothe. Klavierstück. — A. v. Lvoff, Russische Volkshymne. Für Violine und Klavier. — Wilhelm Heiser, Abendglühen. Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.

Musikalisches Strahlenrätsel.

Die Dornenkrone.



Auflösung des Musikalischen Diamanträfsels in
 letzter Nummer.

E
D u r
V e r d i
B a r y t o n
E u r y a n t h e
H a e n d e l
P a t t i
A h n

Briefkasten der Redaktion.

Eintrag ist die Abonnements-Contingent beizufügen. Anonyme Zuschriften werden nicht beantwortet.

Den geehrten Abonnenten früherer Jahrgänge di. der Zeitkritik zur Nachricht, daß das Wert: **Musiker-Verlag** von H. W. Wolf (welches seiner Zeit als Verleger der W. M. Z. erschien, aber auf Wunsch vieler Abonnenten zu Gunsten einer weiteren Musikbeilage abgegeben wurde) jetzt vollständig erschienen ist und 34 Bogen umfaßt. Jeder fehlende Bogen ist durch den Buch- und Musikalienhandel für 5 Pf., eine elegante Einbande für 40 Pf. zu beziehen. Bei direktem Bezug durch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung sind außerdem für das deutsch-österreichische Musik-Verlag 10 Pf. für die Kosten des Weltpostverkehrs 20 Pf. **Porto** beizufügen. **Stuttgart. Carl Grüniger.**

J. R. L. Schwela, 3. u. 4. in der Vor- und der Sängerin im Werk über zu haben, wenn für einige Wochen Schüler der Klavier- und Gesangs-Methoden, die das die Dame es gewöhnlich abhebt, neue SchülerInnen aufzunehmen, befindet sich ihre hochgeachtete Methode darauf, ihre Gelehrten zu Hause viel öfter zu lassen. Das kann Ihre Tochter in Deutschland unter sorgfältiger und gewissenhafter Anleitung mit mehr Erfolg tun. In Berlin wohnen an der akademischen Hochschule für Musik (Postfachstr. 120) in der Abteilung für Belang sehr treffliche Lehrer und Lehrerinnen, die von der Stimmbildung und Vortragskunst ebenfalls verstehen, als nördliche, überdies Ergründungen eines berühmten Namens. In Berlin befindet sich außerdem eine bessere Lehranstalt für Gesang (Gendarmenstr. 123), eine Opernschule (Märkischestr. 8) und mehrere Gesangslehrer. Sehr glänzende Gelegenheiten zum Lernen gibt es in Leipzig und Dresden. In letzterer Stadt ist zu empfehlen die Gefänge und Opernschule von H. H. Göbe, Wollfstr. 11. In Stuttgart ist der Gelehrte und Kammer-Gelehrte H. H. Göbe, Wollfstr. 11, ein trefflicher, vielseitiger Gesangslehrer.

Laakirchen, H. B. Ihre musikalische Bibliothek ist groß und die erste Reihe Ihrer Fragen werden hier beantwortet. 1) Die Gellöcher von Nummer 101. 2) Die Blumendeckel op. 66 sind empfehlenswert. 3) Die Schürzen zur Wäsche in F von Gernsheim sind bei Gernsheim (Berlin), jene zum Reiten in C. Moll von dem selben Komponisten bei G. F. Peters (Leipzig) erschienen. 4) Die Streichquartette und Streichquartette von Beethoven, Haydn, Mozart, Schubert, Mendelssohn sind ebenfalls die besten Klavierquartette in Kompositionen, billigen Sammlungen bei Peters, Zitzsch, Breitkopf & Härtel erschienen. Das zweite Büchlein von Fragen, das Sie über uns auskulten, beweist zwar, daß Sie über Ihren musikalischen Eifer, welcher Sie jedoch vergessen läßt, daß Sie kein Recht haben, unsere Zeit und den Raum unserer Blätter übermäßig in Anspruch zu nehmen. Kataloge von Musikalienverlegern mögen Ihnen Aufschluß geben.

E. W. R. a. S. Die Sieber: „Am Horn war ich geübt“ und „Ich war mein Ohr an deine Brust“ sind recht hübsch, besonders das letztere, welches jedoch wegen seiner temperamentvollen Sinnlichkeit in einem Familienkreis nicht gut veröffentlicht werden kann.

Gernsheim, Fr. F. Sie haben sichtlich geliebt. Ein jeder Schüler weiß es, daß auf dem Klavier gibt es so verschiedene Ton ist, aber das wird der musikalische Herr von der Feuerkraft nicht wissen, daß für Geiger gibt es so viele Töne, welche eine verschiedene Applikatur verlangen. Wenn Sie darüber in dem theoretischen Teil der großen Musikschule von G. Gernsheim und Seifrig (Berlin, Göttingen) das Nähere nach und nach lesen. Sie über den Herrn von der Feuerkraft selbst.

Frankfurt a. M. P. T. Mit Recht ist nicht an der Aufnahme eines so gut vorbereiteten Schülers in ein Konfirmationsbuch. Die Anfrage an geeigneter Stelle in Frankfurt wird Ihnen darüber Gewißheit verschaffen.

Berlin, K. W. Gernsheim's Übungen veraltet, die Gebirge von Verrini und Gramer

Sternsches

Konservatorium der Musik
in Berlin SW., Wilhelmstrasse 20.
Gegründet 1850.

Direktorin: **Jenny Meyer.**
Artist. Beirat: Prof. Rob. Radecke.
Neuer Kursus: Montag, 14. April.
Aufnahme-Prüfung:

Freitag, 11. April morgens 9 Uhr.
a. Konservatorium in Anbahnung in allen Fächern der Musik, b. Opernschule: Vollständige Ausbildung zur Bühne. c. Seminar: Spezielle Ausbildung von Gesang- und Klavierlehrern und Lehrerinnen d. Chor-schule. e. Vorlesungen im Institut. Hauptlehrer: Jenny Meyer, Rud. v. Milde (Gesang), Rob. Radecke (Komposition, Direktion, Orgel, Chorgesang), Rüssler (Theorie), Prof. Ehrlich, Papendiek, C. L. Wolf, van de Sandt, Felix Dreychock (Klavier), Emile Sauer, G. Exner, königl. Kammer-musik (Violine), H. Bechert, königl. Kammermusik (Cello), Programme, die durch Unterrichtsreihe.

Jenny Meyer.
Sprechstunde: 8-9, 2-3.

Walbrül-Konservatorium.
Erste und älteste Anstalt in
Coblenz a. Rh.

Die als Klavierlehrer-Seminar eingerichtete Anstalt bietet durch die eigenartige u. bewährte Organisation Vorteile, wie kaum ein anderes Institut. Jede Garantie für eine pianistische, wie musikalisch-wissenschaftliche Ausbildung wird übernommen. — Kurze Studienzeit. — Zeugnisse nach bestand. Examen. — Sommer-Scm. 15. April. Mh. durch den **Direktor.**

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Für Klarinette.

Praktische und theoretische Studien
von **Ludwig Wiedemann.**

Eingeführt am Kgl. Konservatorium der Musik zu Leipzig.
5 Bände zu je 5 M. n. oder 10 Hefte zu je 1.60 M.
Band I: Vorbereitungen für Anfänger. Duos. Umfang der F. a. set. Töne nebst Uebungen. Vorreden und Entwürfe.
Band II: Tonleitern in Dur und Moll. Appogee. Entwürfe in gemischter Form.
Band III: Charakteristische Skizzen. 24 Dur- und Moll-Tonleitern mit ihren 2 enharmonischen Verwechselungen in 8 versch. Entwicklungsarten.

Weltliche Will
sich musk. Bildung aneignen
von Konrad v. Notz, Schlusel,
Tonleitern, Accords,
Taktarten, Intervalle,
Harmonielehre, Musik-
geschichte etc. verschaffen
kann für nur 1 Mark
Prof. Klinge Elementarprincipien d. Musik
nebst popul. Harmonielehre u. Abriss der
Musikgeschichte. Gebd. 1 Mk. Verlag
von Louis Gertel, Hannover.

Biliges Konfirmationsgeschenk.
Die

Achten-Vini.

Novelle.

Nach Motiven aus dem Künstlerleben
mit einem Porträt von
— Frau Richter-Achten. —

I. Dehkind.

Eig. geb. M. 5.50.
Separatabdruck aus dem „Musikwasser“.
Aufwands-Geschenk für jede Dame.

Verlag von Bruno Gertel,
Braunschweig.

In beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von
Breitkopf & Härtel
in Leipzig.

Deutscher Liederhort.

Ausgabe der bedeutendsten deutschen Volkslieder, mit ihren eigentümlichen Melodien (400 Lieder).

Serausgegeben von Ludwig Grl.
XII, 416 S. gr. 8. Pappeband 1 Mk.

Der schönste und neueste Walzer ist

Ich liebe Dich!

„Ich liebe dich allein, mein Lieb nur dich allein,
Für ewig, für ewig sollst du mein eigen sein.“
Walzer für eine Singstimme u. Pianoforte von Rud. Förster (Komponist von „Wie einst in „Trauener“).
Preis 1 M. für Klavier allein M. 1.20, Violine zu Pf. 2 Violinen 1 M., Violine u. Klavier M. 1.50, Orchester M. 1.20. Zu beziehen durch alle Musikhandl., sowie direkt gegen Einsendung des Betrages von
Paul Blenemann in Potsdam.

Kompositionen, inkorrekt und nicht druckfähig, werden korrigiert, resp. umgearbeitet. Arrangements jeder Art. Orchestrierung. Disk. Gewährte und vielseitig anerkannte Ausführung.
E. Jaskowski, Musikh. or. Schwerin u. Warthe, Posen.

Zwei grosse Geld-Verlosungen
finden am 30. April n. 1. Mai statt, wobei unter einer kleinen Anzahl Braut-Serienlosse der Haupt-Preise mit **150 000 Mark** sowie der Bayerischen 100 Thaler-Serienlosse der Haupttreffer mit **300 000 Mark** gezogen und sofort ansbezahlt wird. Jedes Serienlosse gewinnt. Prospekt gratis und franko
Carl Bofinger in Stuttgart,
Hauptlotteriestrasse 70.

Günstige Kaufgelegenheit!!

Infolge Aufhören einer Pianofabrik habe ich als deren Liquidator eine Anzahl einfacher, sowie eleganter Piano's, sowie 2 Flügel, darunter ein Teil mit der vorzüglich bewährten Stimm-Vorrichtung, D. R. P. 40440, sämtliche Instrumente neu, von bester Konstruktion und Tonfülle, zu herabgesetzten Preisen zu verkaufen.
Reflektanten erhalten illustrierte Preis-Courante von
C. Schwalbach, Reichsstrasse 24, Leipzig.

Eine vorzügliche alte **Violine Amati** ist für den festen Preis von 1800 M. zu verkaufen bei
Rühl & Hargro,
Musikalien- und Instrumentenhandlung,
Berlin, Friedrichstr. 58.

Ich übernahm die Restvorräte von

Ole Bull

der Geigerkönig.
Ein Künstlerleben.
Frei nach dem Original der Sarah C. Bull bearbeitet von

L. Ottmann.
Mit dem Kupferstich-Porträt des Künstlers.
8°. 233 Seiten,

Der Lebenslauf und Bildungsgang **Ole Bull's** ist ein hochinteressanter; die Erlebnisse desselben in fast allen Ländern Europas, sowie Amerikas, seine Beziehungen zu den ersten Kunstgelehrten und Musikprotektoren seiner Zeit, werden in obiger Biographie, auf authentische Quellen gestützt, in feinsinniger Weise zur Darstellung gebracht. Freunde und Verehrer des Künstlers, dessen Berühmtheit mit jener Paganini's weitverbreitet, sowie alle ansiebenden Musiker, werden auf obiges schöne und gehaltvolle Werk aufmerksam gemacht.

Dasselbe ist für den herabgesetzten Preis von **Mk. 1.50** (früherer Ladenpreis Mk. 3.50) durch jede Buch- und Musikalienhandlung sowie von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. Carl Grüniger.

Eatey-Cottage-Orgeln

(amerik. Harmonium), des schönsten, preiswürdigsten Harmonium der Welt für Kirche, Schule und Haus (über 300 000 in Gebrauch) empfiehlt zu heuigen Bedingungen im Preise von Mk. 250 bis Mk. 3000

Rudolf Ibach

Barmen, Neuerweg 40. Köln, Neumarkt 1. A. Berlin, W., Potsdamerstr. 20

Zitherunterrichtsbriele

v. F. Fiedler. Eine neue prakt. Lehrmethode f. d. Selbstunterricht l. Zitherspiel. Brief I-X u. 80 Pf. Prospekt gratis. Verlegt v. „Echo v. Böhmen“, Fachblatt für Zitherspiel in Tölz, Bayern.
Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
In Dür für Klavier, Violine u. Violoncell von Jul. Klengel, Op. 23, 10 M.

Trio

URBACH'S
Neue
Klavier-Schule.
Preis: 1. Teil Mk. 4.50, 2. Teil Mk. 4.50, 3. Teil Mk. 4.50. Ausstattung wohl sämtliche Konzepte auf die des Behaltens, selbst die frühere Preis-Liste der Musikalien-Zahlung v. 7/8. 88.
Heinrichshofens Verlag, Magdeburg.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Emil Sauer.

Amors Glasse, 17 Tünze v. Godefrey
Verlag v. Felix Grasse, Leipzig, Börsenstr. 1.

Jeder Violinspieler spielt ohne Studium sofort Violine, Cello und Bass nach der Anleitung von V. Janser, Musikdir. in Lachen a. Zürichsee. Zu beziehen beim Verleger direkt oder durch alle musikalischen Handlungen.
Preis einzeln a. M. 8.— od. Fr. 10.—; alle 3 zusammen a. M. 12.— od. Fr. 15.—

Saiten

für Streichinstrument. Röm. Viol. E. 40, 50, 100 Pf. Cello A. 50, 100 Pf. Zithersaiten, 40, 50 Pf. Preisverzeichn. gratis u. franko.
Hermann Mensing in Erfurt.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Franz Schubert.

Die Verschworenen. (Der händliche Krieg.) Volletändiger Klavierauszug mit Text von Carl Reinecke. 8 M.

Alte Violinen

aus einer grossen Sammlung zu jedem Preise von 10 M. — an werden gegen Einsatz zur gef. Ansicht versendet von
B. Kirsch,
Nürnberg,
Lehrer hiesig Rahatt.

Herm. Dölling jr.

Markenkirchen i. S.
empfiehlt alle Musikinstrumente mit Zubehör unter Garantie;
Specialität
Streichinstrumente
eigene Fabrikat billigst.
Reparaturen promptest.
Illustr. Katalogs gratis und franko.

Aug. Kessler jr.

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik,
Markenkirchen, Sachsen.
Preislisten frei.

Aug. Kessler jr.

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik,
Markenkirchen, Sachsen.
Preislisten frei.

Aug. Kessler jr.

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik,
Markenkirchen, Sachsen.
Preislisten frei.

Aug. Kessler jr.

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik,
Markenkirchen, Sachsen.
Preislisten frei.

Aug. Kessler jr.

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik,
Markenkirchen, Sachsen.
Preislisten frei.

Aug. Kessler jr.

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik,
Markenkirchen, Sachsen.
Preislisten frei.

Aug. Kessler jr.

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik,
Markenkirchen, Sachsen.
Preislisten frei.

Aug. Kessler jr.

Musikinstrumenten- u. Saiten-Fabrik,
Markenkirchen, Sachsen.
Preislisten frei.

vorzüglichen Klänge ist es, dass Schiller mit diesen Eingebungen zu spielen, die musikalisch Gefühlsgehalt, die sie zu lassen. Greifen Sie nach dem klassischen Jugendbuche (10 Stücke um 2. 1.50) in der Reklamation Stoff (1422) oder nach den verschiedenen Sammlungen von Nationalliedern auf demselben Verlage. Anträge in jeder Berliner Musikalienhandlung werden Sie zum Ziele führen.

Bischhofshofen, A. T. F. Benben Sie sich auf Böhndorfers Pianofabrik in Wien wegen späterer Auskunft.
W. Danten. Der Liebesverrat ist doch.

Berlin, P. W. Den Komponisten wird die Zubehörung seiner Klaviersätze gewöhnlich sehr freuen. Seine Adresse: Köln, Greifenplatz 21, Titel: Say-Meister.

Trient. Möchten Sie die Zuzahlung von Hofmann, Preis 2. 2.25.
Kathenow, O. R. 1) Bericht: Harmonies und Modulationslehre, Berlin, Sulzer; dann die im ersten Quartal der neuen Musik-Zeitung besprochenen Harmonielehren. 2) Ihre Frage lautet: „Können Sie mir vielleicht etwas über Stimm mitteilen?“ Selber nicht. Der Stimm ist oft geringer als das Verbleib.

Hambach, W. 1) Die Reklamation eines Kompositionen kann Ihnen gleichgültig bleiben. Wenn Sie Sie beschreiben, so mögen Sie wissen, das Schöpfung sein (wie hier, 2) Der Reklamation Stoff erschien ein Brief, überreichte für die Güter (10 Melodien mit unterlegten Text), Preis 2. 1. — Der Verlag von Aug. Granz (Hamburg) hat gleichfalls eine Reihe von Liedern mit Zuzubegleitung herausgegeben.

Geistungen. Sie fragen: „Wie kann ein bedürftiger 1. B. ins Bier gelangen? Aufzug eines Fiedelbogens wieder zweckmäßig gereinigt werden?“ Antwort: Wenden Sie den Fiedelbogen sorgfältig ein und tragen Sie denselben behutsam zu einem Instrumentenmacher, der wird sich helfen. Selbsthilfe ist zu gering.

24. F. Eine Biographie des von Ihnen beschriebenen 2. Brief nicht vorhanden.

Disching, J. F. 1) Über den Bau der Orgel sind Schriften von Zöpfer, Schlimbach, Gehl, Sattler, Geinrich, Ritter, Wille und Runge erschienen. 2) Gute Orgelkompositionen wurden von Aug. Granz (Hamburg) und von Rottsch (Braunschweig) verlegt.

Chlengo, Joh. Keller. Das Buch von Schottky: „Kanonische Leben und Zeiten als Künstler und als Mensch“ können Sie nur auf antiquarischen Wege erwerben. Der Preis derselben dürfte ein mäßiger sein. Wenn Sie sich in dieser Angelegenheit an die beste Buchhandlung von Wüllbauer & Dege in Leipzig, Nr. 10, Calle Street.

Admont, E. R. Herr Robert Wüllbauer in Hirschdorf bei Braunkauf (Hr. Wüllbauer).

Holmsinden, E. B. Die Ballade für Bariton von Behren, „Der König und das Meer“ ist, nach den und darüber zu Gebote stehenden Quellen, im Druck nicht erschienen.

Erme-Leipzig. Ihre für die Preisunterkunft eingekommen Pläne werden zu gelassen. Wenn die in diese Pläne die Ihre Beschreibung entspricht, dann bitten wir, sie zur Prüfung zu senden.

Nordhausen, A. H. 1) Der Preis von Rüttels Harmonielehre Band I mit Klaviersatz beträgt 2. 1.00. 2) Vor kurzem erschien ein Führer durch die Orgellitteratur von Rottsch & Hofschammer (Neudorf-Leipzig).

Oberoderwitz, L. G. 1) Für Seite 1-104 (13 Bogen) von Dr. Schubert's Musikgeschichte (mit mit Porto 80 Pf.) in Briefmarken an die Verlagsbuchhandlung einzulösen; dann erfolgt freier Ueberweisung. 2) Geschieden erschien, welche in das Verzeichnis der Deutschen Musikalienhandlung eingereicht wurden. Vorher des Verzeichnisses Herr Dr. v. H. in Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig. Der Schul gilt für die Länder, mit denen internationale Verträge abgeschlossen sind, also für Frankreich, England, Schweiz, Italien und Österreich.

München, J. H. Wenn Sie anständig sein wollen, so erlauben Sie vor der Bearbeitung eines Kompositionen für's Orchester den Komponisten oder Verleger sämtlicher gewählter Pläne um die Erlaubnis der Verwertung. Die anderen Pläne lassen Sie sich von Musikern Autoritäten beantworten.

H. in Forst. Die Notiz für die Verwertung komponiert. Wir nennen Ihnen 6. Bogen op. 222 (Ginauer, Breslau), 6. Bogen op. 114 (Granz, Hamburg), 6. Bogen op. 114 (Spielmeier, Göttingen). Die Parodie ist und nicht bekannt.

Klavier-Kompositionen von Fr. E. Heinze.
Michou, Ballade M. 1.80.
Carmela, Valse M. 1.45.
Die Widmung der Ballade hat 1. M. die Königin von Rumänien anzuwenden gerührt. Verlag von Em. Wetzlar (J. Engelmann) Wien.

Streichinstrumenten und Zithern
vers. „zur Probe“ ohne Nachnahme.
Otto Jäger, Frankfurt a. O.
Instr. Preisliste gratis und franko.

Instrumententieren
Arrangements jeder Art übernimmt
Lübeck. H. Loy, Dargestellt.

Wih. E. Voigtjr.
Markenkirche i. S.
Gegründet 1866.
Musik-Instrum. u. Selbst-Fabrik.
Kinoal. Vers. aus erot. Land.
Anst. vorzügl. u. billige Bezüge.
Illustr. Preisverzeichnis gratis und franko.

Gustav Günther, Wien.
Atelier für Geigen- und Violon-
cello, grösstes Lager v. Solo-Violon-
cello italienisch u. deutsch. Meister.

KARN
ORGEL-HARMONIUMS
IN ALLEN GROSSEN
FÜR
HAUS, SCHULE, KIRCHE
CAPELLA, LOGE.
CONCERTSAAL etc.
BESTE QUALITÄT REICHSTE AUSWAHL
BILLIGE PREISE
EMPFOHLEN VON DEN ERSTEN AUTORITÄTEN
ILLUSTR. PREISBUCHER GRATIS
RICHARD SCHREIBER.
Hamburg, Kehrwieder 5.
General Vertretung für Europa.

Gelegenheitskauf, sehr günstig.
Sehr gute, noch neue Musikalien, pro Heft 25 Pf., zu haben bei
Max Wettig, Colmar i. Els.
In wenigen Monaten wurden ca. 3000 Stück verkauft. Franko Zusendung gegen Einsendung des Betrags.

Glaeser & Herwig
in Markneukirchen in Sachse.
empfehlen: **Violinen** und
Zithern in allen Preislagen.
Arten, Symphonien und
alle and. Instrumente aller
Garten. Umtausch bereit-
willig.
Preislist. unentf. u. portofrei.

Violinen, Celli, Saiten, sowie alle Hain-Instr.
am besten und billigsten direkt
von der Instrumenten-Fabrik
C. G. Schuster jun.
355. 55, Erlacher-Strasse.
Markneukirchen, Sachse.
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

Wilhelm Dietrich, Leipzig
Grimm-Strasse 231.
Fabrik und Lager von
Musik-Instrumenten
und Saiten aller Art
Vollständiges Musikalien-Lager.
Billigster u. direkter Bezug.
Preislisten gratis u. franko.

Bad Reinerz
in Schlesien, klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort
Seebüh 565 m. besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige Elen-
trinkquellen: „Miserat“, „Moor“, „Donche-Räder“ und eine ganz vorzügliche
Molken- und Miltchkur-Anstalt. — Angezeigt bei Krankheiten der Re-
piration, der Ernährung und Konstitution. Prospekte nebstgittlich.

Dr. med. Lahmann's
SANATORIUM IN NUTHEILANDS
Reizende Lage am Ufer der Sachs. Schweiz. —
Bedeutende Erfolge durch das physiat. Heil-
verfahren bei chron. Krankheiten aller Art. —
Mässige Preise. — Prospekt mit Beschreibung
der Methode gratis. — Zur Bezeichnung empfohlen:
Dr. Lahmann's Physiatr. Blätter
von 1890. Durch jede Buchhandlung oder direkt.

Grösste deutsche Naturheillanstalt.
Frequenz in 1888 385 Kurgäste
„ 1889 506
Sommer- und Winterkur.
Der Jahresbericht von 1889 wird auf Verlangen kostenlos zugesandt.

MUSIK-
Instrumente und Artikel aller Art 10-15 pCt. billiger geworben.
Violinen, Zithern, Saiten, Streichinstrumente, Tremolen, Harmonikas,
Saxophone, Spielzeug, Musikwerke, Musikgeschäfte aller Art.
Nur gestrichelt gute Waren. — Beste Bezugsquelle. — Ferner
grosses Musikalienlager, billige Preise. — Preis. gratis-franko.
Instr.-Fabr. ERNST CHALLIER (Rudolph Nechfolger) in GIESSEN.

Suchet: erschien in unserem Verlage in höchster Ausstattung:
Der neue Menuet-Walzer
(The new Valse-Minuet)
für Pianoforte
von
William A. Gurney.
Preis Mk. 1.50.
Dieser neue sehr grazioso und leichte Menuet-Walzer wird folgen-
dermassen angeführt.
Das tanzende Paar beginnt mit 4 Marsch-Schritten, die Dame
tritt mit dem rechten, der Herr mit dem linken Fusse an: dann folgen
4 Walzer-Drehungen, und so abwechselnd weiter, wobei das Schwun-
digeren oder Ermüden ausgeschlossen ist. Obgleich der Tanz
Menuet-Walzer genannt ist, bewegt er sich doch im 4. Takt,
weil dieser sich besonders gut dafür eignet.
B. Schott's Söhne, Mainz.

LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Tropf in BLAUER FARBE trägt.
Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Drogen-
Geschäften, Apotheken etc.

P. J. TONGER
Köln am Rhein.
voraus.
Musikalien- und illustrierte
Instrumenten-Verzeichnisse
kostenfrei.

Musikalien
in allen bankbaren
Verhältnissen zu
billigen Preisen.
Schnelle Bedie-
nung, da fast alle
guten Sachen vor-
rätig.
Wohlfeile Eng-
länder für Weber-
geschäfte.
Lieferung von
Musikalienver-
einigungen.
Streich- (Saiten-)
bilden, Saiten-
Anfertigungen,
Horn-Instrumente,
Carl Black & Sohn
Bad Reichenh.

Bad Liebenstein i. Th.
Kur- und Wasserheillanstalt von Th.
Rat Dr. Hesse (vorm. Moritz), da-
s ganze Jahr geöffnet. Nervenkranken
besonders empfohlen.

Dr. med. Böhm's
Naturheillanstalt Wiesenbad

im sächsischen Erzgebirge, Post-, Bahn-
und Telegraphen-Station. Prospekte
auf Wunsch gratis.
Violinen versandt D. R. Glaser
Markneukirchen i. S.
Reparaturen tadello.

ROM
Beste Bezugsquelle für
italienische Saiten aller Instru-
mente. Versend. franko nach
allen Ländern. — Fahrpreise.
Preis. gratis-franko.
Ernesto Tollert, Roma.

Violinen, Zithern
und alle anderen Arten
von Streichinstrumenten,
sowie alle alte und
neue italienische
Meistergeigen,
Cellos etc.
für 200000 u. 300000
Mark. — Saiten-
Zuzahlungserleichterung
ohne Preisaufschlag.
Hamma & Co.
Saiten-Fabrik,
Stuttgart.

A. Sprenger, Stuttgart,
Kgl. Hof-Instrumentenmacher.
Prämiiert: Wittenberg 1890 London 1893
auf den 1. Um 1871. München 1888
Ausstellungen Stuttgart 1881, Bologna 1886
Selbst-
verfertigte **Violinen & Celli**
sowie alte, echt italienische
Meister-Geigen.
Beste Reparaturwerkstätte.
Grösstes Saitenlager.
Spezialität: reine Saiten.
Fehlte Bogen und Kästen etc.
Neu-
verbaute **Tonschraube.**
Prospekte u. Preislisten gratis u. frko.

Edmund Paulus
Musik-Instrumenten-Fabrik
Markneukirchen i. Sachse
Prachtvoll illustr. Preislisten frei.

Chr. Heberlein jr.
Markneukirchen i. S. Beste und
billigste Bezugsquelle für Musik-
instrumenten Saiten eigener Fabrik.
Preislisten gratis u. franko.

Größtes Sortiment in Artikeln für Holzmalerei, Kerbschnitt - Arbeiten.
 Rahmets Auswahl in vergaltem Gestein Gegenständen zum Besticken aus Filztuchen und Leinen.
Elegante Bambus-Möbel zu äusserst billigen Preisen.
Paul Zennegg, Canstatt a.N.
 Kunstgewerbliches Magazin.
 Illustr. Preislisten gratis u. frko.

Die besten Gesichtspuder (sind) Leichners Fettpuder

Leichners Hermelinpuder.
 Diese berühmten Gesichtspuder werden in den höchsten Kreisen und von den ersten Künstlerinnen mit Beifall angenommen. Sie geben dem Gesicht ein jugendlich glänzendes, blühendes Aussehen, haften unauflöslich und haben keinen schädlichen Einfluss auf die gesunde Haut in der Wärme erhalten.
 — Zu haben in der Apotheke: Berlin, Schlegelstrasse 31 und in allen Parfümerien. Nur echt in verschlossenen Dosen, auf deren Boden Name und Schutzmärkte eingeprägt ist. Man verlange stets: Leichners Fettpuder, L. Leichner, Parfüm-Chemiker, Eine ältere

französische Violine
 (Villaume) von gutem Ton und Bau wird um 76 M. abgegeben.
 Ebenso eine feine Konzertgeige (Modell Guarneri) um 350 M.
 Dionys Ammon, Wiesbaden (Wittb.).

Eine echte Guarneri-Violine
 Soloinstrument 1. Rang, sowie eine sehr alte Tiroler Violine „Stoll 1508“. Erstere für 800 M., letztere für 900 M. sind z. verk. Probier u. Uebernahme. Offerte erbeten unter W. E. 167 postlagernd Sonderhausen.

1 Violine Josephus Guarnerius fecit cremona 1709 empfiehlt Paul Richter Buchhandlung, Hirschberg i. Schl.



Alles schies, unverfälschtes Fabrikat, übertr. an Qual. jedes und Produkt. Man achte genau auf Firma u. Schutzmarke.

Rheinwein.

Gegen Einsetzung von M. 30 verendet mit Fass ab hier 60 Liter schätzbares gutes und Weisswein, für dessen Abgaberecht ich garantiere. Naturreinheit ich garantiere. Friedrich Lederhosen, Ober-Ingelheim a. Rh.

Thätiger Korrektor für Streichinstrumente wird für Warchau (Russland) gesucht. Off. an J. Qu. 864 befördert Rudolf Mosse, Berlin SW.

Kanold's Tamar Indien

Frucht-Confituren, Pastilles de Tamarin digestives et laxatives.

Angenehmer Geschmack — vorzügliche Wirkung als Laxativ und Digestiv für Kinder und Erwachsene. Zur Anregung des Appetits vor, zur Beförderung der Verdauung nach Dinieren, Soupers etc. z. Dessert. Aerztlich erprobt u. empfohlen.

Schacht. 80 Pf., einzeln 12-15 Pf. in fast allen Apotheken.

Nur Acht, wenn von Apotheker C. Kanold Nachfolger in Gotha.

Verlag von Carl Grüninger in Stuttgart: Prof. E. Breslaurs Klavier-Schule

op. 41.
 Anfangs- und erste Mittelstufe.
 3. Auflage.

Preis brosch. Mk. 4.50 — kart. Mk. 5.25. — gebd. Mk. 6.—
 Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung.

Die vorliegende Klavierschule ist unauflöslich die vorzüglichste Arbeit, welche in dieser Richtung für die Jugend geliefert worden ist. Prof. Dr. Oskar Paul, Lehrer am königl. Konservatorium d. Musik zu Leipzig.

Das Werk ist so recht aus der Praxis hervorgegangen. Natürlich führe ich die Schule in meinem Institut ein. H. Spengler, Direktor der Musikschule in Kassel.

Das Werk eignet sich für Erteilung des Klavierunterrichts wie kein anderes. königl. Seminar- und Musiklehrer in Liebenthal.

Die vorliegende Klavierschule müssen wir als die vorzüglichste bezeichnen, die uns in den letzten 10 Jahren zu Gesicht gekommen. Neue Zeitschrift für Musik, Leipzig, 1939, No. 25.

Garantie-Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

also aus erster Hand, in jedem Maass zu beziehen. Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarz-weißen und weissen Seidenstoffen, glatt und gestreift, Feinwand und Reiselstoffe, schwarze Sammele, Poluche etc. zu billigen Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Die besten Flügel und Pianinos liefert Rud. Ibach Sohn
 Hoflieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers.
 Barmen, Neuerweg 40, und Köln, Neumarkt 1. A.

20 Pf. Jede Nr. Musik allische Universal-Bibliothek 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 9. u. 10. Händel, Lieder, Arien etc. Vorspiel, Stück. Druck, stark. Papier. Verschiedn. grat. n. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Döringstr. 1.

Man verlange das Fabrikat **OTTO HERZ & CO.** und beachte diese Schutzmarke

OTTO HERZ & CO. auf der Sohle.

Töchtererziehungsanstalt Frauenarbeits- & Haushaltungsschule
 Mollis, Kf. Glarus Beginn des neuen Schuljahrs (1890 bis Ostern 1891) und sämtlicher Fachkräfte der Anstalt: Montag, 12. Mai.
 Gründlicher Unterricht in Sprachen, Musik, Zeichnen, Malen, wissenschaftl. Fächern, allen weltlichen Handarbeiten und Haushaltungsgeschäften. 1. Handnähen; 2. Maschinennähen; 3. Kleidermachen mit Muster Schnitt; 4. Wollarbeiten; 5. Sticken. — Allgemeine häusliche Arbeiten, mit neuorganisirten Kochkochen unter der Leitung einer theorettisch und praktisch gebildeten Dame. — Franz-engl. Konversation. Jagdlich geprüfte tüchtige Lehrkräfte. Freundschaftliches Familienleben auf drist. Grundlage. Schöne, gesunde Lage. Für Töchter von armer Gesundheit dient Mollis zugleich als häckernder Luftkurort mit Bädern. — Zu näherer Auskunft sind gerne bereit: Herr Oberkonsultationsrat Dr. v. Bül, Stuttgart, Frau Professor Weber, Tübingen, Birmensberg; Herr Ständerat Zweifel, Nationalrat Oberst Gallath, Schillingen, Glarus, Rath Herr Pfeiffer, Barmen Pfeiffer, Fabrikinspektor Dr. Schüler, Mollis, sowie Eltern von Böglingen (Schweiz, England und England). Prospect durch die Commission Jrl. Böglingen.

Ivanovicis berühmter Donauwellen-Walzer

befindet sich im 5. Bande der einzig dastehenden hülligen Tanzsammlung für Pianoforte:

„Ballabende.“ 7 umfangreiche Bände. Jeder Band 14 melodische, reizende Tänze enthaltend — nur 1 Mk.

Im 6. Bande derselben Sammlung befindet sich der fast ebenso hübsche

Suspinnul (Seufzer-) Walzer desselben Komponisten und im neuesten 7. Bande ein höchst melodischer neuer

Menuett - Walzer nach Straussem Programm. Im gleichen Verlage erschienen mit alleinigem Eigentumsrecht für alle Länder von **Ivanovicis:**

Rumanisches Liebesleben Walzer, mit dem Bilde des Komponisten Mk. 1.50.

Carmen Sylva-Walzer, mit dem Bilde Carmen Sylvas Mk. 1.50.

Adio Focsani Marsch. 60 Pf. Carl Rühles Musikverlag in Leipzig.

Die **EAU DE COLOGNE- und Parfümerie-Fabrik**
Glockengasse Nr. 4711
 von **FERD. MÜLHENS** in **KÖLN a. Rh.**
 empfiehlt ihre rühmlichste bekannte, auf allen Weltausstellungen nur mit ersten Preisen ausgezeichnete
Nr. 4711 Eau de Cologne
 Extrakt double mit gothischer Grün-Gold-Eliglotte, anerkannt als die best durch Zuerkennung des einzigen ersten Preises auf der Ausstellung in Köln 1876.
Nr. 4711 Special-Wohlgerüche
 höchst concentrirter Qualität, und zwar:
 Nr. 4711 Kalcorblume, Nr. 4711 Erica-Essenz,
 Nr. 4711 Goldlack, Nr. 4711 Veilchen-Essenz,
 Nr. 4711 Malglockchen, Nr. 4711 Weisses Heliotrop
 sind das feinste, was in dieser Art gehalten wird.
Nr. 4711 Glycerin-Crystall-Seifen
 in den Gerüchen: Rose, weisse Rose, Malglockchen, Reseda, Veilchen und Eau de Cologne.
 Der hohe Glycerinegehalt in Verbindung mit feinsten Seifenpasta sind Vorzüge, die diese Seife für Personen mit empfindlicher Haut namentlich machen, durch den köstlichen Wohlgeruch ist sie der Liebhaber der feinen Damenwelt geworden.

Die Mittel zu der **Haarkur**
 nach Prof. Lassar sind stets in der Adler-Apotheke zu Fankow bei Berlin vorrätig. Preis mit genauer Gebrauchsanweisung Mk. 5.50.
 Allen denen dringend empfohlen, welche an übermässiger Schuppenbildung, an teilweiser oder gänzlicher Haalkopigkeit leiden. Mädchen und Frauen mit vollem Haar deswegen, um aus einem starren, strähnigen, glanzlosen Haar wieder ein blesames und elastisches Gebilde herzustellen.

Heirat. Lieb. Damen, welche sich zu verheirathen wünschen, finden in passender Weise, h. ganz kostenfrei, Vermittlung. Hierzu Gelegenheit. Herren aller Stände als Offiziere, Beamte, Kaufleute etc. sind in ein. Anzahl vorgem., das Vorech. nach Wunsch gem. werden können. Unt. Mitt. d. uah. Verh. bitte gef. nicht anon. Anfr., denen d. strengste Diskr. zuges. ist. Auf J. R. 6665 z. Weiterbef. a. d. Kap. d. Berl. Tageblatt, Berlin SW. zu richten.

Fahnen jeder Art liefert **Franz Heinicke, Hannover.**

Damen-Kleider-Stoffe
 solid u. gut, bei jüd. Mass z. Fabrikpreisen. Reiter bis 10 Meter nach Gewicht. Johannes Schulze, Greiz. Muster frei.
 Fabrik-Apparat
 C. P. Goerz
 optische Anstalt
 Berlin W. (Schöneberg)
 Hauptstr. 7a.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. J. J. Tonger in Köln).

Wochenschriftlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrablattseite, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. A. Svobodas illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfspaltige Monoparallele-Zeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Expl. Mark 4.— (excl. Gebühren für Vervielfältigung).

Ausschließliche Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Sin Südnopfer.

Preisgekrönte Novelle von
I. Glück.

Motto: „Ich muß warten, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand warten kann.“

Auf weicher Matte hingestreckt, den Oberkörper durch Kissen gestützt, ruhte Giovanni Battista Pergolese und träumte, träumte mit wachen Augen stundenlang regungslos, nur bisweilen entrag sich ein tiefer Seufzer seiner Brust. Die Sonne lag heiß und blendend über dem Golf, dessen bewegter Wasserspiegel millionenfach ihre Strahlen zurückwarf, aber die Augen des einsamen Mannes schauten unverwandt und ungeblendet hinein in die blaue, wogende, glühende Ferne.

„Wie sie kommen und vergehen!“ murmelte er, „sekundenlang nur währt ihr Leben, aber vollinhaltlich genießen sie's; sobald die Welle aufsteigt, kühlt sie das Sonnenlicht — genug des Glühes, mit ihm hat alles ein Ende.“

Seitwärts aus einer Nischenhochpfelgeschwindigkeit ein buntbewimpeltes Boot hinaus auf die See. Pergolese richtete sich rasch auf und bog sich froh und erwartungsvoll vor; jetzt wird die Barquetta wenden und an den Einsen der Terrasse anlegen, um den Einsamen aufzunehmen unter die Schar der Fröhlichen — vergeblich harren! rasch vorbei glitt das schlaute Fahrzeug — im Wasser fand sich ja keine Spur vom einstmals wohlbekannten Weg.

Ein heller Pfiff auf der kleinen silbernen Pfeife rief Filippo, den treuen Diener, zu seinem Herrn. „Wer ist's?“ frag Pergolese rasch, nach dem Fahrzeug deutend. Die scharfen Augen Philippos blickten sekundenlang gespannt hinaus, dann wendete er sich dem



Auguste Göke. (Text f. S. 92.)

Gebieten zu. „Ich erkenne sie nicht.“ „Du liest! Lorenzo war dabei und Vittoria und la Bianca — sprich, herrschte jener.“ „Ja,“ entgegnete Filippo leise. Pergolese lachte bitter zornig auf. „Und den göttlichen Giovanni lassen sie am Wege stehen, wie den Dornstrauch, wenn die süßduftenden Blüten verwelkt sind. Geh!“ — Leise entfernte sich der Diener.

Grummig und doch ängstlich gespannt schaute Pergolese dem schnelljeglenden Boote nach — es konnte ja nicht sein, sie mußten ja noch kommen und ihn grüßen wie sonst mit brausendem „evviva!“ — horch! was ist das? „Evviva!“ und wieder „evviva!“ — Näher und näher schallte der Jubelruf. Klopfenden Herzens erhob sich Pergolese und trat hinaus auf die Terrasse. Alles stillt jetzt. Leise plätscherten die Wellen zu seinen Füßen und umspülten leise die untere der glänzend weißen Marmorsäulen. Wenn nur die Wanne nicht zur Seite den Blick begrenzten! Aber da kam's hervor, ein Boot mit buntenfärbten Segeln — zwei — drei — noch mehr, und gewannen die freie See.

Nun hatten sie das erste Boot erreicht, umringten es, und: „Evviva! evviva! Zornelli!“ hallte es klar und deutlich herüber.

Pergolese stützte beide Hände schwer auf die Steinumarmung der Terrasse. Sein Gesicht war totenblau und starr, nur in den Augen leuchtete es von innerer Qual; dann wandte er sich nach seinem Anhebt und sank wie gebrochen in die Kissen. „Vergehen!“ stöhnte er verzweifelt, „tot für die Welt, vergessen und allein!“ Wo sind die Freunde, die ihn zu Ehren in rauschenden Festen die Nacht zum Tage gemacht? Die tausend Hände, die ihn mit Lorbeer und Blumen geschmückt, die roten Lippen, die lachend den seinen entgegen kamen, die dunklen brennenden Augen, die ihn hineingelockt in den Strudel, aus dem es für ihn kein Entrinnen mehr gab?!

Die Zerstörer! O wäre er nimmer ihnen gefolgt! Und dort taugen sie hin — hei, wie das blut und funktelt bei jedem Adererschlag, und das schaukelt und plätschert und schmeißt und lockt und dann schlagen die Wellen zusammen über der Boosspur und sie ist weggewischt für immer. — Das ist das Leben, bei dem Leben, Giovanni Battista Pergolese, erkennst du den Trug? Wohl haben die Wellen des Glückes dich emporgetragen auf die Höhe des Genusses, du darfst den Becher der Freuden anstoßen bis auf den Grund, aber es war Gift darin gewesen; — schwer und langsam rollt es durch die Adern und führt dich dem Grabe zu — einen Kreis von sechsundzwanzig Jahren! — Starren Blickes folgen die Augen der kleinen Motten, immer weiter und weiter, aber als sie jetzt am Horizonte verschwindet, da ist plötzlich das ganze strahlende Bild verloren — zwei kleine Thränen verblenden den Blick, Thränen um ein verlorenes Leben!

Die Sonne stand schon tief im Westen, als Filippo einen Gast zu seinem Herrn einließ, den Vater Domenico vom nahen Kloster St. Eni. Pergolese ging ihm entgegen und neigte sich vor dem Heiden des strengen. „Dank, ehrwürdiger Vater, für Euren Besuch!“ „Nicht lange darfst ich der Ruhe pflegen,“ versetzte der Mönch, den dargebotenen Stuhl in der weiten Fensterbühnung einnehmend, „ich will noch hinüber nach Neapel wandern und bei den Brüdern von heiligen Neuchüts nachsehen.“ „Grüßet den Abt und sagt ihm, sein Wort ist wahr: vor den Himmel verläßt ihn der Welt willen, den verläßt die Welt dem Tösel nach. Ich wünsche schon einen Vorgesand der Hölle, undank ist ihre erste Gabe.“ — er brach ab, rief plötzlich aus einer Baise einen Strahl siskühnter Drangenhüllen und warf ihn mit mächtigem Wurf weit hinaus ins Meer — „und Falschheit!“ leiste er mit zornsprühenden Augen hinzu. „Wenn die Diva dem Jonelli singt, mag sie ihn auch ihre Blumen geben.“ Schwer atmend und ermattet sank er auf sein Kissen nieder.

Vater Domenico begriff und seine klaren, klugen Augen nahmen den Ausdruck herzlichsten Erbarmens an. „Laß dir's Gewinn sein, wenn du die Welt verlierst, mein Sohn,“ sagte er mild. „Gewinn!“ unterbrach ihn Pergolese bitter, „o mein Vater, ich habe ja alles verloren, ich habe mein Leben verpfändt, Gegenwart und Zukunft. Noch schlagen die Pulse und schon bin ich der Vergangenheit anheimgegeben. Aber mich hin füttert der Strom der Menschheit wie über die Welle, die mit dem Sinken ihr Dasein einbüßt. Aber ich habe eine Seele, die nicht vergeht, die fordert nach ihr Teil und das Gewissen pocht an und fragt, wie ich das Pfund verwalte, das mir gegeben und was ich damit gewonnen — Neue ist's, Neue und ein verzweifelter: „In spät!“ Wo eine Seele nach Frieden ringet und das bessere, das ewige Teil sucht, ist es nie zu spät,“ verlesete der Priester ernst. „In spät nicht für die Vergessenheit, aber für die Sühne,“ wehrte Pergolese traurig ab. „Nun, mein Sohn, noch pocht das Leben in dir, raffe dich auf, wäge die Zeit und die Kraft, die dir gegeben, zu einem Werke, das deine Seele frei machen und deine innere Umkehr auch der Welt verkünden soll. „Sich da“ — er holte, einen Einwand Giambattistas geistlich überhörend, eine kleine Weile herab — „sehn Danks hat mir der Vater gegeben — eine kleine Summe, aber du weißt, unser Kloster ist arm — dafür soll ich einen Meister werden, der uns ein Städtchen mater schreibe. Willst du den Auftrag annehmen?“ Von Pergolese's Antlitz war aller Schatten geschwunden, er richtete sich jetzt rasch auf. „Ja, mein Vater, ich will!“ rief er, „und so mir Golt die Kraft gibt, es zu vollenden, soll es ein Werk sein, das meinen Namen in ferner Zukunft Zeiten trägt, ein Sühnopfer für mich und ein Memento beinen, die nach mir kommen. Und Euer Geld — es verlangt mich nicht nach solchem Lohn, aber ich nehme es an, um Euch den Preis zurückzugeben, damit Ihr nach meinem Tode in einer Weise für meine arme Seele beten möchtet.“ „So sei es und der Herr segne deinen Entschluß,“ sagte der Vater, indem er sich erhob. „Ich muß jetzt heimwärts wandern, der Abend naht und der Weg ist weit.“ „Ihr wollt nicht nach Neapel?“ „Nein, mein Auftrag ist erfüllt, der Meister gefunden; mit Freude werden die Brüder alle seinen Namen erfahren.“ Mit einem Segensgruß wandte er sich, jede Begrüßung ablehnend, um rüstigen Schrittes den Heimweg zurückzugehen. — Immer dichter webte ihren Schleier die Nacht und breitete ihr sorglich über die milde Erde. Aber droben am Himmelshogen kimmerte und funkelte das Sternenger, des Schöpfers uralte Trophäe, verklärend den Menschenkindern: ihr seid

besüht, der Herr, der uns leitet und lenkt, Allvater, schimmert nicht.“ Einmüßig stude das Randchen der Wellen geräuscher um stillen Garten, sonst lautlos die Nacht; kein Vögelein zwitscherte mehr in den Büschen, kein Lustig fröhlich durch die starren Blätterkronen der Bäume, unter denen Giovanni Battista Pergolese, auf einen Stab gestützt, langsam einherging. Es litt ihn nicht mehr im Hause, schloß und beugend blickte ihm jeder Raum, als könne er auch dem freien Flug der Seele Schranken setzen. Seit der Nacht verließen, war seine Energie und Schaffenskraft noch einmal mächtig in ihm aufgekommen; ein Gedanke drängte den anderen, tausend Entwürfe entstanden, wurden verworfen und tauschten von neuem auf, aber seine Wurzel wollte keiner schlagen, keiner erschien dem Meister groß und erhoben genug für seiner innersten Seele Opfergabe. Beinhalt erregt und ruhelos schritt er weiter, die gewundenen Wege entlang, die sein Fuß seit langem nicht mehr betreten. Dort hinten schimmerte Licht durch die Bäume, aus des alten Gärtners Behausung — ach nein, Menschenmache suchte er nicht.

Im Begriffe, zu wenden, horchte er betroffen auf: ein weicher Ton schlug an sein Ohr und nun sang eine süße, klare Frauenstimme ein gar wohlbedacht's Lied: „Tre giorni“ von Giovanni Battista Pergolese. Wie eine Verklärung zog es über des Meisters Gesicht, „Maria“ rief es in ihm und mit diesem Namen überkam ihn die Erinnerung an eine kurze, unläugst verschwundene und doch schon fast vergessene selige Zeit — aber nein, nicht Marias hoher Sopran, denn er so oft überirdischen Sphärenklang nachgehört, kante zu ihm herüber, tiefer und voller war die Stimme, die ihn jetzt vorwärts lockte.

Im Wohnzimmer des Gärtners nähte die Mutter beim Scheine einer Kerze, während Annunziata an offenen Fenster lebte und träumerisch ihr Lieblich sang. Sie bemerkte nicht, daß von den Vorsteits eine Gestalt sich dem Hause näherte, den Laut der Schritte dämpfte der Regen, so erstarb ihr vor Schreck der Ton in der Kehle, als plötzlich, wie durch Zauber gerufen, der Hausherr im Rahmen der Thür stand. Aber das „Gespenst“ hatte Leben und Bewegung — mit einem dämonischen Anfluchten der dunklen Augen, das so vielen Frauen schon gefährlich ward, trat Pergolese auf sie zu und streckte ihr beide Hände entgegen. „Heißer Dank für diesen Gesang.“

Madama Theresa war mit einem Schreckensruf emporgefahren und stand im nächtlichen Augenblicke zitternd und abwechselnd zwischen ihrer Tochter und dem Eindringling. „Mein Herr, nicht einen Blick aus ihren Augen sollt Ihr haben, kehrt nun, oder ich rufe der Stunde, die ich Euch zum erstenmale in die Arme Eurer Mutter gelegt. Das wollt Ihr hier? Auch diesem Kinde mit süßen Worten das Herz beschören, um ihm dann, wenn Ihr des Abendus milde seid, achlos den Rücken zu kehren? Wenn Ihr's versucht — nicht lebend sieht Euch wieder die stinkende Sonne!“ Drohend schüttelte sie die erhobene Hand.

Beim ersten Wort der zornigen Rede war der Gatte herbeigeküßt, jetzt schloß er erschrocken ihre Rechte und rief leise und mahnend: „aber Mutter!“

Doch heftig entzog sie ihm die Hand. „Nein, laß mich reden, es muß endlich einmal herunter vom Herzen,“ und wieder zu Pergolese gewendet, fuhr sie heftig, die Worte fast überfüllend, fort: „Ist's Euch nicht genug, daß Ihr Marias Herz gebrochen? Brennt Euch nicht unter den Füßen der Boden, von dem sie gekostet ist, Eureswegen? Gabt Ihr ganz vergessen, wie Ihr hier mit Einzigen ihrer Stimme lauschtet, wie Ihr sie lehtet, sie liebtet und ihr das mit tausend verklärenden Worten sagtet? Und als sie dann ihr Herz Euch geschenkt und den armen Enrico vermachte hatte nun Eureswegen, da war's schon zu Ende mit Eurer Irene — da kamen andere, die Euch geliebt, Euch verlobten und sich begehren ließen, das Leben in Euch und Braut begann und mein armes, reines, edles Kind verließ in Jammer darüber Heimat und Eltern, um fern von Euch das Trugbild ihres Glückes zu betheuern. Und nun die Herrlichkeit zerbröckelt gleich einer Seifenblase und es einkam ist um Euch, da sucht Ihr neuen Zeitvertreib und meint, ihn hier zu finden? Wie wird das geschehen, nie, es will ich hungern und betteln gehen.“ Von der Aufregung übermäßig, sonst sie, an allen Gliedern bebend, auf einen Stuhl hin und brückte die verschlungenen Hände gegen die wogende Brust, die haßfunkelnden Augen unverwandt auf ihren Vorgesetzten gerichtet.

Pergolese hatte ihre Rede mit keinem Worte, keiner Bewegung zu unterbrechen versucht, die Augen auf den Boden geheftet, lehnte er still an der Ge-

wandung der Thür und nur die jähe Röte, die mehrmals seine Stirn überflog, verriet, welchen inneren Anteil er an dem Vorgange hatte. „Recht sah er unter der leidenschaftlichen Frau voll sein Gesicht.“ „Du hast recht, mich anzusehen, Mutter Theresa!“ tief und tonlos war die Stimme, „die Heiligen wissen, wie ich die Schuld bereue und büßen muß. Aber ich bin nicht gekommen, neues Unheil zu bringen, ich habe auch keine irdischen Wünsche mehr. Die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, gehört einem Werke der Sühne und Hilfe dazu suche ich hier. — Annunziata —“ seine Augen trafen die Tochter, die regungslos, in atemloser Spannung auf ihrem Plage verharrte; sie hatte beide Hände um das Fensterkreuz gelegt und seinen Blick von Pergolese gewendet. Wie krank und müde er ansah, wie anders, als noch vor kurzem in Neapel, wo er, ein stolzes Knecht um die Lippen, von seinen Bewunderern büchschlich auf Händen getragen, der Held des Tages und aller Feste war. Fast zürte sie der Mutter, die ihm so harte Worte sagte, obwohl er selbst sie als gerecht erkannte. Ein tiefes Erbarmen zog ihr Herz zusammen und sprach deutlich aus den großen Augen, die seinem Blick begegneten.

Pergolese verstand die stumme Sprache, ein mitleidiges Lächeln zuckte einen Moment um seinen Mund, dann fuhr er mit ausdrucksvoller Wendung des Kopfes fort: „Annunziata vermag durch ihren Gesang die Seele zu erheben — ihre Stimme gleicht der Marias wie die Erinnerung dem lebendigen Genüsse — möchte sie mir einen Abganz jener Zeit bringen, um ich, im Vollbesitz meiner Schaffenskraft, den höchsten Zielen entgegengehe, wo Maria mein guter Engel war, mich antwort und beglückte. — Laß mich zuweilen ihre Stimme hören, sie wird mich trösten und stärken, wenn meine Kräfte sinken — wollt Ihr, Annunziata?“ — Wieder sah er zu ihr hinüber, und die Augen, die nie vergebens baten, schürten ihm auch die Erfüllung dieses Wunsches. Annunziata neigte das Haupt. „Um deswillen, daß Ihr Maria Euren guten Engel nennet, will ich Euch singen, so oft Ihr's begehrt,“ sagte sie leise.

„Hast du es gehört, Theresa? sie will mir helfen — nun sei auch du nicht hart.“ „Nun ich es denn?“ schluchzte die Matrone, „um ich nicht Frieden machen, da Ihr vom Sterben redet?“ Thränen erstickten ihre Stimme. Sie war auf einen Jörnensausbruch gefaßt gewesen, auf heftige Gegenrede — dieses ruhige Betennen, die Todesgedanken und letzte Bitte brachten ihre des kaltesten Stimmungswendels fähige, leicht erregbare Natur ganz aus der Fassung. „Ich danke dir,“ sagte Pergolese und es zog hell über sein Gesicht. „So sei mein letztes Werk ein Opfer nicht nur der Sühne, auch des Dankes, es sei den Stimmen der beiden edlen Wesen geschrieben, die am Anfang und Ende meiner Kümmerbahn mir zur Seite standen.“ Er hatte sich hoch aufrichtet und armete tief und freudig auf, wie von einer schwereren Last befreit, nun er die rechte Form, den rechten Geist für sein Werk gefunden hatte. (Fortsetzung folgt.)



Wie ich dem Herrn Herwaller 'was gepiffen hab'.

Eine Erinnerung von P. K. Rosenger.

For sechsundzwanzig Jahren war's, an einem stillen Sommerabend. Mein Meister streckte die Nadel ins Riffen und sprach: „Lassen wir's gut sein für heut und grüßen wir unsere liebe Frau. In der Kirche thun sie gerade Abre Maria kanten.“

Also legte auch ich Boden und Nadel hin, wir falteten die Hände und beteten stiller: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft —“ Da ging die Thür auf, ein fremder Mensch trat in die dämmerige Stube und fragte: „Sind da die Schneider?“

Wir unterbrachen das Gebet nicht und gaben keine Antwort. Als die Andacht vorüber war, fragte mein Meister: „Wer ist's denn? Und was will er denn von uns?“

Für den jungen Schneider habe ich eine Botschaft,“ sagte der fremde Mensch, welcher ein Knecht des Büscherswirtes aus Kriegslad war. „Der junge Schneider soll an einem nächsten Sonntag nach Rindberg gehen und ins Schloß kommen.“

„Ins Schloß? Ja warum denn?“ fragte ich erschrocken, denn so viel ich von anderen wußte, war es nie ein gutes Zeichen, wenn der Bauerneinzel ins Schloß gerufen wird. Wir hatten die Zeiten der Herrlichkeit noch nicht weit hinter uns. Ins Schloß — hinter's Schloß! Doch wußte ich mich nicht schuldig, ich war weder ein Kaufbold, noch ein Wildschütz, noch ein Nachtschwärmer, ich hatte niemandem die Ehre abgesprochen und solcher Einden wegen, deren ich mich schuldig wußte, wird niemand eingesperrt. „Kennst du jemand im Schloß zu Rindberg?“ fragte mich mein Meister.

„Keinen Menschen und keinen Flegelstein, ich bin noch niemals dort gewesen.“
„Nachher möchte ich an deiner Stelle dem Schloßherrschaft was pfeifen.“ meinte der Meister.
„Was sollst du pfeifen?“ fragte der Meister.
„Daß ich dich nicht mehr hier, wohl angekommen sein und ich werde dafür Stener zahlen müssen.“
„Daß ich nicht immer gesagt, deine dummen Meinungen bringen dich noch ins Unglück!“ rief der Meister.
„In Gottesnamen!“ seufzte ich. „Werden es ja sehen, was mir geschieht.“
„Da wäre ich schon selber begierig,“ meinte der Meister. „Kannst gleich morgen gehen, wenn du Lust hast.“

Und am nächsten Tage auf dem Kirchplatz ward es mir neuerdings hinterbracht. Ich solle nur die Fische ausgraben lassen nach Rindberg hin, bedeutete mir ein Bekannter, und auch den Kopf mitnehmen. Den Kopf? Meinen Kopf wollen sie? Nein, tröstete ich mich, einem Schneidergesellen kann nichts geschehen, es müßte denn sein, daß er bössartige Verleumdungen und bisweilen auf die Herren sich eile.

„Ganz sichtlich ist mich nicht rein von Schuld, doch rief ich die Schneiderröhrchen an und machte mich auf den zwei Stunden langen Weg nach Rindberg.“
Das städtische Schloß liegt auf der Anhöhe und leuchtet weit hinaus ins Thal. Ich stieg hinauf und stand am Eingangsstiege und im Hofe auf dem Steinpflaster eine Weile so unruhig und ungeschlüssig umher, bis ein Bote oder dergleichen kam und mich fragte, was ich wollte.

Nun war das hübsch. Ich wollte nichts, aber von mir wollte man etwas, nur wußte ich nicht was und wer. Mehrere Leute kamen zusammen und rieten so eine Weile hin und her, bis es plötzlich einer alten Frau einfiel: „Das ist gewiß der Schneidergeselle, den sich der Herr Verwalter bestellt hat. Ein Wunderschneider, der allerhand Liebeln machen kann. Kann er das?“

„Wegen ein paar Liebeln werde ich noch nicht betteln gehen.“ war meine Antwort. „Die wachst ich mir schon selber.“
„Er ist es!“ rief die Alte und führte mich eine schmale Treppe hinauf in das Gebäude.

Ein großes Zimmer mit vielen Gemälden, Notenhäften und mit einem Klavierkasten. Ein stattlicher Mann in grauem grünangestrichenem Steirer-Anzuge.
Das Haupt etwas vorgebeugt, von der Stirne waren die langen schon schimmigen Haare nach rückwärts gekämmt, im breiten eckigen Gesicht ein dicker grauer Schnurrbart.

Das war der Verwalter des Schlosses Rindberg, der herrliche Liebelkomponist Jakob Schmölzer. Ich erkannte ihn sogleich nach dem Witz, das beim Witz zu Kriegelach hing, wo oftmals Schmölzers Liebeln gesungen wurden. Ich wunderte mich darüber, daß berühmte Männer, die schon in Stadthallen an der Wand hängen, zu gleicher Zeit auch lebendig wie andere Menschen auf den Füßen stehen können.

Schmölzer trat auf auch zu und als er erfahren, daß es der schlagendste Schneider aus dem Gebirge sei, der vor ihm stand, schüttelte er das Haupt und reichte mir die Hand.

„Nicht schön, daß Sie gekommen sind. Nicht wahr, solche Bilder gibt es bei Ihnen in Nepal nicht?“ Das sagte er, weil meine Augen an den Wänden umherglitten und die Gemälde und ihre schweren Goldrahmen anstarrten.

„Ist es wahr, daß Sie Gedichte machen?“ fragte mich Schmölzer, nachdem wir uns auf Stühle gesetzt hatten.

„Ja — manchmal,“ antwortete ich verstimmt.
„Da wissen Sie wohl auch recht viele Bauernlieder, so Gesänge, wie sie die Burken den Dirndeln vorsingen, oder die Dirndeln den Burken, oder die Bauerninnen beim Spinnen, oder bei Hochzeiten,

Zeichenbegängnissen und zu verschiedenen Festen. Wisse Sie solche?“

„Das schon!“ war meine Antwort.

„Nun Schreierhücker, vierzeilige, die recht hübsche Weisen haben?“

„O ja,“ sagte ich.

„Gib bitte,“ sprach der Herr Verwalter, „singen Sie mir etliche vor!“

Ich blickte ihm lange ins Gesicht. Doch seltsam, daß ein Verwalter bittweise kommt! Und antwortete endlich: „Der Herr wird beim Umrufen sein. Der Schneider Luis zu Fischbach kann schön singen. Ich kann halt nicht.“

So möchte ich ihm die Liebeln wenigstens vorfagen, wenn ich so gut wäre!

„So gut bin ich gerne,“ war mein Beiseid.

„Na freilich,“ lachte er, und dieranf hub ich an, zu sagen und er zu schreiben. Aber es ging aratselig mit dem Diktieren; man weiß es ja, bei solchen Liebeln fällt einem der Text nur ein, wenn man ihn singt. Ich mußte, um weiterzukommen, mir immer die Melodie vergegenwärtigen und das konnte ich ohne Stimmittel nicht.

„Vielleicht haben Sie bei Ihrem Schulmeister ein wenig Orgelspielen gelernt,“ meinte Schmölzer und schlug den Klavierkasten auf, „versuchen Sie es hier, mir einige einfache Volkswesen mitzuteilen.“

Sah zu Tode schaute ich mich, denn ich hatte gar nichts gelernt von Musik, als Ohren aufmachen und zuhören, wenn andere musizierten. Ich gestand ihm das und er entgegnete mir auf die Achsel klopfend: „Jünger Freund, zuhören können, das ist auch etwas. Wer gut zuhört, ist ein besserer Musiker als der, welcher schlecht spielt.“ — Er der tanzend, ich habe ja ganz darauf vergessen, daß Sie dinstig sein werden nach dem weiten Wege!“ Ein Glas Bier ließ er mir antischen. Und als ich mich gelabt hatte, versuchten wir es noch einmal mit den Liebeln. Um den Text zu finden, wiperte ich so ein wenig die Melodie vor mich hin.

„Was, Sie können pfeifen?“ rief Schmölzer, „das ist ja prächtig! So pfeifen Sie mir die Weisen vor.“

„Pfeifen ist keine Kunst,“ meinte ich, „aber —“

„Nun?“

„Ich muß zu viel Sachen dabei und da geht der Schnabel auszuhanden.“

„Sie müssen noch ein Glas Bier trinken,“ riet er und schenkte ein. Und mit solchen Kunststücken brachte er es richtig so weit, daß ich anhub, allerhand Volkswesen zu pfeifen, ohne daß dabei der Schnabel auseinanderging. Er ließ die Sachen sich wiederholen und schrieb die Volkswesen in Noten auf Papier, daß sie der Wind nicht vertragen konnte.

Endlich hab ich, müdig geworden, gar an, zu singen, denn singen kann endlich jedermann, wenn gelungen — gelungen ist. Ich sang Lied um Lied, wie sie von meiner Mutter, von meinem Lehrmeister, von Liebesleuten und frommen Christen gehört worden waren und Schmölzer schrieb mit flinker Hand die Zeichen auf.

Als ich mich nach einer guten Weile ausgepfeifen und ausgehungen hatte, setzte er sich zum Klavierkasten und sagte: „Nun wollen wir einmal sehen.“

Zu sehen gab's nun zwar nichts, um so mehr aber zu hören. Entzückt über die Maken war ich, als meine einfältigen Bauernweisen in herrlichen Klängen zu mir zurückkamen.

Schmölzer selbst schien hochbefriedigt zu sein. Als er die Liebel wiederholt und in verschiedenen Arten gespielt hatte, stand er auf und sagte: „Nun, mein Lieber, haben wir zusammen etwas gemacht.“

Manchen Hofbauer und Alter, manche Semmerin fange ich, wie ich Sie heute gefangen, und wenn die Herzen sonst nicht Klängen wollten, so stoße ich mit einem Wein- oder Biergasse an dieselben und sie klingen sichtlich. Also pflege ich die Volkswesen zu sammeln, aufzunehmen und dann in der Welt zu verbreiten. Sie werden diese Liebel bald von Ihrem Kriegelacher Gesangsverein hören. Fordern Sie nur recht wacker umher bei den Bauern und wenn Sie wieder einen Unfleckord voll neuer, oder vielmehr alter Volkswesen haben, dann kommen Sie wieder zu mir. Wir wollen miteinander gute Freunde bleiben.“

Bald darauf verabschiedete ich mich von ihm und unterwegs nach Hause mag ich wohl viel den Kopf geschüttelt haben über meine merkwürdige Sendung.

Nach Hause gekommen, wurde ich von allen Seiten befragt, was es denn gegeben habe auf dem Rindberger Schloß? Ich machte mich wichtig und sprach: „Ja, Leute, das ist noch nicht dagewesen. Dem Herrn Verwalter habe ich 'was gepfeifen!“

Also machte ich vor sechsundzwanzig Jahren die Bekanntschaft mit dem Liebelkomponisten Jakob Schmölzer. Wir haben später die Unterhaltung mit dem Pfeifen und Singen oft wiederholt und also habe ich ein Teilchen dazu beigetragen, einen Schatz von Sangweisen unserer Steirer zu heben und dem gesauten deutschen Volke zu vermitteln.



Die Volksmusik der Quechsi-Indianer.

Von Dr. Carl Sapper in Coban.

(Schluß.)

Die musikalischen Instrumente, welche von den Quechsi-Indianern gebraucht werden, sind Harfen, Geigen, Gitarren (4-, 5- oder 6stimmig, erstere meist nach dem Dreiklang, letztere in Quarten gestimmt), Trommeln (für welche allerdings meist der Resonanzboden der Harfen als Ersatz dienen muß) und das En (ein ausgehöhlter Hirschenflüß mit Resonanzlöchern und einer Reihe paralleler Kerben, welche mit pneumatischen Knochen gefüllt werden). Flöten, teils als Querflöten, teils in Flageoletform, trifft man bei den Quechsi-Indianern sehr selten, während diese Instrumente bei den benachbarten Indianern von Nipantan, Quiché und im mexikanischen Staate Chiapas vielfach verbreitet sind. Im letzteren Staate hörte ich auf einem dem Picolo ähnlichen Instrumente Tanzweisen mit Trommelbegleitung spielen, welche sämtlich mit einem lauggezogenen Ton in der Mitte endigten. Als Kinderpiegele treffen wir auch heutzutage noch öfters Hornpfeifen an, wie ich solchen bei Ausgrabungen altindianischer Gräber häufig begegnet bin. Ein weiterverbreitetes und bisweilen mit großer Meisterhaftigkeit geblasenes Instrument ist die Marimba, bestehend aus einer Reihe von Holzplatten (je mit eigenem Resonanzkasten), welche durch Schlägel in Schwingung versetzt und zum Tönen gebracht werden. Die Marimba dürfte übrigens als eine Erfindung von Negervölkern anzusprechen sein, da wir sie bei solchen in den verschiedensten Teilen der Entdeckung finden, während in Mittelamerika nur ein hochentwickelter Repräsentant dieser Gattung verbreitet ist, welcher von 2–3 Männern gespielt wird. Außerdem fand ich dieses schöne Instrument niemals bei den Indianern der Wildnis, sondern nur in den Dörfern, welche dem Verkehr näher liegen, daher ich es schon aus diesem Grunde nicht für eine indianische Erfindung halten möchte, eine Ansicht, zu welcher Dr. Stoll („Guatemala“, Leipzig 1886) aus linguistischen Gründen gelangt ist.

Die erkgenutzten Saiteninstrumente dagegen findet man auch in der entlegenen Gegend des Uruabes, und zwar so häufig, daß man es als eine Seltenheit bezeichnen muß, wenn man einmal eine menschliche Wohnung antviff, in welcher sich kein einziges musikalisches Instrument vorfindet. Dieselben werden von den Indianern selbst verfertigt und wenn sie auch meist von patriarchalischer Einfachheit des Baues sind, indem man z. B. für Gitarren oft Kürbisschalen als Resonanzboden und Zweige von Schlingpflanzen als Saiten verwendet, antviff, so bezeugen sie trotzdem häufig einen außerordentlich schönen Klang und dieser eben ist es, welcher dem Öre des Indianers an angenehme erinnert; für Reiztheit der Intervalle ist es leider weniger empfänglich und auch die elementarsten Verhältnisse wider die Harmonik, z. B. Quintenzugänge, klingen ihm nicht unangenehm. Die Ungeheuerlichkeit des Chores in der Unterzeichnung der Intervalle mag auch die Hauptursache daran tragen, daß in der Musik der Quechsi-Indianer der halbe Ton fast gänzlich fehlt.

Die musikalischen Sätze der Quechsi-Indianer sind außerordentlich kurz; sie werden aber unangenehm wiederholt und besitzen aus diesem Grunde eigentlich gar keinen Schluß; ein solcher wird vielmehr in jedem einzelnen Falle improvisiert, und zwar wird er von einem Geiger gewöhnlich durch ein Ritardando vordereitet und durch eine mehr oder minder unglückliche Kadenz ohne organischen Zusammenhang mit dem ganzen abgeschlossen, während ein Harfenspieler ihn meist mit mehr Geschick durch ein oder mehrere Pausen im gleichen Zeitmaß einleitet und vollendet. Als eine Eigentümlichkeit muß es bezeichnet werden, daß die Glieder eines Satzes ungleichförmig

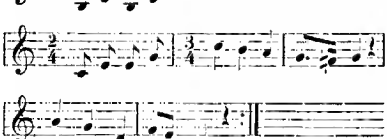
durchgeführt sind; so hört man Quechü-Weider, wenn sie traurig sind, häufig die Weise vor sich hinjammern oder zwischen den Zähnen pieisen:

Andante.



Seltener geht der Mangel an Ebenmaß so weit, daß innerhalb einer Reihe zweierlei Taktarten auftreten, wie in der folgenden:

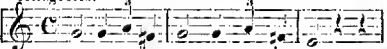
Moderato.



Die Tanzweisen bestehen gewöhnlich aus zwei Sätzen, deren zweiter stets stark gespielt wird, während der erste meistens sanft zum Vortrag kommt; dadurch wird eine wohlthuende Mannigfaltigkeit erzielt, so daß man niemals müde wird, zuzuhören, so oft auch immer wieder dieselbe Weise wiederholt wird.

Alle diese Eigentümlichkeiten fallen dem Fremden nun so mehr auf, wenn er Gelegenheit fand, die etwa auf gleicher Stufe stehenden Cariben an der atlantischen Küste Guatemalas zu beobachten, denn das Negervolk ist fast in allen Zügen das direkte Widerbild der Indianer. Ihre Musik, auf denselben Instrumenten hervorgebracht, ist ein wilder Lärm, ihr einstimmiger Gesang rau, ihre Tanzbewegungen unsichtbar und ungestüm und doch wohnt auch ihren kurzen Weisen ein gewisser musikalischer Wert inne, wie folgendes Beispiel andeuten mag:

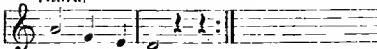
Allegretto.



Langsam.



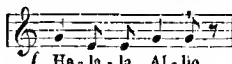
ritard.



Ja, man kann hier schon eine gewisse Fortentwicklung des Gesangs beobachten, wenn man aus einer Schar lastragender Kinder das Solo hört:



worauf der Chor den Refrain singt:



Ha - la - la Al - lio.

Eine Haupteigentümlichkeit indianischer Volksmusik dagegen ist es, daß der Gesang vollständig fehlt und wenn man auch häufig Weiber (wie aber Männer) eine Weise vor sich hinjammern hört, so liegen derselben doch in keinem Falle Worte zu Grunde, denn die Weiblichkeit des Quechü-Indianers vollständig, da es schon eine verhältnismäßig hohe Entwicklung des Intellektes voraussetzt, um die Gefühle in poetischer Form auszudrücken. Die musikalische Gestaltungsgabe der Indianer dagegen ist eine bedeutende, wie schon daraus hervorgeht, daß fast jeder Spieler gewisse Variationen an den Weisen anbringen pflegt, welche er zum Vortrag bringt und es ist sehr zu bedauern, daß die Militärkapellen der größeren Städte dem Publikum ausschließlich europäische Musik unbedenklichen Auges bieten, da die Indianer das Neue derselben begierig in sich aufzunehmen pflegen. Es ist auf diese Weise auch schon manches fremde Element in die Musik der Quechü-Indianer eingebracht und man muß bereits in die Wildnis gehen, wenn man sicher sein will, unversäuschte Erzeugnisse des Volkes zu hören. Wie lange aber wird es noch so dauern, bis auch dorthin die moderne Kultur gedrungen sein wird und dem fremden Volke die letzten Reste einer eigenartigen musikalischen Entwicklung entziffen werden.

Zu der nachstehenden (von der Redaktion harmonisierten) Tanzweise der Quechü-Indianer wurde vom Herrn Verfasser die Oberstimme geliefert:

Auguste Göbe.

Schizze von Ia Mara.

In einer Zeit, in der die Klage um die uns mehr und mehr abhanden kommende Kunst des Gesangs immer lauter von Mund zu Mund geht, gerät es sich wohl, der Verdienste einer Meisterin zu gedenken, die für Erhaltung und Pflege dieser Kunst seit zwei Jahrzehnten ihr seltenes Können erfolgreich einsetzt. Auguste Göbe, „die deutsche Marchen“, deren Schule längst Weltruf erlangte, hat als Gesangslehrerin zur Zeit in Deutschland keine andere über sich. Ihre ausgezeichnete Methode überkam sie von ihrem Vater, Franz Göbe, dem bekannten Gesangsprofessor und ersten Weimarer Repräsentanten des Tannhäuser und Lohengrin; das in ihren Ohren pulsierende dramatische Blut ward ihr von ihm und ihrer Mutter Karoline, geborene Müller, die als Sängerin und Schauspielerin an der Weimarer Hofbühne wirkte, zum Erbteil. Gut künstlerischen Herkommens bemaßt — auch ihr Großvater mütterlicherseits war als Kammermusikant in der großherzoglich sächsischen Hofkapelle thätig — wurde Auguste Göbe am 24. Februar 1840 in Weimar geboren. Eine auffallende musikalische Begabung machte sich denn auch bald schon an dem Kinde bemerkbar, und der Vater begann frühzeitig eine Musikerin aus ihm zu erziehen. Doch war es, als ob ein geheimnisvoller Zug die Seele des Kindes vorzüglich zur Dichtkunst ziehe. Gehorham gegen den Willen des Vaters, lag es zwar emsig seinen musikalischen Übungen ob, aber seine erregbare Phantasie zeigte sich erfüllt von der bunten Welt der Fiktion und von ihren wechselnden Gestalten.

Nicht Jahre zählend, war Auguste bereits Verfasserin eines ersten kleinen Schauspiels: „Eliher oder die Liebe zum Volke“, und erzielte, als daselbe in Gegenwart des Göbe nahe bestimmbaren Längst zu dessen großer Belustigung aufgeführt wurde, in der Doppelrolle des Bahhi und Eliher — als welche letztere sie vor König Alphonse sangte und sang — ihre ersten schauspielerischen und dichterischen Triumphe. Die übrigen Rollen waren ihren Kameradinnen anvertraut; die geistreiche Regie führte die künftliche Dramatikerin selbst. Ihrer sterbenden Mutter durch Lächeln aus Lager gesessenen Mutter spielte Auguste dies ihr Erstlingswerk noch an ihrem Bette vor. Als dieselbe bald darauf ihren Leiden erlag, übernahm eine Schwester des Vaters gemeinsam mit diesem und dem Großvater — einem seltenen Autodidakten, der sich durch rastlose Studien aus selbstlichen Nachforschungen zu einer außergewöhnlichen Bildung emporgearbeitet hatte — die weitere Erziehung des begabten Kindes. Franz Göbe war nicht wenig stolz auf daselbe, aber er forderte ihm auch nicht wenig ab. Was Arbeit heißt, mußte es schon in aller Frühe lernen. Raun, daß man ihm nach Beendigung der Schulaufgaben und des täglichen musikalischen Rennens so viel Freiheit ließ, seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen und vier weitere kleine Schauspiele zu schreiben, deren letztes: „Barbara Rabjinn“, einen von Prinzessin Marie Wittgenstein, der jetzigen Fürstin Hohenlohe — deren Spielgefährtin Auguste war — gegebenen polnischen Stoff behandelte und mit dem polnischen Reichstag a la „Demetrius“ begann, aber auch dessen Schicksal des Unvollendetbleibens teilte.

Damit ruhte ihr dramatischer Schaffensdrang fürs erste. Die Musik trat in den Vordergrund. Klavierpiel und Gesang wurden unablässig geübt. Auch dem Vater mußte Klein-Auguste daheim, wie wenn er sich in Gesellschaften hören ließ, seine vielbegehrten Lieder begleiten. Er erwarb sich bekanntlich als Lieberfänger einen bleibenden Namen und war einer der ersten außerhalb Wiens, der dem Publikum die Wunderfülle Schubertiger Liebespoesie erschloß. Daneben wurde fleißig komponiert, Stilistik getrieben; wie ihr musikalisches und dichterisches Talent sollte auch ihr schriftstellerisches systematisch ausgebildet werden. Auf Anregung des Vaters schickte sie sich vielfach in der Kritik und schrieb eine Anzahl Konzerte, Referate, die durch scharfes und treffendes Urteil über Gesangskenntnis ausfielen. Ganz aus eigener Initiative veröffentlichte sie auch in Brendels „Anregungen“ eine streibare Entgegnung auf Schopenhauers Ansichten über Musik, die durch ihren Fremt Längst Aufmerksamkeit auf sich zog, ohne daß ihm dessen ungenannte, ihm doch so nahegehende Autorin bekannt geworden wäre.

Mittlerweile hatte Franz Göbe sich von Weimar

nach Leipzig gewandt und, der Bühnenlaufbahn entlegend, die Gelangensprofessur am bürgerlichen Konservatorium übernommen. Man weiß, mit welchem Erfolge: waren doch seine Lieder, *Wolke von Wille*, *Marie Wismann-Greifschütz*, *Desa Friedländer*, *Georg Heuschel*, *Paul Wulst*, *Karl Meyer*, *Ernst Rebling* und andere seine Schüler. Doch nicht als Sängerin verfolgte Auguste Göge zunächst ihre künstlerische Karriere, so verheißungsvoll sich dieselbe bei einem ersten Auftreten in Jena, sowie in einem Weimarer Hofkonzert ausließ, wo Völsch ihr außer Lieder eine für sie komponiertes Melodram „*Lenore*“ begleitete, dessen Vortrag bis zu diesem Tage zu ihren bellamatorischen Glanzleistungen zählt. Durch geistige und musikalische Ueberanstrengung bei ohnehin nervöser Organisation erschien ihre zarte Stimme vorübergehend angegriffen und da es in den Verhältnissen lag, daß sie sich selbständig ihre Gesinnung gründete, sie überdies für Deklamation und dramatische Darstellung hervorragend begabt war, auch eine schöne äußere Erscheinung sie unterstützte, glug sie für kurze Zeit zur Bühne. Mit der Titelfolle der Götterin „*Lenore*“ debütierte sie am 11. Dezember 1861 mit Glück am Weimarer Hoftheater, absolvierte sodann ein Gastspiel in Hamburg, wo sie das lebhafteste Interesse von Charlotte Wolter erregte und spielte danach als Uebergangsstation für das Wiener Hoftheater einige Monate in Würtzburg. Als sie inzwischen — im Frühjahr 1863 war es — den unangenehmsten Gebrauch ihrer Stimmkraft zurückließ, verkaufte sie ohne Jöggers die Bühne mit dem Konzertsaal, in dessen reiner Atmospäre sie die ihrer idealistischen Natur ungleich gewinnere erkannte.

Reiche Kräfte sollten ihr hier erblühen. Wo man sie auch hörte: im deutschen Süden und Norden, in Thüringen, am Rhein, in der Schweiz, in Holland, in England — überall begriffte man in ihr die Künstlerin von Gottes Gnaden, überall sang sie sich, zumal mit ihren Liedern, in aller Herzen hinein. Ihr schöner, sympathischer, wohlausgeglichener Alt von seltener Tiefe, Weichheit und Wohlklangsfülle, ihr geistig und feelebender, der Grenzlinien echter Kunst wie überschreitender Vortrag nahmen den Hörer widerstandslos gefangen. Eine ideale Erfassung jeder der gewählten Aufgaben, eine vollendete Beherrschung der Kunstmittel abelte jegliche ihrer Leistungen.

Im Ausland, wie in ihrem deutschen Vaterland erkannte man in ihr, eine Lieberländerin ersten Ranges. Der Großherzog von Weimar fäunte nicht, ihr in der Ernennung zur Kammerfängerin ein höheres Zeichen des Bewusstseins zu geben, und als sie im Dezember 1865 an Stelle ihrer Heimatstadt, Dresden zum Mittelpunkt ihrer Kunstreisen wählte, hieß man sie daselbst als „eine der ersten Gelangskünstlerinnen der Gegenwart“ willkommen. Hell erklang ihr Lob, wo sie erschien. So schreibt auch der Berliner Korrespondent der „*Signale*“ im Dezember 1868 über ihren Vortrag der ersten vier Lieder aus Schumanns „*Dichterliebe*“: „Ich sehe keinen Augenblick an, sie als erste Schumannfängerin anzuerkennen. Der Schumannismus würde einen neuen Aufschwung erleben, wenn Fräulein Göge eine Rundreise durch Europa machte.“

Schumanns Lyrik war ihr in der That seit je vorzugsweise aus Herz gewachsen. Pflegt sie, der eine Individualisierungsgabe zu eigen, auch in all ihren, die Ästete wie neueste Musikliteratur umfassensten Interpretationen. Dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, so blieben doch Schumann und Schubert ihre besonderen Lieblinge. Deren schwerwiegende Tonpoesie schloß Saiten an, die in ihrer Seele harmonisch widerklangen. Ist sie doch — worauf sie schon ihre dunkle Stimmfarbe hinweist — mehr tragliche Sängerin und greift mehr nach ernsten, bedeutungsschweren Liedern. Ihr gehört ja auch der Rhythmus, Völschs geniale Lieder als eine der ersten im Konzertsaal heimlich gemacht zu haben. Wie einst Wibelhelme Schöder-Deubert, die Freundin ihres Vaters, von der er manches erlernte, singt sie „mit einem heißen Herzen“. Sie durchlebt, was sie singt. Der dramatische Ausdruck, der ihre ganze Musikerschenschaft kennzeichnet, besteht auch ihre lyrischen Darbietungen. Ueberdies konnten das kein abgewandenes Maß derselben, die künstlerische Behandlung der Stimme, die Noblesse ihres Vortrags darauf hin, wie sehr sie bemüht sei, vorbildlich zu wirken.

Fast Jahre später ließ sich Auguste Göge als Gesangslehrerin am Dresdner Konservatorium Heflein anlegen. Nur selten und meist nur für Wohlthätigkeitszwecke trat sie seither noch an die Öffentlichkeit. Dafür erwuchsen ihr Vorbereden anderer Art; denn ihre Lehrerbefähigung bewährte sich alsbald als eine so außergewöhnliche, daß sie 1875 eine eigene „Ge-

sangs- und Opernschule“ errichten konnte, die binnen kurzem zu bedeutendem Anse gelangte. Eine Reihe unterer hervorragenden Bühnen- und Konzertsängerinnen wurden in dieser Schule groß. So unter anderen Fanny Morand-Diden, Luise Reuther, Anna Smith, Anna Bed-Nabede, Alice Moon, Mary Howe, die hochbegabte schöne Amerikanerin, um deren Besitz sich nach ihren aufsehenerregenden Debüts in Dresden und Berlin die ersten deutschen Bühnen wetteifern bewarben. Auch Wölff von Rogebue, die sein musikalische Enkelin des Dichters der „*Deutschen Meistersänger*“, die 1885 offiziell Mitleiterin der blühenden Anstalt wurde, dankt Auguste Göge ihre gesangliche und pädagogische Ausbildung. Sie verwertete dieselbe zu Kunst und frommen der nach ihr mitbenannten Schule an der Seite ihrer Lehrerin, bis sie sich im Herbst 1889 von dieser trennte, um in Dresden fortan nach gleicher Richtung selbständig thätig zu sein, während Auguste Göge ihre kunstsörderliche Wirksamkeit nun nach Leipzig verlegte, so in ihre alte Heimat und einstige Bildungshäuser, wo auch ihr 1888 verstorbenen Vater noch in aller Gedächtnis lebt, zurückkehrend.

Dem vornehmen Wahlspruch Völschs: „*Génie oblige*“ strebt sie in selbstloser Weise nach. Wie vielen Unbemittelten, denen sie die Wohlthat ihres vielbegehrten Unterrichts erwies, hat sie, die allezeit Hilfsbereite, damit den Weg zu Kunst und Wohlstand gebahnt! Wie manche verbildete Stimme hat sie auf den rechten Pfad geführt, wie mancher trankte die Gesundtheit wiederhergestellt! Was mehr als einer ihrer berühmten Kollegen versetzte, das gelang ihr mit Vorzicht und unermühter Geduld, im stillen wieder auszumachen. Ihr feines Ohr, ihr scharfer Blick ihr Schwächen und Vorzüge jeder Stimme verbürgen die Sicherheit ihrer Diagnose und machen sie bei ihrer mühseligen Methode, in Verbindung mit einer feurigen Eingabe an die Sache und dem Idealismus einer echten Künstlerinatur zu der anserwählten Lehrmeisterin, die sie ist.

Wer aus der Gögeschen Schule kommt, der hat in Wahrheit singing, sein Organ künstlerisch gebrauchen gelernt und wird sich, vermöge einer gründlichen Technik, gleichgewisse dem melodischen, wie dem bellamatorischen Stil, den Aufgaben Mozarts und Hoffmanns, wie denen Wagners gewachsen zeigen, an welchen letzteren sich so viele unserer jungen stimmbegabten Sängerninnen, weil technisch unfertig, nur zu bald Klang, Duft und Gesundheit des Tons fortjagen.“

Die Grundzüge und Ziele, die Auguste Göge beim Unterricht verfolgt, hat sie in einem Schriftchen: „*Lieber den Verlauf der Gesangslehre*“ dargelegt, das, ihren Schülern ein gewidmet, in gedrängter Kürze all die goldenen Lehren enthält, die diesen fruchtbar geworden. Denn auch ihre schriftstellerische Feder ruhte nicht und inmitten der anspruchsvollen Anforderungen ihres musikalischen Berufs erlänste sie sich mit bewundernswürdiger Willenskraft die kurzen Musikeinheiten, um ihrem fröhlichen und bildnerischen Drang Genuß zu thun. Die Neigungen ihrer ersten Jugend und Kindheit wachte wieder auf, nun gereift und vertieft dank der inzwischen erworbenen vielseitigen Bildung und den Erfahrungen des eigenen kurzen Bühnenslebens. So entstand außer vielen kritischen Aufsätzen für verschiedene Zeitschriften eine Reihe dramatischer Werke, deren erstes: „*Enfana Montfort*“ — das gleich den späteren unter dem Pseudonym A. Weimar veröffentlicht wurde — auf dem Dresdner Hoftheater Sensation erregte, deren zweites: „*Vittoria Accoramboni*“ — das neuerdings in Buchform bei Breitkopf & Härtel erscheint — alsbald dem Repertoire der Weimarer Hofbühne einverleibt und von den Meistern zur Aufführung angenommen wurde. Auch die übrigen: „*Eine Heimsucht*“, „*Magdalena*“, „*Eine Diplomatin*“, „*Gräfin Simon*“, „*Wera*“, „*Zweimal Schicksal*“, „*Alpenblume*“, „*Nur kein Klavierstump*“ gingen mit Glück über die ersten deutschen und österreichischen Bühnen, und unsere besten Dramaturgen und Dichter: Laube, Dingelstedt, Böhm, Wehl, G. zu Putlitz und wie sie alle heißen, erkannten das „dramatische Genie“ ihrer Autorin rückhaltlos an.

So ermöglicht sich Auguste Göge, einer Doppelbegabung zu lehren, deren jede im Grunde einen ganzen Menschen verlangt. Was Natur heist, das weiß sie nicht. Erholung ist ihr nur Abwechslung in der Thätigkeit. Ihre Alltagsbeschäftigung ist die Musik. Die Sonntage, die Ferientage, welche letztere sie, die lebensschaffliche Naturverbunden, in steter Einsamkeit des Hochgebirges zu verbringen liebt, gehören der Dichtkunst.

Mit ihren literarischen und dramatischen Neigungen berührt sich ihre ununterbrochene Kunst im poeti-

schen Vortrag, im Deklamieren und Lesen. Doch läßt sie dieselbe unvergleichlich öfter fremden als eigenen Werten zu gute kommen. Die lyrischen und Schumannschen Melodramen kann man nicht vollendet sprechen hören als von ihr, deren Organ in seinem Klangreichtum und seiner Modulationsfähigkeit sich der Musik wunderbar anlehnt. Der Gemüth, sie, abwechselnd mit den Dichtern Völsch, Jäger, Antkaupt, Waldmüller und anderen bald lyrischen, bald epischen oder dramatischen Lesen zu hören, bildet den wesentlichsten Anziehungspunkt jener musikalisch-literarischen Nachmittage, die sie in Dresden einführt und die Ludwig Hartmann als „*Gaußplätze der Repräsentation geistigen Lebens und Kunstwerks in Dresden*“ bezeichnet, daselbst sich „die ansehnlichste Gesellschaft, die Aristokratie des Geistes und der Geburt, die Vertreter der produzierenden und reproduzierenden Kunst“ rendez-vous geben.

Nicht minder drängt man sich zu den Vorträgen und dramatischen Entzern der Gögeschen oder Göge-Rogebuechen Schule — der „*Primabonnenfabrik*“, wie derselbe Kritiker sie schmeichehaft nennt — deren sein gewählte, alle besseren neuere Komponisten berücksichtigende Programme die künstlerischen Prinzipien und den frischen Geist charakterisiereten, aus denen heraus diese Schule geleitet wurde.

Wir beglückwünschen Leipzig zu dem Gewinn, der ihm aus einer so vielseitigen künstlerischen Kraft wie Auguste Göge erwächst. Möchte ihr zur Ausübung ihres aufreuernden Doppelberufes noch lange, lange Kraft und Lust erhalten bleiben! In unseren Tagen, in denen ein alles überwundernder Realismus sich selbst der Kunst bemächtigt und sie aus ihren reinen Höhen herabzwingen bemüht ist in die Welt gemeiner Wirklichkeit, bedürfen wir mehr denn je der idealistischen Hüter unserer Kunstheute, wie wir einen solchen in der Künstlerin besitzen, die Veronimus Vorn, der blinde Sänger mit dem dichterischen Scherbild, in den schönen Worten feiert:

Musik und Schanplatz streiten um dein Leben!
Nicht dran zu haben, wehrst mir das Gesicht;
Doch ist erhab'nes Schauspiel mir dein Streben,
Und was du sprichst, das wird mir zu Musik!



Der Klavierbaccillus.

Humoreske von M. Knauff.

(Schluß.)

In einem andern Tage saß Professor Otto bei seinem Fremde, dem Kapellmeister, diesem sein Leid klagend. „Weiß schon! hab schon von deiner Affaire gehört“, meinte der launige Musiker, indem er das boshafte Lächeln um seine Mundwinkel spielte, „vertreiben darfst du das arme Frauenzimmer nicht wieder, die gute Alte, die mit ihren langen Handenbändern gewiß sehr ehrsam ist. Also — du mußt dich an das Klavierbaccillus gewöhnen! es lieh gewinnen, mit einem Worte: du mußt es auch erlernen. Einen Fingel besitzt du — musikalische Gerätschaften werden etwas Harmonie in dein pebantisches Stillsitzen bringen und dich vor gelehrtir Verkrüppelung bewahren.“ Otto lutz erschrocken auf. „Bist du bei Sinnen?“ rief er, „ich — Klavier spielen? Soll ich den Musikbaccillus auch in mir züchten?“ „Fester Junge!“ antwortete der kluge Musikdirektor, seinem Freunde die Hand verträumt auf die Schulter legend, „ich meine es gut mit dir und will dich nicht als Sonderling und Griesgarn, der zu werden du auf dem besten Wege bist. Nächstens ärgert dich nicht nur das Klavierbaccillus der alten Nachbarin, sondern die Fänge an der Wand. Ich werde dir aus dem Konservatorium meine talentvollste Schülerin senden, eine sehr gewuchte Pianistin. Du nimmst täglich eine Unterrichtsstunde und ich bürge dafür: in kurzer Zeit wirst du mit dem Klavier auf dem besten Fuße stehen. Wie?“ „Wie?“ rief entsetzt unser Philosoph, „ich soll — bet einer Dame Unterricht nehmen?“ „Ja!“ lautete die Antwort des andern, „und zwar bei einer jungen Dame. Fürchte nichts! sie wird in dir, als tüchtige Lehrmeisterin, nur ein Unterrichtsobjekt sehen. Und man bedenke: welche Uebersetzung du nun in Zukunft sieden wirst! Trillert die Alte oben — tonleiert du unten, paukt sie Hochzeitsmärsche, variiert du das alte Thema: *Pott* ist tot u. s. w. Du kauft ihr nun ein Paroli bieten!“ „Ich will die Tasten schlagen, daß ihr Hören und Sehen vergehen soll!“ rief der

Professor, dem die Sache mit dem Klavierunterricht auf sich plauplißig zu werden. Die Musikstunden ließen sich auch einmal so anstellen, dachte er, und eine junge Pianistin schien ihm jedenfalls angenehmer als eine alte. Der Musikdirektor hielt Wort. Am andern Tage bereits meldete sich eine hübsche Blondine, Fräulein Martha Oden bei Otto, mit einer Empfehlungskarte ihres Lehrmeisters und — die erste Unterrichtsstunde begann.

Zuerst war's dem Professor etwas unheimlich. Er ärgerte sich über seine eigenen zehn Finger, die so unbeholfen über die Tasten zugen; er fürchtete die Spottlust der jungen Dame zu reizen, und kam sich wie ein Schulbube vor. Als er aber bemerkte, mit welcher männlichen Energie und Sicherheit Fräulein Oden ihre Anweisungen erteilte, wie bestimmt und würdevoll ihr Benehmen war, mit welcher Autorität sie auf ihn, den Schüler, herabsahnte, da fand er bald seine Sicherheit wieder und dankte innerlich dem guten Musikdirektor, der den glücklichen Einfall gehabt ihm eine Klavierlehrerin zu senden — und noch dazu eine so allerliebste. Der alte Spinoza kam allerdings dabei zu kurz, denn der gelehrige Schüler brachte jetzt jede freie Stunde am Flügel zu. Fräulein Martha hatte er bereits sein ganzes Vertrauen geschenkt, selbst das nicht ganz ehle Motiv, welches die erste Anregung zu seinen Musikstudien gegeben, kenne an der alten Pianistin des dritten Stockes, gehend er dem jungen Mädchen. „O Fräulein Oden“, rief er aus, „hätte sie mir ihren weichen Aufschlag und ihre Art des Vortrages, so wäre es erträglich gewesen. Aber die Unglückliche verdrängte eine wahre Holzschneiderarbeit bei ihrem grauenhaften Taktenspiel.“ „Ist eine Stümperin! eine wirkliche Klaviermarter!“ Die junge Dame lachte jetzt aus vollem Halse. „Professor, Professor“, rief sie aus, „mit Ihrer Musikkritik reden Sie sich um Hals und Stragen.“

Der Unterricht nahm ungehindert seinen Fortgang. Der fleißige Otto hatte bereits das musikalische Repertoire nun ein Duzend beliebiger Volkslieder in gefälliger Bearbeitung vervollständigt; seine hübsche und freundliche Präceptorin gewann er immer tiefer, und als er einst Variationen über das bekannte: „Mädel ruck, ruck, ruck! an meine grüne Seite —“ vierhändig mit ihr spielte, da ward es dem Philosophen plötzlich klar — Musik richtet das Menschenherz und macht es tönen — daß er Fräulein Martha liebe. Noch wahrte er das Geheimnis fest in seinem Busen, beschloß aber bei dem Musikdirektor Erklärungen über die näheren Verhältnisse seiner Lehrerin einzuschicken. Da kam er aber schon an! „Was gehen dich meine Schülerrinnen an!“ polterte der Freund. „Kommere dich um deine Tonselsten und Stiden und nicht um junge Damen! Ich glaube gar, der Ansehnd von Gesellschaft will Feuer fangen!“ Dabei rieb er sich so vergnügt die Hände, als sei ihm ein Hauptstreich gelungen.

Eines Nachmittags, als Fräulein Martha ihre Unterrichtsstunde bei dem Professor eben beendet hatte, nahm der letztere plötzlich aus dem Fache seines Schreibtisches ein Notenblatt und überreichte es der jungen Dame. „Mein Fräulein“, sagte er lachend, „dieses Nocturne hat ein längst verlorener Fremdbesitzer komponiert und eigenhändig niedergeschrieben. Ich habe es mir flets mit vielem Vergnügen vortreten lassen. Würden Sie die kleine Arbeit einmal durchsehen und mir dieselbe bei Ihrem nächsten Besuche auf dem Klavier vortragen?“ „Gewiß, Herr Professor“, lautete die freundliche Antwort, „logisch! ich habe noch eine Viertelstunde Zeit!“ „Leider muß ich jetzt in eine gelehrte Versammlung, die mich für den ganzen Abend in Anspruch nimmt“, erwiderte der andere, „vielleicht machen Sie mir morgen das Vergnügen. Das Nocturne ist reizend; von Ihnen vortragen wird es mich doppelt entzücken!“ „Gut!“ sagte Martha, „es freut mich von Herzen, daß Sie jetzt so viel Geschmack an der Musik finden; wir begegnen uns somit in unsern Neigungen und das befähigt stets die Freundschaft!“ Mit diesen Worten schüttelte sie ihm herzlich die Hand, sah ihm freundlich in die Augen und empfahl sich, das Nocturne mitzunehmen.

Der gute Otto stand wie betäubt da. So herzlich hatte sie noch nie zu ihm gesprochen! Wenn er ihr nicht gleichgiltig wäre! Bedäglich lehnte er sich in seinen weichen Sessel und versank in Nachsinnen, in ein sehr angenehmes Nachsinnen, denn seine Züge verklärten sich sichtlich. Er dachte nun Fräulein Martha und entwarf Zukunftspläne. Daß er dabei seiner gelehrten Verknüpfung vergaß, war zwar nicht bei einem Professor der Philosophie — wohl aber bei einem Verehrer selbstverständlich.

Plötzlich erlachte über ihm das Instrument der Alten. „Verfluchte Klaviermarter!“ rief er und brang ängstlich auf, „das Ingetum schreit mich mit ihren zehn knöchernen Fingern und dem hölzernen Aufschlag aus meinen besten Träumen!“ — Doch — was ist das?! „Otto lachte, — war es möglich?! ja, ja, er lachte sich nicht! Sein Nocturne war's, das sie spielte! wie kam die Witte zu seinen Noten —? sollte Fräulein Oden — mit der Klaviermarter doch in Verbindung sein?! unmöglich! Mit jugendlicher Elasticität und ein paar Zigersprünge war der Professor zur Stube hinaus und oben, pochte an Fräulein Richters Thüre und che noch ein herein erschallte, hatte er schon geöffnet und erblickte — Fräulein Martha, am Klaviere sitzend, vor sich auf dem Notenpulte sein Nocturne. Witten in der Stube stand höflich lachend die Witte mit der Hande.

Der Professor war zuerst sprachlos vor Staunen. „Sie hier?! mein Fräulein!“ kammelte er dann. „Gewiß!“ lachte Fräulein Oden, vollkommen unbefangen, „wie konnte ich mich ahnen, daß Sie die gelehrte Versammlung im Stich lassen würden! Nun hat mich das Nocturne verraten. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Tante, Fräulein Richter, vorstelle. Wir wohnen zusammen.“ Die Witte verbeugte sich ceremoniös. „Sie sind auch musikalisch?“ wandte sich Otto nun an die. „Mit nichts!“ nahm wieder Martha heiter das Wort, „die Stümperin, die Klaviermarter bin ich! Sie hatten von meiner Erziehung drüben und hier oben gar keine Ahnung. Wenn Sie wüßten, mit welcher Vorsicht ich vermiß, Ihnen auf der Treppe zu begegnen.“ Sie begann herzlich zu lachen. Innerer Philosoph trauete seinen Ohren nicht. „Da hab ich mich schon blamiert!“ sagte er halb laut und beschämt. „Aber — mich so zu musifizieren, Fräulein Martha! ist das recht? Und ist der Professor auch im Bunde?“

„Er ist der Mitstifter!“ erwiderte die junge Klavierlehrerin, „ich lagte ihm einst über unsern bösen Nachbar, den Professor Otto, von welchem wir ermittelt seien. Da füllte er die Intrigue ein. Ich bin nur seine Musikgönner. Verzeihen Sie ihm und mir.“ Sie streckte ihm mit einer reizenden Bismarcksmiene die gefalteten Hände entgegen. „Sie sollten mein Klavierpiel tiefergewinnen — desto wertiger Sie uns ermitteln liegen.“

„Ach, wie hab ich mich blamiert!“ rief außer Philosoph nun zweitemal.

„Ich widerpreche dem nicht!“ ließ sich nun endlich die Tante vernehmen, indem sie ironisch tief zur Erde blickte.

„Darf ich Sie morgen zur Unterrichtsstunde erwarten, mein Fräulein?“ frag Otto, der plötzlich ein gewöhnliches Herzklappen verlor.

„Gut!“ rief nun energisch die alte Dame, „jetzt nehme ich die Intrigue in die Hand. Der Herr Professor müssen sich nach einer andern Lehrmeisterin umsehen.“

„Wie?!“ rief der entsetzte Kirchhaber, aus allen seinen Himmeln fallend, so daß er nicht einmal den hässlichen, aufmunternden Blick bemerkte, den das Nichts ihm zuwarf.

„Wir beabsichtigen mit kurzem diese Stadt zu verlassen“, fuhr die Tante fort, „um nach Leipzig, wo mir ein paar Schwärmer wohnen, überzusiedeln.“ Damit warf sie kategorisch die blauen Handenbänder nach hinten, und nahm die trümpfierende. Wiene eines Schachspielers an, der eben einen glücklichen Zug gethan hat. Tiefbetäubt empfahl sich jetzt der Professor.

Am andern Morgen schon in aller Frühe sah er bei dem Musikdirektor und schüttelte diesem sein Herz aus. „Wenn Sie nach Leipzig übersiedeln, so verbringe ich alle meine Kapitel über den alten Spinoza! Wie kann ich jetzt noch über die Macht des Verstandes schreiben, da ich selbst auf dem besten Wege bin, ihn zu verlieren! Da halt die ganze Intrigue eingeleitet, hilf mir jetzt auch glücklich heraus!“

„Sehr gern!“ lachte der muthwillige Musiker, „es gibt jetzt wieder nur ein Mittel dich zu retten! Du mußt ihr einen Heiratsantrag machen.“ „Wertwirdig eulendend!“ sagte der Professor, „daß mir das nicht selbst eingefallen ist!“ „Dann ist Spinoza schuld!“ meinte der andere, „Ihr Gelehrten seid selbst in der Liebe unbeholfen.“

Schon an demselben Tage brachte Otto seine Erklärung bei der Alten an. Wer zweifelt daran, daß sie die Reize nach Leipzig migab und das erschämte oder glücklich lächelnde Nichts dem jubelnden Verber in die Arme führte.

„Sch! wie kann ich mit seiner Klaviermarter am besten abschied, da a quares maina in die Ehe kommt!“ spottete der Musikdirektor, als ihm, das

Brautpaar die erste Bißte machte; „wenn unsere jungen Damen das erfahren, werden sie sich mit erneutem Eifer aus Klavier fügen, um auch irgend einen — zur Verzweiflung zu bringen.“

Die alte Hofrätin Müller aber sagte, als sie von des Professors Verlobung hörte: „Selbst! erst kann er ihr Klavierpiel nicht über die Straße vertragen — und jetzt verpflanzt er sich in das eigene Heim! Das kann nicht mit gesunden Dingen zugehen! Das hat jedenfalls der Klavierbassus verschuldet. Er wird sich auch bei ihm einnisten haben.“

Die Brautleute aber überhörten alle Redereien und waren glückselig. Was sich bei ihnen eingezeichnet hatte, war der ewige — nie zu vertigende — unsterbliche Bacillus der Liebe, der von einem Herzen sich zum andern verpflanzte.



Zur Geschichte der Musik am württembergischen Hofe.

W etanistisch wurde das Geschichts- und Arbeitsfeld der Musikgeschichte bedeutend erweitert, als ein Teil der auf diesem Gebiete wirkenden Schriftsteller sich entschloß, in Archiven nach dem Lebenshabe der Künstler nachzusuchen. Künstler wie z. B. die Brüder Becham traten uns durch archaische Forschungen menschlich näher; vor die geistvoll komponierten, alle Grenzen des Spröden überlegenden Metallschneide und Holzschneide festsitzender Künstler lemt, ist gar nicht verwunderlich, aus Nürnberg Gerichtsallen zu erfahren, daß besonders Sebalb Becham ein Freigeist war, welcher wegen Verhöhnung „heiliger Dinge“ oft bestraft und noch öfter verurteilt wurde.

Es ist sehr dankenswert, daß auf dem Gebiete der Musikgeschichte ein ähnliches Vorgehen der Forschung beliebt wird. Es werden Archive mit der Absicht durchgesehen, um über Komponisten und über die Musikgeschichte in den letzten oder Jahrhunderten neue Thatsachen mitzutheilen. Ein sehr fleißiger und durch glänzende Erfolge seiner archivalischen Studien bezeichneter Forscher dieser Art ist Josef Stittner, welcher kürzlich den ersten Band seines Werkes: „Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe“ (Stuttgart, Verlag von W. Koch & Hammer, 1890) herausgegeben hat.

Dieser erste Band umspannt die Zeit von 1458 bis 1733. Um auf die Bedeutung dieses Stückes Musikgeschichte hinzuweisen, glauben wir im Interesse des Verfassers und unserer Leser nichts Besseres thun zu können, als aus dem Abschnitt über die Musikpflege am württembergischen Hofe nach Quellen des geheimen Hans- und Staatsarchivs zu Stuttgart und zu Ludwigsburg einige lebensvolle Einzelheiten herauszugreifen, welche durch ihre naive Darstellung sehr viel an Reiz gewinnen.

Im Jahre 1466 gab es nur einige Sackpfeifer am württembergischen Hof, welche den musikalischen Bedürfnissen desselben genügend Rechnung trugen. Unter dem Herzoge Eberhard in Barte bestand die Hofkapelle aus fünf geistlichen Sängern und aus sechs Knaben, welche von einem Kapellmeister in „seiner Kolonatur“ unterwiesen wurden. Hat sich die Stimme der Knaben gebrochen, so übergingen sie entweder zur Theologie oder zur „Schreiberei“, ihre „seine Kolonatur“ für sie offenbar zu beidem befähigt.

Herzog Ulrich (1498–1550) war ein großer Musikfreund und wollte auch einem Priester an den Hof zu Weingarten eine „tupere und namhafte Kantorate“ aufrichten. Da er nun verstand, daß der Hof einen „wohlgeordneten und redigastischen Musikanten“ habe, so verließ er sich dessen „unmüßig“, daß der geistliche Herr ihm den „wohlgeordneten“ Sänger ständen werde.

Derselbe Herzog Ulrich war selber des Tonsanges mächtig und hat das Lied: „Ich schell mein Horn in Zimmers Ton, mein Freund ist mir verschunden, ich hab gesagt, muß abson (ablassen), das Wild lauft vor den Hunden“ in Musik gesetzt. Mit der hochschaffenden Sabina von Baier n gegen seinen Willen vermählt, schenkte er seine liebevolle Aufmerksamkeit der schönen Elisabeth, einer Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, welche in

Mürtingen wohnte. Herzog Ulrich ist nun im Sommer nach dem Abreise mit einem geschickten Intendanten, der dem vertriebenen jungen Dame geritten und hat ihr ein Ständchen vorleben lassen. Das war ein musikalischer Minnebesuch, welcher später nicht mehr mit Hilfe eines Trompeters berichtet wurde.

Nach Herzog Ludwig (1568–1593) liebte die Musik sehr und ließ diese bei seiner Hochzeit mit der Tochter des Markgrafen Karl von Baden in volle Geltung treten. Sein Hofpoet Nicodemus Frischlin beschreibt diese Hochzeit in säuberlichen Versen, spricht von der hierbei aufgeführten „eugelen Musik“, von der „künstlichen Harmonie und wohlklingenden Symphonie“, lobt die Distanzen, welche wie „junge Weib“, wie „Meersträule und Sirenen“ klingen. Weniger preisenwert erschien ihm der Witz, dessen Wärentümeln im Bunde des Zuhörers nachdröhnte. Beim künftigen Chor hieß eine Stimme Vagans, die Hermannsleberin, „weil sie bei keiner Stimme bleibt, sondern sich auf und nieder treibt.“

Ein Teil des Festes führte ein Ringelreihen und ein grünes Schiff im Biergarten vor; auf dem Schiffe saßen um einen Springbrunnen die neun Mufen mit Apollo. Die Clio „gig“ (geigte), die Calliope spielte die Feier, Melpomene blies geräuschlos die „Zwerchpfeifen“, während Erato auf der Lyra lispelnd sang. Die Damenorchester der Gegenwart finden also ihre Vorbilder bereits im 16. Jahrhundert, wo die Clio „gig“.

Am Hofe des Herzogs Friedrich I. (1593 bis 1608) wirkte als Kapellmeister Leonhard Ledner, der ein hervorragender und fruchtbarer Tonkünstler war; er komponierte Messen, 4–5 stimmige deutsche Lieder, Madrigale. Dies importierte jedoch den Hofmusikern nicht, welche seinen Vorkennen nicht gehorchten und ihn verhöhnten, „weil er von Instrumenten nichts versteht.“

Lechners Nachfolger war W. Froberger. Eine Rechnung vom Jahre 1605 weist nach, daß er an goldenen Geld 70 Gulden, an silbernen 50 Gulden, für zwei Kleider 12 Gulden und für acht Kapellanten, welche er zu verköstigen und im Gesang zu unterrichten hatte, jährlich im ganzen 144 Gulden bezogen habe. Außerdem bekam er Geld für den Schlaf und „Untertrunk“. Der letztere hatte die Bedeutung eines zweiten Frischstücks.

Ans der Zeit des Herzogs Johann Friedrich (1608–1628) veröffentlicht J. Eitard in seinem feststehenden Buche Aufzeichnungen über die Qualität der damaligen Hofgänger. Von Viter, einer derselben, sang einen „röhen Tenor“; ein anderer Sänger sei mehr wegen „guter Handarbeit“ als wegen des Singens zu brauchen; ein dritter wird belobt, weil er sich bei der Hofstalt „ungeräuschlich“ halte; ein vierter, ein „beweister“ Altist, sei zwar gut bei Stimme, aber sonst sei er nicht viel wert. Nach derselben Konduktoren sei Hans Kappor Kärgel, ein feiner Kontenist, aber ein geschlossener, böser Kapist, der allerley Braktiken anstellt; „Ehr. Kletter, Cunnodus, singe Discont obwohl er schlecht auf der Lyra schlage, sei er sonst ein frommer Geselle.“

Unter Eberhard III. (1628–1674) war dem Hofkapellmeister Capricornus die schwierige Aufgabe zugewiesen, die Hofmusik zu schulen und in Zucht zu halten. Die Kapellmitglieder beschimpften sogar ihren musikalischen Vorgesetzten, worüber er sich beim Herzoge beschwerte. Da sich Capricornus nichts gefallen ließ und sich beim Herzog sogar über den ihm verabreichten schlechten Wein beklagte, welcher seine und der Kapellmädchen Gesundheit schädigte, da er ferner n. a. dem Zinkstein bei einer Probe vorwarf, daß er „den Zinken nur wie ein Kiechen rührte“, so schickte es auch nicht an Aufstellungen gegen ihn. Der Schiffsorganist, W. Böhdecker, verlagte den Hofkapellmeister, daß er ihn „hohe und schwere Stücke“ singen lasse, was ihm „Leibschwachheit, kurzer Athem, vergebende Stimme zu vorbringen hinlänglich schädlich“.

W. Böhdecker wollte selber erster Kapellmeister werden und wußte deshalb fortwährend gegen den tüchtigen Komponisten Capricornus.

Ein künftlicher Vorschlag schreibt den Hofmusikern Regeln anständigen Benehmens vor; besonders dem „händelischen Chor der Instrumentisten“, die sich gerne „überweinten“, d. h. das Maß im Weintrinken überschritten. Es wurden ihnen vom Herzog Eberhard III. eingeschrieben, daß sie nüchtern zum Tonen und zwar besser als bisher bei Hofe aufspielen und bis zum Ende der Hofseite auszuhalten sollen. Die Hofmusik seien vorzuloben und soll ihnen besonders deshalb, weil sie die französischen Lönze nicht perfekt aufführen können, „ihr bisheriger Dmstschiff scharf verwiesen werden.“

Ungezogen waren sie unbeschreiblich diese Herren Hofmusikler zur Zeit des Herzogs Eberhard III.; — nach einer Beschreibung des Kapellmeisters Magg scherzen und unterhalten sie sich während des Musizierens und ermahnen, laden sie ihn aus. Zur Tafelmusik mußten die einzelnen Mitglieder der Kapelle von ihrem Dirigenten geführt werden, der ihnen auch die Instrumente zu stimmen half; in die Stillsitzende kamen sie nicht rechtzeitig, schleppten die fürstlichen Instrumente in Privatquartier, benutzten sich dort und schlugen sich dann das herzogliche Tonzeug „um die Köpfe“; während der Tafelmusik beschimpften und rauchten sie sich. Ein besonders entwickelter Höflichkeit habe die Geigenmägel mehr als „x mal“ abgelaufen und den Witz, das Fundament der Musik, verstimmt und „daumenhero die ganze Symphonie in Confusion geiegt“. Auch hätten die Herren Symphoniker mit Holzspänen und Splintern, welche sie in Säcken bei sich gehabt, nach ihren werten Gefährten geworfen. Kapellmeister Magg besaß ebenfalls ein lebhaftes Musikantenblut und mußte sich vor dem Hofmarschallamt wegen „infolenten Benehmens“ verantworten.

Unter Herzog Wilhelm Ludwig (1674 bis 1677) wurde der Gehalt dieses Kapellmeisters von 200 Gulden auf 175 Gulden herabgesetzt, weil er keine Kompositionen lieferte.

Unter Herzog Eberhard Ludwig gab Kapellmeister Souler über die Mitglieder der Hofkapelle ein „einstütziges Gutachten“ ab; in diesem wird der Bassist Kumpus für die Stabschreiber empfohlen, und vom Tenor Weidner bemerkt, daß er etwas auf dem Klavier spiele, laubere Noten schreibt und mit der Stimme dann erst in die Höhe kommen werde, bis sie besser auskommen sei; ein dritter singt „einen Alt, als eine Falschheit, aber (wacht, kreicht) daneben eine Note und hat jederzeit mehrere Last zur Schreibererei dann zu der Musik bezogen.“ Während ein viertes Kapellmitglied eine „gezwungene Dissonanz“ besitzt, verfügt ein fünfter Sänger über eine „heißere, obere Stimme, daß er manchmal nicht reden, wie geschworne singen kann, weil er in dem Leib vor langen Zeiten her nicht gesund ist; wäre tanglicher zu einem leichten Handwerk, denn viel Singen und Blasen ihm schädlich ist.“ Mit einem solchen Material konnte der Meister der Kapelle, Souler, allerdings nichts Hervorragendes leisten.

Souler hat am Hofe die Oper eingeführt; er selbst komponierte die Musikdramen: „Die unglückliche Liebe des tapferen Jolan“, „Märch in Pulcherrum vertriebt“, „Der durch Grobmut und Tapferkeit besiegte Pörs“, sowie das Scherzspiel: „Der verliebte Wold.“

Der Kapellmeister J. G. Bez beschwerte sich auch bei seinem obersten Herrn wegen des schlechten „Komodiantenweins“, welcher ihm vorgesetzt wurde, obwohl er in der herzoglichen Komodilla das Clavimbalo in 10 Jahren 100 mal gestimmt habe, was eigentlich dem Orgelmacher zukomme, „dem man notwendigweise die Kost hätte geben müssen.“ Der kapellmeisterliche Kampf um anständigen Wein wiederholte sich, wie man sieht, ziemlich häufig.

Ein anderer Kapellmeister des Herzogs Eberhard Ludwig war Reinhold Reiser, welcher in Hamburg 1678 die ersten deutschen Opern dirigiert hatte. In einer derselben, „Rau und Abel“ folgten die vier Winde eine gemüthliche Quadrill; der Nordwind erschien in eisgrüner, der Ostwind in rotem, der Südwind in gelbem und der Westwind in blauem Gewande. Reiser schrieb nicht weniger als 116 Opern nebst vielen Oratorien und kirchlichen Kompositionen, führte ein schwergeräuschtes Leben in Hamburg, wo er auf der Straße zwei „in Anvora-Libereh“ gekleidete Diener hinter sich hergehen ließ, mußte wegen großer Schulden Hamburg verlassen, lebte auch auf herzogliche Kosten in Stuttgart, wo er viel komponiert und im ganzen wenig verdient hat.

Auch über die in Stuttgart aufgeführten „Singballette“, Opern, Fopzünge, Whierien, Fastnacht und Volkschauspiele, Feste bei Hofe, englische und französische Komödien, sowie über die Kirchenmusik gibt J. Eitard's geistvolles Buch anregende Auskunft.



Konzerte.

s. Stuttgart. Das Konzert von Louis und Susanne Rée hat anderseits Genüsse. Diese Gatten lud keine Pianovirtuosen gewöhnlichen Schloß, sondern Künstler von edelm Range. Das be-

weist vor allem die amnigste Frau Susanne Rée-Bilz, welche eine Junge von Bach mit derselben meisterhaften technischen Durchbildung und Ausgeglichenheit, mit demselben musikalischen Verstande spielt, wie eine Sonate von Beethoven, wie eine träumerische Nocturne von Chopin und wie eine Suite ihres Gatten Louis Rée. Auch dieser spielt mit technischer Tadellosigkeit, aber noch besser komponiert er. Dies bezeugen nicht nur seine Suite im alten Stil, seine Bearbeitung der slavischen Tänze von M. Dvorak für zwei Klaviere, sondern vor allem seine Variationen und Fuge über ein Originalthema für zwei Klaviere. Da glänzt seine Fertigkeit im Tonlage, die sieghafte Beherrschung kontrapunktischer Feinheiten und Subtilitäten in einer Weise, welcher man volle Anerkennung zollen muß. Louis Rée ist ein tiefangelegter und bedeutender Komponist, welchen kennen zu lernen ebenso viel Genugthuung gewährt, wie das poetische Spiel seiner gräßlichen Gattin, das auch hier wie liberal von seinen des Publikums eine begeisterte Aufnahme gefunden hat.

s. Stuttgart. Der hiesige Lehrergesangsverein hat zu gunsten der Gentilcolonen im großen Königsbausaale ein hochinteressantes Konzert gegeben, in welchem das musikalische Drama „Kolumbus“ für Männerchor, Soli und Orchester gebildet und komponiert von Heinrich Böllner in Stuttgart zum erstenmale aufgeführt wurde. Das Konzert gelang unter der kräftigen und verständnisvollen Leitung des Chorleiters Herrn K. J. Schwab aufs beste. Die Chöre wurden von hundert Stimmen, gefunden Stimmen trefflich zu Gehör gebracht; die dramatisch bewegten Stellen des schwungvollen, geschickt gemachten Tonwerks wurden besonders feurig, mäßig und wirkungsvoll gelungen. Das H. Böllner in seiner musikalisch sehr ansprechenden Schöpfung das moderne amerikanische Nationallied anklängen läßt, mutet bescheiden, ja fast so komisch an, wie die bekannte Fuge der Indianer beim Landen des Kolumbus: „Sind Sie vielleicht gar Herr Kolumbus, der Amerika entdeckte?“ „Freilich bin ich's!“ antwortet hierauf der Erkantete. Da und dort beschallt komisch wirkende Anachronismen! Frä. Bradenhamer sang den Solopart der Felisa mit ihrer in der Höhe glänzenden Stimme in kräftigen Accenten; über den Tonbogen des Orchesters und des Männerchors hat sich ihr metalliger Sopran scharf behauptet, im Gegenthe zu einigen Liedern, bei deren Vortrag die Entfaltung ihrer Stimmlänge durch Befähigung beeinträchtigt wurde. Dr. Krüll aus Frankfurt bewährte sich als vorzüglicher Liedersänger; wozu ihm an Kraft der Stimme abgeht, ersetzt er durch Befähigkeit des Vortrages. Tadellos leistete auch Herr J. G. Weiß, der im letzten Augenblicke infolge einer Abgabe seinen schwierigen Part (Madrigal) übernommen hatte. Seine Stimme ist reich und klangvoll, sowie seine musikalische Sicherheit und Vortragskunst alle Wünsche befriedigt. Zwei Männerchöre von M. Bruch und G. Angerer wurden von Lehrergesangsverein mit so feinen Vortragscharakteren gelungen, daß der denselben folgende rühmende Beifall des Publikums vollberechtigt war. Alles in allem hat das Konzert dieses Vereins die Leistungsfähigkeit derselben über alle Zweifel hinausgehoben. Die Regimentskapelle Prem hielt sich ganz wacker.

s. Stuttgart. Der hiesige Liederkreis hat das Programm seines vierten populären Konzertes unter Leitung seines tüchtigen Musikdirektors Herrn Prof. W. Förstler recht interessant gestaltet. Der Konzertmeister Herr F. Jäic aus Hamburg hat die bekannten Vorträge seines Geigenpiels wieder glänzen lassen; sein Ton ist mehr einschmeichelnd weich, als groß, was besonders den Kantanten der vorgetragenen Stücke zu nützen kam. Der Kammerfänger Herr A. Fruch hat zwei schätzbare Lieder von dem Münchner Komponisten Max Zenger und ein Lied von R. von Horst: „Spielmanns Wanderlied“ mit feiner schönen Baritonstimme vorgetragen; besonders hat das letzterwähnte frische Lied zündend gewirkt. Die Chöre: „Wie ist der See so tief“ von Ungerer und das Mänelied von Max Zenger mit Sopran solo waren sehr gut durchgeführt. Das Solo in dem sehr geschickt gehaltenen Mänelied hat Fräulein Emma Hiller vortrefflich gelungen; diese Konzertfängerin verdient überhaupt in weiteren musikalischen Kreisen gekannt und gewürdigt zu werden; ihre Stimme klingt klar und hell, ihr Vortrag ist von einem edelsten musikalischen Geschnack getragen und besonders sind ihre nur so hingeworfenen Pianissimo von gewinnender Wirkung. Das Publikum hat auch ihre hervorragende Leistung als Sängerbild in Max Bruchs „Serenade aus der Frühjahrszeit“ durch rühmenden Beifall ausgezeichnet; auch Herr

Konzerte und Theater.

Leipzig. Liebesseelen, acht Walzer für Sopran, Alt, Tenor, Bass und Klavierbegleitung, nach Dichtungen von Paul Heyse, komponiert als op. 14 von H. Reimann, kamen jüngst in der 150. Aufführung des Kesselfischen Dilettantenorchesters in die Stadt und fanden bei guter Wiedergabe eine sehr freundliche Aufnahme. Geliebt ist zweifellos worden seit Adam und Eva; neueren Zeiten aber erst war es vorbehalten, Liebeslieder in Walzerform fügen zu lassen. Man kann solches Verfahren betrachten, von welchem Gesichtspunkt aus man will, überall springt etwas Gewalttätiges, Gewaltsames, Sonderbares heraus und ein Hinweis darauf, Brahms habe ja auch Liebesliederwalzer geschrieben oder richtiger noch den Anstoß gegeben, daß seit Jahren diese Gattung mehr von Unversessenen, als gerade von Versessenen gepflegt wird — wie ja einst auch, als Joh. Heinrich Bach mit seiner „Nusse“ hervorgetreten; in der Folge es lohnende aus Erzeugnissen ähnlicher Tendenz: „Hannchen und die Kuckein“ (Eberhardt), „Tageszeiten“ (H. Menner), „Süende“ (Th. Kestegarten) u. — ein Hinweis auf diese Tatsache erschüttert keineswegs unsere Bedenken. Wer mit uns die Liebe für die Dichtung Kern und des Lebens Stern (Hr. Müllers Bekenntnis!) hält, der findet das ihr umgethane Walzergewand wenig passend; soll eine Königin im Zwitschrod einherfahren? Und wozu anders als zum „Tanzen“ sind die „Walzer“ da? „Gesungene Walzer“ haben für uns keinen höheren Wert und keine tiefere Bedeutung wie papierene Blumen oder künstliche Schmetterlinge. Wer diese Ansicht nicht teilt, der kann mit Behagen diese hübsch klingenden Reimannschen „Liebesseelen“ genießen und sichlich verbanen. **Bernhard Vogel.**

V. B. Leipzig. Zwei neue Instrumentalwerke kamen in d. Gewandhauskonzert unter der Leitung ihrer Komponisten zum erstenmal zur Ausführung: die Ouvertüre zu Schafers „Sturm“ von Anton Urspruch und ein Violoncello-Konzert von Hans Sitt. Ist genug das des großen William phantastisches Drama Wühlpfingstspunkte zum musikalischen Schaffen geboten; noch seinem aber wollte es gelingen der phantastischen Dichtung in Tönen erscheidend gerecht zu werden. Urspruch's Wuhlfist ist in der Erfindung nicht allzu ursprünglich; zwei Seelen wohnen in seiner Brust: die eine heißt ihn um den Beifall des Philistens, die andere um den der Orchesterinstrumenten, die er mit dem Aufsatze von allen nur herbeizubehaltenen Orchesterinstrumenten, die er tüchtig in Atem erhält. Die Farbenfille, die er wahrer horreor de richesse, steht nicht recht im Einklange mit dem zu leicht durchschaubaren Gedankengehalt; was die Neuheit am meisten empfiehlt, ist ihre Knappheit und das ersichtliche Bestreben, auf möglichst engem Raum die holde Miranda, den glühenden Ferdinand, den schaffischen Lustigst Ariel, den sinnenden Zauberer Prospero zu charakterisieren. Die Hörer nahmen den guten Willen für die That und gölten dem Komponisten freundlichen Beifall. — Hans Sitts neues Violoncello-Konzert verdankt seinen großen Erfolg vor allem der meisterhaften, in jedem Sinne glanzvollen Wiedergabe durch Jul. Klengel, einem der vorzüglichsten und hervorragendsten Virtuosen der Gegenwart. Der Komponist hat allen Grund ihm für solche Tapferkeit zu danken und mit Caliban im „Sturm“ ihn zu apostrophieren: „Daß keine Hand mich tisse, bitte, sei mein Gott.“ Doch auch unter den Händen minder ausgezeichneter Spieler wird das sehr wirksam gekette, hübsch instrumentierte Konzert schon deshalb für Freunde zu erwerben verbleiben, weil es eine meist edle, gefühlswarme Melodie bevorzugt und den Passagenausschlüssen nur so viel Raum zugestehet, als dem Virtuosen wünschenswert erscheint.

J. J. Berlin. Richard Strauß dirigierte im dritten Konzerte des „Philharmonischen Chors“ sein neues Werk: „Wanderers Sturmlied“ nach dem Gedicht von J. W. Goethe für stimmigen Chor und großes Orchester op. 14. Er erteilte mit demselben langanhaltenden und auch vollberechtigten Beifall. R. Strauß bedient, daß er nicht nur Instrumente, sondern auch Stimmen gut zu behandeln versteht. Allerdings stellt er sowohl an das Orchester, wie auch an den Chor große Ansprüche und nur, wenn beide

vorzüglich sind, kann dieses Werk durchgreifen. — Emilie Saurer spielte im populären Konzert des philharmonischen Orchesters seine neu umgearbeitete Suite italienne für Violine und Orchester. Dieselbe hat 5 Sätze, ist musikalisch wenig bedeutend, stellt aber sehr große Anforderungen an den Solisten, die Herr S. mit bekannter Virtuosität leicht überwand.

F. Fr. Regensburg. Es ging hier eine neue Oper mit durchschlagendem Erfolg in Szene: „König René's Tochter.“ Musikalisch-bellamatorisches Idyll in 3 Bildern. Text von F. G. Friedland, Musik von Kapellmeister Rudolf Fischer. Diese Oper ist ein Werk aus einem Guß! Der Text schließt sich im allgemeinen enge an das gleichnamige Drama von Genet Herg an und teilt auch dessen Vorzüge. Die Musik ist von Wagner, und zwar im orchestralem Teil beeinflusst. Die Instrumentation ist interessant und charakteristisch, oft genial. Leitmotiv hat der Komponist zwar angewendet, aber in beschränktem Maße. Sont sind die alten Formen der Oper beibehalten, in welcher sich schöne und edle Melodien befinden. Obwohl ein Erstlingswerk, zeigt es doch klar das Talent des Komponisten. Die nicht gar leichte Ausführung dieser Oper war unter des Komponisten persönlicher Leitung eine recht gelungene.

Kunst und Künstler.

— In einem Festkonzert des steiermärkischen Musikvereins wurde das Vorspiel zu Dr. Wilh. Kienzl's neuester Oper: „Helmar der Rarr“ aufgeführt. „Wenn das ganze Werk dem Vorspiel ebenbürtig ist, demerit ein Kritiker, so haben wir es da mit einem Kunstwerke ersten Ranges, mit einer der besten Leistungen der modernen musikalischen Dramatik zu thun.“

— Das Stadttheater zu Bromberg ist vor kurzem ein Raub der Flammen geworden. Aus Boston leit man uns mit: „Seiner Aufgabe, guter Musik in America Teilnahme zuzuwenden, ist der Boston-Symphony-Orchestra-Club“ dadurch nachgekommen, daß er in der letzten Saison in 22 Staaten 125 Konzerte gab, in denen Werke von Mozart, Brahms, Beethoven und Paganini aufgeführt wurden. Man rühmt von den Mitgliedern des Boston-S.O.-Club vor allem den Cellovirtuosen Langley, die Primadonna Miss Ophir, den Violonist Alf. de Devo und den vorzüglichsten Viola d'amour-Virtuosen Stoelzer. Der Klub ist — gewiss ein bereicherter Beweis für seine Tüchtigkeit — von seinem diesjährigen Unternehmer schon für eine nächste Tournee gewonnen worden, die sich über ganz Nordamerika und Mexiko erstrecken soll und in finanzieller wie künstlerischer Beziehung wohl gleich erfolgreich werden dürfte wie die heutige.

— In Berlin gibt jetzt im Kronischen Theater eine italienische Operngesellschaft unter Beifall ihre Vorstellungen.

— Man berichtet uns: Vor kurzem ging Rudolf Thomas' große romantische Oper: „Selgas Rosen“ am Stadttheater in Dinklage zum erstenmal in Szene. Das Werk, dessen Textdichter Friedrich von der Hölte ist, erzielte einen bedeutenden Erfolg; Komponist und Darsteller wurden wiederholt gerufen. Neben Herrn Kapellmeister Kaufmann, der die Oper auf das sorgfältigste einstudierte hatte, machte sich besonders Fräulein Marie Weiner durch vortreffliche Darstellung der Titelfigur um das Gelingen des Ganzen verdient.

— Nadine, die Tochter des Direktors einer russischen Botafapelle Slawjansk d'Agren, entfloß aus Agram ihren Eltern und mit ihr wollte ein Mitglied dieser Sängergesellschaft, Swanow, sich flüchten. Fräulein Nadine, ein auffallend schönes Mädchen, wurde in Budapest gefesselt, Swanow wurde dem Agramer Gericht wegen „Veruntreuung“ übergeben. Fräulein Nadine beflagte sich beim Budapest'schen Staatsanwalt darüber, daß sie von ihrer Mutter mißhandelt wurde.

— In Konstantinopel ist der bedeutende Pianist Leopold Brassin, welcher aus der Schule Moscheles' hervorgegangen ist, im 52. Lebensjahre gestorben. Einer uns zugesandten Biographie dieses Künstlers entnehmen wir folgendes: Leopold Brassin's Kompositionen, die teils im Druck erschienen, teils im Manuskript vorhanden sind, bestehen aus Kon-

zerten für 1 und 2 Klaviere mit Orchesterbegleitung, aus Ouvertüren, Streichquartetten, Chören, aus vielen schönen Liedern (mehrere derselben durch Autoritäten wie Johannes Brahms preisgekrönt), sowie aus andern Klavier- und Instrumentalwerken. Als Mensch stand der Verstorbene wohl ebenso hoch wie als Musiker, lieber entbehrte er selber, wenn es galt, andern zu helfen, und alle, die Gelegenheit hatten, mit ihm in näheren Verkehr zu treten, werden ihm stets ein freundliches Andenken bewahren.

— Man schreibt uns aus Paris: „Die kritischen Besprechungen der hiesigen Blätter über die Vamouren-Konzerte herrschten Frau Materna, obwohl sie zugleich bedauern, daß die Wiener Primadonna in einer Sprache sang, die den Pariserern zu meist unverständlich sei. Doch wird gerechtfertigt zugegeben, daß sich auch diejenigen, die dem deutschen Texte nicht folgen konnten, in den Gesang der immer noch überben Stimmverleuten und die Haltung ihrer Brusthüftengestalt bewundern konnten. Man gibt zu, Frau Materna besäße eine magneetische Gewalt der Accente, die unwiderstehlich ergreife. Besonders günstig wirkte das Finale der Götterdämmerung, in welchem die Hingoldsbildung und die Melodie des Siegfried so gewaltig verfliegen.“

— Einer unserer Abonnenten teilt uns aus Merito mit: Sie wissen, daß G. Patti seit einem Vierteljahr blond ist. Es war ein glücklicher Einfall der berühmten Sängerin, diese Wandlung der Haarfarbe vorzunehmen, denn ihre Blondheit macht sie um dreißig Jahre jünger aussehen. Sie kam hier in einem Salonwagen Bullmann an, der unermüdetlich angestrichelt ist. Der Hauptplatz zeigt Sandelholzverkleidungen, Vasenreliefs in Bronze, allegorische Fresken von berühmten Pariser Künstlern. Daran reihen sich Spiele, Schlaf- und Badezimmer; in dem letzteren steht eine Wanne aus massivem Silber. Der Schlüssel zu diesem Feendab ist aus 18karätigem Gold. Diese märchenhafte Einrichtung weist als Hauptzierde auch einen Hügel von der Fabrik Steinweg im Werte von 5200 Fr. auf. Wenn man sich so viele Millionen erlangen darf, wie die Patti, so kann man eben bequem reisen.

— Aus Rom berichtet man uns: „Die Künstler sind zum Teile doch ein sozietes Klammervolk. Der berühmte Tenorist Stagno macht wieder einmal viel von sich reden. Er hat seine reizende Villa in Neapel in ein kleines artistisches Museum verwandelt und steht nun in Unterhandlung mit einem hiesigen Comité, das die wunderbare Solognina-Wüstung des berühmten Sängers im Palaste der schönen Künste zur Zeit der Waische anstellen möchte, ebenso wie die glänzenden Almadivas, Robert, Raoul und andere Kostüme dieses Tenoristen.“

— Aus Magdeburg schreibt man uns: Als letztes künstlerisches Ereignis der Saison ist wohl die mit Spannung erwartete Vorführung von Tristan und Isolde zu bezeichnen. Die Aufführung dieses überaus schwierigen Konwerkes machte dem nun dessen Einführung hochverdienten Kapellmeister Arthur Seidel große Ehre. Im ganzen waren die Leistungen der Damen: Gertrud (Isolde), Schwarz (Brangäne) und der Herrn Heydrich (Tristan), Mann (Kurwenal) und Heibel (König Marke) wahrhaft edel, von sichtbarer Begeisterung getragen, welche vollen Anspruch auf die enthusiastische Anerkennung machen, die ihnen das Publikum zollte. Die Zuhörerzeitung legte ein neues Zeugnis von dem künstlerischen Verständnis des Opern-Publikums Herrn Schö'n ab.

Rätselfrage

Mein Namensbruder
Ist aller Welt bekannt;
Ein Komponist bin ich,
Wie hat man mich genannt?

Auflösung des Strahlenrätsels: „Die Dornenkrone“, in letzter Nummer:

Die Dornenzacken in der Krone sind zweifacher Art, solche, die nach innen stehen. Werden nun die Buchstaben jener Strahlen, die auf die Zacken oder Dornen der ersten Gruppe weisen, von unten (S) an, in der Runde von links nach rechts herum abgelesen und in gleicher Weise die Buchstaben der zweiten Gruppe, so erhält man als Lösung:

- a) Stabat mater,
b) von Palestrina.

XI. Jahrgang Nr. 9.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. V. J. Tonger in Köln).

Bestellpreis sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. A. Schubert's Illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfgespaltene Monoparalle-Zeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Gg. Quart 4. — (eig. Gebühren für Verleger).

Ausgabe: Ausgabe von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. denen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Belgien, England und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpost-Vertrags 1 Mk. 30 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Ein Hühnchen.

Preisgekrönter Roman von E. Stück.

(Fortsetzung.)

Der erste Sonnenstrahl am nächsten Morgen fand Vergolese schon in regem Schaffen. Es war, als sei dem Meister die frische Lebenskraft zurückgekehrt, so rasch und sicher warf die Hand die Notenschift auf das Papier, so lebendig und in verschwendungsvoller Fülle klangen die Tongebilde aus dem schon verriegelten Duell empor. Dann kam ein leichter Schritt durch den Garten und Annunziata betrat die Halle, einen großen kunstvoll geordneten Strauß Drangen- und Granatenblüten in der Hand. „Gut, daß du kommst,“ rief Filippo gedämpft ihr entgegen, „er hat schon zweimal nach dir gefragt — was das bedeuten soll, weiß ich freilich nicht,“ setzte er nengierig hinzu, „da ich sonst niemanden vorläßt.“

Er öffnete eine Thüre und Annunziata befand sich in einem hohen, reich ausgekalkten Gemach, dessen Fenster, weit geöffnet, einen entzückenden Blick auf den Golf und das eine villen-ge schmückte Meer darboten. An einem Tische, der Eintretenden abgewandt, saß Vergolese, den Kopf in beide Hände gestützt. Beim Geräusch der sich öffnenden Thüre sah er auf. „Annunziata?“ rief er fragend, und als ihr Morgengruß ihm die erhoffte Antwort gab, zog ein Freudenleuchten über sein Gesicht.

„O Kind, dich her — soeben beendete ich dies Altolo: Quae moerebat, und das Duell, daß ich hier angekündet, nun! Himmelsklang in euren Stimmen sein.“

Annunziata war herangetreten und legte den Strauß auf den Tisch. Vergolese braun zogen sich jäh zusammen. „Wo sind die Blumen her?“ fragte er raub. „Aus Eurem Garten,“ antwortete sie erlaut, „Filippo holte jeden Tag einen Strauß... gestern habe ich ihn gebunden und diesen auch...“ Erwartungsvoll haften ihre glänzenden Augen an



Lola Breth. (Text i. S. 102.)

seinem Gesicht. „Filippo?“ fragte Vergolese gedehnt — „so so, und er ließ mich glauben, sie seien gesendet von — um so besser ist's — ich danke dir.“ Er reichte Annunziata die Hand, zog ihr einen Sessel heran, nahm mir einem Moment die Blüten auf, um deren Duft zu atmen und legte sie dann achlos zur

fürzer wurde die Zeit der Arbeit, immer länger die Pause, die der erschöpfte Körper zur Erholung brauchte. Vergolese litt namenlos durch diese Wahrnehmung; der Gedanke, sein Werk nicht beenden zu können, machte ihn an Gott und an sich selbst verzweifeln, entriß seiner Seele den Anker. Seine

Seite, ganz erfüllt von seinem Werte, das Annunziata ihm fügen sollte. Auf deren Gesichtchen wechselte der Ausdruck von Enttäuschung, Trauer und Mitleid, doch bezwang sie sich und lauschte aufmerksam den Harmonien, die der Meister jetzt seinem Klavierbald einlieferte.

Mit dem raschen Verständnis einer musikalisch hervorragend begabten Natur lernte sie sehr bald den Tonblätter verstehen, auch wo er nur andeutete; — ein wahres, feines Empfinden warnte sich dem süßen Schmelz der Stimme und so ward ihre Gegenwart, ihr Anteil an dem entstehenden Werke dem Meister fortan eine Quelle der Freude und des Trostes. Ungern sah er sie scheiden und ungeduldig harrete er stets ihrer Rückkehr, froh wie ein Kind, wenn er dann einen neuen Tonzug sie lehren konnte. Wie freudig lauschte er ihrem Gesange, aber wie heiß wünschte er dann, auch die andere Stimme zu hören, die ihm wie die eines Engels geklungen! Er schaute sich grenzenlos nach Maria, nach ihrem frühlichen Wort, das die Liebe diktiert, nach dem Aufstrahlen des Dankes, wenn er etwas Schönes geschaffen — es war doch nur ein „Abglanz“, den ihm Annunziata geben konnte, aber seine Frage nach Maria, sein Wunsch kam über seine Lippen. „Du suchst mich niemals wieder!“ hatte sie gesagt, als sie sich von ihm gelovet. Er hatte nicht an den Ernst geglaubt und dann war sie doch verschwunden. Nun glaubte er an das Wort.

Drei Tage gingen also hin in eifrigem Schaffen; die Singstimmen waren in Umrissen fast ans Ende geführt und ein großer Teil des Wertes stand schon fest in Partitur — da begann die durch die ständige Erregung künstlich hochgehaltene Kraft zu erlahmen. Immer mehr wurde die Zeit der Arbeit, immer länger die Pause, die der erschöpfte Körper zur Erholung brauchte. Vergolese litt namenlos durch diese Wahrnehmung; der Gedanke, sein Werk nicht beenden zu können, machte ihn an Gott und an sich selbst verzweifeln, entriß seiner Seele den Anker. Seine



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig (vorm. V. J. Tonger in Köln).

Merkt! Merkt! sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustriert. Nummern und je eine Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. A. Schubert's und anderen Musikgeschichten u. s. w.

Inserate die kunstgeprägte Hauptzeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Zzgl. 1. — (regul. Gebühren für Beilagen).
Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. vielen Städten.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Im Hüfnopfer.

Preisgekrönte Novelle von L. Glück.

(Schluß)

Dämmerung deckte die Lande, als von Neapel her eine kleine Flotte von Barken und Gondeln aller Art gegen Pozzoli legte. Seitwärts von Vergolese's Landhaus, durch seines Gartens Bäume noch dem Blick verdeckt, ordneten sich die Reihchen. Geschäftiges Leben begann in den Booten, Licht um Licht in buntem Scheine flammte auf und ab, von festlichem Glanz übergoßen, zog's weiter bis vor des zu Feiernden Heim. Und nun brach es aus in Jubelton von mehr als hundert Stimmen: „Evviva! evviva Pergolese, il caro, divino!“ Erschrocken war Vergolese beim ersten Ton emporgefahren, instinktiv riß er die feinen Blätter seines Vorhanges an sich und barg sie in dem Schrein, der ihm zur Seite stand. Dann erwartete er mit der Ruhe eines überlegenen Feldherrn den Kampf, der ihm bevorstand. Filippino aber war entsetzt hinausgelaufen auf die Terrasse. Mit bittendem emporgehobenen Armen feste er um Ruhe und Schonung für seinen kranken Herrn. Doch nur verstärkter Hochruf war die Antwort.

„Wir führen mit Blumen die Beute!“ rief Nicolo Jonelli und sprang mit stühnem Sake aus seinem Boot auf die Terrasse, während ein wahrer Blütenregen, von den Schiffen entsendet, dort niederfiel. Dem ersten Erkürmer folgte, so rasch es ging, eine Menge anderer und eilte ins Zimmer, dessen Eingang zu vertheidigen der treue Filippino, der Nachmacher weichen, aufgeben hatte.

Vergolese hatte sich erhoben, als die Freunde mit stummem Gruß eilten, aber Jonelli drückte ihn kaum wieder nieder auf den Sessel, der im nächsten Augenblick von kräftigen Armen emporgehoben und erst im Rahmen der Thür übergerückt wurde. Von hier aus konnte der Meister das reizvoll belebte Bild, das sich ihm bot, voll übersehen und auch er, vom Lichtschein übergoßen, der aus seinem Zimmer drang, war nun der Menge sichtbar. Brandender Jubel grüßte ihn, dann war alles still und nun feste ein Chor der besten Sänger und Sängerinnen Neapels ein, um mit seinen eigenen Melodien ihm zu huldigen. Sichtlich tief ergriffen lauschte Vergolese dem wunderbaren Gesänge, dann, nachdem der letzte Ton verklungen, wurde er wieder emporgehoben und in das Zimmer zurückgetragen, wo sich alsdals noch mehrere

Gefährten seiner Glanzzeit um ihn sammelten, in Ausdrücken der Freude, ihn geneigt wiederzusehen, während die übrige Schaar die Rückfahrt antrat. Die Erregung, die seinen Augen trügerisch die Farbe der Gesundheit gab, die Energie, mit der er eine feste Haltung erzog, täuschten über seinen wahren Zustand und so bestürmte man ihn, mit nach Neapel zurückzufahren. Für den nächsten Abend sei ihm zu Ehren ein großes Fest im Teatro San Carlo geplant.

Und wir schreiben da zu ein Lieb, es kann es ja niemand so herrlich, wie du,“ flüsterte schmeichelnd die schöne Bianca, Neapels gefeierte Sängerin, ihm zu, indem sie mit verführerischer Blicke ihm ihre Hand hinreichte. Vergolese wehrte sie ab. „Nicht eine einzige neue Zeile sollst du finden vor mir setzen,“ sagte er leise, aber fest, „da all' das, was ich geschaffen, Euch nicht bewegen konnte, mir Irene zu halten diese kurze Zeit. Nach Euren Zeiten, Euren Vorbeigängen trage ich kein Verlangen mehr, ich habe ihren Wert schwervoll erprobt in diesen letzten Monaten und völlig damit abgeschloffen. Auch das Bewußtsein, daß Ihr nur gekommen seid, weil Ihr gemeint, ich könne neuen Glanz ausschütten über Euch, hat keinen Stachel mehr für mich. Laßt ab von mir, damit kein Mißton von außen mehr die Ruhe störe, mit der ich das Nahen des Todes erwarte.“

Er war sehr bleich geworden und stützte sich schwer auf die Tischplatte; die Anspannung der Nerven ließ plötzlich nach und ließ die Schwäche sich doppelt fühlbar geltend machen. In dem Augenblicke wurde neben ihm die Thür geöffnet und Annunziata erschien auf der Schwelle, in der Hand einen Becher mit eräulendem Trank, den ihre Mutter bereitet. Anfs höchste betrocken, blieb sie beim Anblick der festlichen Versammlung wie angewurzelt stehen, dann wollte sie sich rasch zurückziehen; allein nach einem Blick auf Vergolese errieth sie unbedenklich vorwärts und bot ihm die Stärkung dar.

Signora Bianca war auch einen Augenblick durch die seltliche Erscheinung überrascht, dann aber lachte sie laut und hart auf: „Ein süßes Stilleben! Freilich, da sind wir überflüssig.“ Boshaft funkelten ihre Augen das junge Mädchen an, dem die Worte und Blicke abwechselnd über das Gesichtchen jagten. „Geh, Annunziata,“ jagte Vergolese laut — „doch nein, bleibe, du sollst hören, was ich noch zu sagen habe,“ und er umschloß mit seiner Rechten die kleine zitternde Hand, die ihm die Labung gereicht. „Ein Engel des Trostes und des Friedens,“ sagte er langsam, mit schwerer Betonung, „der mir geholfen, mich mit mir selbst zu versöhnen. Auf Annunzias und ihrer Schwester

Stimme ist mein letztes Werk geschrieben, das mich emporhebt über vergänglichem Erdenstand — wer Arges denkt, der wisse, das ist mein letztes Wort.“

Sein Ton war fest und über seiner ganzen Erscheinung lag so viel Würde und stille Hoheit, daß Bianca die Augen beschämt zu Boden schlug. Es mißdeutete ihn keiner mehr. „Und nun geh, mein Kind, ich danke dir!“ Er ließ Annunzias Hand aus der seinen gleiten und das junge Mädchen sah wie gejagt durch die Gärten, um dahinein auf ihrem Lager ihre Erquickung auszuweinen. Vergolese war nach dem letzten Wort zusammengebrochen und Filippino, der angstvoll ihm zur Seite gestanden, stichte mit heiserer Stimme, man möge seinen Herrn nicht morden. Geräusches entfernten sich alle, um eine stille Heimfahrt anzutreten.

Und wieder blinkten die Sterne und wieder umfing die Stille der Nacht das kleine Landhaus am Golf. Doch drinnen wachten bange Herzen und sahen kummervoll dem Nahen des Todesengels entgegen. Die Berichte der getragenen Besucher ließen den greisen Kees und einige treue Freunde bejagt nach Pozzoli eilen; sie harrten nun bei dem Sterbenden aus. Mit glücklichen Ausdruck deutete Vergolese auf sein Manuskript. „Vollendet!“ jagte er leise und streckte Annunziata dankbar seine Rechte hin. Sie legte die ihre hinein für einen Augenblick und eilte dann hinweg, unfähig, ihr Weh und ihre Thränen länger zu bemerken.

Stumm saß sie neben der Mutter durch die Stunden der Nacht und der Vater brachte zuweilen Kunde aus dem Herrenhaus.

Widlich forschte sie auf: ein schneller, leichter Schritt erdoste draußen, die Thür that sich auf und eine schlanke Mädchen Gestalt trat herein. Langsam folgte ein gebengter Mann.

„Jesus Maria!“ schrie die Mutter auf, „Maria, wo kommst du her?“ Den Heiligen sei Dank, ihr alle lebt,“ sagte das Mädchen sich aufmunternd, „ich fürchtete Schlimmes und bot den Dhm, mich heimwärts zu geleiten.“ Sogleich schob sie dem Ermüdeten einen bequemen Sitz zurecht, indem sie fortfuhr: „Vor zwei Tagen spülten die Wellen Blumen an den Strand unseres Hauses, ein Strauß, wie ich ihn einmals zu binden pflegte, und das berührte mich so wunderbar, wie eine Botschaft von hier — es ließ mir keine Ruhe, ich mußte kommen. Ich war thöricht,“ sagte sie heiter hinzu, „und meine Angst grundlos, denn Himmel sei Dank! —“ Aber —“ fuhr sie dann stotternd und betrocken fort, „Ihr seid doch zu solch ungewohnter Stunde?“

Frau Musika.

Es war im wunderholden Mai,
Im Busch die Vöglein fangen,
Da kam mit ihrer Symphonie
Frau Musika gegangen.
Es klang ihr Laut so lieb und süß,
So schmelzend ihre Weise,
Ein Rausch, wie vom Paradies,
Erkocht weithin im Kreise.

Von Genien manch' liebes Paar,
Amschwärm des Kleides Fallen,
So hat sie mit der Kinderschar
Am Weiher Hof gehalten.
Im Busche klang's und rings im Reich'n
So wunderhold und trante,
Die aller schönsten Melodei'n
Entlockt sie ihrer Laute.

Ein Pärlein tanzt froherregt,
Ein Kindlein führt den Bogen,
Der wilde Knabe, wild bewegt
Kommt stilt purrüdigezogen.
Ein Mägdlein ziehet sich zurück,
Dass es beschaulich horche,
Und spielt daselbst ein Quostück
Mit einem stolzen Storch.



Am Aß ein kleines Knäblein sitzt
Und bläst daselbst Schatmeien,
Gar puschig er sein Mündchen pfeift, —
So spielen sie den Reien.
Das klingt und singt voll Liebeslust,
Dass sich die Kunst erweise
Im Tanz und Sang, und Brust an Brust
Die schöne Frühlingsweise.

Der Geiger war ein Thunischgast,
Wollt' sich besonders zeigen,
Er sinket hin in Nebermut,
Er fällt und bricht die Geigen.
Frau Musika blickt hoheitsvoll
Auf jenen Schelm herunter,
Der Kleine war doch allzutoll,
Die andern spielen munter.

Der Kleine weint, die Geige bracht,
Das Pärlein tanzt weiter,
Das Mägdlein lauscht, der Braune lacht,
Frau Musika ist heiter.
Sie enden nicht die Melodei,
Der Wicht darf sie nicht hören,
Sie singen fort die Symphonie,
Frau Musika zu Ehren!

Das Lied klingt fort, der Tanz erblüht,
Heut, wie in jedem Jahre,
Doch dass man draus auch Lehre zieht,
Ein jeder nun erfahre:

Frau Musika herrscht unbeschränkt
Den Dienst mag keiner weigern,
Denn fühlt sie selten sich bedrängt
Von übermüt'gen Geigern!

Moriz Band.

* Zu dem Bilde von J. Leher: „Frühlings-Symphonie.“ Aus dem Werke: „Mühre Kunst in Wort und Bild, unter dem Protektorate der Erzherzogin Maria Theresia.“ Wien, 1889

XI. Jahrgang Nr. 11.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. V. J. Conger in Köln).

Bestelljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Sammler geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. M. Svoboda's illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die flugsaltene Nonpareille-Zeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Expt. Mark 4.— (excl. Gebühren für Postexemplare).

Alleinige Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. deren Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Sappho.

Von Victor Klingenberg.

(Von Preisgerichte durch ehrenvolle Erwählung ausgezeichnet.)

(Schluß)

Früher als es Theognis gedacht, anders als er es gewünscht hatte, sollte er erfahren, wie Sapphos Zukunftsraum ausfiel. Am andern Morgen erzählte ihm seine Mutter selbst, was während seiner Abwesenheit in Grefos vorgefallen war. Der Nachbar war nach Korinth gezogen und hatte sein Haus deshalb an den reichen Simonides aus Mithlene verkauft. Simonides, ein entfernter Verwandter der Kleis, der Mutter Sapphos, hatte Gefallen an dem Mädchen gefunden und die Absicht ausgesprochen, es mit sich nach der Hauptstadt zu nehmen, um es dort in allen Künsten unterrichten zu lassen. Sappho hatte mit Freude „Ja“ gesagt, die Bedenken der Eltern beschwichtigt, und wollte nun mit diesem alten, häßlichen Simonides nach Mithlene gehen. „Was sagst du dazu?“ schloß die alte Frau ihre Erzählung und sah dabei den Sohn schärfe an, denn sie wußte, wie es jetzt in seinem Herzen kühlen mußte. Sie kannte seine Gedanken und Wünsche in bezug auf Sappho und teilte sie, weil das schöne Mädchen, die Tochter ihrer alten Jugendfreundin, ihr als eine willkommene Gattin für den Sohn erschien.

Die alte Frau täuschte sich aber diesmal, wenn sie annahm, Theognis würde über diese Nachricht erschrecken oder gar verzweifeln. Er war zu fest von



Moritz Moszkowski. (Text f. S. 129.)

der zwingenden Macht seiner Liebe überzeugt, um in jenem Plan des alten Simonides mehr als einen unausführbaren Vorschlag zu sehen. Darum lächelte Theognis bloß, als er die erste Ueberraschung bezwungen hatte und sprach leichthin: „Ich will Sappho selbst fragen, was an diesem Blatte Wahres ist.“

Aber als die Matrone mit stolzem Bild auf ihren Liebbling bedeutungsvoll sprach: „Mein Segen begleitet dich!“ fügte ihr Theognis um den Hals, küßte den glühenden Mund der Mutter und eilte dann hinweg, zu beweist, um ihr mit Worten danken zu können.

Es vergingen Stunden, ehe Theognis so weit gekommen war, um Sappho anzufragen zu können und je näher er dem kleinen Hause auf der Berghöhe kam, desto langsamer wurde sein Gang. Als Theognis endlich seine Salenteide vernahm, die ihn nach dem Garten lockte, blieb er, alles, was er der schönen und stolzen Geliebten sagen wollte, noch einmal überdenkend, oft stehen, bis er um ein Aortengebüsch biegend, Sappho endlich gegenüber stand.

Sie sah auf und rief: „Gut, daß du kommst! Ich weiß noch immer nicht ganz, was für ein verborgener Sinn in dem Spruche der Pythia liegt, und es fränkt mich, daß mir etwas dunkel bleiben soll, was dir doch klar ist. Ich hoffe, daß ich die Worte besser verstehen könne, wenn ich sie mir selbst vorlag und die Kithara, die ja Apollons Attribute ist, dazu klingen ließ. Aber der Gott und die Musik, beide haben mich im Stich gelassen — so komme du, der Wissende, und erkläre mir die Deutung des Orakels.“

können Sie diese Wirkung immerhin auf Rechnung der Luft im engen Stimmrohr. Gewöhnlich sind diese Begriffsangrenzungen für den „engeren“ und „weiteren“ Sinn bekanntlich aus ganz natürlich. 4) Nur gleichmäßige mit weicher Fingerpannung können die Decime in Ihrem Rotenbeispiel bequem greifen und die Töne halten; bei normalen Händen muß das Pedal ausstellen. 5) Der Webers „Auforderung zum Tange“ mit seinem Gefasmod auswendig spielt, kann sich in seinem „guten Spiel“ immerhin beglücken.

Crefeld, W. Sch. Wenn Sie ein Lieberding für Männerchöre drucken lassen wollen, so werden Sie sich an die Verleger oder beim Selbstverlag an die „Hörers“ um die Erlaubnis des Nachdruckes. So will es das Gesetz, betreffend das Urheberrecht an musikalischen Kompositionen etc.

J. S. in G. Ihre Musika ist recht geläufig. Bei Ihrer beabsichtigten Forderung, sich mit einigen gebrauchten Exemplaren für den Unterricht zu bedienen, ist in Ihrem Heimatlande ein Verleger für Ihr neues Musikbuch immerhin vorhanden.

Kronstadt, F. S. Cello- und Violoncelle mit Klavierbegleitung wurden von E. F. Rohm in Leipzig und von S. Bittorf in Braunschweig verlegt. — Ihr Duo unveränderbar.

M. F. S. 1) Eine beachtenswerte Schrift, welche gegen E. S. — die Abhängigkeit des musikalischen Schöpfers von der Kunst — die Grenzen der Kunst und des Konstanten. 2) Die Ätten über H. Wagners „ästhetisches Streben“ sind geschlossen; eine „aufklärerische Abklärung“ darüber wäre verpönt.

Den geehrten Abonnenten früherer Jahrgänge dieser Zeitschrift zur Nachricht, daß das Werk: „Musiker-Exzellenz von A. Mühl (welches seiner Zeit als Beilage zur A. M. Z. erschien, aber auf Wunsch vieler Abonnenten zu Gunsten einer weiteren Musikbeilage abgegeben wurde) jetzt vollständig erschienen ist und 34 Bogen umfaßt. Jeder fehlende Bogen ist durch den Buch- und Musikalienhandel für 5 Pf. eine elegante Einbanddecke für 40 Pf. zu beziehen. Bei direktem Bezug durch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung sind außerdem für das deutsche Österreichische Postgebiet 10 Pf. für die Bänder des Postposters ein 20 Pf. Porto beizufügen. Stuttgart, Carl Grüniger.

Epochmachende Neuheit
Hörbar in allen Ländern
mit patentierten Metall-Metall
PHONIX
Mit Piano-Forte- und Tenor-Spiel
Wahl-Dietrich, Leipzig
VORLAGE: EIN GEBILDETER CASSE
Preis mit 12 Noten 30 Pf.
NOTEN EXTRA 5 Pf. 2. 6. 10.

Fortuna
Zur Beteiligung an
12 grossen Serien-
loosen mit sicherem
Gewinn ladet ein
Prospekte gratis
Karl Böhrer, Stuttgart.
Kurf. 40 Thl.-Loose
Gewinnziel: 1. Juli
Haupttreffer:
96 000 Mk.

Ehemals Malten'sche Kuranstalt
Naturheilanstalt und Pension. im Parkhotel **Blasewitz** bei Dresden.
Das ganze Jahr geöffnet. Persönlicher Leiter: Herr Dr. med. Neideck.

Neuigkeit
aus Carl Rühles Musikverlag in Leipzig, Heinrichstr. 6 und 7.
Ein verstimmtes Klavier ist eine Plage

für den Spielenden, wie für den Zuhörenden.
Wie leicht jeder Laie imstande ist, sich sein Klavier selbst zu stimmen, ja selbst leichte Reparaturen auszuführen, ohne auf den Klavierstimmer warten zu müssen, wird gezeigt in

Praktische Anleitung für Klavierspieler zum Selbst-Stimmen
und zur Selbstausführung kleiner Reparaturen des Pianooforts von A. Schröder.

Gehftet M. — 80, fein gebunden M. 1.20. (1)

Verlag von Carl Grüniger, in Stuttgart.

Prof. E. Breslaurs Klavier-Schule

op. 41.
Anfangs- und erste Mittelstufe.

3. Auflage.
Preis brosch. Mk. 4.50 — kart. Mk. 5.25. — gebd. Mk. 6. —
Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung.

Die vorliegende Klavierschule ist unumgänglich die vorzüglichste Arbeit, welche in dieser Richtung für die Jugend geliefert werden ist.
Prof. Dr. Oskar Paul,
Lehrer am königl. Konservatorium d. Musik zu Leipzig.

Das Werk ist so reich aus der Praxis hervorgegangen. Natürlich führe ich die Schule in meinem Institut ein.
L. Spengler,
Direktor der Musikschule in Kassel.

Das Werk eignet sich für Erteilung des Klavierunterrichts wie kein anderes.
Rich. H. Kegel,
königl. Seminar- und Musiklehrer in Liebenthal.

Die vorliegende Klavierschule müssen wir als die vorzüglichste bezeichnen, die uns in den letzten 10 Jahren zu Gesicht gekommen.
Neue Zeitschrift für Musik, Leipzig.
1889, No. 25.

Estey-Cottage-Orgeln
Amerik. Harmoniums, das schönste, preiswürdigste Harmonium der Welt für Kirche, Schule und Haus (über 2000 in Gebrauch) empfiehlt zu bequemen Bedingungen im Preise von Mk. 250 bis Mk. 3000.
Rudolf Ibach
Barmen, Neuerweg 40. Köln, Neumarkt 1. A. Berlin, W., Potsdstr. 20.

MUSIK
Instrumente und Artikel aller Art 10—15 pCt. billiger geworden.
Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmonikons, Spieldosen, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art.
— Nur garantiert gute Waren. — Beste Bezugsquelle. — Ferner preiswerte Musikalienlager, billige Preise. — Preis: gratis-Franko. Instr.-Fabr. ERNST CHALLIER (Rudolphs Nachfolger) in DIENEN.

Man verlange das Fabrikat
OTTO HERZ & Co
und beachte diese Schutzmarke
OTTO HERZ & Co
auf der Sohle.

Klavatur, Noten- u. Fingersatz.

Herausgegeben von Ernst Robert.
Mit Klavatur und Notensatz auf starkem Karton, nebst 3 Seiten Text in grossem Notensatz. Eleg. Ausstattung Preis 1 Mk. no. Soeben erschienen. Nach diesen Werke können Unmusikalische sich selbst oder Kinder mit der Klavatur, dem Noten- und Fingersatz soweit vertraut machen, um gleich mit dem spielen leichter Stücke beginnen zu können. In allen Musikhandlungen vorrätig oder direkt vom Verleger Emil Gröndel in Leipzig, Schlossgasse.

Wichtige Mitteilung an alle Turn-, Militär- und Männergesangsvereine!
Soeben erschien zur Freude aller deutschen Sänger:

Deutsche Armeemärsche und Lieblingmärsche Sr. Maj. des deutschen Kaisers

für Männerchor bearbeitet und mit Text versehen von Fr. Th. Cursch-Bühnen.

Zunächst sind unten Verzeichnete zu haben. Somit ist nun kein Mangel mehr an wirklich guten Märschen, die auch der kleinste Gesangsverein ausführen kann.

1) Torgauer Marsch Part. 80 Pf. St. 80 Pf.
2) Stollenfriedberger Marsch „ 80 „ „ 80 „
3) Marsch des Yorkacher Corps „ 80 „ „ 80 „

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen, auch direkt durch die Verlagsbuchhandlung

Herm. Protze,
Leipzig-Rendnitz, Senefelderstrasse 23.

Neues Lied von Wilhelm Heiser.
Pendant zu
„Ach einmal blüht im Jahr der Mai“.

Soeben erschien:
Meine Schwalben

Lied für 1 Singstimme mit Pianoforte von
Wilhelm Heiser.

Op. 406. (2)
Für hohe Stimme 60 Pfg. — Für mittlere Stimme 60 Pfg.
Dieses im Volkston gehaltene Lied stellt sich dem weitverbreiteten Märschen des Komponisten ebenbürtig zur Seite.
Carl Rühles Musikverlag, Leipzig, Heinrichstr. 6/7.

RIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur echt wenn jeder Topf den Namenszug *J. Riebig* in **BLAUER FARBE** trägt.

Zu haben in den Kolonial-, Delikatessen- und Drogen-Geschäften, Apotheken etc.

Neu! BALLABEND Neu!
Band VII.
14 ausgewählte melodische Tänze zusammen in einem hoch-elegant ausgestatteten Bande für 1 Mk.
In diesem kürzlich erschienenen Bande befinden sich 14 Tänze der hervorragendsten und beliebtesten Tanzkomponisten, darunter auch ein neuer, brillanter **Mennett-Walzer** von P. Tappert, nach Strassenschem Programm, und ein Kottlontanz, resp. Quodlibet. (1)
Carl Rühles Musikverlag in Leipzig,
Heinrichstrasse 6 und 7.
Vorrätig in Köln bei P. J. Tonger, Hofmusikdirektor, und in allen besseren Musikalienhandlungen.

XI. Jahrgang Nr. 12.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. P. J. Tonger in Köln).

Vierteeljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, sowie ein Band mit Dr. R. Schoboden'scher Theater-Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfgespaltene Monopareille-Beile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Expl. Mark 4.— (excl. Gebühren für Postexemplare).

Allseitige Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. denen Äquivalen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 40 Pf. — direkt vom Verleger und bei den Postämtern des Westpost-vorwärts 1 Mk. 50 Pf. Einzelne Nummern 25 Pf.

Max Alvary.

Se begabter ein hübscher, veredelter Junge ist, desto mehr erscheint er auch dazu geschaffen, in gewissen Stunden des Lebens seine Lieben zur Verzweiflung zu bringen. Auch Max, der 1858 in Düsseldorf geborne Sohn des Malers Andreas Achenbach, hatte solche Stunden und der kleine Taktlosh reichte einst seine Großmutter so sehr, daß sie entrüstet rief: „Warte nur, wenn du es so weiter treibst, sehe ich dich noch mit der Garbe in der Hand den Leuten was vorbringen!“ — Schredliche Prophezeiung! Kam sie der alten Dame nicht wieder in den Sinn, als sie den geliebten Wilsfang von einst seinen ersten Triumph feiern sah? Das Saiteninstrument in der Hand trat er in Weimar als Stradella zum erstenmal auf die Bühne und „sang den Leuten was vor“, und schon nach dieser ersten Vorstellung engagierte ihn der Großherzog, hinterlassen von der Leistung des jungen Künstlers, auf Lebenszeit für die Weimarer Hofbühne.

Was lag alles dazwischen, ehe aus dem kleinen Max Achenbach der große Sänger Alvary geworden war! Jahre des Lernens an Düsseldorfer und Pariser Schulen, naive Lebenspläne, die kaum gefaßt wieder verworfen wurden und sich endlich in dem heißen Wunsch des Knaben kristallisierten, ein berühmter Maler wie der Vater zu werden. Wie sich der Ruhm nur so leicht vererben! Aber es ist leider erwiehen, daß der Ruhm des Vaters gewöhnlich ein Dauererbschaft für den Sohn ist; dieser Ruhm lastet auf dem Nachgeborenen, statt ihn zu heben, und fordert zu Vergleichen auf, die fast stets zu ungunsten des werdenden Künstlers ausfallen. Vor einem solchen Schicksal wollte Andreas Achenbach seinen Sohn bewahren und dieser wurde daher zum Kaufmann bestimmt. Aber in London wie in Moskau holte sich der neue Jüngling Werturteil einen solchen Widerwillen gegen seinen Stand, daß er ihn bald aufgab und in Aachen Architektur zu studieren begann. Einige Willen, die Max Achenbach in der Mitte der siebziger Jahre am Rhein baute, als er



Max Alvary.

sich in Köln als Architekt niedergelassen hatte, geben Zeugnis für den guten Erfolg dieser Studien, die der junge Mann noch vervollständigen wollte, als er endlich nach Mailand reiste, um dort ein Schüler Mengoni zu werden, des genialen Erbauers der Galleria Vittorio Emanuele.

Zugleich nahm Achenbach Gesangsstunden bei Lampert, welcher den schönen Tenor des jungen Architekten in die Geheimnisse des bel canto ein-

weichte, mit ihm aber naturgemäß fast nur italienische Musik studierte. Lange kam aber dem geliebten musikalischen Geschmacks eines Germanen das weiche Tongefühl nicht genügen, und als daher Achenbach in zwei Jahren nach Deutschland zurückkehrte und sich bei Stodhaußen in der Gesangs-kunst vervollkommnete, warf er sich mit Eifer auf das Studium edler deutscher Musik.

Bald wurde man auf den neuen Tenor aufmerksam und er wurde aufgefordert, in verschiedenen Oratorien mitzuwirken; — seine Partie in der Mattheuspassion kennt er noch heute anwendig. Aber einer Künstlernatur, die nach voller Ausgestaltung des von ihr Erfaßten drängt, genügt der Konzertsaal nicht — ganz abgesehen davon, daß man hier nicht gerade Schätze gewinnen kann. Eine Anfrage Achenbachs beim Intendanten Loen in Weimar wurde günstig beschieden und schon acht Tage später betrat der junge Sänger, der sich nun Alvary nannte, die Bühne, ohne vorher auch nur den geringsten Unterricht gehabt zu haben, wie man sich auf den Brettern bewegen mußte. Kein Balletmeister hatte seinen Schritten den nötigen „Halbischen“ Anstand zu geben versucht, sein Name hatte Alvarys Aktion durch jene Lehren beeinflusst, wie sie nach der Theatertradition ein einmal unumgänglich nötig scheinen. Nichts von alledem war geschehen, und doch hatte der kühne Venting, wie schon erwähnt, einen solchen Erfolg, daß der Großherzog Alvary durch einen Kontrakt auf Lebenszeit an die Weimarer Bühne zu fesseln versuchte. Wie hätte der junge Künstler in diesem Momente nicht gerne unterzeichnen sollen? Wie aber auch konnte es ausbleiben, daß Alvary dieses Engagement, welches ihm anfangs glänzend erschienen war, mit der Zeit als drückende Fessel empfand? An eine kleine Bühne für Lebenszeit gebunden zu sein, muß die Schwingkraft eines Künstlers hemmen, der vorwärts streben, stets höhere Ziele zu erreichen suchen muß, soll sein Können thatsächlich wachsen und will er sich an diesem geistigen Wachstum auch freuen. Diesen Erwägungen gab endlich auch der Großherzog Gehör, und als ein Antrag der Newporfer Oper an Alvary gelangte, durfte dieser seinen lebenslänglichen Kontrakt zu seinem Heile lösen.

XI. Jahrgang Nr. 13.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. V. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrablatt, bestehend in verschiedenen, für Baumannstisch geeigneten Melangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. A. Schubert's illustrierter Kunstgeschichte n. 1. u.

Inserate die fünfgespaltene Nonpareille-Beile 75 Pfennig. Bestehen für je 1000 Expl. Marc 4. — (eigl. Gebühren für Postexemplare).

Allseitige Annahme von Inseraten und Beilagen bei Krieger's Buchhandlung, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. denen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in ausländischen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Reichspostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Der Baum der Erkenntnis.

Originalerzählung von Graf La Roche.

I.

Die während des ganzen Jahres geschlossenen Nonleaus in der schönen Stube der Frau Kaufmann Landeck wurden aufgezogen, die Fenster geöffnet, die weißen Leberzüge von den Samtmöbeln abgenommen und das kleine, dünnfüßige Klavier — Frau Landeck behauptete seit, es wäre das Instrument, auf dem der große Mozart seine Kompositionen schuf — sorgfältig und mit vielstündiger Zärtlichkeit von ihr abgewischt. Ueber dem Instrument, an der hellgrünen Wand, hing ein Kupferstich, der lebensgroße Kopf Mozarts, in breitem goldenem Rahmen, umgeben von den Photographien der Familie Landeck. Rechts der Hausherr, links seine Gattin Martine. Neben dem Bilde ihres Mannes hing der Älteste, ein früher, derber Bubenkopf, neben dem übrigen der Jüngste, ihr Liebhaber Wolfgang, während unter dem Kupferstich des großen Tonkünstlers ihre zwölf Töchter angebracht waren.

Von der Straße her hörte man das Rollen eines Wagens. „Das wird sie sein,“ rief Frau Landeck, nahm rasch ihren großen, blauen Schurz vom Leibe und lief die Treppe hinab in das Erdgeschoß laut rufend: „Franz, die Schwägerin kommt!“ Vor dem Hause hielt eine Equipage, aus der eine elegante Dame stieg. Es war die schnellst erwartete Schwöster des Kaufmanns, welche an den reichen Konfistler Altenberg in der Residenz verheiratet war und die Familie ihres Bruders in dem Provinzialstädtchen nur bei besonderen Gelegenheiten besuchte, um dort ihren hochgeschätzten Platz zu erhalten. „Wie gütig von Ihnen, Frau Schwägerin, daß Sie kommen,“ rief ihr Martine entgegen. „Bei einer so wichtigen Sache ist es mir natürlich,“ erwiderte die Konfistin. „Grüß Gott, lieber Bruder! Ah sieh! da kommen sie ja alle, die Kinder! Wie groß sie geworden sind!“

Wie die Orgelpfeifen standen die zwölf Mädchen vor ihrer Tante, und begrüßten dieselbe in schener



Ellen Forster. (Text I. S. 150.)

Ehrfurcht durch tiefe Verbeugungen. Alle waren gleich einfach in grane Kleider und schwarze Schürzen gekleidet; eine hatte das Haar nach rückwärts gekämmt und im Nacken in ein kleines Netzen aufgesteckt. Voll Bewunderung sahen sie auf die vornehme Tante, die mit der herablassenden Würde einer Königin ins Haus schritt und von dem Bruder in die kleine Stube hinfüßgeführt wurde. „Da bin ich also,“ sagte die Konfistin, „macht nicht viele Worte,

sondern laßt mich ihn hören, ich urteile dann selbst. — Wo sind denn dieuben?“ „Der Philipp hat einen so heiligen Respekt vor dir,“ lachte Landeck, „daß er sich aus dem Staube gemacht hat und — sich — da ist er ja, der Held des Tages.“

Zur Thüre herein trat ein hübscher, zwölfjähriger Knabe, verneigte sich vor der Tante mit ungezwungener Grazie, trat an das Klavier und öffnete es; dann setzte er sich vor dasselbe und begann eine Sonate zu spielen. „Das ist seine letzte Komposition,“ flüsterte der Martine der aufmerksam zuhörenden Konfistin zu. „Sie erinnert mich lebhaft an Mozart.“ „Scht! scht!“ mahnte die Tante, welche plötzlich ganz verklärt auf die Fede des Zimmers blickte, als sehe sie dort eine wunderbare Erscheinung. Nach dem Schlusse seiner Sonate wendete Wolfgang den Kopf gegen die Tante hin; in seinem Gesichte stand deutlich zu lesen: „Mut, was laßt du? Bin ich nicht eine GröÙe?“ „Stumm, mein Sohn!“ rief die Konfistin; und als Wolfgang vor ihr stand, nahm sie seinen Kopf in ihre Hände und küßte seine Wange. „Selbst!“ rief sie der Schwägerin zu. „Eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit, Stirn, Nase, Mund und die Augen, ja ganz seine Augen.“ — „Aun Schwester,“ unterbrach sie Landeck, „es scheint du nimmst meiner Frau bei?“ „Sicher,“ rief die Konfistin. „Und willst wirklich den Wunden zu dir verhören?“ „Natürlich; bei euch kann er doch nicht zum Tonkünstler ausgebildet werden.“ „Was wird aber dein Mann sagen?“ „Der! o der hat nichts dagegen. Wir haben nur zwei Töchter, in welchem Sinne ist das genug für den —“ „Wolfgang,“ ergänzte Martine, „für einen zweiten Mozart,“ lächelte die Konfistin stolz.

Der kleine Wolfgang staunte nicht wenig über das schöne, große Haus seiner Tante in der Residenz. Zu ebener Erde befanden sich die Kontore des Onkels, welcher der angehefteste und reichste Bankier der Stadt war. Im ersten Stock waren die Empfangsalons, die Gemächer der Konfistin und die ihres Gatten; im zweiten befanden sich die Zimmer der beiden Töchter und dasjenige Wolfgangs. Der Onkel war ein großer, hagerer Mann, mit Augen, scharfblick-

Ägyptisches Gartenkonzert.

Man ist durch die bildlichen und schriftlichen Überlieferungen des alten Ägyptens über die Kulturverhältnisse desselben besser unterrichtet, als über manches Jahrhundert des Mittelalters. Ein mit der Papyrlitteratur und mit den Denkmälern des alten Ägyptens vertrauter weiß beim ersten Blick auf unseren hübschen Holzschnitt zu sagen, daß die Feier, welche das stehende Fräulein in der Hand hält, zur Zeit der XVIII. Dynastie aus dem südwestlichen Asien nach Ägypten gekommen und im neuen Reiche ein Modeinstrument geworden ist. Ein Kenner altägyptischer Zustände wird auch genau über die Zeit Bescheid geben, in welcher sich die anmutige Gartenfeier unseres Bildes abspielen konnte. Im alten Reiche, welches nach einer sehr nützlichen Zeitrechnung im Jahre 3180 v. Chr. begann, sangen Mädchen immer ohne instrumentale Begleitung, weil man ihre zarte Stimme allein genießen wollte, besonders wenn Tanzlieder vorgetragen wurden. Im mittleren Reiche sangen die Frauen immer zur Harfenbegleitung und erst im neuen Reiche trat die Feier auf.

Obwohl die Heliolen den größten Teil der gefundenen Papyrusrollen verbrannt und damit den größten Teil der altägyptischen Litteratur vernichtet hatten, so blieben doch genug Ueberreste der Poesie der alten Ägyptenwohner übrig, so daß man sich ein Urteil über den Wert derselben bilden kann. Das Gesangsfräulein auf unserem Bilde mag von den Priestern des Tempels, dessen Muren im Hintergrund aufstehen, ihren Gesangsunterricht erhalten haben und wie Tempel- und Totenlieder gewiß ebenjogut vorzutragen, wie Gesellschafts- und Liebesweisen. Es lohnt der Mühe, sich mit den altägyptischen Liedern bekannt zu machen und Kompositionen der Gegenwart, welche nach ganz besonders stimmungsvollen und ursprünglichen Zeiten ausblicken, würden unter denselben manchen gut verwendbaren Stoff finden. Selbst unter den Totenliedern werden innige Gefühlstöne angeschlagen und beachtenswerte Gedanken ausgesprochen. Eine Totenweise, welche nach einer Grabinschrift, bei dem Begräbnis des Priesters Meserhotep

gesungen wurde, empfiehlt, das Mädchen, welches in deinem Herzen wohnt, mit Lotusblumen zu bekränzen, zu süßen und zu maßigieren, alle Sorgen wegzumachen und an die Freunde zu denken, bis daß kommt jener Tag, an welchem man zu dem Lande fährt, welches das Schweigen liebt. Wie poetisch

Gottlieb dem Pharo die Schmeichelei auf den Kopf geworfen, daß seine Strahlen bis in das ferne Land dringen, daß er Millionen von Ohren habe und besser sehen könne als die Sonne. Das sind allerdings ägyptisch heiße Worte!

Geradezu reizend sind die meisten Liebeslieder

der alten Ägypter. In einem derselben bittet eine Sultane um Verehrung der Wurzeln; nach dem Vergleichen könne das Mädchen mit seinem Freunde den Schatten des Baumes genießen. „Ich bin ja verschwiegene Sinnes und sage nicht, was ich sehe und plaudere nicht.“ Diese zarte Rücksicht der Sultane erinnert an jenes allerliebste Gedicht von Walter von der Vogelweide, in dem die Verschwiegenheit der Waldfänger angeregt wird, welche Küssen einer Zusammenkunft mit der Freundin gewesen. In einem anderen lirtlichen Herzenserguß beschreibt eine „Schwester“, — so wird in den vier tausend Jahre alten Liebesliedern der Ägyptenwohner die Geliebte genannt — daß sie bekommenen Sinnes auf ihren Freund gewartet habe. „Sie lauscht und lauscht auf jedes Geräusch und in ihrer Seele schwebt nicht die Lurke wegen des Fremdes.“ Endlich kommt ein Bote und teilt der Wartenden mit, daß der Freund nicht frei sei und nicht kommen könne. „Sage mir, ihn hat eine andere gefunden“ — gibt das Mädchen eifersüchtig zurück. Die altägyptischen Liebeslieder enthalten oft wegen ihrer Naivität gewinnende Pointen. In einem derselben heißt es: „Ich lebe davon, dich zu hören“ — in einem anderen: „Dich sehen und dich wieder sehen, ist ein größerer Gewinn, als zu essen und zu trinken.“ Der Grundgedanke eines kleinen Trinkliedes ist: Lieben oder sterben! und wird in kindlich anmutiger Weise also ausgedrückt: „Nimm man mir meinen Geliebten fort, so werde ich nicht mehr essen und nicht mehr trinken und werde gleich sterben.“ Jedenfalls ein heldenhafter Vortrag, welcher an der Größe der Meinung der Sängerin keinen Zweifel aufkommen läßt.

Daß die holde Jungfrau auf unserer Abbildung den auf einer Schenkel sitzenden Fräulein ein Liebeslied vorsingt, scheint ziemlich sicher zu sein, denn einem Tempel- oder Totenlied würden sie nicht so aufmerksam zuhören.

Ist der Rat dieses altägyptischen Totenliedes, das Leben voll und ganz zu genießen, bevor das Herz stille steht!

Da die Sängerinnen der alten Ägypter auch im Palaste des Königs singen mußten, so kann es bei diesen Huldigungsliedern zuweilen zu komischen Ueberrumpelungen kommen. So wurde in einem solchen



XI. Jahrgang Nr. 15.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig (vorm. V. J. Tonger in Köln).

Vierteiljährlich 75 H., mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, als auch (s. d. N. 3000) das illustrierte Musikgeschichte n. f. w.

Inserate die füngspaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Exempl. Mark 4. — (eigl. Gebühren für Postzemplare).

Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Westpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Der Baum der Erkenntnis.

Originalerzählung von Graf La Roche.

(Schluß.)

Am Tages sagte die Konsulin in ihrem Garten: „Das Schicksal der verstorbenen Herzogin Amalie hat nun die aus Paris zurückgekehrte Baronin Frankenthal gekauft. Ihre Tochter Sidore wäre eine gute Partie für unsern Wolfgang. Das Mädchen ist eine ansehnliche Schönheit.“ Der Konsul trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Schreibtisch. „Wenig dich doch nicht immer in Dinge, welche dich nichts angehen; laß den Wolfgang selbst seine Frau finden.“

Mein die Konsulin hatte ihren Kopf, sie lud die Baronin freundlich ein, und so lernte Wolfgang die schöne Baroness kennen und verfiel sich zur Freude seiner Tante wirklich in sie. Da Sidore seine Gefühle zu erwidern schien, fand alsbald die Verlobung statt. Baroness Frankenthal war wie Wolfgang groß und schön geworden, sie hatte hellblondes reiches Haar, seine edle Nase, große blaue Augen, dunkle Wimpern und lange Wimpern, dabei besaß sie einen besonders brillanten Teint, der Wolfgang stets an eine frische Apfelsblüte erinnerte. Ja, sie war wirklich schön! das schätzte Mädchen der Stadt! — Im Laufe seines Brautstandes las Wolfgang einmal in einem illustrierten Journal ein reizendes Gedicht, betitelt: „Ich lieb' nur Dich allein.“ das ihm immer aus dem Sinn ging. Seit Jahren hatte er seinen Flügel nicht mehr geblasen, an diesem Tage aber setzte er sich hin und komponierte eine Melodie zu dem Texte des Gedichtes. Wie er so dastand, spielte und schrieb, da leuchtete sein Gesicht, seine Augen strahlten vor Entzücken, während unter seiner Hand eine Melodie erklang von weichen vollen Tönen, die bald feurig, bald schmerzhaft, bald schmelzend und hügelnd sich aneinander reiheten. Mit einem leisen Accord schloß das Lied. Er stand auf, bereite die Arme gegen den Himmel und rief: „Mein Gott, ich danke dir! Endlich habe ich die Melodie, so wie ich sie immer gefühlt, gefunden. Ich kann einmal mit mir zufrieden sein!“

Die Tante weinte, als er ihr die Komposition vortrug. „Dich es dir so wunderbar gelungen, daran ist nur die Liebe schuld,“ sagte sie schluchzend. Auch

der Onkel nickte ihm befriedigend zu: „Meiner Ansicht nach war es das Gedicht, das ihn so hinriß, daß er die Töne dazu fand.“ Beide sind die Ursache, rief frohlockend Wolfgang. Er ließ das Lied drucken, es Sidore von Frankenthal widmend. Wie groß

entwürdigte. Sidore hatte eine Stimme, welche vom kleinen g bis zum zweigestrichenen f reichte, die aber weder Weichheit noch Adel des Klanges besaß. Sie hatte keinen Vortrag, kein künstlerisches Geübtes, keine schöne Tonverbindung. Er ging auf die Sängerin zu, schloß hastig das Klavier und sprach mit bebender Stimme: „Du singst das Lied gänzlich falsch.“ „Was?“ rief diese, empfindlich beleidigt, „das hat noch niemand gesagt!“ „So sage ich es. Du faßt das Lied nicht richtig auf, es ist kein energischer Accent, keine leidenschaftliche Geste, sondern eine gänzlich gleichgültigkeit in deinem Vortrag. Ich bitte dich, singe das Lied nie wieder, es that mir weh.“ Das Brautpaar hatte sich entfernt, wurde aber durch die Vermittlung der Konsulin wieder verlobt, doch blieb bei beiden eine Spannung und eine merkwürdige Kälte im Benehmen zurück. Ein Monat mochte so verfloßen sein, als Wolfgang eines Nachmittags im Kontor von einer unerwarteten Narbe erfaßt wurde. War es etwa Eifersucht? — Mittheiler Hamburg hatte sich gestern auffallend bemüht, Sidore zu unterhalten. — Er war sehr still, dieser Mittheiler — ein Liebling der Damen. Oder ärgerte sich Wolfgang, daß seine Braut die ihr täglich vom Prinzen Georg zugehenden Blumen annahm und sich sogar darüber freute? Er fühlte bei diesem Gedanken, daß er Sidore doch mehr liebe, als er in den letzten Wochen gedacht hatte; denn es war so kalt in seinem Herzen geworden, seit er von ihr sein Lied so ableiten gehört hatte. Er nahm seinen Hut und eilte vor die Stadt hinaus. Das Hofschloß lag im Immergrünen, heißen Sonnenchein; er öffnete das mit Eisenbüchsen reich verzierte Thor des Gartens und schritt diesen entlang, aufstalt in das Gebäude zu treten. Der Garten war sehr schön, die Statuen waren Meisterwerke der Menschen, die Säulen Meisterwerke Gottes. Das in der Sonne silberglänzende Bächlein, das ihn schon entzückte, als er noch Knabe war, rieselte noch immer gleichmäßig still und ruhig weiter bis zur Wiege hin, wo der Baum der Erkenntnis stand. Sidore hatte gewußt, daß der Baum mit dem einfältigen Namen abgehauen werden sollte, weil er jetzt vor ihrem Salon stand und ihr Lust, Licht und Sonne nahm; allein die Baronin hatte dies aus Rache für die verstorbenen Hoheit nicht geduldet, der Baum war der Liebling der Herzogin. Wolfgang war bis zum Baum gekommen und setzte sich auf die



Frau Peshka-Tentner. (Text f. S. 174.)

aber war seine Guttänkung, als er sein Lied von ihr singen hörte. Sie sang es ohne jede Verfassung, ohne jedes Gefühl. Die geliebte Melodie kam ihm arm, eintönig, fad, ohne Gehalt und Wärme vor. Er hätte weinen mögen und geriet in einen heftigen Zorn gegen diejenige, die das, was ihm heilig war, also

XI. Jahrgang Nr. 16.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. H. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. A. Suoboda's Musikreiter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Exempl. Mark 4.— (eigl. Gebühren für Postemplare).

Kleinste Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg.; — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Zwischen Leben und Tod.

Von Moritz Lillie.

I.

Es war im Jahre 1826. Aus dem Parterresalon einer kleinen Villa, welche an einer jener stillen Vorstadtstraßen Berlins lag, die heute zu gewaltigen Palästen des öffentlichen Lebens der Millionenstadt geworden sind, drangen die Töne eines Klaviers. Hin und wieder vernahm man zu denselben die vollen, wunderbar glänzenden Klänge einer vorzüglich geschulten Frauensstimme und, gefesselt von dem herrlichen Gesange, hielten die wenigen Passanten der Straße ihren Schritt, um einige Augenblicke zu lauschen. Wer in dieser Gegend der Stadt unbekannt war, fehlte wohl auch an der Pforte zurück, welche nach der inmitten eines sorgfältig gepflegten Gartens gelegenen Villa führte, um den Namen zu lesen, welcher in das blankgeputzte Messingfeld neben der Klingel eingraviert war.

Dieser Name lautete: „Henriette Sontag, k. k. preuß. Hof- und Kammer Sängerin.“ Vor zwei Jahren erst war sie von Wien nach Berlin gekommen, um ein Engagement am neuen königstädtischen Theater anzutreten und erregte dort so gewaltiges Aufsehen, daß sie schon nach wenigen Monaten vom König Friedrich Wilhelm III. diesen Titel erhielt. Sie war der angebetete Liebling des Berliner Publikums und wo sie auch auftrat, ob auf der Bühne oder im Konzertsaal, stets folgte ihren Darbietungen wahrhaft begeistert, enthusiastischer Beifall, wie er vor ihr noch keiner Theatergröße zu teil geworden war. — Es war Vormittag elf Uhr; die Sängerin hatte die Morgentoilette bereits abgelegt und trug jetzt ein elegantes reichfarbiges Seidenkleid nach modernem Pariser Schnitt. Kalt glitten ihre Finger über die Tasten; es waren Melodien aus Rossini's „Barbier von Sevilla“, in welchem sie die Partie der Rosine zu



Robert Fuchs. (Zug f. S. 189.)

ihren Glanzrollen zählte. Aber sie war offenbar zersplittert und loerte sie auch dann und wann, begeistert von der gräßlichen Musik, einige Gesangstrophen in die Klavierbegleitung hineinschmetterte, so geschah dies doch fast unwillkürlich, denn oft brach sie mitten

in den herrlichsten Flötenpassagen, die sie mit vorher ungekannter Meisterhaft beherrschte, ab und schloß mit einem absichtlich falsch gegriffenen Accord auf den Tasten.

Plötzlich sprang sie auf und klappte das Instrument zu; ungeduldig schweifte ihr Blick nach der Uhr, welche auf dem Kaminius stand. Dann trat sie zu dem Tisch, erfaßte eine kleine silberne Glocke und legte dieselbe heftig in Bewegung.

Sofort erschien das Kammermädchen. „Hat niemand nach mir gefragt oder eine Karte abgegeben?“ forschte die Sängerin. „Steins von beiden, gnädiges Fräulein“, erwiderte die Hofe, während ein eigentümliches Lächeln ihre Lippen umspielte. „Es ist gut, Rattin“, sagte Henriette Sontag im Tone des Unmuts, „ich bedarf deiner jetzt nicht weiter. Aber bleibe in der Nähe, bald nach zwölf Uhr fahre ich zur Probe und du wirst mir beim Ankleiden behilflich sein.“

Das Mädchen kniete leicht und ging; die Künstlerin aber warf sich in die weichen Kissen einer Ottomane und zante erregt an der am Polster angebrachten Quaste. „Der Herr Marquis von Lamourais scheint wenig zuverlässig zu sein“, sprach sie vor sich hin, indem sie die Quaste, welche sie abgerissen hatte, mit der Rechten in wirbelnde Bewegung versetzte. „Als er mich gestern abend nach der Oper zum Wagen begleitete, versprach er mir, heute vormittag hier vorzusprechen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen; statt dessen sendet er mir schon in aller Frühe diese reizende Blumenvase, er selbst aber scheint sich dem Danke dafür entziehen zu wollen.“

Sie erhob sich und trat ans Fenster, wo zwei prachtvolle Bouquets von Rosen und Maiglöckchen standen, — jetzt, im September, eine Seltenheit. Mit ihren feinen, weißen Händen entnahm sie einige welke Blättchen und Blüten, dann beugte sie sich auf die Blumen herab und sog den herrlichen Duft ein.

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen vor; noch ehe er hielt, ward der Schlag geöffnet und leichtfüßig

sprach ein elegant gekleideter Herr herons. Er war von hohem, schlanken Wuchs, dichtes schwarzes Haar quoll unter dem Hut hervor und ein kleiner Nackbart zierte die Wangen. Die gelbliche Farbe des wohlgeputzten Gesichtes ließ auf südengländische Abstammung schließen und die tiefblauen Augen deuteten auf einen Angehörigen des romanischen Stammes. Aufmerksam waren die starrgewählten Augenbrauen, welche den unteren Teil der Stirn beschatteten.

Eine Minute später meldete die Kose den Marquis von Ramonais und gleich darauf stand dieser vor der Sängerin. „Hi, Herr Marquis, Sie verstehen es, Ihren Freunden Gebild zu lehren,“ sagte Henriette, indem sie ihm die Hand reichte, die dieser an die Lippen führte. „Wenn man weiß, daß man angesehener ist, darf man schon ein wenig pünktlicher sein.“

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, gnädiges Fräulein, dringende unvorhergesehene Abhaltung —“ Er sprach ein gutes, korrektes Deutsch, wenn auch mit fremdländischer, offenbar französischer Betonung. „O, man kennt das schon!“ unterbrach ihn die Künstlerin lächelnd. „Herren sind ja nun Ausreden nie verlegen. Aber lassen wir das; nehmen sie meinen besten Dank für den duffigen Morgenkaffee, der mich beim Erwachen empfing!“ Der Marquis verbeugte sich, die Sängerin aber setzte die beiden Blumenwagen in die Mitte des Tisches, an welchem sie Platz genommen hatten. „Wenn Ihnen diese Kleinigkeiten ein wenig Freude gemacht hat, so ist mein Zweck erreicht!“ versetzte der Franzose in verbindlichem Tone. „Nehmen Sie daraus kleine falschen Schlüsse, besser Marquis!“ fiel Henriette rasch ein. „Aber ich irgend jemanden meine volle Freundschaft schenke, verlange ich ganz andere Beweise seiner Anhänglichkeit.“ „Zunächstmal würde ich mein Leben für Sie opfern, teuerstes Fräulein!“ Die Sängerin lachte laut auf, dann aber plötzlich ernst werdend, sagte sie: „Also auch Sie gehören zu den unerträglichen Phrasenmenschen, deren Mund über Dinge spricht, von denen das Herz nichts weiß. Sie haben wie jeder andere Mensch nur ein Leben zu verschleiden und ich zweifle sehr, daß Sie genügt sind, das seltsame Selbstmord von sich zu werfen. Uebrigens liegt durchaus keine Veranlassung zu einem derartigen Opfer vor; was ich von Ihnen verlange, ist nicht unerträglich.“

Es klang wie eine Strafpredigt und die dunklen Augen des jungen Mannes ruhten mit dem Ausdruck des Entsetzens auf der Künstlerin. Dann aber wandten sie sich beschämt ab und erst bei den letzten Worten der Dame wagte der Marquis wieder emporzublicken. Aber es war wie ein leidenschaftliches Aufzucken, nichts von Freundschaft und Wohlwollen lag in diesem Blicke, der sich einen Moment lang auf die jugendliche Französin richtete. Dann nahmen die Augen des Marquis wieder den vorigen faulsten, fast schwärmerischen Ausdruck an; der Mann verstand sich zu beherrschen. „Verfügen Sie über mich,“ versetzte er rasch. „Sie wissen, daß ich mich glücklich schätze, Ihnen dienen zu können.“

„Ich habe Ihnen bereits mitgeteilt, daß ich einen sehr ehrenvollen Gastspielantrag an die Große Oper in Paris erhalten habe,“ fuhr die Sängerin fort, „und ich gedenke schon in acht Tagen dahin abzureisen. Aber ich bin völlig fremd in der großen Stadt, ich habe keinen Menschen, der sich meiner annehmen könnte. Sie, lieber Marquis, haben viele Jahre in der französischen Hauptstadt gelebt, sind wohl gar dort geboren, und daher mit den Verhältnissen völlig vertraut. Wie Sie mir sagten, haben Sie in allerhöchster Zeit ebenfalls Veranlassung, Paris zu verlassen — wollen Sie mir Führer und Reise-marschall sein?“

„Ich kam heute zu Ihnen, um mich zu verabschieden, gnädiges Fräulein,“ erwiderte der Franzose, die reifarbenen Handlähne straff ziehend. „Eine Geschäftsangelegenheit zwingt mich, nach meiner Vaterstadt zu reisen, wohin ich schon übermorgen aufzubrechen gedachte. Aber ich kann meine Absätze ohne Bedenken noch einige Tage verschieben —“

„Mein, mein, verehrter Freund, thun Sie das nicht!“ unterbrach ihn Henriette rasch. „es ist besser, Sie reisen vorher und mieten für mich eine passende Wohnung, versteht sich, vorläufig nur auf kurze Zeit, da ich nicht weiß, ob mein Gastspiel zu einem Engagement führt. Sehen Sie auf bequeme Lage, hübsche elegante Einrichtung, der Preis ist gleichgültig. Ich finde dann in der fremden Stadt wenigstens sofort ein behagliches Heim.“

„Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein,“ sagte der Marquis sich erhebend. Dann besprachen die beiden noch die in Frage kommenden Einzelheiten, über welche sich der junge Mann Notizen machte, und endlich verabschiedete er sich.

„Also, ich rechne auf Sie, Marquis,“ rief ihm die Künstlerin nach. „ich hoffe, meine Angelegenheiten sind in guten Händen.“ „Sie können keine besseren finden, mein verehrtes Fräulein!“ gab jener zurück und mit raschen Schritten eilte er zu dem herrlichen Mietwagen. An der Gartenpforte stand Nanny und wusch mit einem Stück weichen Lebers das Messinggeschloß, an welchem der Name der Bewohnerin des Hauses stand. „Alles geht gut, morgen abend mehr!“

klüfferte der Franzose den Wädhchen zu; dann stieg er ein und der Wagen rollte davon. Gleich darauf trat eine ältliche, aber noch sehr tüchtige Frau ins Zimmer der Sängerin. „Der Fremde war wieder bei dir, Henriette, meine Warungen haben also nichts gekostet!“ sagte sie in halb bittendem, halb vorwurfsvollem Tone. „Du thust dem Marquis wirklich unrecht, Mutter,“ versetzte die Tochter, und strich der alten Frau die grauen Haare aus der Stirn.

„Der Mensch ist wirklich recht harmlos, ausnehmend artig und galant und wie sehr er auch nur einen Augenblick die schändlichen Mißthaten aus den Augen.“ Die alte Dame wiegte das Haupt hin und her. „Aber ich bleibe dabei, der Mann verdient kein Vertrauen, sein Blick gefällt mir nicht,“ meinte sie mit bejorgter Miene. „Ich habe in meiner Jugend einmal ein Theaterstück von einer herumnziehenden Truppe gesehen, welches den Titel führte: Leben, Thaten und Willensfahrt des Doktor Johann Frank; darin spielt auch der Götzebeinums mit und der hatte gerade solche diese schwarze Augenbrauen wie dieser Franzose.“

„Aber Mutter —“ lachte das junge Mädchen, „das ist's ja gerade, was diesen Herrn so interessant macht! Dein Mephisto hat gewiß die Farbe fingerdick angetragen, damit die jungen Mädchen recht vor ihm grauen sollte, denn damals hieß es: je gruslicher desto besser. Und, Mutter, er ist so aufopfernd und gesätig, daß er mir gerade jetzt viel nützen kann, wo ich allein in die große fremde Hauptstadt Frankreichs komme, denn dich, Mütterchen, hole ich ja erst nach, wenn ich engagiert bin. Du hättest den Marquis nur sehen sollen, als er sich mir das erste Mal nahte, so schüchtern und bescheiden wie ein Kind, gar nicht so aufdringlich wie viele andere. Ich kam aus meiner Garderobe, um mich nach dem Wagen zu begeben, da überreichte er mir den herrlichsten Blumenstrauß, den ich je erhalten habe. Er war glücklich, daß ich ihn annahm und wiederholte diese Aufmerksamkeiten an den folgenden Abenden, bis er mir eines schönen Tages seine Aufwartung in unserer Wohnung machte. Das ist die höchst einfache Geschichte unserer Bekanntschaft, die auf rein persönlicher Wertschätzung beruht, denn von Liebe ist wenigstens meinerseits keine Rede.“

„Die Welt ist voll Trug und Arglist, Kind, und du bist noch zu unerfahren,“ gab die Frau zurück. „Mangstige dich darum nicht, Mutter, gib acht, auch du wirst ihn noch schägen lernen,“ versetzte Henriette beiter. „Aber jetzt entschuldige mich, ich muß zur Probe, in zwei Stunden bin ich zurück.“ Sie küßte die Alte auf die Stirn und hüpfte davon; Frau Sonntag aber trat ans Fenster und schaute lange sinnend in die Herbstlandschaft hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Robert Fuchs.

Ein Musikerkleben, von ihm selbst erzählt.

Mitgeteilt von Moritz Band.

Unter den jüngeren deutschen Komponisten der Gegenwart ragt Robert Fuchs, der Schöpfer einer Reihe von Symphonien, Sonaten, Serenaden, Konzerten und anderer Tonwerke, durch den Adel der Begabung, durch den Reichtum an Melodien und die Ansehnlichkeit des Geschmacks weit empor. In allen Kreisen, wo die vornehmste Richtung der Musik gepflegt wird, steht der Name des trefflichen Meisters obenan und Jahr um Jahr mehren sich die Ruhmesblätter, die er sich für die Musikgeschichte erworben hat. Die in ihm am meisten bekannte Persönlichkeit des gelehrten Tonbilders hat ihn bis heute wenig aus dem engen Gebiete seiner persönlichen Tätigkeit hervortreten lassen und kann der große Erfolg seiner Oper „Die Königsbraut“ vermochte es, ihn auf kurze Zeit in die Öffentlichkeit zu stellen, aus welcher der bescheidene Künstler sich schüchtern und schon zurückzog. Es ist darum eine doppelte Pflicht, den Meister in weiteren Kreisen bekannt zu machen, und darum gingen wir darauf, den Meister zu bitten, sich selbst in unserem Blatte vorzustellen. Die Lebenswürdigkeit, die Robert Fuchs als Komponisten auszeichnet, ist ihm als Menschen in gleich hohem Grade eigen und so bot uns der ausgezeichnete Mann sein geistiges Porträt in Wort, Bild und Ton. In einem lebenswürdigen Briefe schilderte er uns seinen Lebenslauf, bot er uns sein Porträt, das sympathische Züge zeigt und ein Musikfräulein, dessen Anmut den lieblichsten Grundton zu dem Lebensbilde des Künstlers bildet.

Hier sind sie. Zuerst der reizende Ländler:

Ländler.

The musical score is written for piano and consists of three systems. The first system is marked 'p' (piano) and includes a 'Rea' (ritardando) section. The second system is marked 'mf' (mezzo-forte) and includes a 'Rea' section. The third system is marked 'pp' (pianissimo) and includes a 'dim.' (diminuendo) section. The score is in 3/4 time and features a mix of eighth and sixteenth notes, with some rests and dynamic markings.

Neue Musikstücke.

(*Klavierhüde*.) Wilhelm Haufens Musik-
verlag in Kopenhagen und Leipzig ist ein sehr
rühriger, wie aus einer Reihe von Klavierstücken be-
weist, die er jüngst herausgegeben. Unter diesen finden
durch Srehrungsfähigkeit in der Erfindung und durch
gründliche Kenntniss der Harmonik die Gavotte-Hu-
mores von Max Joseph Erb hervor. Für jugend-
liche Spieler, denen das Spannen der Oktave un-
überwindliche Schwierigkeiten bereitet, eignet sich sehr
gut eine Sonate von Albert Orth (op. 8. 2. Aufl.).
Ein gefälliges Salonstück ist das Abendstück
Thorwald Hauken; es ist lieblich und leicht
spielbar. Von Hans Hartach erschienen in dem-
selben Verlage weist einen hübschen Witzgehalt drei
Klavierstücke: Räumium, Gavotte und Signe; es
ist in denselben ein strenger, guter Tonfall festgehalten,
der dem Schablonenhafnis aus dem Wege rät. „Die
Mühle in Harbarger“ ist ein frisches, einnehmendes
des Salonstück von B. A. D. Streckenf.

Wir erwähnten bereits der schönen Begabung des Freiherrn G. von Scherr-Thöb, welcher seinen Lieber und angenehm im Gehör fallende Klavierstücke komponiert. Sein jüngstes Werk ist ein Sängerkriegsmarsch, welchen er dem Niederösterreichischen Sängerbund zur Jubelfeier seines 25jährigen Bestehens gewidmet hat. (Verlag R. Fischle Buchhandlung, Grünberg i. Schl.) Die Motive, welche der Marsch behandelt, wurden durchwegs sympathisch an. Militärkapellen, welche den Einzug haben, Neues und Gutes zu bringen, empfehlen sich der „Grünberger Sängerkriegsmarsch“ ganz besonders (Preis M. 1).

Druckfehler-Berichtigung. Zu Nr. 18 der Neuen Wulst-Zeitung ist in einer Besprechung über Kompositionen von Gustav Lazarus statt „Kriegerische“ richtig „Kriegerische“ zu lesen.

Litteratur.

Geschichte des Barockstils und des Rokoko in
 Deutschland von Cornelius Gurlitt. (Stutt-
 gart, Verlag von Ebner & Seubert [Paul
 Neff].) — Ein grundlegendes Buch, welches mit großer
 Sachkenntnis seinen Stoff beherrscht und mit 164 Illu-
 strationen das Verständnis desselben unterstützt. Neben
 das deutsche Barock gibt es zwar ein für Architekten
 berechnetes Bilderwerk, allein der Text desselben ist
 mangelhaft; wertvoll hingegen ist das Werk Bintes
 über die deutsche Renaissance. Diesem steht nun
 ebenbürtig zur Seite das eingangs erwähnte Buch
 von Cornelius Gurlitt. Wer sich mit der Geschichte
 der Architektur näher beschäftigt hat, weiß, wie schwie-
 rig es ist, die Milänen der im 17. und 18. Jahr-
 hundert herrschenden Baustile scharf auseinanderzu-
 halten. Gurlitt hat, seiner Aufgabe vollkommen Herr,
 den Jesuitenstil vom Hugenotenstil, das protestan-
 tische Barock vom katbolischen und vom italienisch-
 fränkischen getrennt und auch die Thätigkeit fran-
 zösischer Architekten auf deutschen Orten besond-
 ernd hervorgehoben, sowie das Ausfließen des Barockstils
 in Franken, Preußen, Sachsen und in den Rhein-
 landen im Bild und Wort sachkundig und geschmack-
 voll geschildert. Gurlitts Buch ist unseres Wissens
 das erste anspruchsvolle Werk über die Baustile des
 18. Jahrhunderts und darf in der Bibliothek von
 Kunsthistorikern nicht fehlen, die sich auf diesem Gebiete
 genau orientieren wollen. Die typographische und
 künstlerische Ausstattung des Buches von Gurlitt ist
 eine sehr gefällige.

Wir haben auf den Wert der illustrierten Monatschrift „Moderne Kunst“ Berlin, Verlag von Rich. Bong) bereits hingewiesen. Eine der letzten Nummern bringt ein treffliches Porträt der gelehrten Mündiger Schauspielerin Frau Conrad-Kauso, dann eine Reproduktion des „Mündiger Kindes“ von Herrn aus Kaufsch, eine Zeichnung, die der berühmte Künstler für das Goldene Buch der Stadt Münden angefertigt hat. Eine Novelle von Oscar von Krücken, eine literarische Studie über Ida Bon-Geb von Paul Dobert sind ferner zu erwähnen. Die Kunstbeilagen selbst wie immer durch ihre künstlerische Vollendung; es sind ihrer sechs, darunter zwei groÙe Doppelbilder: „Münchensein in Rom“ von L. Alvaroz und „Salome tanzt vor König Herodes“. Die anderen sind „Aubach“ von Jul. Schradet, „Tren be-

Wacht" von A. Randnik, "Tullia fährt über den
Leichnam ihres Vaters" von E. Hildebrandt und
„Der Liebesbrief" von Kleinschmidt.

Unter dem Titel „The Strad“ erscheint in London (185 Fleet Street) eine Monatszeitschrift, welche alle Themen bespricht, welche sich um Streichinstrumente und besonders um die Königin derselben, um die Geige, bewegen. Man findet da die Geschichte berühmter Geiger, Aufsätze über berühmte Violinkonzerte, über die Fabrikation guter Geigen u. s. w. Jede Nummer dieser gut redigierten Zeitschrift kostet zwei Pence.

Seiferes.

— Selbstgespräch eines von sich eingenommenen Komponisten, der eben aus einem Konzert kommt: „Wertvollrig, diese neue Overtüre ist so schön, daß man meinen könnte, ich hätte sie gemacht.“

— Fräulein zu einem geistreichen, jungen Lieutenant: „Was sagen Sie zu unserm lyrischen Tenor, Herr Lieutenant, mit seiner außerordentlich hohen Stimme? Ist sie nicht großartig?“ Lieutenant: „O, meine Gnädige, ich würde noch eine Oktav höher singen, wenn ich Stimme hätte.“

— Ein Manifest, der sich seiner Beziehungen zu allen möglichen hochstehenden Personen rühmte, wurde boshafterweise gefragt, „ob er auch die Dardanellen kenne?“ „Das glaub' ich“ — antwortete er stolz — „hab' ich doch oft mit ihnen gemeinschaftlich soupiert.“

— Ein alter Possaunist kam jeden Abend stark angeheitert und vortrefflichen Schrittes nach Hause. „Wie bumm ist es von dir,“ schrie seine bessere Hälfte einst — „biß so zu betrunkn, daß du nicht einmal gehen kannst!“ — „Du hast recht!“ lachte der angeheiterte Gatte — „ich bin wirklich bumm! Aber nicht deshalb, weil ich trinke, sondern weil ich geh e, wenn ich getrunken habe.“

— Der Baronessfeld, der große englische Staatsmann, gehörte bestimmt dem jüdischen Glauben an — und so schrieb er einmal, um zu beweisen, wie viel seine Glaubensgenossen in der Kunst schon geleistet hätten: „In der Musik haben wir die Juden Mozart, Mendelssohn und Meyerbeer.“ C. G.

— Man lobte in Gegenwart einer geistvollen Dame den Verstand eines jungen Virtuosen, der ihr zu gefallen wünschte. Sie lächelte und sagte scheinbar zutreffend: „es ist möglich, daß er sehr viel Verstand hat, denn er gibt nichts von diesem kostbaren Gut aus.“ m.

— In einem Gespräch mit Auber beklagte sich jemand über das Altwerden. „Ja, lieber Freund,“ erwiderte der berühmte Komponist, „das Altwerden ist aber doch das einzige bis jetzt erfundene Mittel, um lange zu leben.“

— „O Mathilde!“ seufzte der lyrische Teufel
 Mag. E. zu den Füßen seiner Angebeteten, einer etwas
 projaischen, aber sehr reichen Brauerstochter. — „Das erste Mal, wo du mir sagst, du liebst mich nicht
 mehr, erhebe ich mich auf der Stelle.“ „Und das
 zweite Mal?“ fragte die kühle Schöne. m.

— In einer Gesellschaft bei der Fürstin X. wendete sich ein Professor an einen Konzertgänger mit der Frage: „Sind Sie auch Humanist?“ — „Nur Schumanist,“ lautete die Antwort des Sängers.

— Beethovens Bruder unterschrieb sich, um nicht mit dem armen Musiker verwechselt zu werden: „van Beethoven, Gutsbeitzer.“ Der unsterbliche Tonbildner unterschrieb sich, um hierauf geblühend zu antworten: „Ludwig van Beethoven, Gutsbeitzer.“

Miscellen.

F. R. (Lieder ohne Worte.) Ein Verehrer Mendelssohns hatte den Versuch gemacht, den Inhalt einiger seiner „Lieder ohne Worte“ dennoch in Worten auszudrücken und verlangte nun von dem Meister zu wissen, ob seine Interpretation das Richtige getroffen habe. Mendelssohn wies dies Ansuchen

jedoch mit folgenden Worten zurück: „Die Reute be-
trachte ich geschönlich, die Musik ist so vieldeutig;
es sei so zweifelhafte, was sie sich dabei zu denken
hätten, und die Worte verstände doch ein jeder. Mir
geht es aber gerade umgekehrt. Und nicht bloß mit
ganzen Reden, auch mit einzelnen Worten, auch die
einen mir so vieldeutig, so unbestimmt, so mißver-
ständlich im Vergleich zu einer rechten Musik, die
einem die Seele erfüllt mit tausend besseren Dingen
als Worte. Das, was wir eine Musik anspricht,
die ich liebe, sind mir nicht so unbestimmte Gedanken,
sondern sie in Worte zu fassen, sondern zu bestimmte.
So finde ich in allen Verjahren, diese Gedanken aus-
zusprechen, etwas Nüchternes, aber auch in allen etwas
Lugeligendes. Fragen sie mich, was ich mir dabei
gedacht habe, so sage ich: gerade das Lieb, wie es
daheist. Und habe ich bei dem einen oder andern
ein bestimmtes Wort, oder bestimmte Worte im Sinne
gehabt, so mag ich die doch keinem Menschen aus-
sprechen, weil das Wort dem einen nicht heißt, was
es dem andern heißt, weil mir das Lieb dem einen
daselbe sagen, daselbe Gefühl in ihm erwecken kann
wie im andern, ein Gefühl, das sich aber nicht durch
dieselben Worte ausdrückt.“

— Ein musikalischer Kohlenhändler. In London wurden die ersten öffentlichen Konzerte in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts durch den Violinspieler Banister eingeführt; wirklich populär wurden derartige Veranstaltungen aber erst durch John Britton, den musikalischen Kohlenmann. Dieser war eine der bekanntesten Persönlichkeiten, indem er in allen Straßen der Hauptstadt seine Kohlen selbst und nebenher Bücher, Musikalien und Instrumente aufkauft. Abends aber pflegte Britton bei sich dabei die Musik, spielte die Gambe und fuhrierte Generalbass. Im Jahre 1678 ging er daran, in seinem Hause in Clerkenwell Konzerte zu veranstalten, die dann 36 Jahre lang bis zu seinem Tode an jedem Donnerstag stattfanden. Der jährliche Subskriptionspreis betrug 10 Schilling, Kasse eingeschlossen. An der Außenseite des Hauses führte eine Treppe in einen schmalen und niedrigen Saal, der über dem Kohlenlager lag. Trotzdem wurde er aber von der besten Gesellschaft besucht, und die ausgezeichneten Musiker, sogar ein Haude, verjähmten es nicht, sich darin hören zu lassen. Der musikalische Kohlenhändler wurde vor der Zeit das Opfer eines schlechten Scherzes. Ein Spahowogel, der sich auf das Wandfresko verfaß, ließ neben dem abgelaßenen Manne wie eine Geisterstimme die Worte erschallen: „Britton, geh heim, du mußt sterben!“ Drei Tage darauf, am 15. September 1714, war er tot.

Wie der Impresario Mapleson in seinen interessanten Denkwürdigkeiten erzählt, sollte einst der Tenorist Ravelli in der Oper „Der Kettenge“ die Rolle des Helden singen. Im letzten Akte erfolgt ein Zwischakt zwischen dem Tenor und seinem Rivalen, dem Bariton, in welchem dieser den ersten zu Boden streckt. Ravelli behauptete, der erste Tenor dürfe niemals belügt werden und erklärte, er würde die Rolle nur dann singen, wenn der Tetz dahin abgeändert würde, daß er den Bariton niederstreckte. Erst nach langen Verhandlungen gelang es, ihn zum Nachgeben zu bewegen, er wolle sich jedoch nur unter der Bedingung fügen lassen, daß sein Leichnam nicht auf der Bühne liegen bleiben, sondern sogleich durch vier Diener fortgetragen werde. Alle Vorstellungen Maplesons, daß dies nicht angäbe, da der erste Sopran eine lange Arie an der Seite zu singen habe, blieben fruchtlos, denn Ravelli hielt es für unentwärtig, so lange regungslos auf dem Boden zu liegen. Endlich gab Mapleson schüchtern nach und das Scenarium wurde für die Generalprobe in der von Ravelli verlangten Weise abgeändert. Bei der Aufführung verlor sich Mapleson den toten Tenor ruhig liegen und die Sopranistin konnte ihren Klagegesang über den Verlust des Geliebten an seiner Leiche erstehen lassen. Ravelli war wohl oder übel still liegen geblieben, denn aufspringen und davonlaufen, was er am liebsten gethan hätte, würde ihn dem Hohn und Spott des Publikums ausgesetzt haben. Nach dem Fallen des Vorhanges erwartete Mapleson einen heftigen Wutausbruch des überstürzten Tenoristen. In seiner Ueberwindung aber sprach derselbe kein Wort mehr von der Sache, je es, daß die Klagen der Primadonna über seinen frühen Tod ihn gerührt, oder daß der reichliche Beisatz, den er im Laufe des Abends genossen, ihn mit der Rolle ausgefüßt hatten. Kurz, er weigerte sich für die folgenden Vorstellungen der Oper nicht, als Leiche auf der Bühne liegen zu bleiben, wie Mapleson es gewünscht hätte.

v. W.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. P. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in verschiedenen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. A. Sobobdas illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfgespaltene Nonpareille-Beile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Exempl. Mart 4.— (eig. Gebühren für Post-emplar).

Aktuelle Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. diesen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Geigenmärchen.

Von Premierlieutenant a. D. H. Bern
Rein in Berlin.

Preisgekrönt.

Endlich schlug sie mir, die Erlösungsstunde — endlich! Lieber Storkbore und Treppen hindurch, hinunter seht, ein letzter hoffiger Schritt noch und — Gott sei Dank — ich bin draußen. Draußen bin ich, ja — aber nur körperlich. Mein Geist weilt noch dort, wo ich herkomme: im Konzertsaal des Hoftheaters. Und ich sehe, wie die Orchestermitglieder, als kaum die Thür hinter mir ins Schloß gefallen, einander verständnisvoll ansehn, höre, wie der Kapellmeister dem Intendanten ins Ohr flüstert: „Eine Probe, Excellenz, wie ich noch keine erlebt! Durchlaucht werden im höchsten Grade indigniert sein, daß wir überhaupt den Vorschlag machen konnten — kann für zweite Geige ausreichend, sein Spiel . . .“

Wur ich's denn überhaupt noch, ich, derselbe, der vor einer Stunde kaum die Brust geschwellt von stolzefter Hoffnung denselben Weg dahinschritt? Oder bin ich vielleicht ein anderer geworden, verwandelt wie alles um mich her? Welch' ein herrlicher Wintertag war's vorhin, wie so schneehauchfrisch, so sonnenvergoldet lag die Welt. Und die Menschen auf ihr, wie schauten sie heut so besonders mich an — freundlich aufmunternd, ermunternd lächelnd — natürlich, sie mußten ja wissen, wer ich war und wofür ich ging. Und den Hut tief ins Gesicht drückend, schreite ich, ohne rechts und links zu blicken, meinen Weg dahin.

Kaum finsternmächtig bin ich endlich in mein Hotel zurückgekehrt, habe Wein bestellt, alten feurigen Rheinwein, um mich ein wenig aufzufrischen, war es mir doch, als sollte ich zusammenbrechen unter der Wucht des auf mir lastenden Glanzes. Und da sehe ich nun und trinke und sinne, wie es geschehen konnte, das Geschehliche!

Vor Wochen, Monaten sah ich es mir in den Fingern wie das leuchtende Salontischchen, das schwerverge Krongert, mit dem ich Ihre über Ihre einzulegen



Eugen Straß. (Zeit f. S. 188.)

gedachte. Und wie hatte ich's geübt seitdem! Tag und Nacht fast stand ich am Puls, kaum daß ich zum Schlaf mir das bißchen Zeit gönnte. Möchten die Augen sinken, die Finger kaum noch sich bewegen — kein Erbarmen gab's, bis die vorgesehne Stundenzahl erreicht war. Selbst heute, bevor ich zur Probe ging, hatt' ich — zum wievieltausendsten Mal —

den Kadenzschluß geübt, die Zeit ausnützend bis zur letzten, äußersten Minute. Und mein Spiel nun als es galt? O, daß ich mir sagen könnte, es sei mittelmäßig gewesen oder erträglich schlecht vielleicht — aber nein, auch das wäre eitel Selbstbetrug.

Schon im Vorspiel, wie ich meiner Geige mit ein paar Strichen den Puls fühlte, ist's mir, als solle ich hinsinken vor Schreck. Nur ein dumpfer, stöhnender Laut ist's, den das klängegewaltige Instrument hergibt, winzige Contrapunkte find's, die ich ihm mühsam anspreche. Nun, ich schiebe es auf die Ansicht des Saales und denke, daß mein Instrument im Solo — das Konzert beginnt mit einer Pianissimo-Stantilene — um so lauter, tonreicher klingen wird. Weit gefehlt! Und gar, als das Thema zu Ende geht, und die schwierigen Variationen beginnen! Kein Sprung, der trifft, keine Passage, die glatt abrollt; jetzt eine Handvoll Noten, die klingen, als gehörten sie gar nicht dazu, gleich darauf eine Pause, in der das vermunterte Orchester die Begleitung allein spielt. Und was das Allerentsetzlichste ist, jeden Augenblick flüstert und preist, gleichsam, als verhöhne ich mich selbst, ein auf unbegreifliche Weise entstehender Flageoletton dazwischen. Wären nicht hin und wieder ein paar selbstlich klingende Takte gekommen, ich glaube, der Kapellmeister hätte abgetroffen und mir's überlassen, die Konsequenz zu ziehen. So bringe ich, mit Müß' und Not freilich, den ersten Satz zu Ende.

Nun, sie gingen etwas erträglicher, die beiden folgenden. Manches klang sogar, ich kann's wohl sagen, recht hübsch. Einem Dietanten im Liebhaberkonzert würde ich die ehrlichsten Lobprüche von der Welt gemacht haben über seine Leistung!

Aber kein Guß und Strich, kein Takt und Ton war's für Einen, der sich Violonvirtuos nennt und wohlbestallter erster Hofkonzertmeister werden will, der seiner Braut, seiner zeigenden kleinen Braut von der Sache geschrieben und so gethan hat, als sei mit der Aufstellung — ohne die an eine Hochzeit natürlich nicht zu denken ist — alles schon im reinen, der überdies sie und den gestrengen Herrn Papa veranlaßt hat, morgen eine Reise von mehr als drei und einer halben Stunde zu machen, um Zeugen eines glänzenden künstlerischen

— Das war Abendluft und Traum; der Tag mit seiner Wirklichkeit trat oft auch genug an das junge Gemüth heran. Denn besonders das Wiener Balletleben war danach ansehnlich, die Sträße der armen Kinder anzusehen, ganz abgesehen von den sittlichen Gefahren, welche es für dieselben in sich barg. „Ich erinnere mich“, berichtet Wilhelmine, „daß wir wussten, während ein neues Ballet einstudiert wurde, um 8 Uhr morgens zur Probe mußten und 3 Uhr nachmittags erst wieder nach Hause kamen. Aber auch jetzt nur zu einer kurzen Ruhe, denn um 7 Uhr abends begann die Probe aufs neue und dauerte oft so lange, daß wir erst gegen 1 Uhr nachts erschöpft und ermattet, oft auch mit Spuren von Mißhandlungen, in unsere Betten frohen, denn Gerechtigkeit schlug unarmherzig zu, um die Waude der kleinen Tänzer in Ordnung zu halten.“

Tennoch und vielleicht gerade dadurch entwickelte sich in dem Kinde ein wildes Unabhängigkeitsgefühl mit seiner unbefangenen Trägheit, der in ihr späteres Leben so manche schelle Dissonanz tragen sollte. Ob zu helfen gewesen wäre, wenn die Mutter ihren Verstand mehr Mühe für ihre Familie hätte abgeben können, sei dahingestellt; jedenfalls fehlte diesem Kinde die rechte Erziehung — und so mußte dieselbe denn dem Leben vorbehalten bleiben: es hat niemanden schwerer in die Schule genommen, als Wilhelmine Schröder-Devrient.

M. H.



Die Bedingungen eines guten Gesangs-Unterrichts.

Von Josef Sittara.

III.

Wenn auch heute die Koloratur nicht mehr in jenem Grad als oberster Zweck in der Gesangslehre erscheint, wie in den beiden letzten Jahrhunderten, so ist sie doch als Sinnbild der Faktor nicht zu umgehen, denn ohne Vortragskraft und leichte Beweglichkeit seiner Stimme vermag der Sänger selbst im getragenen Gesang nichts Vollkommenes zu leisten. Aber auch für Erzielung eines größeren Wohlklangs und einer größeren Weichheit des Tons, namentlich bei Stimmern, die von Natur aus hart sind, erwiesen sich diese Uebungen als durchaus notwendig. Als wichtige Vorlesungen dieser höheren Ausbildung des Organs haben wir bereits das *messa voce* und die sukzessive Anreicherung mehrerer, zunächst im Umfang der Skala sich bewegender Töne kennen gelernt. Hierzu gehören auch die sprunghaften Fortschreitungen im Umfang einer Terz, Quart, Quint u. s. w. Diese Uebungen hat der Schüler nach und nach immer schneller auszuführen. Als vortrefflich, um eine leichte Beweglichkeit des Organs herbeizuführen, und zugleich auch eine gute Vorübung für den Triller, dürfte sich folgende Uebung bewähren. Man singe die beiden ersten Intervalle der Diatonleiter streng gebunden einen Takt lang zunächst als Viertel, dann als Achtel und zuletzt als Sechzehntel in einem Atem; diese Sechzehntelung wird durch die ganze Diatonleiter in auf- und absteigender Richtung und zwar in immer rascherem Tempo ausgeführt. Später läßt man in derselben Weise die Verbindung von Terzen, Quarten, Quinten und Sexten ansetzen, auch in Moll. Weiterhinein hat der Schüler diese Uebungen, dann verdoppelt und verdreifacht er die Takte. Ungleich lasse man die Takte der Diatonleiter mehrmals in einem Atem auf- und abgehen und erweitere nach und nach den Umfang bis zur Decime und Duodecime. Man lasse diese Passagen auch in umgekehrter Reihenfolge singen.

Eine empfehlenswerte und durch die Praxis bewährte Vorübung zu den Vervierungen, wie Versägen, Doppelschlägen, Prallstößen und Mordeanten ist folgende: Der Schüler schlage etwa das eingetragene *e* an, verweile möglichst lange auf demselben und lasse den zweiten Ton, zunächst die *e*-flaute, kurz und bestimmt nachschlagen, um dann sofort wieder zu *e* zurückzufahren; diese Uebung, die auch in größeren Intervallabständen die Diatonleiter auf- und abgehen werden muß, also etwa in großen und kleinen Terzen und Sexten, in verminderten, reinen und übermäßigen Quarten und Quinten, führe der Schüler mehrere Takte lang in einem Atem aus. Was die chromatischen Künste anbelangt, so läßt man sie zunächst im Umfang des Hexachords, und zwar

in jenem der mittleren Lage des Organs und in langsamem Zeitmaß, das dann später verdoppelt, verdreifacht, überhaupt vervielfacht werden kann. Hierbei gehören auch rasch ausgeführte Treffübungen in großen Septimen, dann in Nonen und Decimen; Sprünge; auch die verminderten und übermäßigen Intervalle sind zu beachten.

Ein schöner, nach allen Seiten abgerundeter Triller ist die Krone der technischen Ausbildung einer Stimme, nur ist er in seltenen Fällen in höchster Vollkommenheit zu erreichen. Am ehesten noch bei hellen Sopranstimmen, da hier die Stimmränder zart und dünn sind und sich daher zu rasch ausgeführten Schwingungen besser eignen. Am schwersten fällt ein schöner Triller den Altstimmen und Bassisten, doch sind auch hier tägliche Trillerübungen unerlässlich, da sie zur Geschmeidigkeit der Stimme wesentlich beitragen.

* * *

Wann soll sich der Schüler mit der Gesangs-literatur vertraut machen? Das kommt auf die Fortschritte an, die er macht. Tietantisch, ja geradezu gewisslos ist es zu nennen, wenn der Lehrer gleich in den ersten Stunden Lieder und Arien singen läßt, oder nach wenigen Wochen dem Schüler Opern- und Oratorienpartien einspielen beginnt. Es kommt dies häufiger vor, als man glaubt. Mögen die stimmlichen Anlagen noch so bedeutend und hervorragend sein, ohne erste und gründliche Schulung des Organs wird kein Sängler, und sei er von der Natur noch so reich ausgestattet, künstlerische Leistungen im höchsten Sinne des Wortes vollbringen. Er mag in den ersten Jahren durch seine außerordentlichen Stimmkräfte die Zuhörer betören, nur zu bald wird jedoch die Zeit kommen, wo das Organ seinen Klang einbüßt, und wo alle jene Schäden, um so unverhüllter sich zeigen, die in der mangelhaften Disziplin des Organs wurzeln. Die lehrere stellt Werke auf, die in der Natur des Organs selbst begründet sind. Stimmern schaffen vermag kein Lehrer, aber die natürlichen Anlagen entwickeln und ausbilden, das kann ein tüchtiger Gesangspädagoge, aber auch nur ein solcher, der selbst arbeitseigene Lehrgänge durchgemacht hat. Wenn ein bekannter Schriftsteller, der ein dickes Buch über die Stimme geschrieben hat, die Behauptung aufstellt, der Gesangslehrer brauche so wenig selbst Sängler zu sein, wie z. B. derjenige, der seine Dichterei treibe, so ist dies eine, so ist dieser Satz, ganz abgesehen von dem ebenfalls geschmackvollen wie zureichenden Vergleich, einfach widersinnig. Wir möchten demselben den Zwitscher der Taubler gegenüberstellen, der alle Vorbedingungen für sein Fach besaß, an beiden Füssen aber geküßelt war. Ein vernünftiger Lehrer wird auch stets den richtigen Zeitpunkt herausfinden, wo er den Schüler in die Literatur ohne Schaden für die Stimme einführen darf. Auf alle Fälle muß letzterer mindestens acht bis zehn Töne vollständig frei beherrschen können, ehe ihm zunächst einfache Lieder und Gesänge anvertraut werden können; denn hier beginnt zugleich ein neues wichtiges Kapitel des Gesangsunterrichts, jenes vom musikalischen Vortrag, und es ist dies wahrlich kein leichtes. Manche fassen es nie. Der Lehrer kann hier freilich, sofern er selbst eine sehr empfindende Natur ist, in hohem Grade fruchtbar und anregend auf den künstlerischen Geschmack fördernd wirken; aber so wenig er Stimmen aus dem Nichts hervorzaubern kann, ebensowenig vermag er jenes seelische Moment zu schaffen, das dem Gesang erst die künstlerische Wärme gibt und ihm jene sympathische Wärme verleiht, die Herz und Gemüth so unmittelbar ergreift. Dieses Moment kann, wenn es auch noch so verborgenen Schimmer, gewendet und zur vollen Entfaltung seiner geheimnisvollen Macht ergossen werden.

Der Dramatiker Ludwig von Esen, der einst auf seinem Schmerzenslager anrief: Gutheben fehlt der Becher oder es fehlt der Wein. Dieser Wunsch drückt an die Gesangslehre. Entweder wird der Mangel an blendenden Stimmkräften durch ein reiches Geistesleben, durch sein abgerundetes künstlerisches Auffassung und durch einen dem wahrhaft Schönen zugewandten musikalischen Geschmack aufgewogen, oder wir beobachten das Gegenteil. Das Vollkommene will uns auch hier zweifeln nur als Gleichnis erscheinen, selten treffen die Grundbedingungen einer abgeklärten Auffassung harmonisch zusammen. Einer der wenigen Künstler, der diesem Ideale entspricht, ist Julius Stockhausen. Aber darauf hinzuwirken, daß diesem hohen Ziele möglichst nachgetrebt und nachgepeifert werde, ist mit einer der wichtigsten Pflichten eines Gesangslehrers, der es mit seinem Berufe ernst nimmt.

Georg Vierling.

Schizze von Karl Aug. Krauß.

Im 32. Kapitel seiner illustrierten Musikgeschichte gedenkt Emil Naumann einer Gruppe zeitgenössischer Komponisten, als einer, von keinem einzelnen Meister und von keiner bestimmten Partei ausschließlich oder vorwiegend beeinflussten, und sieht deren Glieder unter der passenden Bezeichnung „die Neutralen“ zusammen. In der langen Reihe derselben wird auch der Berliner Professor und Musikdirektor Georg Vierling genannt. Dieser wird als ein Meister bezeichnet, der, indem er das weltliche Oratorium modernisierte, auf diesem Gebiete das Beste leistete, welches Mendelssohn mit Recht bezüglich des geistlichen Oratoriums von der ganzen Welt zuerkannt wird. Georg Vierling hat sich in der angegebenen Richtung einen der ersten Plätze in der Entwicklungsgeschichte der Musik erworben, und es dürfte deshalb gerade jetzt eine kurze Würdigung seiner Lebensarbeit passend sein, weil Vierling demnächst sein 70. Lebensjahr vollendet.

Georg Vierling ist am 5. September 1820 in Frankfurt an der Main geboren. Sein Vater, Jakob Vierling, damals Lehrer und Organist an der Stadtkirche daselbst. Da der Vater seinen Sohn einem wissenschaftlichen Berufe zuzuführen beabsichtigte, wurden die Unterweisungen und Uebungen in der Musik wohl erstlich und eifrig, doch nicht als Hauptfache betrieben. Wichtige aber und von bedeutendem Einfluß gerade in dieser Richtung waren die Anregungen, die der für die eifrigste der Klänge begeisterte Jüngling in Frankfurt am Main empfing. Die ersten Folgen dieser Einwirkung konnten nicht ausbleiben, und tieferer Drang sowie dem Mute erfahrener und tüchtiger Musiker Frankfurt folgend, entschied sich Vierling, sein Leben ganz der Kunst zu widmen. Nach dreijährigem Aufenthalt in der jähren Musikstadt begab sich Vierling nach Darmstadt, woselbst der für seine Zeit sehr berühmte Hoforganist Dr. C. G. S. Mind lebte, der unteren Kunstschüler gern als Schüler annahm. Mit reichen Kenntnissen ausgestattet, aber entbehrt von allen Mitteln, die ihm das Weiterstudium ermöglicht hätten, lernte Vierling nach zwei Jahren in seine Vaterstadt zurück. Häufige Wanderungen nach dem nahen Mannheim, dem plötzlichen Musikstrome, ließen ihn neue Anregungen gewinnen. Das Jahr 1842 brachte ihm endlich die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches: er durfte sich zu dem bekannten Professor Dr. M. W. Marx nach Berlin begeben, um unter der Führung dieses hervorragenden Theoretikers vollständig heimisch zu werden auf dem weiten Gebiete der gesamten musikalischen Komposition. Das vorstehende Zeugnis, welches der Lehrer seinem eifrigsten Schüler anstellen durfte, verschaffte ihm im Jahre 1847 die Anstellung als Organist an der Oberkirche zu Frankfurt am Main. Nicht lange danach wurde ihm auch die Direktion der Singakademie daselbst übertragen. In zahlreichen Konzerten führte sich Vierling ein als gewandter Dirigent, als geistreicher Komponist und als Klaviervirtuose, als welcher letzterer er wegen seiner genialen Interpretation, insbesondere der Beethoven'schen Werke den reichsten Beifall erntete. 1852 übernahm Vierling die Direktion der Mainzer Liedertafel. Nur ein Jahr jedoch blieb er daselbst. Eine Reise ins herrliche Land, wo „die Zitronen blühen“, erfüllte ihn mit neuen Gedanken. Nach derselben nahm er in Berlin seinen dauernden Wohnsitz. Die ihm angebotene Stelle als Leiter der berühmten Singakademie in Breslau schlug er aus, weil mit dieser auch eine Wirklichkeit als Musiklehrer an der Universität verknüpft war. Das gerade, was für viele den größten Reiz hatte — eine akademische Thätigkeit — war für Vierling ein Grund, die Stelle nicht anzunehmen. Er wollte nur einen künstlerischen Wirkungsfeld, er wollte dirigieren, nicht docieren, und blieb deshalb dem von ihm 1857 gegründeten Bachverein in Berlin treu. Unter Vierlings Führung wurden durch diesen Verein, wohl einer der bedeutendsten seiner Art, viele Werke J. S. Bachs, z. B. die „Johannispassion“, zum erstenmale der Vergangenheit entrissen und auch andere fast nie gehörte Kompositionen älterer Zeit zu Tage gefördert. Neben seinem eifrigen Studium der Klavier und seinen rationellen Bemühungen in dem genannten Bachverein, fand Vierling auch noch Kraft und Zeit zur Leitung der gemischten Chorvereine in Potsdam und in Frankfurt an der Oder, sowie zur Veranstaltung vieler Konzerte und zur Komposition. — Im Jahre 1859

wurde Wierling zum königlich preussischen Musikdirektor ernannt, 1882 als ordentliches Mitglied der königlichen Akademie der Künste erwählt und alsbald darauf in den Senat derselben aufgenommen.

Die letzten Jahre hat Wierling fast ausschließlich der Komposition gewidmet und vorwiegend dadurch sich die hervorragende Stellung errungen, von der wir im Eingange dieser Skizze redeten.

Bei aller Auszeichnung aber, die dem Künstler entgegengebracht wird, ist Wierling immer ein beschämter und liebenswürdiger, lebensfroher Mensch, der seinen Vorkamit feimt. Mögen dem stets thätigen Manne noch viele Jahre zu rüstigem Schaffen und zum frohen Genuß seiner Erfolge beschieden sein nach dem Erwünschtem, daß denjenigen ein langes Leben geschenkt werde, die schon einmal tat gelangt waren. In diesen gehört nämlich auch unser Meister. Es war in Kaiserkranken 1877 bei Gelegenheit der Aufführung des Werkes: „Der Raub der Sabinerinnen.“ Die Generalprobe hatte ihr Ende erreicht, die Festbewogen gingen bereits ziemlich hoch und man war in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Wierling schreie von einem Ausgange in das Haus seines Gastes zurück. Aber wie war er erkannt, beim Eintreten in seinem Zimmer Leute mit hochgerissten Gesichtern zu finden, die ihn anstarrten, als wenn er ein Geisteswunder wäre, das eben dem Werke entspringe. „Um Gotteswillen, was ist denn los?“ rief Wierling, denn die Mienen der Anwesenden besagten etwas. Da erfuhr er denn, daß sich mit Unbeschädigung die Nachricht von seinem plötzlichen Tod durch einen Schlaganfall verbreitet hatte, eine Nachricht, die auf die vielen Freunde Wierlings und auf alle, die sich auf den Festtag so sehr gefreut, nicht betrübender hätte wirken können. Ihm löste sich natürlich alles in doppelte Heiterkeit auf, und Wierling konnte nach dem Konzert im Selbstbesitz die Männer und Sabiner und „alle sonstigen Pfälzer und Pfälzerinnen“ hochleben lassen.

Ein Blick auf das gesamte Schaffen Wierlings zeigt uns den Meister mit Erfolg thätig auf allen Gebieten der Tonkunst mit Ausnahme der Oper — vom vollständigen Werke bis zum kunstvollen Oratorium, von der einfachen Klavierstimmung bis zur gedankentiefen Symphonie. Kostbare Werke enthalten seine Klavier- und Kammermusikwerke, unter denen wir namentlich eines Streichquartetts gedenken wollen, das von Joachim und Schossion oftmals mit vollem Beifall zu Gehör gebracht wurde. Als Symphoniker bietet er durch die Behandlung des Orchesters, durch thematische Arbeit und formalen Aufbau selbst peinlichen Selbstkritik seinen Anlaß zu Ausstellungen. Bei Wierlings Instrumentalkompositionen seien noch sechs Orchestersätze (opus 23) besonders erwähnt, die stimmungsvoll erfinden und dem Charakter des Instrumentes entsprechend ausgearbeitet, allen Organisten warm empfohlen sein sollen. In den einstimmigen Liedern unseres Komponisten liegt ein geistiger und lebensfroher Duktus, frei von aller Sentimentalität. Es sind durchweg reizende poetische Gedichte, die dem besten an die Seite gestellt werden müssen, was in dieser Gattung geschaffen wurde. In diese Gruppe reihen wir auch die Quarte opus 20, 45 und 46 ein. — Von hervorragender Bedeutung sind Wierlings Chortonpositionen. Sie bilden quantitativ und qualitativ eine stattliche Sammlung: Männer, Frauen- und gemischte Chöre mit und ohne Solostimmen, a capella und mit Begleitung des Klaviers oder des Orchesters. In klarer schöner Form und stimmungsvoller Harmonik, ohne dabei allzu häufig auf der hergebrachten alten strengen Regel hangend, wirken diese Werke in freier unmittelbarer Weise. — Die Krone von Wierlings Schaffen bilden seine vier großen Werke in Oratorienform: „Hera und Leander“, „Der Raub der Sabinerinnen“, „Marsch“ und „Konstantin“. In diesen Schöpfungen hat der Komponist bewiesen, daß die großen Formen unserer klassischen Meister mit neuem Leben erfüllt werden können, sobald der Künstler sie versteht und das Wesen ihres Organismus erkannt hat. Besonders Berücksichtigung von Seiten der leistungsfähigen Musikvereine des In- und Auslandes erfahren sich namentlich „Marsch“ und „Konstantin“. Und mit Recht. Sie bilden nicht allein den Höhepunkt von Wierlings reichem Schaffen, sondern gelten mit als das Beste, das die moderne Musik auf dem gesamten Gebiete der Oratorienform aufzuweisen vermag. Wir schließen mit dem Schmiedenden Worte, das gewiß ohne Widerspruch auf Wierling Anwendung finden darf:

„Nennt man die besten Namen,
So wird auch der seine genannt.“

Ein ungedruckter Brief Richard Wagners.

Mitgeteilt von Dr. Adolph Kohut.

Wie freudlich sich Richard Wagner auf die Wahrung seiner geschäftlichen Vorteile verstand, mag man aus nachstehendem, an den verstorbenen Theaterdirektor Wierling gerichteten Brief des Theaterkomponisten ersehen, welchen ich der Güte des Herrn Carl Zellmann in Prag verdanke. Das Schreiben lautet wörtlich:

„Gehrester Herr Director!

Ich kann das Aufführungsrecht für die vier Theile meines Gesamtwerkes: des Ring der Nibelungen nur unter solchen Bedingungen gewähren, welche mir eine besondere Aufrechterhaltung für die Bewältigung des Ganzen von Seiten des betreffenden Theaters gewähren.

Die wünschenden dieser Bedingungen nenne ich Ihnen hiermit als Bedingungen, unter denen ich auch Ihnen dieses Recht übertragen würde:

1) Verpflichtung zur reichhaltigsten Aufführung aller vier Theile, demnach Beginn mit a) Rheingold und b) Walküre, welchen dann c) Siegfried und d) Götterdämmerung nach beliebigem Plan einzeln folgen können.

2) Garantie für fünf sofortige Erlegung eines Vorantzesses von fünf tausend deutsche Reichsmark.

3) Vom Tage der ersten Aufführung jedes Stückes bis dreißig Jahre nach dem Tode des Autors zehn Prozent von jeder Brutto-Einnahme, mit Einrechnung der Abonnementsquote, wovon jedoch jedes Mal fünf Prozent bis so lange, als der Vorantzess von fünf tausend Mark zurückgezahlt ist, von der Direction des k. Landestheaters abgezogen werden sollen.

4) Partituren u. s. w. hat die Direction für Ihre Kosten von dem Verleger derselben, J. V. Schott's Söhne in Mainz, zu beziehen.

Halten Sie diese Bedingungen für unannehmbar, so bitte ich Sie, jedenfalls auf das Unternehmen zu verzichten.

Bayreuth, 10. Sept. 1878.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Richard Wagner.“



Erinnerungen an Adolf von Henselt.

Dem großen Tonkünstler A. v. Henselt war das Leben am Hofe und in der Gesellschaft zu Petersburg viel zu geräuschvoll und trotzdem konnte er sich demselben nicht ganz entziehen. Ein intimer Freund des Prinzen Peter von Ljubow, ein gern gesehener Gast beim Czaren und den Großfürsten, ein Gästling der Großfürstin Helene und er trogob alle überflüssigen Gesellschaften und war stets froh, wenn der lange Winter vorüber und er auf seiner Wohnung in Wasmuthen sich erholen konnte. Dort lebte er mit seiner Frau in äußerster Einfachheit und Zurückgezogenheit und empfing nur alle Freunde. Er kam gern in das Haus meines Vaters, wo er spielte. Nach dem Mahle wurde der Diner in einer schönen, blank geputzten Samowar bereitet und dann wurde geplaudert. Dabei übte er aber immer seine kleinen, feinen und dicken Finger. Auch nahm er auf die Weise stets eine stumme Klavierunterricht mit, auf welcher der alte Herr stundenlang am Tage übte, ein Beispiel, dem junge Pianisten nachzueifern konnten. Wie bekannt, spielte Henselt nicht öffentlich, trotz der glänzenden Anerbietungen, die ihm von Paris und London, ja von seinen Petersburger Freunden gemacht worden. In unserem Hause hat er viel gespielt und wer ihn nur einmal zu hören Gelegenheit gehabt hat, wird diesen Genuß für sein ganzes Leben nicht vergessen. Dann lebte er sich in der Sommerfrische an das Klavier, entledigte sich seines Klaviers und begann mit seinen Kindern, spielte dann seinen Lieblingskomponisten Weber und vergaß darüber Zeit und Stunde. Hatte sich Henselt zum Besuche bei uns angemeldet und die am Dre-

lebenden Künstler und Musiker hörten davon, so kamen sie und hörten den großen Pianisten im Nebenzimmer, denn Henselt liebte nicht großes Auditorium um sich. Freilich noch schöner lag sein Spiel auf einem Trübsinnigen Klavier. Wenn dann durch die hohen Bogenfenster der Waldmoor in den Saal fiel und Henselt die Mondscheinmonate spielte, im Hintergrund aber enthusiastische deutsche Verehrer des großen Künstlers sangen, ja dann konnte man von einem seltenen Genuß reden.

Adolf Henselt war ein ungemein lebenswürdiger Mensch, dankbar für jede kleine Aufmerksamkeit und gefällig jedem, der sich an ihn wendete. Ich selbst habe große Beweise seiner Freundschaft, die er von meinem Vater auf mich übertragen hat und bis zu seinem Tode stand ich mit ihm im regen Briefwechsel. Einmal schickte er mir für meine Autographensammlung ein interessantes Stück mit. Es sind Beobachtungen und Regeln, die Neoplatonismus in der Weimar seinem Schüler, dem jungen Henselt, am 2. Juni 1832 bei dessen Abschied von dort geschrieben hat. Hier einige derselben:

„Reich und Thätigkeit führt zum Ziele.

Arbeits nicht zu unterlassen, damit es der Gesundheit nicht schädlich werde; arbeite jedoch jeden Tag, damit es dir zur Gewohnheit werde.

Bei allem, was du arbeitest, denke und überlege und lege nicht alles gleich hin, wie es dir gerade unter die Finger kommt, sondern warte zugleich darüber und bist du nach mehreren Tagen mit deiner Arbeit noch ebenso zufrieden, so laß es; wenn nicht, so wirf es weg und verbessere den Fehler so lange, bis du damit zufrieden bist.

Drei Stunden Übung im Pianoforte sind täglich nötig; zwei Stunden Lektion gehen zur Erweiterung des Unterhalts; zwei Stunden zur Vervollkommenheit und Geisteserholung; die übrigen Stunden sind der Komposition und Besuchen in verschiedenen Gattungen derselben zu widmen.

Nach der Erlernung der französischen und späterhin der italienischen und englischen Sprache sind dem Künstler von Nutzen.

Sei nie eingeengt und stolz auf dein Talent, sondern sei gegen jedermann freundlich, höflich, bescheiden, ohne dich wegzumachen oder kriechend zu erscheinen.“

Wie ungemein herzlich der Verkehr zwischen der Großfürstin Helene von Wladimir und dem Verstorbenen gewesen sein muß, geht aus einem Briefe hervor, in welchem die hohe Frau den Komponisten bittet, mit ihr wieder vierhändig zu spielen. Es heißt da: Sie würden mich sehr dankbar machen, wenn Sie so freundlich wären, zweimal die Woche mit mir vierhändig zu spielen, wie wir es im vergangenen Jahre gethan. Mit herzlichen Grüßen Ihre Helene.

Nach mit Franz Liszt muß der Verkehr ein sehr herzlicher gewesen sein, wie aus den verschiedenen Stellen und Abschieden an Henselt hervorgeht. Wie groß die Pietät der Pianisten für den Gesiedler von St. Petersburg gewesen ist, geht aus einem im Jahre 1867 von Dr. Hans v. Bülow aus München an Henselt gerichteten Schreiben hervor, in welchem sich der damalige königlich bayerische Hofkapellmeister für die Uebersendung einer von Henselt bearbeiteten Weberischen Sonate bedankt. Es heißt da: „Welche Freunde, Sie, hochverehrter Meister, mir durch die glühende Zuneigung Ihres Manuscriptes bereitet haben, mögen Sie daraus ersehen, daß ich den Antritt meines eudlich erfolgten Urlaubes zu einer für meine angestrebte Gesundheit bringenden Wadereise nur so lange verschoben habe, als ich Zeit bedurfte, um von Ihrer herrlichen Verarbeitung der Weberischen Sonate Abschied zu nehmen. Wenn es nicht unmöglich erschienen, würde ich mir erlauben, Ihnen im Namen der gesamten musikalischen Pianistenwelt für diesen Akt wahrer Pietät gegen Weber zu danken; das, was uns den Genuß an seinen Sonaten bisher trübte, jedenfalls beschränkte, ist durch Ihre Meisterhand fortgenommen worden. An der D moll-Sonate hatte ich dies schon erfahren; ich hätte immer geglaubt, daß die Komposition ein Glanzstück meines Repertoires werden und mein Vergnügen an freier Ausföhlung Ihres Vortrags sich so lange erhalten würde. Wie Sie vielleicht gehört haben, hat S. M. der König von Bayern geruht, mir die artistische Direktion der im Oktober zu eröfrenden königlichen Musikschule zu übertragen; es wird zu meinen angenehmen Aufgaben gehören, unsere künftigen Klavierpieler auch zu würdigen Interpreten Ihrer schönen Werke heranzubilden. Vielleicht sind wir einmal so glücklich, in einigen Jahren Ihren Besuch zu empfangen und Ihren Beifall an meinen Bestrebungen zu gewinnen.“

Mein Schwiegervater weiß bereits in Weimar seit einigen Tagen. Möchten Sie ihm nicht die herzlichste Freude eines Besuchs mit Ihnen gewähren? Er ist in Thüringen gebunden. Die Vorbereitungen zur Aufführung der heiligen Elisabeth in Eisenach am Festtage der Einweihung der restaurierten Wartburg (28. August) nehmen ihn ganz in Anspruch, hindern wenigstens seine Lokomotion. Würden Sie nicht in Anbetracht dieser Verhältnisse dem Mahomed gegenüber dem Berge nachahmen können? — In größter Bewunderung und Verehrung u.

Man sieht aus den herrlichen Zeilen dieses bedeutenden Mannes, welche Verehrung er für Kunst und Wissenschaft hat. Und so könnte ich von Stephen Heller, von Alexis Kroyt, dem Komponisten der russischen Volkslieder, von V. Tschaiwsky Briefe an den verstorbenen Mühlstein mitteilen, die alle dieselbe herzliche Verehrung und Bewunderung für den großen Pianisten atmen. In der That, wer Kunst als Mühlstein kannte, wer es wollte, wie ich es gegen alle Streber in der Kunst anspürte, wie sehr er das Virtuosenhumor hatte und wie glücklich und zufrieden er in seiner Lebensphase lebte, der wird es bedauern, daß er schon absterben worden ist. Schreiber dieser Zeilen hatte oft Gelegenheit, zu hören, wie groß die Verehrung des Verstorbenen für Karl Maria von Weber war und wenn er aus unserem Volksliederbuch „Die Sonn' eruchtet“ aus „Preciosa“, den Jägerchor aus dem Festlied und die Adressen der Lieder begleitete, dann glänzte sein Auge und er legte seine ganze Seele in die einfachen, so unendlich zu Herzen gehenden Melodien. Ueber Kunst als Mühlstein und seine Bedeutung ist vor Jahren an dieser Stelle ausführlich geschrieben worden. Wir sag nur daran, dem großen, so bedeutenden Künstler und verehrten Freunde, der es sich nicht gegenüber in allen seinen Werken nannte, einen Tuschstein in diesen Blättern setzen zu dürfen.

Tanzig.

Eduard Piehler.



Kunst und Künstler.

Wie bringen in der heutigen musikalischen Bräutigam ein Lied von Th. Klett und Karl Eichhorn zu einem Texte von Karl Gerold, dessen „Vaterländler“ bekanntlich mehr als 70 Auflagen erlebt haben. Dieses Lied, welches jüngst in einem Kirchenkonzert zu Heilbrunn gesungen wurde, ist ein Beweis der Vielseitigkeit, welche man dem Andenken des edlen Dichters widmet. Daß die Vielseitigkeit weit über die Grenzen Württembergs hinaus reicht, beweist die große Teilnahme für die Errichtung des Gerolddenkmals in Stuttgart, für welches Geldbeiträge aus ganz Deutschland, aus der Schweiz, aus Rußland und aus überseeischen Ländern eingingen.

Der Professor am Stuttgarter Konservatorium Wilhelm Speidel hat eine Symphonie beendet. Beim vierten deutschen Sängerbundesfest in Wien wurde ein Chor derselben, „Des Liebes Geist“, unter großem Beifall aufgeführt.

Das neueste Werk Edm. und Kretschmers, die komische Oper: „Die wilde Jagd“ (Text von Hermann Möller), wird in der nächsten Spielzeit im Theater St. Louis (Nordamerika) zur ersten Aufführung gelangen.

Das achte päpstliche Sängerfest hat in Neuchâtel a. N. einen glänzenden Verlauf genommen. Die Männerchöre wurden von etwa 1000 gut geschulten Sängern tadelloß zum Vortrag gebracht; die Leitung derselben durch Langner wird als geradezu musterhaft gerühmt. Nur Bruch hat keinen „Freihof“ selbst dirigiert; die Solopartien sangen Frau Hoeck, Ledner aus Karlsruhe und Herr Georg Steller aus Ludwigshafen ausgezeichnet. Die erstere hat auch die Vinctio-Arie von L. Wagner mit ihrer Klangreichtum und kräftigen Stimme vorzüglich vorgetragen.

Man berichtet uns: In Mühlsteinberg i. Schl. beging der dortige Gesangs- und Musikverein vor kurzem seine Silberhochzeit. Beim Hauptkonzert, an welchem sich 25 (darunter 2 österreichische Männergesangsvereine) beteiligten, wurden die Maßreihen von mehr als 400 Sängern in gelungener Weise erfüllt; sie zeichneten sich durch besondere Reinheit in der Intonation und durch richtige Vortragscharakterisierung aus. Das Festprogramm, bestehend aus 27 Nummern, wirkte infolge seiner Länge etwas er-

müdend. Dem Mühlsteinberger Silberhochzeitverein wünscht unter Leitung seines bewährten Dirigenten eine erfolgreiche Zukunft.

Die Berliner Hofoper wird im November die Oper „Hämon“ von Jean Ingeborg v. Bronsart, der Gattin des Weimarer Jubiläumens, Tzeli von Bodenstedt, zur Aufführung bringen.

Das 17. Thüringer Landesängerbundesfest, welches in Weimar stattgefunden hat, wurde von einer reichen Gesellschaft von musikalischen Talentsitäten besucht. Von den Chören fanden eine besonders beifällige Aufnahme Müller-Hartungs „Dem Liebe Heil“, die Preiscomposition „Thüringer Festhymne“ von Köhler und das von Hans Rabes gedichtete und von Hans Rosenmeier komponierte Lied „Thüringen“.

Musikdirektor Burthardt in Mühlstein ist von dem Vortragsbundes in Bregenz mit einem Preise für die Composition eines Gedichts in alemannischer Mundart „Weim Schiden“ von Konrad Hagen ausgezeichnet worden. Die Composition gelangte bei dem 4. deutschen Sängerbundesfest in Wien zur Aufführung.

Dasuratorium der unter dem Protektorat des Großherzogs von Sachsen-Weimar stehenden „Lützow-Stiftung“ trat unlängst in Weimar zu einer Sitzung zusammen, in welcher beschlossen wurde, daß die Stiftung — es sind beinahe die Hälfte — von einem bedeutenden Kapital an junge Tonkünstler zu vergeben — sofort ins Leben treten soll.

Auf dem 8. Dezember 1891 fällt der hundertjährige Geburtstag des hervorragenden Lieder- und Opernkomponisten Peter v. Lindpaintner, der von 1812 bis 1819 als Hofkapellmeister in München und von 1819 bis zu seinem Tode (1856) als Hofkapellmeister in Stuttgart mit glänzenden Erfolgen gewirkt hat. Unlängst dieses hundertjährigen Geburtstags will man das alt verweirte Grabmal des Komponisten in dem Städtischen Wasserburg am Bodensee durch ein würdiges Denkmal ersetzen.

Das herzogliche Hoftheater in Meiningen, welches durch seine Intenensierungskunst weltberühmt geworden ist, hat in seiner jetzigen Gestalt zu sein aufgehört. Die Gründe der Auflösung der „Meiningen“ sind finanzieller Natur.

Bei Herstellung der Goetheischen Handbibliothek innerhalb des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar ließ man an einen bisher fast ganz übersehenen Schrant, in dem man eine Musikalienauskunft, sowie praktische Studien zur Harmonielehre nebst Bearbeitungen von Tonstücken aus Goethes eigener Hand gefunden hat.

Heinrich Vogl, der berühmte Tenor der Münchner Oper, begibt am 5. November d. J. die Feier seines 25jährigen Jubiläums als Sänger und zugleich als Mitglied der Münchner Hofbühne.

Franz Hill Lehmann ist von der Generalversammlung des Bühnenvereins in München von den Folgen ihres Kontraktbundes gegen die Berliner Hofoper befreit worden. Sie kam also von jetzt ab wieder ein Engagement an einer deutschen Anstaltbühne annehmen oder auf derselben gastieren. Die Künstlerin wird gemeinschaftlich mit ihrem Gatten, dem Tenoristen Kästlich, zu Anfang der nächsten Saison ein Konzert in Berlin geben.

Die Berliner Hofopernsängerin Fräulein Emilie Herzog hat sich mit dem Musikschritsteller Herrn Dr. Heinrich Eklert verlobt.

Es wird uns folgendes berichtet: In einem zu Baden-Baden stattgefundenen Kirchenkonzert des königl. Domchors aus Berlin führte sich der junge Orgelwurm Herr C. L. Werner, der sich in Baden-Baden niedergelassen hat, mit sehr günstigen Erfolge ein. Herr Werner (ein Schüler C. A. Fiskens in Dresden und Herr. Guilmants in Paris) versteht es, bei einer vollkommenen technischen Durchbildung mit großem Geschmack und mit Feinsinnigkeit zu registrieren, ein Vorzug, der heutzutage immer mehr geschätzt wird.

Theodor Kirchner, der bekannte einsinnige Lieddichter, der hervorragende lebende Vertreter aus der Schule Robert Schumanns, gedenkt Dresden zu verlassen und nach Hamburg zu übersiedeln, nachdem sich die Hoffnungen des jetzt 67jährigen Künstlers, im Anschluß an seine Lehrtätigkeit am königl. Konservatorium zu Dresden einen ergiebigen Wirkungskreis zu finden, in seiner Weise erfüllt hatten. Kirchner, der in den Jahren 1873–1875 an der Spitze der königl. Musikschule zu Würzburg stand, kam 1883 nach Dresden.

Der Münchner Tenorist, Kammerjäger Nachbaur, tritt am 30. September endgültig in den Ruhestand.

In Berlin verschied der schwäbische Liederkomponist Gustav Freilich. Einige seiner Gedichte sind in der ganzen Welt verbreitet, so „An der Weier“, „Wenn ich zwei Herzen scheiden“. Letzteres bezeichnete Emanuel Geibel einmal als die ihm liebste Composition seines Gedichts und gab ihr damit den Vorzug vor jener Mendelssohns.

In Mühlstein (Weihen) ist der Domorganist und Musikdirektor Bernard Hüls, bekannt durch seine kirchlichen Compositionen, 80 Jahre alt, plötzlich am Herzschlag gestorben.

Die Berichte, welche wir aus Wien über das vierte deutsche Sängerbundesfest erhalten, konstatieren sämtlich das treffliche Gelingen desselben. Die deutschen Stammes- und Gesangsbrüder, welche aus allen Teilen des Reiches, über 10000 Mann stark, in Wien zusammengekommen waren, wurden auf das herzlichste begrüßt und nahmen die erhebenden Einbrüche mit in ihre Heimat zurück. Die Sängerbühne faßte etwa 40000 Personen und wird die glänzende Musik derselben gerühmt. Besonders zart kamen die Pianoforte der Chöre zu Gehör. In den beiden Konzerten wurden viele gute Reden gehalten, in welchen die nationale Zusammengehörigkeit der Deutschen im Reich und in Österreich betont und dem Kaiser Franz Joseph, der durch den Erzherzog Karl Ludwig vertreten war, manche aufrichtige Danksagung dargebracht wurde. Die Gesamtbeiträge wurden von den Herren Maier und Kreiser tüchtig geleitet. In den beiden Hauptaufführungen gefiel u. a. der imponierende Chor „Germannengang“ von Franz Maier ganz besonders. Nicht ein Mißton hörte die Harmonie des Reiches; ein Versuch zu einer antiken Demonstration im Proter, den ein Wiener Sänger machte, wurde von den anwesenden Sängern aus Deutschland kurzerhand zurückgewiesen. Auch der finanzielle Ertrag des Sängerbundes soll ein günstiger sein, denn die öffentlichen Aufführungen derselben waren gesteuert voll.

Direktor Maier hat Fräulein v. Ehrenstein in einen glänzenden Gastspielantrag nach New York gestellt. Er bietet der Künstlerin für zwei Monate 40000 fl., von welchen 25000 fl. sofort bei einem Wiener Kaufhause zur Verfügung des Fräuleins v. Ehrenstein erlegt werden sollen, freie Reise und Aufenthaltskosten für zwei Personen.

An dem Genfer Sängerbundestreffen nahmen nur Vereine aus Frankreich und aus der französischen Schweiz teil. Die deutschen Gesangsvereine der Schweiz zogen es vor, das Sängerbundesfest in Wien mitzumachen. Im ganzen wurden 170 Gesangsgruppen mit Preisen beehrt, welche meist aus ihren Beständen.

An dem Aelterfest auf Nigli-Rösterli wurde auch ein Preis im Alphornblasen vergeben. Derselben erhielt J. J. Ulrich von Mütthalp.

Den Echo de Paris zufolge hat die Leitung des Stadttheaters von Paris trotz der heftigen Opposition, die sich im Publikum kundgab, den Versuch, die im kommenden Winter „Lohengrin“ aufzuführen.

Der Sängerin Christine Nilsson, jetzt Gräfin Miranda, ist auf dem Sibahof in Paris ein Unfall zugefallen. Sie glitt aus und fiel zu Boden; — hierbei geriet der Fuß in eine Vertiefung des Perrons und erlitt eine heftige Quetschung.

Im Krähnenpalest in Emdenham soll im Jahre 1891 nach dem Vorbilde des händelischen ein dreitägiges Mendelssohnfest stattfinden, welches ausschließlich Mendelssohnschen Oratorien gewidmet sein wird.

Lady Dunslo, die ehemalige Chansonetten- und Sängerin in London, ist entlassen, zur Musikhallenbühne zurückzukehren. Der „Dublin Express“ will wissen, daß Lord Dunslo, nachdem ihm sein Gesangsprozess gegen seine Gattin nicht gelungen ist, nach Südamerika reisen wird, um baldmöglichst zu jagen.

Lady Dunslo betruft sich gern und blickt sehr häufig ihre Ansichten im Gesangsab.

Joh. de Swerts Oper „Piccolino“ soll in diesem Winter in Amsterdam aufgeführt werden. Dieser Künstler ist jetzt Leiter der städtischen Musikschule zu Ostende.



Neue Musikstücke.

(Klavierstücke.) Das Ursprüngliche, Bedeutende voran! Dazu gehören die „Ergänzungen an Klavier“ von Ernst Henner (op. 6. Berlin, Verlag von Ries & Gieseler), die vier musikalischen Erzählungen, welche uns da geboten werden, sind frisch, lebendig, rhythmisch reizvoll und stehen abseits von beiragenden Tongeleisen. Besonders einnehmend sind: „Einsame Wege“, „Märchen aus alter Zeit“, „Medische Lieder“, welche sich für die Bildung des musikalischen Geschmacks der Jugend besonders eignen, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch jeder Erwachsene diese Stücke mit Genuß spielen könnte. — Viel musikalischer Völsch und Ursprünglichkeit im Tonus begegnet uns in den „Märchenbüchern“ von Wiel-Lange (Verlag von W. H. Hansen, Kopenhagen und Leipzig). Diese „Aventurbilder“ scheitern in je fünf Abteilungen die Märchen von den „weisen Schwänen“, von der „Hühnerwarterin Gerland und von „Hühnerbörde“ (dänisch); Aspekt; eines ist reizvoller und origineller als das andere. Die technischen Schwierigkeiten dieser verworrenen Pianopiecen sind jene der Kinderstücke von Schumann. Dem Lehrer geben diese keinen Kompositionen viel Anregung, im besten Falle Vorträge zu unterweisen. — Eine Erinnerung an die edle Tönung des H. Henckels ist dessen Übertragung einer von Baron von Friedrichs komponierten Cello-Melodie für das Klavier. Man erkennt auch an dieser musikalischen Kleinigkeit das Geschick Henckels im Tonus. (Berlin, Georg Boshow). — Im Verlage von W. Beyer & Co. Nachf. in Düsseldorf ist eine Humoreske von G. Kramm und zwei Charakterstücke von Julius Tausch erschienen. Die Humoreske wird nicht hochgeschätzte Anforderungen an den Tonhörer befriedigen; sie ist wertvoller als der „altgermanische und mittelalterliche Zug“ von J. Tausch, welchen Stücken gleichwohl ein gewisses ursprüngliches Gepräge nicht abzusprechen ist. — Ein „Konzertwalzer“ von M. Scherz (mit polnischem Titel) (Verlag von Richman & Brendler, Warschau) und eine phantastische Polonaise von J. Walitzky (mit ungarischem Titel) werden sehr spielfertigen Pianisten Gelegenheit geben, ihre Bravour plätschen zu lassen. Musikalisch bedeutend sind beide Stücke nicht.

(Chöre.) Im Verlage von Albert Rattke in Magdeburg erscheinen vierstimmige Männerchöre, welche sich „Sängergrüße“ betitelt. Darunter befinden sich sechs Chöre von Herrn Richter, die nach den Partituren zu urteilen, eine vorwiegend günstige Wirkung bei der Aufführung erzielen müssen. In diesen vierstimmigen Chören zählen wir das „Schummerlied“, „Im deutschen Geist und Herzen“ und das durch seine vollständig lebenswürdige Schlichtheit gewinnende „Lieb, Größt Gott“. Das „deutsche Kaiserlied“ trägt an der Stirn als Tempelbezeichnung das Schlagwort: „Gehet mit Bewegung aber erhaben“, dem getragenen Eingang dieses Chors folgt, ruhiger mit „Anschau“ ein Anruf an den „Allmächtigen und Allweisen“ und so klingt hymnenartig der Chor aus. — Ein wertvoller, den Genußplänen der Liebesfestspiele fernbleibender Männerchor mit Tenorsolo ist Carl Schulerz: „Die Sommernacht“ aus Schiefels „Der Trompeter von Säckingen“ (Verlag von Wilhelm Hansen, Kopenhagen und Leipzig). Dieser Chor erzielt durch gewandte Modulationen einige reizvolle Klängeffekte. — Jüngst sind in Leipzig bei Fr. Kistner vier Lieder für gemischten Chor von Wilhelm Speidel erschienen (op. 81). Frisch und anmutend ist das „Mädel“, ernst und würdig die „Ewigkeit“, — allerliebst, im Volkston gehalten, der Chor „Nacht wach!“.

(Orgelstücke.) 370 Choral-Zwischenpiele in den gebrauchlichen Dur- und Moll- und in den Kirchenanordnungen von Dr. Hans Hartman, Universitätsmusikdirektor in Dorpat, und Fr. W. Franke, Stadtkantor in Nordlingen. (Nordlingen in Kommission bei C. S. Beckh's Buchhandlung. Preis 2 Mk.) Man muß über die Fülle von musikalischen Einfällen und Verbindungen staunen, welche dieses für Orgelspieler unentbehrliche Werk enthält; es ist hier Reichtum nur das Ergebnis einer ungemein gründlichen Kenntnis der Harmonik. Auch für Komponisten, welche im Tonus noch nicht fasselt sind, wird diese Sammlung von Zwischenpielen viel Anregendes und Belehrendes bieten. Die Themen liegen da nur so zum Ansehen und Nachbilden herum. — Im Verlage von Chr. Friedr. Viewegs Buchhandlung in Osnabrück sind 18 Orgel-Vorspiele von A. Reinbrecht zur Übung und zum Gebrauch beim Gottesdienste erschienen. Sie sind im durchaus edlen Ton-

saß gehalten und legen dem Spieler nicht die Bewältigung großer technischer Schwierigkeiten auf. Eine äußerst anregende Sammlung von Fagetten ist in demselben Verlage von Robert Meißner erschienen. Die kleinen Fageten sind meist von deutschen Meistern des 18. Jahrhunderts geigelt und eignen sich zur Vorbereitung auf das Studium schwieriger Orgelwerke, insbesondere Seb. Bach'scher Fageten ganz ausgezeichnet. Von Meißner hat mit fachtündiger Hand die Orgelstücke mit Fingerfageten und Pedalapparat versehen und hat sie so zum praktischen Orgelunterricht in Seminarien und Musikinstituten zweckmäßig eingerichtet.

Es liegen uns mehrere Kompositionen von Carl Göpfart vor, dem jugendlichen Chormeister des Männergesangsvereins „Höhenblauen“ in Baden-Baden, deren Beschreibung wir uns so lieber vornehmen, als uns darin ein gewandtes, schäferisches und originelles Talent entgegentritt: op. 40 Melodie für Violine mit Klavierbegleitung. Ein Musikstück, das harmlos ansieht, jedoch einen gewandten Geiger erfordert wegen der schwierigen Tonart Es dur. Einem etwas herben, klagenen Recitativ folgt eine süße Melodie. Ein kurzer Seitensatz von festem, leidenschaftlichem und dramatischem Charakter unterbricht die lyrische Stimmung, eine brillante Trillerfeste leitet wieder über in den Hauptatz und das ganze klingt verbindend und befriedigend aus. — Op. 41 Rubente für Violoncello mit Klavierbegleitung stellt weniger hohe Anforderungen an den Solisten als das vorhergehende Werk, erfordert aber leichte und gewandte Vorgehensführung und wird besonders der lebhafteren Jünglingsatz ansprechen. — Op. 42 Christliche Skizzen für Pianoforte (mittelschwer). Sehr fein und geistreich gearbeitete Stimmungsbilder. Nr. 1 trägt die Ueberschrift: „Lied“, Nr. 2 „Fr. Richter und Nr. 3 Hoffmann v. Fallersleben und jedes Stück verjucht die Dichter musikalisch zu charakterisieren. In Nr. 1 wirkt neben tiefer Innigkeit des Gefühls und melodischem Reiz des lyrischen Ausdrucks auch ein eigenartiges Kolorit. In Nr. 2 findet man in kleinen Rahmen viel Stimmungs- und Formreichtum, aus dem Herzen quellende Kraft vereinigt mit schwungvollem und geistreichen Punkten. In Nr. 3 trifft die natürlich empfindende und frische Melodie einen gefunden Volkston. Gleich der Anfang verjucht uns in den deutschen Wald und damit in die frühesten Stimmung. — Op. 44 Vier Orgelstücke und Op. 46 Sonate für Orgel zeigen gleichfalls die begabte und vielseitige Gestaltungskraft des tüchtigen Komponisten. — Op. 47 Lieder und Tänze aus Thüringen. Zwei Feste vierhändiger Musik, voll festen Humors und sprudelnder Frische, verlangen ebenfalls zwei gute Spieler. Gleichwohl müssen wir die Meister tadeln, die Stimmen beider Spieler übereinander zu drücken. Für den Komponisten und Partiturlesenden mag diese Einrichtung ihre Berechtigung haben, für die ausführenden Spieler jedoch ist dieselbe ganz zu verwerfen, da die Uebersicht erschwert wird.



Miscellen.

— Nuber war nicht empfindlich gegen abfällige Kritiken. Als im Jahre 1864 seine Oper „La Fiancée du roi de Garde“ in Paris aufgeführt worden war, erhob dieselbe neben verhältnismäßig Lob auch heftigen Tadel in den Journalen. Nachdem er die Kunstberichte gelesen, nahm er die 6500 Franken, die Voreinnahme für seine Oper, welche sie in die Journale ein, welche ihn am heftigsten angegriffen, und — verwahrte sie in seiner Schatzkammer.

— Prossin rief stets zur Erweiterung der Pariser bei. Am 15. Februar 1864 war bei ihm eine aristokratische Soiree; auf der Einladungskarte, die an Nuber gerichtet war, befand sich die Bemerkung: „Man wird von der Aristokratie (Meyerbeers) gar nicht sprechen.“

— (Don Juan's Wohnstätte.) Don Juan, der durch Mozarts Oper allbekannte Don Juan de Marana, wohnte in Sevilla, und noch wird in einem seitab gelegenen Winkel der Plaza de la feria, dicht hinter dem Chöre der Kirche Omnium Sanctorum, ein kleines Haus mit einem halb in arabischem, halb in germanischem Stil gehaltenen Doppelfenster über dem Balkon als das bezeichnet, welches

er bewohnt habe; jetzt gehört es dem Geschlecht Montijo y Tebea, demselben, aus dem die unglückliche Kaiserin von Frankreich, Eugenie, entsprossen ist. Das Ende aber von Don Juan's Leben schließt die Sevillanische Uebersetzung nicht wie Mozart oder vielmehr sein Librettist: sie wendet dasselbe in eine Weise, welche dem Denken des Volkes nicht minder angemessen und jedenfalls um vieles dichterischer ist. Gint bei Nacht durchstreift Don Juan, nachdem er eben eine Schmelzerei verlassen, die Stadt auf stille Abenteuer. Ein Reizung kommt ihm entgegen. Mit John hält er denselben an und fragt nach dem Verstorbenen. Er erhält zur Antwort: „Wir begraben Don Juan de Marana.“ Halb betroffen, halb zum Spotte schließt er sich dem Leichenzuge an und wandelt mit durch die dunklen Gassen. Endlich tritt der Zug in eine Kirche ein; unter Gesängen, die wie Stimmen des letzten Gerichts dröhnen, wird der Sarg vor dem Altar niedergelegt und der Sarg abgehoben. Da erkennt Don Juan sich selbst, in dem Sarge liegend. Wenigstens fällt er nieder, und als er am Morgen in der nun wieder leeren Kirche erwacht, erwachte er auch zu einem neuen Leben: sein altes Dasein haben die Geister zu Grabe getragen. Er baut aus den Reichtümern, die ihm noch eigentümlich sind, das große Armen-Krankenhaus der christlichen Liebe, das „Hospicio de la Caridad“ und widmet eben diesem in bühnender Frömmigkeit den Rest seines Lebens.

— John Field, der vor ungefähr einem halben Jahrhundert verlebte Meister, welcher während seiner letzten Lebensjahre als Pianist in Moskau wirkte, war dem Genuß des Weines in hohem Maße ergeben. Seine Gesundheit hatte oft unter den schädlichen Einwirkungen seiner süßen Angewohnheit zu leiden; einmal erkrankte er bedenklich. Der zu Rate gezogene Arzt verbot ihm den Genuß des Weines vollständig, ließ sich jedoch bewegen, da er den eindringlichen Bitten um Gewährung auch nur eines Glases täglich nicht auf die Dauer zu widerstehen vermochte, seinem bedauernswerten Patienten ein Glas Wein täglich zu bewilligen. Bei seinem nächsten Krankenbesuche nahm der Arzt mit Verwundern die Versicherung Field's entgegen, daß derselbe nur ein Glas täglich zu sich nehme. Aber was für eins?! — Sein Blick fiel zufällig auf ein riesengroßes, eine volle Flasche stehendes Weinglas, welches unter anderen Medicamenten auf dem Tische stand und dessen sich der zur Entlassung verurteilte Kranke augenscheinlich bedient hatte, um der Verordnung seines Arztes aufs genaueste nachzukommen. Der Arzt sorgte natürlich für sofortige Vereinfachung dieses Weinstrahms unter den Trübsalgefahren; Field erlangte bald seine Gesundheit wieder. Das Glas aber hatte er sich auf folgende Weise zu verschaffen gesucht: Eine seiner Schülerinnen war die Tochter eines Glashäufers in Moskau. Er versicherte nun auf die geniale Idee, durch diese Dame bei ihrem Vater ein möglichst großes Weinglas zu bestellen, das auch, duldigt angestrichelt, dem Weisall, sowie dem Durste Field's in vollkommener Weise gerecht ward.

— Eine originelle Aufführung der „Zauberflöte“ fand 1861 in Braunschweig statt. Vor Beginn der Vorstellung erschien nämlich ein Schauspieler mit der Nachricht: „Da Fräulein Stord plötzlich unwohl geworden, so wird, um die Vorstellung nicht zu unterbrechen, Fräulein Z. die Partie der Königin der Nacht, jedoch mit Hingewegung der Gesangsnummern und des Dialogs übernehmen.“ Und so geschah es. Bei der Verwandelung im ersten Akte schritt die Königin majestätisch von ihrem Thron herab, überreichte Tamino das Porträt, machte eine hübsche Handbewegung und verschwand — um nicht wieder zu erscheinen.

— Mozart wurde als ein sechsjähriger Knabe von seinem Vater an den Wiener Hof gebracht und spielte vor dem Kaiser Franz I. Dieser trat zu ihm und wollte die Noten umwenden. „Nein,“ sagte der Kleine, „laß du den Kapellmeister Wagenseil mit hereinsehen, der versteht's.“

— (Ein König ohne Geld.) Als nicht die Einkünfte Ludwig XV. nicht ausreichten, um den Hofbedienten den Gehalt pünktlich zahlen zu können, kamen die Opernfänger zum Minister mit einer Bittschrift ein, daß er ihnen die angebotene Gage auszahlen lassen möchte. „Meine Herren,“ sagte der Minister, „wir wollen erst die betreffenden, welche meinen, dann soll die Reihe an Sie kommen, die lachen und singen!“



nach einer Woche werden Sie ein gütliches Ergebnis erreichen. 2) In jeder ausführlichen Harmonielehre werden Sie eine Anleitung zum Transponieren finden, welches ohne Verrücktheit des harmonischen Materials schwer angest. Am leichtesten werden Sie transponieren, wenn Sie beim Hebertagen der Töne aus einer in die andere Tonart nicht nur die Noten, sondern auch die Intervalle lesen. Bei reicher harmonisierten Kompositionen müssen vor allem die Grundaccorde richtig erkannt werden. Beim Hebertagen von Liedern aus hoher Stimmunglage in eine tiefere wird der vom Komponisten beabsichtigte, nur bestimmten Tonarten eigene Klangreiz eingeblüht.

W. J. in K. „Zum Vorspielen auf dem Klavier für ein besseres Publikum“ eignen sich: Godes „Phantastische“ op. 41, W. Bargiels „3 Klavierstücke“ op. 8 und „Nacht-Bianofortstücke“ op. 32, Ludw. Hermanns „Klavierkompositionen“ (op. 1, 2, 5, 9, 11), welche poetisch stimmungsvoll und von sehr gediegener Arbeit sind. A. Scarus „Schöne Phantastische“ op. 2, A. Scherwenas „Zwei Erzählungen“ op. 5, „Improvisationen“ op. 11 von Rob. Fuchs, besonders in Nr. 5 als Vortragsstück gut verwendbar. Albumblätter op. 28 von G. Krieg, „Charakterstücke“ op. 50 von J. B. Hartmann, „Alta Jüngere“ op. 1 von Fr. Hegar, als Koncertstück gut geeignet, „Mazurken“ op. 12 von H. Kleinmichel, „Vier Charakterstücke“ von Fr. Kiel, Th. Volkweilers „Klavierkompositionen“ op. 16, 18 und 22 mit den abgeleiteten Titeln Barcarole, Trois penches fugitives, 2 Impromptus. Schließlich „Balladen“ von Joh. Brahms op. 10. Das genügt!

An den 14-jährigen Schülern in Marburg. Nicht übel! Erbauen Sie sich auch fernherhin an großen Vorbildern.

M. O. in R. Sie sprechen sich gegen Damentapellen aus, weil die weibliche Würde bei den öffentlichen Aufführungen derselben leide. Wir pflichten Ihnen nicht bei; das Ausüben der Kunst gehört zu den ehrenhaftigsten Erwerbsformen und wenn Männer unter der Konkurrenz von Damen zu leiden haben, so muß dies geduldet hingenommen werden. Für ihre Würde lassen Sie die Danten selber sorgen.

P. C. T. in Altona. Drei von den eingeschickten Mänteln sind angenommen.

N. K. in Heddeshheim. Die Musikbeilagen der „Musikalischen Jugendpost“ sind einzeln nicht käuflich.

L. M. M. in New York. Sie wünschen, daß wir Ihnen „recht passende, d. h. zum Vorspielen taugliche, nicht triviale und nicht allzu schwere“ Klavierstücke empfehlen. Ein ausgezeichnetes „Wegweiser durch die Klavierliteratur“ ist jener von C. Carl Schumann, umgearbeitet und vermehrt von Ad. Nuthardt (3. Aufl., Verlag von Gebrüder Hug, Leipzig 1888). Dieser lobt Denbels „Salonstücke“, A. Wagners „Quartette“ op. 7, Max Bruchs „6 Klavierstücke“ op. 12, S. Brülls „Sphäre“ op. 37, G. Dornes „Musikalisches Bilderbuch“ op. 93, J. B. G. Hermanns „Noveltette, in 6 Klavierstücken“ op. 55, A. Rubinsteins „Solos“ de Petersbourg“ op. 44, P. Weig „6 Lieder ohne Worte“ op. 19, Guit. Wolfs „Larantelle“. Alle diese Stücke sind für die 4. Stufe der Spielfertigkeit gut geeignet. Dann empfehlen wir Ihnen alle Kompositionen von Robert Schumann, von St. Heller, von Ad. Henkel, von Ad. Jensen und von Clara Schumann (besonders op. 15 Pièces fugitives). Beziehen

3 Stalpersche und 1 Klossche Geige preiswert zu verkaufen. Offerten unter B. S. 15 postlagernd Bartscheid b. Aachen.

Aug. Kessler jr.

(früher J. C. Schuster)
Musikinstrumenten- und Saiten-Fabrik in Markneukirchen (Sachsen)
empfeilt alle Arten von Streich-, Blas- u. Schlaginstrumenten, deren Bestandteile, sowie deutsche u. italien. Saiten unter Garantie zu äusserst billigen Preisen.

Umsonst
versendet II. Preislisten über Musik-Instrumente aller Art das Musikwaren-Fabrikations- und Versand-Geschäft von Wilhelm Herwig, in Markneukirchen i. S. Lieferungen von Instrumenten etc. erfolgen stets tadelloso unter Garantie. Umtausch bereitwilligst.

ROM
Besondere ausgezeichnete leicht räumliche Saiten aller Instrumente. Versand franko nach allen Ländern. — Fabrikpreise.
Rapp. quinquennale Saiten.
Preislisten franko.
Ernesto Toller, Roma.

Violinen, Celli, Saiten, sowie alle Musik-Instr., am besten und billigsten direkt von der Instrumenten-Fabrik C. G. Schuster jun. 255 n. G., Erlbacher-Strasse. Markneukirchen, Sachs. Illustr. Kataloge gratis u. franko.

Edmund Paulus
Musik-Instrumenten-Fabrik Markneukirchen, Sachsen. Prachtvoll illustr. Preislisten frei.

Epochemachende Neuheit!
Herausgeber: **PHONOX**
mit perforierten Metall-Noten
Mit Piano-Forte- und Trumelo-Spiel.
Verlag: **W. Dietrich**, Leipzig.
VERSAND NUR GEGEN CASSE. Preis mit Kiste 22 Noten 30 M. NOTEN EXTRA 0,70 c. 60 1—N

Musik
Glas. u. mod. 5. Abdr. Oxy. Lieder, Lieder etc. alische Universal-Bibliothek. 700 Nrn.
Jede Nr. 20 Pf. See. ret. Aut. Vorlag. Stich u. Druck, starkes Papier. Eleg. ausgest. Album 1 Ld. ret. v. Klemm, Jadasohn etc. Geb. Musik 3. Editionen, Harmonika. Verschiedene gratis und franko von **Felix Siegel**, Leipzig, Dörtenstr. 1.

Ein völlig neuer Zithernägel.
Geehrt sein i. Ton und Ansetzung. Geschätzte Veränderung halber zu dem faßlichen billigen Preise von 600 Mk. gegen sofortige Kasse zu verkaufen. Offerten unter W. 4487 an Rud. Mosse, Köln.

Cäsar und Minka
(Autor, bekannter griech. Rarop. Händl.-Züchter). Prämiiert mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.
Zahna (König. Preussen)
Lieferanten vieler Kaiserl. u. k. Königl. Höfe

offizieren zur bevorstehenden Jagdaison ihre Spezialität in Versehen, Ochsen-, Breckel- und Windhunde, form dressierte, als auch runde und junge Thiere unter weittragender Garantie; sowie Luxus- und Wächchunden von grösster Umer- doge- und Sarghund bis zum kl. Schen- hündchen. Preisverzeichnisse mit Illustrationen in deutscher u. französischer Sprache franco gratis.

Ein verstimmtes Klavier ist eine Plage

für den Spielenden, wie für den Zuhörenden.
Wie leicht jeder Laie im stande ist, sich sein Klavier selbst zu stimmen, ja selbst leichte Reparaturen auszuführen, ohne auf den Klavierstimmer warten zu müssen, wird gezeigt in

Praktische Anleitung für Klavierspieler zum Selbst-Stimmen und zur Selbstaussführung kleiner Reparaturen des Pianofortes von A. Schrödter.
Geheftet M. —.80, fein gebunden M. 1.20.

Carl Rühles Musikverlag in Leipzig, Heinrichstrasse 6/7.

Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart-Leipzig:

Musikalisches Künstler-Album.

14 Original-Kompositionen von Kammerländer, Kleffel, Lachner, Prestele, Rheinberger und Weillner nebst Zeichnungen von Paul, Traub und Zehme. Grosses Royal-Format.

Ausgabe I: In geschmackvoller und solid gearbeiteter Leinwand-Mappe mit Schwarzdruck-Pressung. (Früher 18 Mark) Preis jetzt **4 Mark.**

Ausgabe II: In geschmackvoller und solid gearbeiteter Leinwand-Mappe mit Golddruck-Pressung. Inhalt auf farbigem Kupferdruckpapier. (Früher 20 Mark) Preis jetzt **5 Mark.**

Bei gewünschter direkter Uebersendung sind noch 50 Pf. für Porto beizufügen.

Ein ebenso prächtiges als billiges Geschenkswerk. Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalien-Handlung.

Ein ebenso prächtiges als billiges Geschenkswerk. Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalien-Handlung.

Ivanovicis berühmter *Donauwellen-Walzer* befindet sich in Ballabend Bd. 5, 14 beliebte Tänze zusammen nur 1 Mark.

Ivanovicis nicht minder schöner *Seufzer-Walzer* befindet sich in Ballabend Bd. 6, 14 beliebte Tänze zusammen nur 1 M.

Derselbe Band enthält auch *Bohms* vielgesuchte „*Glissando-Mazurka*“.

Ballabend Band 7 (14 brillante Tänze zusammen 1 Mk.) enthält 14 zündende Tanzperlen von Coote, Godfrey, Morley, Necke etc. — darunter eine wunderhübsche Kreuzpolka. Carl Rühles Musikverlag in Leipzig, Heinrichstr. Köln: P. J. Tonger, Hofmusikhandlung.

Neuen billiges Klavier-Album.

Musikalisches Gebetbuch.

Ein Album leichter, junger Gebetweisen für das Pianoforte mit bedruckten Motten.

Preis 1 Mark.

Dieses brilliant ausgestattete umfangreiche Album enthält 14 weiche melodische (leicht ausführbare) Stücke in Gebetform von hervorragenden Komponisten; es sind nur nette, aber streng ausgewählte und gefällte Erzeugnisse der modernen Salonmusik.

Carl Rühles Musikverlag in Leipzig, Heinrichstrasse 6/7.

Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung
unter Bethelligung von Oldenburg und Hannover
BREMEN
Kaiserl. Marine-Ausstellung — Ausstellung der Hochseefischerei — Allgemeine deutsche Kunst-Ausstellung — Maschinen-Ausstellung Handels-Ausstellung — Gartenbau-Ausstellung.

Wer gute Musik liebt, kaufe das neue Werk von Professor Dr. Carl Reinecke

Musikalisches Kindergarten.

8 Bände für Klavier 2 & 4 händ. sehr leicht u. allmählich schwerer. Ferner Professor Reinecke's berühmter Werk

Von der Wiege bis zum Grabe.

In Leipzig, Berlin, Cöln, etc. etc. mit grösstem Erfolge gespielt.

Jul. Mehn. Zimmermann, Leipzig. Zu bes. durch jede Buch- & Musikhandl.

General-Vertrieb für Europa.

KARN
ORGELHARMONIUMS
IN ALLEN GRÖSSEN
FÜR
HAUS, SCHULE, KIRCHE
CAPELLE, LOGE.
BESTE QUALITÄT REICHSTE AUSWAHL
BILLIGE PREISE
EMPFOHLEN VON DEN ERSTEN AUTORITÄTEN
ILLUSTR. PREISLISTE GRATIS
RICHARD SCHREIBER
Hamburg, Kehrvieler 5.
General-Vertrieb für Europa.

W. E. Voigt jr.
Markneukirchen i. S.
Gebrüder 1866.
Musik-Instrum. u. Saiten-Fabrik.
Kunstl. Vers. aus erst. Hand.
Anerk. vorzügl. u. billige Bezugsquelle. Illustr. Preisverz. gratis und franko.

Streichinstrumente und Zithern
vers. „zur Probe“ ohne Nachnahme.
Otto Jäger, Frankfurt a. O.
Illustr. Preisliste gratis und franko.

Musikalien
In allen denkbaren Arrangements zu billigen Preisen. Schnelle Bedienung, da fast alle gute Sachen vorrätig.
Günstige Bezugsquelle für Wiederverkäufer.
Einrichtung von Musikalienhandlungen.
Stilles, bestelltes billige Ausgaben. Auftrags- und Buchhandlung.
Carl Glock & Sohn
Bad Kreuznach

Rheinwein.
Gegen Einsendung von M. 30 versendet mit Fass ab hier 60 Liter reibungslos guten und gesunden **Weisswein**, absolute Naturreinheit ich garantiere.
Friedrich Lederhose, Ober-Ingelheim a. Rh.

L. P. SCHUSTER.
Markneukirchen in Sachsen.
Illustr. Preisliste gratis und franko.

können Sie alle gewünschten Multi-
falten durch G. Schirmer's Multi-
faltenhandlung New York 35 Union
Square, wo Sie auch die neuesten
Fotopapier erhalten können.

Conversationshefte.

Antworten. Es wurde an dieser
Stelle gefragt, ob in Paris nach
1870 G. M. v. Webers „Frei-
schütz“ gegeben wurde. Im An-
fang August 1890 erschien ein Be-
richt des Herrn Dr. Prongt über die
Subvention der Großen Oper in
Paris, welche im Jahre 1875 er-
öffnet wurde. Die Jahressubvention
der Pariser Oper beträgt jetzt jähr-
lich 900 000 Fr.; Herr Salazier hat
seit 1875 bis 1890 für Operaus-
stattungen 1583 822 Fr. ausge-
geben, wovon auf Mozarts „Don
Juan“ 181 515 Fr. und für die
Oper „Freischütz“ 105 459 Fr. ver-
wendet wurden. D. Deb.

In Nr. 14 Ihrer Musik-Zeitung
fragte ein Abonnent (O. R. 88)
nach dem Aufenthalt von Kraft-
Loridin. Dem Herr. Günseler
zur Notiz, daß Kraft-Loridin sich
für die Zeit teils in Meibach, teils in
Schäffburg in Siebenbürgen als
Direktor einer wandernden Truppe
aufhält.

Fragen. Mit in Bach-Lauts
(Toccata und Fuge für Klavier)
Fuge Seite 9 Zeile 2 im ersten Takte
der Achtelnoten nicht irrtümlich-
weise hinterlegt oder gefügt er hin?
Kraft-Loridin. J. D.

Ein Abonnent unseres Blattes
fragt: Ist Ihnen Prof. Bruckner in
London, Zuhörer einer Philan-
thropie School of Music, bekannt und
ist es ratsam, denselben eine alte
wertvolle Geige (er will dieselbe
event. kaufen) ohne Garantie zur
Verkauf und Prüfung einzulassen?
Wichtig ist einer unserer Leser in
der Frage, diese Frage gewiss-
haft zu beantworten.

In welchen Verlage und zu wel-
chem Preise sind die Parä-
mische der achten Dragoner und
festen Gitarren erschienen? M. S.

Rätsel.

Nimm einem Tondichter den Kopf
und du erhältst ein Bild,
Auf das man vor nicht langer Zeit
noch große Ehre hielt;
Und fängt du nun von hinten an
Dies Wortlein abzulesen,
Wirst du erhalten ein Gedächtnis,
Des Saft verjüngt dein Weizen.

Auflösung des Rätsels in Nr. 15.
Norma, Arnold, Cecilia, Helikon,
Tonica, Lauer, Arcopar, Gallien,
Erato, Recitativo.
Wachlinger von Granada.

Wichtige Lösungen lauten ein: César
Berlioz, Einigkeit. — C. Otto, Lehrer, Schütz.
— Bella Maier, Pianistin, Choren bei Pils-
nitz. — Karl Rosenbaum Jr., Barmen.
— Bogel, Annetor, Westkon. — C. Förster,
Lehrer, Witzig (Schleien). — Wag, Komte,
Gebrauch (Heg-Bez. Breslau). — Gustav
Gerschwint, Musiklehrer, Kumburg (Pommern).
— Wilhelm Brand, Musiklehrer,
Wittingen. — F. Höpner, Gutsbezir (Medien-
burg). — Fr. Hermann, Lehrer, Herr-
schel bei Subwerke. — Martha Drosch,
Fräulein (Pommern). — Johanna Glaser,
Klaus. — Gausy Böhmer, Oldenburg. I. Dr.
— A. Scholz, Lehrer, Sprietan. — Ferd. Müller,
Gager. — Anna Sauer, Altenburg. — J.
Müllengruber, Lehrer, Briesphöhe (Oldenb.).
— Friedr. Münter, Lehrer, Saargemünd.
— Rich. Bischoff, Lehrer, Briesphöhe (Saar).
— Franz Kämmerer, Seminarist, Barby a. Elbe.
— H. Schöder, Zeichner, Frankenberg-Saara.
— Karl Werner, Dramatiker. — Bertha Lorch,
Kumburg. — Friedr. Rich. Bischoff, Josen.
— Leopold Bild, Sing. a. D.

Soeben erschien
„Dequettorio-Mazurka brillante“
v. G. Krebs, M. I.
bei F. Kreyer, Crefeld.

Musik
Pianophon Drehklavier,
Violoncello, Violine, Kontrabaß,
Malt 129, Noten u. Malt 1. Markt.
30000 Malt 28. — 1. Noten u. Malt
30000 Malt 40. — 1. 0.60 Pf.
Symphonien, weiche, Noten, Spiel-
zeug, Accordons und alle nur erdenkliche
Instrumente zu billigen Preisen.
Hochfeine Nacht-Kontakte gratis info.
Bericht nach jeder Bar oder Kasse.
H. Behrendt, Friedrichstr. 160.
Berlin W.

Herm. Dölling jr.
Markneukirchen I. S.
empfiehlt alle Musikinstrumente
mit Zuberer unter Garantie;
Spezialität
Streichinstrumente
eigenes Fabrikat billigat.
Reparaturen promptest.
Illustr. Kataloge gratis und franko.

Wer ein wirklich touren-
tes, solid gearbeitetes, der
Neuheit entsprechendes
Musikinstrument
kaufen will, verlange Prole-
sthe von Aug. Oswald Brück-
ner, Wernitzgrün bei Mark-
neukirchen I. S.
Preisliste gratis u. franko.

Moritz Hamn,
Musikinstrumenten-Fabrik,
Markneukirchen I. S.
Ich empfehle in nur besten Qualitäten
zu billigen Preisen alle Arten
Orchester-Instrumente, Zithern
(Spezialität), Gitarren, Mandolin-
en und Saiten, Schweizer- und
Leitner-Spielwerke, Pianino-
elektro mit Musik, Mund-
und Ziehharmonikas in reichster
Auswahl.
Nichtkonvenientes tauschen bereitwilligst
um. Ausführliche Preislisten umsonst und
postfrei.

Mehrere ältere Geigen
sind zu annehmbaren Preisen zu ver-
kaufen bei Franz Spiess, Kapell-
meister, Glarus, Schweiz.

Kapssches Konzert-Pianino,
ganz neu, 1.41 m. hoch, kreuzsaitig,
7 1/2 Oktaven, statt 1900 M. zu 1050 M.
zu verkaufen, wenn sofort oder in vier
Wochen Zahlung erfolgt. Offerten sub
S. 5056 an Rud. Messe, Köln.

Ludw. Glaesler jr.
in Markneukirchen
(früher Mitinhaber der Firma
Glaesler & Herwig)
empfiehlt:
Musikinstrumente aller Art, nur
bestere Qualitäten. Spezialität:
In eigener Werkstatt hergestellte
feinste Streichinstrumente. Vor-
züglichste Reparaturen unter Ga-
rantie. Billige Preise. Katalog grat. u. frko.

5 Konzertgeigen und 1 Cello
zu verkaufen.
Näheres durch Rud. Messe, Schmalzkeiden.

Papageien.
Offener prachtv. grün. fingerz. Amazon.
anfang z. sprech. 35—40 Mk., sprechende
50—70 Mk., Graupapagei, jung, gelber Vog.
25—30 Mk., anfang z. sprech. 40—45 Mk.,
Eusepius Papagei 10 Mk., Affen n. all. ex-
otisch Vog. Brazeilian Vogelholz. v. A. H. Laas-
ner, Rio de Janeiro u. Berlin O., Adressen 26.

Keine Spielerel!
Sensationell!
Patent angemeldet
Puck!
zum Photographieren
Aufnahmegeräte, Gebrauchsanweisung
Einsend. v. 1.1.50 u. 20 Pf. Porto od. geg. Nam.
Cassette dazu mit 3 Platten & Chemikalien
zu gleichen Bedingungen.
Gelbke & Benedictus, Dresden
10. Kumburgstr. 10. Kumburgstr. 10.

Die besten Flügel und Pianinos
liefert
Rud. Ibach Sohn
Hoflieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers.
Barmen, Neuerweg 40, und Köln, Neumarkt 1. A.

Bravour-Walzer ersten Ranges!
„Ach einmal blüht im Jahr der Mai“
mit humoristisch-parodistischem Text für Pianof. von Paul Förster.
Preis 1 Mark.
Jeder Klavierspieler wird an diesem lebensfrischen, me-
lodischen Walzer seine Freude haben.
Carl Rühles Musikverlag in Leipzig, Heinrichstrasse 6.7.

Garantie-Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld.
also aus erster Hand, in jedem Maasse zu beziehen.
Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarz-weißen
u. weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Foulard n.
Rohseide-Stoffe, Sammete und Peluche etc. zu Fabrikpreisen.
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

IEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur aecht wenn jeder Topf
den Namenszug *Indiebig*
in **BLAUER FARBE** trägt.
Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Droguen-
Geschäften, Apotheken etc.

Dr. med. Lahmann's
Nährsalz-Cacao- und Chocolate
die einzig wirklich gesunde Cacao-Präparate weil ohne Zusatz schädlicher
Alkalien hergestellt, finden zumal auch wegen ihres höheren Nährwerthes
täglich mehr die Anerkennung aller Kreise.
Man verlange gratisproben von den alleinigen Fabrikanten
Hewel & Veithen in Köln a. Rh.

P. J. Tonger,
Hof-Musikalien-
und Instrumenten-Handlung,
Köln a. Rhein,
Inhaber des deutschen Patents
der Wünnenbergischen Patent-
Flöte, versendet Prospekt und
Preis-Verzeichnis kostenfrei.

Fahnen jeder Art liefert
Franz Reinecke, Hannover.
10 Fl. Rheinwein M. 12
Probekiste enthält 7 Sorten
Weisse, 3 Sorten
Rotwein eigener Kelterung,
sein, mild u. bouquetreich von
M. 60 pr. 100 L. an. Darob Rück-
kauf der Truben am Stock
n. sachgemäße Behandlung
in eigenen Kellereien, sowie durch
Erparung der Reisespensen bin-
lich im Stande, dem Käufer
Anspruchentliches zu bieten.
H. Schartiger, Heidelberg.

Ein junger Musiker
(abgelehnter Konservator), welcher
gegenwärtig nach seiner Dienstpflicht
bei einer österreichischen Militärka-
pelle nachkommt, sucht gestützt auf
Prima-Zeugnisse und Referenzen per
1. Januar 1891 eventuell früher Stellung
als **Organist, Chorregent, Kin-
viertler** (in einem Musikinstitut)
oder **Leiter eines Musikvereines**.
Off. Offerten mit Gehaltsangabe er-
bittet F. Hempel, Glatzau n. N.
(Bohmen).

Gesucht Musiklehrerinnen,
konservatorisch gebildet, für Eng-
land 600 M., Holland 600 M., Galatz
1000 Franken, bei freiem Unterhalte.
Womöglich Gesang. Vermittlungssan-
stalt **Stolze, 4 Schlosser, Dresden.**

Am Konservatorium der Musik
in Mannheim ist die 3.
Violoncellenklasse nun zu be-
setzen und wollen sich konserva-
torisch gebildete Lehrer melden. Die-
jenigen erhalten den Vorzug, welche
die Befähigung haben, selbständig
Klavierunterricht zu erteilen. Näheres
die **Direktion.**

Ein tüchtiger **Klavierspieler**,
welcher in Besitz von Reife, u. kl.
Ak. d. Kunst zu Berlin ist, wünscht
sich in einer mittleren Stadt als Klav-
viertler, event. Leiter eines Gesang-
vereins, niederzulassen. Offert. bittet
man unter Chiffre P. 3389 an Rudolf
Messe in Stuttgart zu richten.

Fleisch-Hack-Maschine
„PERFECTION.“
Die neueste, verbesserte und billigste
für Familiengebrauch
mit Wurstatz-
Verichtung.
Patentiert in
Deutschland, Eng-
land, u. Amerika.
Vorzüglich
in 3 Größen.
No. 1.
Hackt 1 Pfund
No. 2.
Hackt 2 Pfund
No. 3.
Hackt 3 Pfund
Preis von 8 bis 16 Mark.
Einfach, — Dauerhaft.
Practisch, — Billig.
Beste der Welt.
Zu haben in allen grösseren Geschäften
Europas für Haus- u. Kichenbedarf.
Hauptniederlage für Vertriebsvertrieb
Hugo Winkhaus, Köln a. Rh.
E. G. Elders — Hamburg.

Musikfische Jugendpost.
Preis pro Quartal 1 Mark.
Inhalt Nr. 16.

Zu Banne der Musik. Eine Künstler-
geheime von Claire Gerhild.
Ein Dröhler der Natur. Von Sophie
von Wibelung.
Alle Geschichten für junge und neue
Leute. Von Clotie Wetemari.
III. Freunde der Jugendzeit.
Oskar Rainers erste Reise. Eine
Erzählung von Frida von Kros-
noff. (Fortsetzung).
Spiel für die Jugend. Das Reisen.
Klaviersunde. Gedicht mit Illu-
stration von Frida Schanz.
Der fremde Geiger. Von Carl Carola
G...
Die Wälfürer. Von Dr. Robert
Berlin.
Briefkasten. Rätsel.

Musikbeilage:
A. Biehl, Jugendfreunden. Klavier-
stück.
R. Richards, Huhn und Rarphen.
Wie für eine Singstimme mit
Klavierbegleitung.
K. Franz, Wiegenlied. Für eine
Singstimme mit Klavierbeglei-
tung.
Probennummern gratis und
franko.

XI. Jahrgang Nr. 18.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Verlag von Carl Grüninger, Stuttgart-Leipzig (vorm. V. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich sechs, mit Künstler-Porträts etc. illustrierte Nummern und je eine Extrabeilage, bestehend in Verzeichnissen, für Hausmusik geeigneten Gesangs- und Instrumental-Kompositionen, abwechselnd mit Dr. R. Schobanas illustrierter Musikgeschichte u. s. w.

Inserate die fünfgepaltene Monoparille-Beile 75 Pfennig. Beilagen für je 1000 Exempl. Mark 4. — (eig. Gebühren für Postergemalte).

Ausschließliche Annahme von Inseraten und Beilagen bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin u. dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 80 Pfg. — direkt von Stuttgart und bei den Postämtern des Weltpostvereins 1 Mk. 50 Pfg. Einzelne Nummern 25 Pfg.

An unsere geehrten Abonnenten!

Seit Befehlen der „Neuen Musik-Zeitung“ — also seit mehr als zehn Jahren — haben sich die Herstellungskosten derselben, namentlich die Auslagen für Satz, Druck und Papier, so erheblich vertheuert, daß wir genötigt sind, den bisherigen vierteljährigen Abonnementspreis von 80 Pfg.

vom 1. Oktober ab auf 1 Mark zu erhöhen

ein Preis, der selbst bei nur vollständiger Befassung des seither Gebotenen immer noch als ein außerordentlich niedriger bezeichnet werden müßte.

Am unseren Lesern aber doch noch einen entsprechenden Ersatz hinsichtlich einer verbesserten Ausstattung zu bieten, werden wir, einem Lieblingswunsche zahlreicher Abonnenten folgend — bei dem bisherigen Preise war die Erfüllung desselben beim besten Willen absolut unmöglich — die

Musik-Beilagen

künftig, im Interesse ihrer praktischen Brauchbarkeit, auf doppelt so starkes Papier als bisher drucken und dem illustrierten Schmuck der Beischrift vermehrte Aufmerksamkeit zuwenden.

Weil uns aber auch die Darreichung nur ganz vorzüglichen

Materials an Musikstücken am Herzen liegt, so haben wir infolge Anregung der Redaktion

eine Kommission gediegener Fachmänner

eingesetzt, welche in Zukunft die Auswahl der Musikstücke mit bestimmen wird.

Endlich beabsichtigen wir die Preis-Ausschreibung für Musikstücke öfters zu wiederholen, da die letzte ein im ganzen vorzügliches Ergebnis geliefert hat; die Abonnenten werden Gelegenheit haben, sich im nächsten Quartal davon zu überzeugen.

Selbstverständlich ist, daß auch dem textlichen Inhalte fortwährend eine besonders große Sorgfalt zugewendet werden wird.

Da diese Heurungen und Verbesserungen nur unseren Abonnenten zu Flakten kommen, so wird sich deren freye Sympathie für unser Blatt trotz der kleinen, durch unabwendbare Umstände gebotenen Preiserhöhung gewiß nicht verringern.

Dies hofft mit Zuversicht der ergebene unterzeichnete

Verlag der Neuen Musik-Zeitung.

Carl Grüninger.

Seigenmärchen.

Von
Premierlieutenant a. D. H. Bernsteln in Berlin.
(Schluß.)

Nur dies einmal noch, nur dies eine, einzigmal noch, so höre ich es eben stehen. „Nanu nicht, will nicht,“ klingt es trögig zurück. „War ich's nicht, der am weissen angelpann wird und trotzdem in besser Stimmung blieb? Aber jetzt, beim Lack des Muggers, wird's mir ein bißchen zu viel. Und kurz und gut, drum — ich spanne aus.“ (Der Quintenwirbel ist's, der redet, denn eben idnarrt er ein halbes Duzendmal herum.) „So, was mich betrifft, so fühle ich mich besser. Aber wie geht's euch denn, Kameraden? Gut oder schlecht? Nanu, so sprech doch!“

„O, ich bin müde zum Einsinken, meine Füße tragen mich kaum noch,“ ächzte der Steg. „Treibt er's so weiter, dann werden wir noch alle miteinander verdröht,“ meinte ein Wirbel und die andern knackten

ihm Beifall. „Werken, plagen möchte man vor Wut,“ jähnte die Salzenesfel. „O, wie mir die Schlinge ins Holz schnidelt!“ „Nanu denn, Kameraden,“ begann jetzt der Quintenwirbel wieder, „hört, was ich euch vorzuschlagen habe und laßt mir eure Meinung — aber lasse, lasse — ich glaube, es horcht jemand.“ Und so leise wurde jetzt die Unterhaltung, daß ich nur hin und wieder ein Wort erlauschte.

Aber, so viel unterließ ich doch — recht erbarmliches Komplot, ein regelrechter kleiner Streit war es, der da gegen mich angezettelt wurde. Und umsonst waren alle Willen meiner kleinen Fürsprecherin, die sich selbst als Vermittlerin anbot, doch erst die lautwerbenden Wünsche bezüglich der verkürzten Arbeitszeit mir vorzutragen, eine gütliche Einigung zu verhandeln. Das sei vorbei, hieß es. Man habe sich eben geeinigt und, was die Hauptsache sei, vertraue aufeinander. Nanu, gerade die letzte Behauptung wollte mir doch ein bißchen gewagt erscheinen, denn —

„Was gilt's, Brüberberg,“ so brummt es eben mit tiefer Stimme unter dem stillen Stieg — „was gilt's, die Kleine mit der Weidenrinde läßt sich doch wieder um den Finger wickeln!“ „Oha, Gevaller,“

sieht es von drüben zurück, was mich betrifft, so könnte es im Gegenteil sehr bald passieren, daß mir der Geduldsfaden reißt und ich ihn gehörig ins Gesicht springe! „Papperlapapp, Fräulein Quinte, dazu war lange Zeit, papperlapapp,“ sage ich. „Sage, was du willst, alter Brummkäse. Kannst mich überhaupt nicht beleidigen, du, der zwischen lauter Mühen und Mühsäßen lebst... selbst einer gewesen ist!“ „Nun, wie er da lospökelte, der Herr Valsist, hei, wie sie ihm zurückgab, die kleine Sopranistin. Alle böse Geschichten waren es, die einer vom andern wühlte — wie es schien, waren sie einmal längere Zeit verlobt gewesen — alte böse Geschichten, auf die jetzt die Auspielungen hin und her flogen. Man konnte für den Augenblick vergessen, daß es bloße Dinge waren, die man vor sich hatte, so ganz wie wirkliche Menschen betrugen sie sich. Und das thaten auch die andern, die jetzt in den Streit sich hineinmengen und, wie natürlich, selbst zusammen und vom Hundertsten ins Tausendte gerathend, sich ausschrien, bis endlich keiner mehr reden konnte! Ja, so verändert haben die Sachen, als meine kleine Fürsprecherin jetzt — das Vogelgeflüster ungemein bedauernd — auf ihren Antrag zurückkam. „Gut,“, „Vorzüglich,“

„Angenommen“ ruft es von allen Seiten. Und er warntsvoll verdoppelt ich, als ein leises Knistern und Knacken, ein raschelndes Lebenigwerden im Innern des Instrumentes beginnt, meine Aufmerksamkeit. Minuten vergehen — da plötzlich ein kleines weißes Etwas aus dem rechten Ohr-Loch sich hervorwärtend — die Seele, die keine Geigenwelle ist's, die frei und anfreit im Instrumente steht. Und mit dem wohlbekannten Zinnungen klingt es jetzt, leiser, als der leise Windhauch: „Hör' einmal, du dort oben, hör' einmal!“ „Ich sprich, kleine Seele, ich sprich, was hast du mir zu sagen?“ „Nun fürs erste, daß du ein Glückskind bist, ein wahres Sonntagskind. Einmal nur im Laufe von hundert Jahren, das wisse, in der Mitternachtsstunde ihres ersten Heinstages ist's jenen Wesen, die ihr Menschen leblos nennt, vergönnt, mit euch sich in Verkehr zu setzen. Und gerade heute, wo so viel für dich auf dem Spiel steht, ist dieser Augenblick erschienen, vernimm ich, zu dir zu sprechen — dir einen Rat zu geben, der, wenn du ihn befolgst, dich vielleicht noch rettet!“

„O Seele, Seele, ichon ohne ich's, glaub' ich's zu wissen, was du mir zu sagen kommst! Nun — dann hast du geknisset, Abendschlücker! Aber ich will dir verzeihen, dir, der so schwer bereits bestraft wurde. Doch das glande mir, sie hatten nicht so ganz unrecht mit ihren Klagen, denn grundbräve Kerle sind's alle zusammen, selbst der Vabalken, wenn er auch den ganzen Tag über brummt und knurrt. Und du weißt ja nun, was du gegen uns verbrochen und wodurch allein du uns wieder verfühnen kannst. Aber auch, was dich selbst betrifft — sollte nicht auch für euch Menschen ein Geisig bestehen, daß die Spannung eurer Fäsern — es heißt ja, ihr hättet deren eine ganz bespudere Art — in gewisse äußerste Grenzen haunt? Vielleicht, daß du dagegen dich jenseitig aufstellt und so — dein eigener Gegner würdest!“

„O wahrlich, wie Schuppen fällt es da von meinen Augen!“ „Nun, siehst du! Und begreift du nun, wie thöricht dein vorher gefasster Entschluß war? Höre denn meinen Rat. Geh' zu Bett jetzt, schlaf und räume. Und auch morgen laß die Geige ruhen, nur abends, eh' du ins Kneuzer gehst, ihr' ein paar fräftige Striche und spiele die große Kadenz ein einzigesmal durch — weiter nichts. Thu' es, folg' meinem Rat und verlaß dich darauf, du hast gewonnen. Doch nun leb wohl. Schon hebt die Uhr zum Schläge aus, der uns wieder stumm macht auf hundert lange Jahre. Leb wohl und sei getrübt, armer Verzweifelter, es wird alles gut werden!“

„O hab Dank, kleine Seele, hab Dank und —“ „Ja wo, wo bin ich denn? Nacht, tiefe, stille Nacht um mich her, eiffige bittertälte Luft. Und ich Kneuzer, was ist aus mir geworden?“

Endlich gelingt's mir, den rechten Arm frei zu bekommen und die Augen reißend, mich ein wenig zu ermannern. Aber noch immer fehlt mir die eigentliche Besinnung, bis plötzlich ein Mondstrahl ins Zimmer fallend, es mit Tageshelle erleuchtet. Da mit einemmale finde ich mich in die Situation, komme zur Erinnerung meines wunderbaren Traumes.

Was's denn wirklich mir ein Traum? Freigelt, der ich in solchen Dingen nun einmal grundsätzlich bin, war ich im ersten Augenblick geneigt, es zu glauben, mir einzureden, daß Schelme im Wohnblumenstranz mit den Geistern des Weins verbündet, mich weckten. Aber jetzt, wie ich entdecke, daß dicht neben der Geige mein Ohr lag und just im Augenblick die Spinnstunde abgelauten ist — da wird mir's doch zweifelhaft, ob nicht vielmehr wirklich etwas vorgegangen ist, das man heutzutage geneigt ist, nur noch als phantastisches Märchen gelten zu lassen. . . .

Vermücht ich's nur der Sache noch ein wenig nachgrübeln, mir einen einzigen anderen Gedanken zu fassen, als den an Ruhe und Schlaf. Unmöglich das, ganz unmöglich. Müdigkeit umfängt mich von neuem, Großschauer durchbebt mich. Ehe ich's selber weiß, liege ich im Bett und fühle seliges Wohlbehagen durch meine sich erwärmenden Glieder strömen. Der lange Engländer drüben schnarcht! Praver Mann aus dem Lande des klassischen Westfalks — auch du bist gerettet; kein Nachbarn des Fiedelbogens kommt, um deinen heiligen Schlaf zu stören. Dir gleichwohl will ich's, schlafen, schlafen, daß die Sonne sich wundert. Gute Nacht, gute Nacht, denn ihr Leben daheim, ihr Fremde in der weiten Welt, und gute Nacht vor allem — du Einzige!

Ob ich jetzt nicht habe anderen Tages im Kneuzer? „Hm, hm, s' ist so eine eigene Sache mit dem Selbstlob, aber so viel kann ich sagen: Nie in meinem Leben habe ich so geliebt und werde vielleicht nie wieder ähnlich spielen. Ein Ton von ganz

berührender Süße war's, der meinem Instrument entquoll, ein Ton, der wie Sirenenlang die getragene Melodie klingen ließ. Und es zündete mein Spiel, gleich die ersten Takte, ich sah, wie eine Bewegung des Erkennens durchs Hans ging, wie man in der Hofloge die Konversation abbrach und die Logenons auf mich gerichtet wurden. Nun ich ließ mich's nicht aus der Fassung bringen, spielte, den Kopf zurückwerfend, weiter, ohne daran zu denken, was im nächsten Augenblick, wenn die gewaltigen tours de force kamen, sich ereignen konnte. Aber was geht denn eigentlich vor? frage ich mich eine halbe Minute später. Im Erdbeiler machen sie große Augen, in den Bänken zu mir hinansiehend, das Parterre reißt die Hälte, aus den Logen werden ganze Batterien von Overgändern auf mich gerichtet — kurz, das ganze Hans gerät in Aufrühr. Und mein Lieb drinnen im Parterre — o ich sah es wohl vorhin, als ich hinaus trat in blauer Staats Toilette, eine weiße Kose im dunklen Haar, aber ach, fast so blaß als die mit angstvoll geklammerten Lippen daßigen — es hat die Mienen von Grund aus verändert und drückt nicht, wie es doch seltener versprochen, den Dammern, sondern hat die Hände sprachlos vor Erstaunen in den Schoß sinken lassen. Vielleicht, daß ich noch lange mir den Kopf gebrochen hätte, was das alles bedeutete — denn auf mein Spiel es zu beziehen, fiel mir nicht ein, war es mir doch, als ob ganz von selbst die verschlungenen Doppelschiffen sich abwidern, ganz aus eigenem Antrieb der Bogen seine blühenden Alcedons springt — wäre nicht plötzlich eine jüdische Weisheitsfalte erklingen. Da erst merkte ich, daß ich soeben die habesbrechende aller Variationen heruntergespielt, die stauende Aufmerksamkeit des Publikums sich also wirklich an meine Adresse gerichtet hatte. Und es wankte nicht das Interesse, es steigerte sich von Satz zu Satz, rauschend war der Weisfall am Schluß.

Aber erst, als ich in der üblichen Weise mich dankbar zu zeigen, für die mir gewordene große Teilnahme noch eine Improvisation zugeb — da erst sind die Wärfel gefallen! Wunderbare Töne waren es, die jetzt den Saiten meines Instrumentes entbeben, jubelnd, schlagend, selig zitternd, Töne, die wie aus einer anderen Welt klangen, mich selbst in tiefer Seele durchschauerten. Und still war's im Saale, totschill. Eine Stundelinde konnte man fallen hören, wie ich, noch einmal alle Kraft zusammennehmend, bis hinauf in die äußersten Oktaven die Kadenzpassagen jage, dort in schwindelnder Höhe den Schlusstriller im Violinsolo endige. Weile, immer leise vibrieren seine Töne, bis endlich der letzte Hauch verfliegt und ich, der Bogen abslegend, mich tief gegen das Publikum verbeuge.

Von einem Tonkünstler des Altertums heißt es, daß er mit seinem Spiel die Steine zu bewegen wußte. Nun, was mich betrifft, so hab ich nie geknisset, ähnliches vollbringen zu können, und nicht Wunder nahm es mich daher, als die Mienen und Wände des Konzertsals seine Mienen machten, dem Weisfall der orphischen Steine zu folgen, sondern in ihrer goldstrotzenden Musikfertigkeit mich dahanden, während ich spielte.

Aber das ich nicht wankten, einstritzten, jetzt, als er losbrach, der rasende, donnende Apollon, der unbeschreibliche Weisfallsturm, das hätte mich fast erschreckt. Ein Jubel war's, wie ich ihn nicht für möglich gehalten. Und gar kein Ende wollte es nehmen das Handeklatschen, Zischerschreien und Bravorufen im ganzen Hause, immer und immer wieder mußte ich vortreten, bis endlich der Vorhang fallen und ich ins Künstlerzimmer zurückkehren kann. Man wartet dort auf mich, heißt es von allen Seiten. Wichtig, ein hochgewandener, aristokratisch aussehender Herr in weißer Kravatte, den obligaten Brillanten auf der Brust, eilt auf mich zu, wie ich dort einkreute. Der Intendant ist's, der meine Hand ergreift und sie mit einem: „Gratuliere, Herr Konzertmeister, Durchlaucht hat Sie lobend genannt“ — fast aus dem Gelenk schüttelt. Nun, ich hatte mir ja selbst Hoffnung gemacht auf meine Erinnerung, aber so unmittelbar kann sie mir doch im höchsten Grade überraschend. Kaum, daß ich Worte finde, die Konversation zu führen, die sich, um die Wahrheit zu geizen, länger als mir lieb ist, hinzieht, denn hinaus, hinaus treibt es mich zu ihnen, die ich weiß es, drängen mich erwarten — von meinem Glück, dem fassungslosen, zu sagen, zu jandzen!

Endlich das erste Kompliment. Eine Minute noch der brennenden Augenbitt, bis die Thür sich geschlossen hat, die Tritte verhallen. Argendwer hängt nun den Mantel um, über die Treppen mehr fliegend als schreitend gelange ich ins Freie, und da — da

sind sie! Mein Lieb im weißen Cambrico, das nur zwei strahlende schwarze Augen und die Hälfte eines halben Valentinschens freiließt, daneben der Herr Papa mit feierlich-würdiger Miene und Brüdern, das mitgekommen ist, um den Dunkel Wäizer zu hören.

Wen von ihnen ich zuerst umarmt, wen zuletzt geküßt habe? Welche Frage! Nur soviel weiß ich, daß auf dem Wege zum Bahnhof ich mich wiederfand in erstickten, gewaltig erstickten Gesprächen.

Und was verhandelt wurde in bestimmernder Gegenwart des Paps, der — eine fast beunruhigende Erscheinung — heute zu allem ja sagt?

Ich glaube nicht, daß ich's zu verraten brauche!



Zwischen Leben und Tod.

Von Moritz Titie.

(Schluß)

Henriette Sontag gab sich ganz dem Eindrucke hin, welche die Kontraste zwischen dem rauhen Prausen und dem freundlichen Innern ihrer Wohnung in ihr hervorriefen. Mit halbgeschlossenen Augen lag sie in den weichen Kissen des Sessels, vor ihr der Spiegel und das Tischchen mit den brennenden Kerzen und der Schmuckkassette. Eine stille Hieterteit lag auf ihrem anmutigen Gesicht; die Erinnerung an ihre glänzenden Trümpfe und die Aussicht auf eine ruhmvollere Zukunft mußten fremde Gefühle in ihr wecken. Wie in einem theatro mundi zog die Vergangenheit an ihr vorüber; sie sah sich als Kind in dem bescheidenen Vaterhause zu Koblenz, wo sie von ihren Eltern, beide Schauspielern, Lust und Neigung für das Bühnenleben empfing. Dann sah sie sich in Prag, dessen damals berühmtes Konservatorium sie zu ihren begabtesten Schülerinnen zählte, und als sie endlich dem Jurenden ihrer Lehrer nachgab, und als Prinzessin in der Oper: „Johann von Paris“ zitternd und zagend zum erstenmale die Bretter, welche die Welt bedeuten, betrat, da fühlte sie, daß dieser Schritt über ihre Zukunft entscheiden müsse.

Sie er entschied in glücklicher Sinne; alle Müdigkeit verlor sich und als der Vorhang sich heulte, hatte sie das erste Blatt zu ihrem Ruhmeskranz gepflückt. Ein großartiger Erfolg hatte ihr Debut gekrönt und mit voller Begeisterung gab sie sich mehr ihrer ebenen Kunst hin. Da — Knacke es nicht dort leise an der Thür, die zu ihrem Vorbord führte? Im Halbschlummer verschulden, gewahrte Henriette doch, daß sich leise und fast unmerklich die Thürflinte bewegte, daß die Thür innen fingerbreit geöffnet ward und sich gleich darauf geräuschlos wieder schloß. War es Täuschung oder Wirklichkeit, trümmte sie oder fand sich jemand veranlaßt, sie zu belästigen? Ach — es war wohl Nanny, welche sehen wollte, ob ihre Herrin ihrer noch bedachte! Freilich war dies sonst nicht ihre Gewohnheit, sie kam nie ungerufen, aber wer sollte es sonst sein?

Verzögert suchte die Sängerin den abgerissenen Faden ihrer Erinnerungen wieder anzuknüpfen und aufs neue die fremdlichen Bilder aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorzuziehen. Unwillkürlich fiel ihr träumender Blick in den Spiegel — — das Blut erstarrte ihr in den Adern — — Was es das Schreckbild einer gespenstlichen Nacht oder ein gränzwolles Werk ihrer errigten Phantasie: das Porträt des alten Herrn, welcher sich in dem Glase widerspiegelte, bewegte die Augen — — Eine erlösende Kälte durchdrangte den Körper des jungen Mädchens, sie fühlte, daß es über sie kam, wie ein lähmender Startraup. Sie hielt die Augen fast ganz geschlossen, aber zwischen den langen Wimpern hindurch sah sie doch, was um sie her vorging. Und jetzt bemerkte sie, wie die entsetzten Augen verschwand und zwei schwarze Löcher an ihre Stelle traten — zwei gränzhafte, große dunkle Punkte ohne Licht und Leben. Drängen jaumerte und wechelte der Sturm um die Geden und Giebel der Häuser, als fliehen die gemarterten Geister der Unterwelt um Erbarmen; unten auf der Straße aber stieß der Wächter in sein Horn und verkündete die unheimliche Stunde der Mitternacht. Wie vom Waffenschild gebannt, vermochte die Sängerin nicht das Auge von dem Wilde zu verwenden; sie wollte Hüfte rufen, aber die Sprache versagte ihr, sie versuchte aufzuspringen, um zu fliehen, aber der fürchterliche Schreck hatte sie wie gelähmt. Langsam begann sich jetzt das ganze Bild zu bewegen; einer unsichtbaren Hand folgend,

drehte es sich von der Wand ab. Ohne Zweifel war das Gemälde an Angeln befestigt, so daß es sich wie ein Laden oder eine Thür zur Seite drücken ließ. Eine schwarze, fensterartige Öffnung ward hinter dem Bilde sichtbar und aus derselben leuchtete sich jetzt eine Gestalt, sich prüfend im Zimmer umschauend. Eine Weile lauschte der Mann, dann schwang er sich unhörbar, wie ein Schatten, in das Zimmer.

Henriette Sonntag hatte jetzt die Augen ganz geschlossen, sie erwartete jeden Augenblick, daß das Herzstichende jeden Nervenschlag ihrem Leben ein Ende machen werde. Der Mensch plante ein Verbrechen, daran war nicht zu zweifeln; wenn es nicht auf ihr Leben, sondern nur auf Diebstahl abgesehen war, dann kam — das flüsterte die Sängerin — alles darauf an, dem Eindringling die Lieberzeugung beizubringen, sie sei von keinem Schlaf unfähig. Ihr Beruf als Bühnenkünstlerin erleichterte ihr diese Verstellungskunst, von welcher ihr Leben abhing; die leiseste Bewegung konnte ihr den Tod bringen, denn daß der Räuber unbewußt auch vor einem Werd nicht zurückschrecken werde, war sicher. Der Mensch trug eine schwarze Maske vor dem Gesicht, das hatte Henriette gesehen; jetzt aber füllte sie, daß er dicht an sie herangetreten war und sich über ihr Gesicht beugte, um ihren Atem zu beschaffen. Unmerklich öffnete sie die Augen ein wenig und gewahrte mit Entsetzen, daß der Verbrecher ein blaufärbliches Wesen in der Hand hielt. Der Mensch schien Argwohn zu schöpfen, ob der Schlaf ehl oder nicht vielmehr erstarrt sei; Henriette flüchtete das kalte Gitter an ihrem Hals, ein Druck — und ihr Lebensadler war zertrümmert! Mit allen Fibern kämpfte sie gegen eine Ohnmacht an, sie wollte sehen, was der Verbrecher beginnen werde, vorausgesetzt, daß er sie nicht mordete. Es war ihr, als leuchte sich der scharfe Stahl in ihre Kehle; sie glaubte, einen brennenden Schmerz zu fühlen und ein warmer Blutstrom schien sich über ihr Gewand zu ergießen. Aber es war Täuschung; endlich nach einer langen, juckbaren Minute zog der Unhold seine Hand zurück und verneigte die Mordwaffe in die Tüchle. Auch er schien sich in einer schrecklichen Aufregung zu befinden; er trat einen Schritt zur Seite und stützte die Maske ein wenig, um den Schwitz zu trocknen.

Da rang es sich aus der Brust des jungen Mädchens empor wie ein Aufschrei wie geistlichen Entsetzens, aber das Bewußtsein der nahen Todesgefahr gab ihr die Kraft, auch die Ausrufung des Schreckens zu unterdrücken. Der Mörder war — der Marquis v. Lamonnais, an dem vollen fleischschwarzen Haar und den starkgebildeten dichten Augenbrauen hatte sie ihn mit ungewöhnlicher Bestimmtheit erkannt. Mit raschem Griff ergriffte jetzt der Dieb die Kassetten mit den Diamanten der Sängerin und mit Hilfe eines Stuhles verschwand er wieder in der Öffnung. Dann brachte er das Bild in die vorige Lage zurück und alles war wieder ruhig und still im Zimmer.

Eine Weile noch lag die Sängerin regungslos, dann eilte sie nach der Thür, um ihr Mädchen und die übrigen Hausgenossen zu wecken; sie war von außen verriegelt. Jetzt war die Widerstandsfähigkeit der Künstlerin, die sie mit fast übermenschlicher Kraft aufrecht erhalten hatte, zu Ende; mit einem gelassenen Aufschrei brach sie ohnmächtig zusammen.

IV.

Der Morgen war angebrochen, aber in dem Schlafgemach der Sängerin blieb alles ruhig. Stunde um Stunde verging, Raunay hat die Zimmer geläubert und die Schloßlade für ihre Herrin bereitet, aber diese selbst ließ nichts von sich hören. Henriette Sonntag pflegte spät aufzustehen, aber sie ließ sich, nachdem sie erwacht war, gewöhnlich das Frühstück aus Bett bringen. Das Mädchen wurde ängstlich, als die Glocke im Vorhof der Künstlerin noch immer nicht erscholl und endlich ähnelte sie leise die Thür. Ein leiser Schrei kam von ihren Lippen; blickt an der Thür auf dem Teppich lang ausgereckt lag ihre Herrin, blickig angeliegt, wie sie aus dem Theater gekommen war, stumm und regungslos. Ein jäher Schreck durchzuckte das Mädchen, sie glaubte, die Sängerin sei tot, vielleicht gar ermordet. Angstvoll eilte sie zu einem Arzt, der in der Nähe wohnte. Als derselbe erschien, konstatierte er zunächst, daß die Kranke von einer tiefen Ohnmacht befallen sei; sie wurde sofort ins Bett gebracht und nach langen Bemühungen des Arztes schlug sie endlich die Augen auf, und nach und nach kamen ihr die Vorgänge der vergangenen Nacht zum Bewußtsein. Anfangs glaubte sie, es sei ein schwerer Traum gewesen, aber das Fehlen der Kassetten und das Porträt des alten Herrn, dem die Augen ausgegriffen waren, gaben ihr die

Gewißheit, daß es sich hierbei um schreckliche Wirklichkeit handle. Obgleich matt und schwach, erzählte sie doch dem Heilkundigen den furchtbaren Vorgang mit allen Einzelheiten; der Arzt hatte ihr die Aufregung gern erpart, aber die Sache war von so großer Wichtigkeit, daß er alles wissen mußte.

„Hier ist keine Minute Zeit zu verlieren, gnädiges Fräulein,“ sagte er, nachdem die Sängerin erschöpft schwieg. „Der Dieb wird mit seinem Raube schwerlich lange hier bleiben, er wird die Schmutzlachen schleunigst zu verlaten suchen, ehe das Verbrechen bekannt wird, und dann flüchten. Ich werde sofort Anzeige erheben, damit man sich so schnell als möglich der Person des Räubers bemächtigt.“ Die Patientin nickte zustimmend; der Arzt aber empfahl ihr mögliche Ruhe und ging. Eine halbe Stunde später kehrte er mit einem Kriminalbeamten zurück, der ein schonendes Verhör mit der Sängerin vornahm. Der Mediziner hatte ihm bereits den Vorgang ausführlich erzählt, so daß der Beamte sich auf wenige Fragen beschränken konnte.

Die Vernehmung ergab folgendes: Eines dem Bilde besaß sich ein Fenster, das aber jetzt ausgehoben war. Dasselbe führte nach einem kleinen Raum, der als Aufbewahrungsort für Kisten, Körbe und sonstige Gegenstände diente und von dem Treppenaufgang aus einen Zugang hatte. Der Marquis kannte die Wohnung jedenfalls von früher her und hatte sie für die Sängerin ausgewählt, um seinen längst vorbereiteten Plan zur Ausführung zu bringen. Als Henriette Sonntag dem Beamten mitteilte, daß die Thür zu ihrem Zimmer von außen verriegelt gewesen sei, hörte der letztere hoch auf. „Dann hat der Dieb Mitwisser in Ihrem eigenen Hause,“ sagte er, „man hat Sie verhindern wollen, Hilfe herbeizurufen. Dürfen Sie Ihrer Gasse trauen?“

„Ich hatte bisher keine Veranlassung, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln,“ versetzte die Gefragte, „aber es hat gestern abends meines Wissens auch kein fremder Mensch meine Wohnung betreten.“ „Das Mädchen wird sich eine Durchsicherung ihrer Sachen gefallen lassen müssen,“ erklärte der Mann des Geheißes; „ich erwarte noch einen meiner Unterbeamten, dann werden wir uns ein wenig in ihrem Zimmer umsehen.“ Bald darauf erschien der Erwartete und meldete, daß der Dieb verhaftet worden sei. Als er sich entdeckt sah, zog er ein Dolchmesser, daselbe, welches er in vergangener Nacht bei sich führte, aus der Tauche, um sich die Kehle zu durchschneiden, aber er wurde noch rechtzeitig daran verhindert. In dem vollständig reiferig gepackten Koffer fand sich die Kassetten vor; der Verbrecher hatte offenbar nicht gewagt, die Kassetten in Paris zu verkaufen, sondern beabsichtigte dies erst in London oder New York zu thun.

Auch die Hefen des Kammermädchens waren vollständig gepackt und man fand bei ihr Briefe, welche zweifellos von der Hand des Diebes herrührten. Wie die Interrogation ergab, war der angebliche Marquis v. Lamonnais in einem vornehmen Pariser Hause Lafai gewesen und hatte sich dort die Manieren eines Kavalliers angeeignet. Wegen Unredlichkeiten entlassen, führte er fortan das Leben eines Gentleman, wozu er sich die Mittel durch Doppelspieler erworb. Ueberall, wo er wollte, nannte er in großen Wägen und Hauptstädten, legte er sich andere Namen bei und in jeder Zeit, wo es noch keine Telegraphen gab, war es nicht schwer, sich den polizeilichen Verfolgungen zu entziehen. Die Bekanntschaft Mannys hatte er in einem Berliner Tanzlokal gemacht, und mit Hinzuziehung des Bruders der Zofe, eines verkommenen, arbeitsscheuen Subjekts, war das Alibi auf die Bretter der Sängerin zur Reise gebracht worden.

Der ehemalige Lafai wurde zu zehn Jahren Bann und Brandmarkung verurteilt, welche Strafe er in Toulon abbüßen mußte, das Mädchen kam mit mehrjährigem Gefängnis davon.

Die Sängerin aber erhobte sich sehr bald und als sie nach zwei Wochen das erste Mal wieder in der Oper auftrat, wurde sie mit einem Jubel empfangen, der selbst für das leicht erregbare Paris unerhört war. Es war der himmlische Glückwunsch des Publikums für die glückliche Abwendung der drohenden Todesgefahr.



Für Komponisten.

Wir haben in der ersten Nummer des Jahrgangs 1890 der Meilen Musik-Zeitung einige lyrische Gedichte von F. v. d. Port gebracht, welche bereits von fünf verschiedenen Tonkünstlern in Musik gesetzt wurden. Wir erheben aus dieser Thatsache, daß die Mitteilung wirklich geschickter versetzter Lieder für einen großen Teil unserer Leser ein Bedürfnis ist und werden wie bisher auf jene Mitten der Zeit aufmerksam machen, welche von mehreren Liederkomponisten gut verwendet werden können.

Vor kurzem ist in München im Verlag von G. Franz (A. Roth) ein Lieder-Cyklus von S. v. d. Port unter dem Titel: „Liedersammlung“ erschienen. Auf den Bänden des biederlichen Hervorbringens der Gegenwart steht dieser „Liedersammlung“ nicht; auch würden wir davon absehen, diese Gedichte in die Hand von jungen Mädchen zu legen, denn die Liederworte in den lyrischen Epigrammen der Dichterin S. v. d. Port sind zuweilen recht temperamentvoll und heiß. Allen gerade der kräftige, rüchtholte Gelübsausdruck gibt zum Gelfeisen leidenschaftlicher Melodien Anregung. Ziemlich schöne Lieder, welche allerdings von jungen Damen im Konfirmationsalter nicht gesungen werden, schmeigen sich an glatte Töne an; auch G. v. d. Port's Lieder, welche er zu selbstverfassten Gedichten komponiert hat, sind nicht wenig und leidenschaftlich. Von S. v. d. Port's Liedern, deren Wert man nicht einwandfrei beurteilen wird, eignen sich gleichwohl ziemlich viele zur Betonung. Greifen wir einige heraus:

Kennst Du der Mondnacht tiefen Bauber,
Der wie ein Mädchen Dich umfingt,
Und Dir in's Herz, in's glühende Aushalt,
Ein seltsam heißes Sehnen drängt?

Von Wünschen — Hoffen und Verlangen
Strahlt über Dir die off'ne Brust —
Und leise träumt Deine Seele
Von Küssen und von Küssen!

Das macht der Mondnacht tiefer Bauber,
Der wie ein Mädchen Dich umfingt,
Und Dir in's Herz, in's glühende Aushalt,
Ein seltsam heißes Sehnen drängt!

Es rauscht der Strom von ferne
Über durch die lene Nacht,
Die stille Welt der Sterne
Gibt schimmernd oben Nacht.

Leis durch die Himmelstäume
Dicht wunderbaren Weh'n,
Als würden Frühlingstäume
Lieber die Erde geh'n!

Wie ich, als wußt ich fliegen
Weit in das All hinein,
An Gottes Fuß mich schmiegen
Und dort — dort wunschlos sein!

Ich rühle Dir am Herzen
Zu jeder Tageszeit,
Und über uns erglänzt
Die Stern' in milder Nacht.

Und ferne Wasser rauschen
Klang trant an unser Ohr —
Du kichst trübsam umsonst
Dum Mondenlicht empor.

Und wozu so still und halsst
Stein einig Wort für mich —
Ich lag die Rumm am Herzen
Und weinte bitterlich! —

Die Sangbarkeit manches Liedes wird allerdings mitunter durch grauliche Konstellationen von Tönen beeinträchtigt. In einem sonst hübschen Liede wird die Frage behandelt, „ob ich Dich heimlich lieben darf“ und dann wird der Befehl gegeben, daß „geheime Lieb die süß'ste ist!“ Wie viele Gärten noch thut! Ein stimmungsvolles Lied, welches zum Tonjah entschieden einladet, ist das folgende:

Die Nacht war hell und stille
Und wundermild die Luft —
Im Garten blühten Rosen
Und hauchten süßen Duft.

Sie leuchteten und glühten
Sie durch die Sommernacht,
Und ich stand lang und träumend
Vor dieser Rosenpracht.

Ein wehmüthvoll Erinnern
Durch meine Seele ging —
Ich dank' dir der letzten Worte,
Die ich von Dir empfing!

Dah die Dichtin Marinfah die Gedichte seines
in ihr Herz geschlossen hat, dafür sprechen folgende
Strophchen:

Ich wachte auf und wieder lag ich
Durch's Herz mir all' die alten Träume,
Da klang ein wunderliches Rauschen
Durch meines Stuhles dunkle Räume.

Das war ein Sichern und ein Wachen,
Ein seltsam heimliches Schreien —
Mir war's, als hör' ich leise flüstern
Die Geister meiner toten Liebe.

Wenn ein Komponist ein Lied sucht, in welchem
der Gegenstand von Zuhörungsinst und Liebesdruck
zum Ausdruck gelangen soll, so lange er nach folgenden
hüblichen Strophchen:

Wach' auf mein Herz, laß alles Trauern —
Der Frühling ruht mit Glanz und Lust!
Was soll, wenn Alles blüht und duftet,
Das alte Weh in junger Brust?

Was soll im Innern all' des Zuhels
Der fremden, heisse Blick? —
Wach' auf mein Herz — laß alles Trauern —
Der Frühling ruht mit neuem Glück!

Wenn uns auch in manchen Gedichte eine profaïsche
Wendung oder ein sprachlicher Mißbrauch verlegt, alles
in allem beurteilt, ist Marinfah doch eine echte Dichtin,
deren Gedichte manchen Toniker verpflichten werden. —
Ein Dichter, dessen Name in komponistischer
Kreis populär geworden, ist Anton August Naass,
dessen „Lieber vom Hügel“ außerdem den Titel „Aus
dem Tornbusch“ tragen (Verlag von Vietor,
Leipzig und Dresden).

Der Verleger dieser Gedichte nennt sie eine
„Textfundgrube für Komponisten“; das ist kein un-
berechtigtes Nachwort, sondern trifft schon deshalb
zu, weil die meisten der Gedichte Naass's ihre
Toniker bereits gefunden haben, wie man es in
Noten überall vorfindet. Die bereits
in Marinfah'sen Lieder sind auch in der That sehr
sinnlich, denn Naass bedient sich der Sprache und die
Verschiedenheit weicher. Er behandelt in seinen Liedern
mit großer Wärme das nationale Empfinden der
Deutschen und weckt mit Gedicht in dieselben Volks-
sage und alten Volksbrauch ein. Mit Recht huldigt
Naass der Ansicht, daß die Lyrik vor allem im Boden
des Volkes und im Volksleben der Zeit wurzeln soll
und laßt das nationale Gefühl der Deutschen in einem
hohen vornehmen Sinne auf. Die lyrische Dichtung,
bemerkte er, könne nur aus dem Mutterboden des
Volkes immer wieder neue Kraft, Erhebung und
Versingung schöpfen. Der edlen Sprache gesteht
sich in den Gedichten Naass eine tätige Stellung
und weist auch ein gut Geschick zu. Eigentlich
wirkt jedoch das Poem „Altenfrage und Stammes-
kunde“, in welcher Naass die Geschichte seiner Ahnen
schildert; unter diesen nennt er „Bacharias und
Matthias, Räthcher der, der Bürgermeister“; dann
sind in der Reihe der Ahnen Naass auch Kriegs-
gelehrte, Stiefhampfleute, rechtsverfahrene Mats-
beißer, knittelgeschickte Bürgerkrieger. Der „Großhau-
pflanzte“, so teilt der Dichter weiter mit, „in lieben
Söhnen, Töchtern fort des Hauses Kraft und Sitte“
n. s. w. Alle Achtung für den Familienstolz Naass's,
allen diese „Stammeskunde“ ist weder poetisch, noch
national, noch von allgemeinem Interesse, noch kann
sie als „Textfundgrube für Komponisten“ betrachtet
werden.

Da die schon von Tonikern benutzten Texte,
welche das Buch füllten, für meinen Zweck nicht gut
in Betracht kommen konnten, so teilen wir nur zwei
bisher noch unbenutzte Lieder Naass's mit. Nicht un-
gewandt ist der Volkskundler, daß eine stämmige
Christi oder Neujahrsbräute den Tod vieler hohen
Personen im nächsten Jahr bedente, in folgendem Liede
verwertet:

In der Christnacht.

Horch, Mutter, horch, was klingt so lind'
Und leise durch die Abendluft?
Es ist der Engelsang, mein Kind,
Der heil' in Gott manch' Bindelein ruft.
Die Sterne silbern hell und klar,
Manch' Bindelein flirrt wohl dieses Jahr.

Horch, Mutter, horch, das Senkre klingt,
Was klopft und klopft in Hof und Haus?
Ach, Kind, es ist der Wind, der flucht,
Er löst manch' Bindelein aus.
Am Himmel hoch die Wolken zieh'n,
Manch' Jungfrau flirrt wohl bald dahin.

O Mutter, hilf, es klopft und heuchelt,
Nach dem wilden Wüthwoll schreien?
„Es hat im Sturm der Tod heut Nacht!“
Auf schwarzem Hof und aus, und aus,
Er heil' sich seinen Zehnstoß,
Er schüttelt manch' Königsgewand.“

Im Grundgedanken und in der Form edel ist
schließlich das Gedicht „Weerfahrt“.

Einsam durch die Meeresscheiden
Drift das Schiff in jeder Nacht,
Stürmische Wellen gießen
Stark ihm nach und fassern last.

Sehrher hängt's vom Campanile
Wie ein letztes Riesenwort,
Und vom Udo wehen viele
Süße Größe nach zum Nord.

Alles ruht nach schauem Tage
Und ich schone, atmet nach,
Katholik eines Bänkchens
In des Himmels Wandern.

Auf der kühlen Einsamkeit
Schreit die Nacht im Traum,
Festhalten weilt das malle
Mondlicht ihr von Silberglanz.

Golde Träume haben leise,
Alles weht in Duft und Glanz,
Und nach alter Märchenweise
Führt' ich mich verzaubert ganz.

Weiß nicht mehr, was Traum, was Leben,
Weiß nicht mehr, was Glück,
Weiß ein wenig Träumen —
Selbstes Verweh'n, Vergeß'! . . .



Frau Pauline Nessler.

Frau Pauline Nessler-Wöhr in Leipzig ist eine
hochbegabte Sängerin. Ihr Gesang will
nicht so sehr das Ohr betören durch blen-
dende Tonpracht, als vielmehr den Zuhörer einer rei-
chen, in harte Schwingungen versetzten Seele offen-
baren und auf solchen Wege einen verwandten Wi-
derhall in der Brust der Hörer wecken. Gleich der
Nachgall, die sie singt, weil sie uns, die bald
hübel, bald flugt, sich auflöst in seligen Wonneklängen
und zurückstößt in trübe Melancholie, so folgt auch
unser Künstlerin nur einem inneren Drange, der
„gebietenden Stimme“, von der in Schillers „Grafen
von Habsburg“ der Habsburger so überzeugend flugt.
Zeit sie heran an Tonstücke der musica sacra, so
gibt sie sich einer heiligen Begeisterung hin, so
hin und die Gedächtnisse, die nahezu überströmte
Inbrunst, teilt sich jedem mit, der ihrem Gesange
folgt. Solcher herzbezüglichen Macht kann niemand
widerstehen und vergibt wäre es, das ihr zu Grunde
liegende Geheimnis mit nüchternen Erörterungen lü-
sten zu wollen.

Doch nicht dem Tiefsten allein ist ihr Gesang
geweiht, auch die Gebiete sanfter und heiterer Lyrik
beherrscht sie meisterhaft. Wer das reizvolle Sch-
öne Ständchen für Altiole mit Frauenchor (Text
von Grillparzer) von unserer Künstlerin vernommen
hat, der weiß, wieviel schärfste Einzelheiten sie
hineinzulegen und wie erschöpfend sie die heiteren
Tönen dieser Tonstücke herauszuholen weiß. Wögen
ihre Aufgaben gestellt werden, welcher Art sie seien,
ob weltlich oder geistlich, ob der Konzertsitteratur
oder dem Oratorium angehörig, überall ist sie zu
Haufe: in Bach's hoher Messe „Matthäuspassion“,
Majestät“ zc., in Handels biblischen Tondichtungen,
in Pergoleses Stabat mater, in Mozarts Requiem,
in Beethovens Missa solemnis, in Mendelssohns „Elias
und Paulus“, und auch die Werke der neuesten Zeit,
wie Dukas' und Berlioz Requiem, sowie alle be-
kannten Konzertsitteraturen hat sie auf ihrem Repertoire.

Das wären ungefähr die Hauptzüge am Bilde
der Konzertsängerin Pauline Nessler-Wöhr; wer sie
vor Jahren auf der Bühne in einer ihrer besten
Rollens gesungen, der weiß sich gewiß mühelos die
notigen Ergänzungen herzustellen. Wer erinnert sich
nicht ihrer zierlichen, lieblichen Erscheinung, die in
jeder Bewegung sich als ein Bildchen der Grazien
ankündigt! Bis jetzt ist uns eine Despinia in Mo-
zarts „Così fan tutte“ nicht wieder begegnet, die ihr
gleichgekommen oder gar in der natürlichen Annuit
und leichten Beweglichkeit überlegen hätte. Das
gleiche gilt von ihrem Cherubin (in Figaros Hoch-
zeit); der „liebste Junge“, wie ihn der musit-

schwärzende Philosoph Wöhr in einem seiner So-
netts nennt, gewann durch sie eine geradezu elektri-
sierende Verkörperung.

Schwer hielt es auch, einen Benjamin zu finden,
der mit dem von Frau Nessler-Wöhr in der Mäh-
schen Oper „Joseph in Ägypten“ dargestellten in
allen Stücken gleichen Schritt zu halten vermochte.
Diese liebliche Anhänglichkeit im Schmaude kindlicher
Unschuld, diese rührende Liebe zu Vater Jakob und
dem verlorenen Bruder, denen die ergreifende Klage
geweiht ist: „Ach mühte der Tod ihn uns nehmen.“
hielt jung und alt in ihren Bannkreis gefangen.
Und so wachte jener scheinbar nebenwärtlichen Rollen
in französischen Spielern erschienen durch sie eine so
neue und überraschende Erscheinung, daß man er-
kannte: für sie gibt es nichts Unbedeutendes; unter
ihren Händen kam das Kleinste zu seinem Recht, weil
sie jeder Aufgabe mit größter Liebe und ohne jedwede
Voreingenommenheit sich gewidmet hat.

So sieht Paula Nessler-Wöhr vor uns als eine
Künstlerin, die, wie Goethe es wünscht, von allem
„Halben sich entvündet“ und alles, was sie schafft,
ganz thut. Selbst Hans von Bülow, der so schwer
zu Befriedigende (der gegen sich selbst die härteste
Strenge übt und daher auch von anderen das gleiche
voraussetzt), ist wiederholt von ihren Leistungen über-
rascht worden und hat ihr warme Worte der An-
erkennung gezollt.

Die österreichisch-böhmische Festung Theresienstadt
gab unserer Künstlerin, der im Jahre 1856 gebo-
renen, Wiege und Heimat. Von Prager Konservato-
rium aus gründlichste ausgebildet und mit rühmlichen
Zeugnissen entlassen, fand die Waise ihr erstes Büh-
nengengagement auf dem Hoftheater zu Altenburg
gegen ein Monats-honorar von 50 Thalern; von
dieser gewiß nicht übermäßig hohen Summe wollte
nicht allein die Garberode befreiten sein, auch die von
ihr heißgeliebten, ziemlich vermögenslosen Eltern und
eine jüngere Schwester sollten davon mit erhalten
werden. Mit demselben Mut, mit dem sie bei den Le-
benskampf aufnahm, trat sie auch an ihre Kunstaus-
gaben heran: war doch ihre erste Rolle nichts
Geringeres als „Orpheus“ in Glucks bekanntem Meister-
werk. Ueber eine heitere Episode am ersten Abend
ihres Auftretens erzählte sie uns: „Damit wir das
Lampenfieber nicht über den Kopf wüchse, hatte meine
Schwester all' ihre Extrapunkte zur Bewältigung einer
halben Flasche Sekt springen lassen; auf der Bühne
sollte ich kurz vor dem Schlußwort daran mich erlaben.
Unbekannt mit dem Wesen und der Heimlichkeit dieses
alles bis dahin während gebliebenen Getränkes
hatte die gute Schwester die todschwere Flasche füllig-
lich in einem Körbchen verborgen und in die heiße
Garberode mitgebracht, um der Debutantin in dem
rechten Augenblicke den Ermutigungstrank zu freuden-
gen. Minute auf Minute verirrte, die Entscheidung
rißst heraus, der Drost wird unter gewaltigen An-
strengungen eintreten, der Hinfaden durchschneiden;
der Kopf, dem es in der erlösten Flasche unbehaglich
geworden, fährt mit furchtbarem Knall an die Decke
und der ganze schäumende Inhalt folgt ihm, zum
Entsetzen der beiden Mädchen.“ Pauline, obgleich des
Aufenerkennungstrankes durch den Zufall beraubt, rückte
mutig ins Feld, befaßte den Verlust der Gurybale
aufs eindringlichste und siegte auf allen Linien. Von
diesem Abende an war sie der erklärte Liebling der
angelegenen Altenburger Familien; auch einer kunst-
sinigen wohlhabenden väterin (Tante Schade) hatte
sie am ersten Antrittsabend es für immer angethan;
die einfache Frau wünschte nicht genug Worte der
Dankbarkeit und Begeisterung zu finden; und nicht
allein bei Worten ließ sie es bewenden, sie lud die
von ihr vergötterte „Kleine“ bei sich zu freiem Som-
merantrittsplatz ein und als die schönen Tage von
Kranzweg vorüber waren, mußte die „Kleine“ ihr
versprechen, daß, wenn sie einmal sich verheiraten
sollte, die Hochzeit bei Tante Schade stattfinden
sollte. Die eben Kunstbegeisterte, wie opfernde
Gönnerin sollte allerdings das schöne Ereignis im
Leben ihres Günstlings nicht mehr mitgehen; aber
die Haupterin der braven Alten blieb eingebend des
von der letzteren gegebenen Versprechens: als sich
im November 1881 Pauline mit dem allgeachteten
Tonkünstler Ferdinand Nessler fürs Leben verband,
wurde das Hochzeitsfest in Stunzheim bei Altenburg
bei der erwähnten Erbin mit allem Glanze gefeiert.

Auch als Siebel in Gounods Faust brachte Paula
die Residenzstadt Altenburg in Aufregung. Vor allen
die Primaner des dortigen Gymnasiums wurden be-
geistert von der Sängerin, die so schnellfertig ge-
singt: „Wunder! traut, sprichst sich mich.“ Zu licht-
lohem Enthusiasmus rückten die Wienerische vor dem
bedeuten Mannesentstößen an und brachten der

„Meinen“ ein Ständchen. Leider fand darin die hohe Polizei nicht sowohl eine wohlberedende Andeutung, als eine nächtliche Anstößigkeit und den Missethäter schon bereits eine ansehnliche Strafstrafe bevor, die jedoch auf inländische Jägersprache des geleiteten Siebel beim gestrengen Herrn Rektor im Gnadenwege erlassen wurde.

Die gleiche allgemeine Liebe und Verehrung errang sich die Kunst und gewinnende Bescheidenheit ihres Wesens in Leipzig; unter drei Directionen (Haase, Menmann-Förster, Stagemann) gehörte sie der Leipziger Opernbühne an, und jeder Zeit wußten Künstlerin ihnen beizustehen. Als sie einst mit rascher Geistesgegenwart eine an einer Theaterquirlende sich aufzuringelnde Flamme gelöscht und damit einem nicht geringen Lachen vorbeigekommen hatte, versicherten ihr Gemeinwärtiger: „Liebes Fräulein, wenn's bei uns wieder einmal, und zwar ernstlich brennen sollte, Sie retten wir zuerst!“ Dieser treuherzige Ausspruch fesselte am besten den Zerkensanteil, den an der Künstlerin Wohl und Wehe selbst der schlichteste Mann aus dem Volke genommen. Ihr letztes Bühnenauftreten in Leipzig als Despina gestaltete sich zu einem wahren Völkereigenen, in den sich wohl auch aus den Augen zahlreicher Verehrerinnen Thränenfluten gemischt. Als Konzertsängerin hat sie in den letzten Jahren in den großen Kunsthäusern des In- und Auslandes, zuletzt in Holftein, Dänemark und Holland, große Triumphe gefeiert. Amalie Joachim, die hochgeschätzte, identische ihr aufrichtiges Interesse und bezeugt sie mit ehrenden Freundschaftsätzen. Als Weihnachtsgeheimnis erhielt Frau Mehlert-Löwy vom Altenburger Hof 1889 den Titel einer herzoglichen Kammerfräulein.

Bernhard Vogel.

Die Tenorenthufschaffin.

Prolliges Geschickchen aus einer bekannten Wuststadt.

Von Marie Knauff.

In einem Eisenbahncoupé zweiter Klasse des Berliner Schnellzuges, der zur späten Abendstunde in der großen Seefahrt A... eintreffen muß, saßen zwei junge, elegante, hübsche Frauen einander gegenüber, beide ausgezeichnet durch den unverkennbaren Charakter der guten Gesellschaft. Sie wollten dasselbe Ziel, A..., erreichen. Seit Berlin bereits Reisegefährten hatten, sie jedoch erst während der zweiten Hälfte ihrer gemeinschaftlichen Dampfschiff-Bekanntschaft gemacht, d. h. eine kleine, nützliche Plauderei über dies und jenes begonnen. Wovon plaudern junge Damen vorzugsweise gern? Ueber Toiletten, Hälse, Reisen, neue Romane und — über das Theater. „Bei uns läßt sich das Beste und Günstigste hören“, meinte jetzt eine der Reisenden, die lippige, hohe Blondine, welche ganz im Gegensatz zu ihrer schlanken, brünetten Gefährtin, an ein thüringisches Gernauweib erinnerte, „unsere Stadt ist bekanntlich auch ein klein Paris und bildet ihre Leute. Mein verstorbener Mann, um etwas von mir zu pflanzen, war Jambertier, mit der Konjunktiv würde ausgezeichnet, hinterließ mir ein ansehnliches Vermögen und seine ihm bis zum Grabe treu gebliebene Passion für Musik, besonders für die Oper. Ich besitze eine Loge im Stadttheater, besuche alle Abonnementskonzerte, arrangiere musikalische Reunionen in meinem Hause, sogenannte Vortragsabende, welche unsere ersten Künstler beehren, protegiere talentvolle Sänger und Sängervinnen und — last not least — schwärme für alle Tenoristen. Mit den schönsten Tenorstimmen“, fügte die enthusiastische Dame hinzu, die Hand auf's Herz legend und die schwärmerischen Augen gen oben richtend, „hat es ganz besondere Bewandnis; sie könnten mich zu Extravaganzen verleiten!“

„Ja, ja“, erwiderte die Gefährtin mit einem feinen, ironischen Lächeln, das wie nachträgliche Schläg-

lein ihre Mundwinkel umspielte, „die Tannhäuser, Lohengrin, Eggarbos und Wäre haben nun einmal für die Frauenwelt den Nimbus des Interessanten und Verführerischen, und wenn ein Mann mit nur halbwegs wohlklingender Stimme: Laßt mich — laßt mich in dem hohen Aushilfschrei! vorläßt, so regt es sich stets mitempfindend in ein paar Dutzend Weiberherzen im Parfett... oh, die Tenoristen sind die Aufbegehmer, mit welchen es allerdings, wie Sie sich auszudrücken belieben, eine besondere Bewandnis hat, die unmöglichen Sänger, das ist nämlich eine sogenannte Theatermanie.“ „Erwötterin! Wären Sie gegen diese minnliche Macht in der That stets unempfindlich geblieben?“ fragte lebhaft die Blonde. „Gewiß nicht“, lautete die Antwort, „auch ich rühme mich etwas von Musik zu verstehen, und bin gleichfalls in der glücklichen Lage, das Beste und Begehrtesten, was im Reiche der Töne geboten wird, zu genießen, aber — le revers de la médaille — ich habe auch recht aufgeschaltene, mannschliche Tenoristen kennen gelernt.“ „Nicht möglich!“



Frau Pauline Mehlert.

widerbrach die Blonde, „wo denn?“ „Nomina sunt odiosa, Frau Konfult“, lachte die Brünnette, sie hatte nun den Titel ihres Gegenübers aus den ihr gemachten Kenntnissen erfahren, „die schöne Welt des Scheins trägt oft, und ich meine: der Gesang that's nicht allein, es kommt auch etwas auf den Charakter an.“ „Eine schöne Tenorstimme abelt den Menschen! Ja, das hohe C legt eine große Seele voraus! Jeder Sänger, welcher die Partie des Siegfried mit Meisterlichkeit singt — würde von mir Absolution für alle Sünden erhalten!“ versicherte wieder die allweise Musikschwärmerin. „Wir haben z. B.“ fuhr sie fort, „in A... seit kurzem ein solches Individuum, der erste Sänger unserer Oper, ich nenne ihn stets das Nachtigallenmännchen, mit einem Metallreichthum in der Kehle, den die Schäge eines Königs nicht anzuwiegen könnten! Lachen Sie nicht über meinen Eufusiasmus; wenn Sie ihn nur gehört hätten —“ „Ich bin vollkommen orientiert“, lachte die Brünnette, „und ich gebe Ihrem Nachbarn gern den Ruhm, der ihm gebührt: er ist ein tüchtiger Sänger.“ „Wie läßt Sie das sagen“, räumte die lebhafteste Dame, lässig sagend nichts — überwältigend muß es heißen! Mich würden die Sirenen nur verführt haben, wenn sie mit solchen

Tenorstimmen gesungen hätten. Oh Sie Eiserher! Aber wo haben Sie unsern Einzigen gehört?“ „Er hat sehr häufig in meinem Salon gesungen“, erwiderte kaltblütig die andere. Ah! wie das wirkte! gleich einem elektrischen Schlag! Die Tenorschwärmerin schien einen Augenblick sprachlos. Wer war ihre Reisegefährtin, welche den großen Vorzug genoß, den viel bewunderten, viel begehrten Sänger in ihrem Salon empfangen zu dürfen? Mit schleich verhehltem Neide hatte die Konfultin ihr Gegenüber an, „Seltens!“ sagte sie, jedem Worte den gedachten, nachdrücklichen Ton des größten Britannicus gebend, „er ist sonst so erlösch, ungewöhnlich allen Einladungen. Was hätte ich darum gegeben, wenn er einmal meine musikalischen Abende mit seiner Gegenwart beehrt hätte. Unser Rufet ist doch etwas in der Stadt. Aber vergeblich, man hat sich immer umsonst bei ihm bemüht. Auch verfallen alle meine kleinen Missethäter an seiner Unnahbarkeit ab. Und doch... ich bin so — wie soll ich mir sagen — so vernarrt in diesen Menschen —“ natürlich seiner Stimme wegen — denn wenn er auch ein sehr schöner Mann ist, so gilt dies bei mir nur in zweiter Linie! Bitte... lachen Sie nicht so ironisch; zwei Frauen wie wir, von der besten Gesellschaft — oh! ich habe das nämlich sofort erkannt, denn ich heiße für die Beurteilung von Menschen ein paar unsichtbare Fühlhörner, die nie, nie täuschen — zwei Frauen von Erziehung, von gutem Töne wie wir, können sich über alles offen ausdrücken... wie gesagt: ich bin so vernarrt in ihn, daß ich seiner Grobheit wegen Unvorsichtigkeiten begehen könnte!“

Dieser Eufusiasmus würde das Nachtigallenmännchen äußerst glücklich machen!“ meinte die Brünnette, und wieder spielten die kleinen Schlanglein der Fronte um die Lippen ihres ganz aparten aristokratischen Gesichtes. Die Frau Konfultin begann jetzt ein besonderes Interesse an der hübschen Dame zu nehmen. Wer konnte sie wohl sein, mit den exquisiten Manieren und dem vornehmen laissez-aller?

„Werden Sie in A... einen dauernden Aufenthalt nehmen?“ fragte sie neugierig. „Ich beabsichtige dies allerdings“, lautete die Antwort. Ah! sicherlich eine Rivalin für die Zukunft! bestärkte sich die Blonde innerlich; sie wird auch in A... ihre Salons eröffnen und ihn empfangen, mir zum Verrger! Wer ist die Dame?!

Der Zufall kam unserer neugierigen Eva zu Hilfe. Der Zug langte eben an einer kleinen Vorstation von A... an, zu kurzem Aufenthalte. Der funktionierende Eisenbahninspektor promenierte die Wagenreihe entlang, näherte sich dem Coupé der beiden Damen, begrüßte artig die Frau Konfultin, welche ihm seit langer Zeit bekannt war, sagte dann plötzlich die kleine Brünnette ins Auge, und mit den freundlichsten Worten: „Ah! Sie! meine verehrte Frau! auch jetzt hier? küß die Hand! küß die Hand!“ machte er im Vorbeigehen der jungen Frau sein devotestes Kompliment.

Noch drei Minuten Aufenthalt! Jetzt durfte es unsere Konfultin nicht länger auf ihrem Plage. Mit einem ganz unvermutheten, „Ich muß mir etwas Bewegung machen“, sprang sie aus dem Wagen, hüpfte jugendlich, elastisch die Bahnhofsallee entlang, erreichte den Inspektor und sammelte in Hast die abgebrochenen Worte: „Lieber Inspektor, einen Moment! es drängt! wer ist meine allerliebste Reisegefährtin? Sie kennen dieselbe?“ „Gewiß, eine Bekanntschaft aus Wien. Kenne auch den Mann!“ antwortete der Gefragte. „Wer ist sie? wer ist sie?“ Der sehr jovial aussehende Beamte lächelte freudig, hielt dann die Hand geheimnißvoll vor den Mund und flüsterte: „Die Frau eines unserer ersten Industriellen! Hochtorn! wird wohl geadeit!“ „Sehen Sie!“ rief die Blonde mit Schloßigkeit aus, „meine unsichtbaren Fühlhörner hatten es bereits erraten. Ein distinguiertes Weibchen.“ Das Signal erkundete — und die nun befriedigte Dame eilte mit schnellen Schritten davon, ihr Coupé wieder zu erreichen. Also richtig! eine Rivalin für die kommende gesellschaftliche Wintertampagne.

Als sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte,

nahmen unsere Damen die Unterhaltung wieder auf. Natürlich lenkte die Tenorenschaftskunst das Gespräch sofort auf ihn. „Was ich noch so allseitig an unsern Sängern finde“, sagte sie, „er ist unverheiratet.“ „Aber lebt?“ fragte die Violinistin, „wie so?“ eine Frau wurde doch seinem Talente und seinem Ruhm keinen Abbruch thun. „Und welchen Abend!“ rief indigniert die Schwärmerin, „bedenken Sie nur: ein verheirateter Spion oder Spionist mit Gattin und sechs Kindern! vielleicht mit Familienmüttern! und dann . . . die Frauen der Sängern und Schauspieler sind in der Regel so unbedeutende, hausbackene Geschöpfe. Es ist geradezu haarsträubend, was unsere Künstler mit ihren Ehen für Misgerichte begeben. Können Sie das nicht auch?“ „Welch' strenge Kritik!“ lautete die etwas spöttische Antwort. „Wenn ich ihn doch für meine nächste musikalische Soliree erobern könnte!“ leuchtete wieder die Konjunktin in ihrem süßlichen Köpchen, schien sich alles um einen Punkt zu drehen. „Nur das kleinste Mädchen von ihm! einen Fehlschlag dürfte es mich kosten.“ „Wann findet die Gesellschaft statt?“ fragte ihre Neizegeherin nach kurzen Bejähnen. „Am nächsten Sonntag.“ „Gut, ich werde ihn veranlassen, bei dieser Gelegenheit ein paar Lieder vorzutragen.“ „Wie — bei mir?“ „Ja, bei Ihnen.“ „Nächsten Sonntag?“ „Nächsten Sonntag.“ „Ich habe etwas Einfluß auf ihn aus.“

Die schöne Blondine starrte ihr Gegenüber wie eine Erscheinung aus der vielen Finsternis an. Kein Zweifel! rief eine leise, eiserhörige Stimme in ihr, sie steht in zärtlichen Beziehungen zu ihm. Sieh da! sein Verhältnis! eine vornehme Dame! ja, ja, mit solchen Tenoristen hat es immer eine besondere Verwandtschaft! Wenn man das in A. . . erfährt! „Darf ich nun — ohne indiskret zu sein — mir Ihren Namen erlauben?“ flötete sie endlich. „Wozu vorläufige Entschuldigungen?“ lachte die Violinistin, „wir werden uns in A. . . bald begegnen, und dort werden Sie über mich alles das noch erfahren, was Ihre unsichtbaren Fühlhörner nicht bereits erkannt haben.“

Selbst! wer war die Unbekannte? Die Frau Konjul schaute sich von einer Neugierde ergreifen, die bis in die Fingerringe krabbelte und ihre inquisitorische Strenge und Neugierde, welche nun noch während der Fahrt erstarkten, nun das Integrität der Neizegeherin gewaltig zu locken, amüsierten die letztere augenblicklich aufs höchste. Endlich erreichte man das gemeinschaftliche Ziel. Die beiden Damen empfahlen sich von einander mit freundschaftlichem Handschütteln. „Auf Wiedersehen!“ rief die Violinistin. „Also . . . er wird kommen?“ fragte noch einmal mit innerer Erregung und flüsternder Stimme die Tenorischwärmerin. „Mein Wort darauf!“ lautete die Erwiderung. „Tausend Dank! wie Sie mich glücklich machen! mögen Sie es denn wissen: ich vergöttere diesen Menschen!“ Damit umarmte die Frau Konjul in überwältigtem Gefühl die neue Freundin, und ließ sich dann von dem sie erwartenden Diener die Bahnhofskasse entlang zu ihrer Equipage geleiten, während die andere schnell in der Menge der Reisenden verschwand.

Am nächsten Sonntagabend war große musikalische Soliree bei der bekannten Frau Konjul. Solches Fest war immer ein Ereignis für die Elite der Gesellschaft in A. . . Das waltete und wogte durch die Reihen, vom hellsten Lichte erleuchteten Gesellschaftsräume des eleganten Hauses. Natürlich waren sämtliche Anwesenden bereits von dem Neizegeher der Gastscheiterin unterrichtet; es bildete das Hauptthema aller Unterhaltungen. Wird er kommen? hatte es von jeder Lippe. Wird er kommen? hatte es im Herzen unserer blauen Enthousiastin leise nach. Wer war die Protectorsin des Tenoristen, welcher über denselben ein solcher Machtpruch zu Gebote stand? Auch dieses Rätsel mußte sich endlich enthielen. Die Frau Konjul war fest entschlossen, mit der Nebenbuhlerin in die Schranken zu treten.

Endlich meldete der Diener, kündete eine Bewegung unter den Anwesenden den großen Moment an: der berühmte Sänger trat in den Salon. Also wirklich, er war da! welch' jöhner Mann! wahrlich, ineinander konnte man schon eine kleine „Unvorsichtigkeit“ begreifen; es war unserer Selbsten zu vergleichen; und — schüchtern nicht, wenn auch nur ganz pianissimo, noch andere weibliche Herzen für ihn?

Mit verführerischen Lächeln und waldenem Busen eilte die Gastscheiterin dem Gesangsheroen entgegen. „Welche Auszeichnung! seien Sie mir hoch willkommen!“ begrüßte sie ihn mit hinreichender Lebenswürdigkeit. „Ich leiste der au mich ergangenen Einladung gern Folge, gnädige Frau“, lautete seine artige Gegenrede. „Aber nun des Rätsels Lösung! wem verdanke ich die liebenswürdige Vermittlung? wer war dieses reizende Medium?“ fragte jetzt die

hübsche Virtin, deren Neugierde sich nicht länger zügeln ließ. Alles drängte näher und lauschte. Der Gipfelpunkt der Situation! „Teiles Medium war — meine Frau“, antwortete schallhaft lachend der Tenorist.

Ein Donnererschlag allgemeiner Heberausgung. „Also . . . verheiratet?“ rief mit nicht wieder zu gebendem Ausdruck der Konjunktin die Konjunktin, „davon wußte ja niemand ein Sterbenswortchen!“ „Aber das meine Schuld?“ fragte der Sänger. „Seit kurzem erst scheiden mich Himmels Bande, und meine Frau ist mir jetzt aus Wien hierher nachgefolgt. Wir befinden uns noch in den zärtlichen Hüttenwochen“, fügte er weiter hinzu.

In den Hüttenwochen! zärtlichen! immer besser! rief es in der Konjunktin, horren! und meine Neizegeherin war . . . seine Frau! weichen die die Abhängigkeit! die Frau eines Sängers! impossible! man kennt sich jetzt gar nicht mehr aus! ja war, da abgesehen von dem Stürme, welcher augenblicklich in dem Saal seiner Verheerung entsetzt war. Er sang die begabten Lieder reizend, wie er sich augenblicklich auch aufs beste amüsierte. Die Gesellschaft überschüttete ihn natürlich mit den süßlichen Lobpreisungen, und als viel später die gräßliche, nun vollständig gefasste Virtin ihm zum Abschied die Hand reichte, konnte es auch wieder ganz unbeschlagen — nur noch mit einem kaum merklichen Tremolo — aus ihrem Munde: „Empfehlen Sie mich . . . Ihrer lieben Frau.“

Aber schon bei der nächsten Reise nach Berlin machte unsere Konjunktin auf der bekannten kleinen Station Halt und interpellierte den böshafsten Inspektor:

„Warum hatten Sie mir denn, betreffs meiner Neizegeherin von neuem, Märchen aufgebunden?“ „Man konnte nicht wissen ob die junge Dame das Integrität lösen wollte“, lautete die Antwort; „und dann, Frau Konjul, ich, im besondern, kenne ja Ihre kleinen Vorurteile. Die Gattin eines Theaterängers! Diese Bekanntschaft wäre Ihnen doch nicht so recht romme! Ich kann erkennen, hätte Sie um Ihre Illusionen gebracht!“

„Unfinn. Sie wissen doch wie ich für alle Tenoristen schwärme!“ „Und . . . für ihre Frauen?“ fragte spöttisch der Inspektor. Er war ein alter Bekannter, und durfte sich diese böshafte Gegenfrage schon erlauben. Die schöne Blondine schlug die Augen nieder. Allerdings nicht! könnte ihre launige Antwort. Sie war immer aufrichtig gegen sich selbst. Von der süßlichen Tenorischwärmerin war sie — für diesmal — vollständig geheilt. Und heischig die Enttäuschung mit Neizegeherin fürderhin vorsichtiger zu sein, und in Zukunft nur Coupe erster Klasse zu fahren. „Denn dort ist man wirklich — entre nous“, sagte sie sich stöhnend.

Wenn aber die kleine, hübsche Frau des Tenoristen im Freundeskreis ihr Neizegeherin zum Beisein gibt, setzt sie stets lachend hinzu: „Ihre unsichtbaren Fühlhörner sind doch etwas träglicher! sie verstehen sich wohl auf die Tenoristen, — aber nicht auf deren Frauen. So, ja, diese Tenoristinnen! es hat auch mit ihnen — um mit der Frau Konjul zu reden — keine besondere Bewandnis!“



Johannes Brahms

ist, so urteilt Josef Sittard in seinen Studien und Charakteristiken (Verlag von Leopold Voß, Hamburg und Leipzig) der größte Instrumentalfononist nach Beethoven. Er hat sich diese Stellung, abgesehen von seinem angeborenem Talent, hauptsächlich dadurch zu erwerben gewußt, daß er mit vollster künstlerischer Hingabe und mit reifstem, musikalischen Verständnis sich an jeden Meister anschloß, welcher sämtliche Formen der Instrumentalmusik mit seinem gewaltigen Geiste erfüllte und zur höchsten Vollendung erhob. An Beethoven schloß sich kein Künstler an unmittelbar an, und wenn es einen lebenden Komponisten gibt, welcher unsern großen Meistern zu Füßen gelegen hat und seinen Geist an dem Geiste ihrer Werke erhaschen und reifen ließ, so ist dies Johannes Brahms.

Kraft, Leidenschaft, Gedankentiefe, höchster Adel der Melodie und der Form sind die Eigenschaften,

welche seinen Schöpfungen die künstlerische Signatur geben. Niemals dominiert die konventionelle Brause; Brahms bedrängt sich stets auf das, was er sagen will und zu sagen hat. Das Schaffensbedürfnis steht bei ihm eben in innigster Beziehung zu seinem inneren Leben. Wir begegnen bei ihm stets selbständigen, klaren festgestellten und entwicklungsbedürftigen Gedanken, seine Werke sind durchdringt von tiefster Empfindung, reich an Melodien von mächtigster Kraft und hohem, idealem Schwingen, sie entrollen uns immer ein Seelengemälde von größter Wahrheit. Freilich verschmäh es Brahms, dem Zuhörer gefällig den halben Weg entgegenzukommen, sondern verlangt von ihm, daß er sich bemühe, ihn erfassen und verstehen zu lernen und sich nicht nur passiv genießend zu verhalten. Die Musik hat nicht die Bestimmung, in sinnlich reizendem Gaudium uns die Zeit angenehm zu verkürzen, sie soll nicht, wie Kant einst meinte, dieselbe Wirkung ungefragt ausüben, wie ein parfümiertes Schnupftuch, sondern sie soll Feuer aus dem Geiste schlagen. Der einseitigste und weltmännische, verbindliche Ton eines Mendelssohn, welcher einem jeden etwas Angenehmes zu sagen weiß, ist Brahms verhasst. Und doch fehlt seinem Kunstschaffen weder die warme Empfindung, noch die große, gewaltige Leidenschaft; nur eines besitzt er nicht: jene überausendete, thränenreiche Sentimentalität, welche jedes geübte, kräftige Empfinden im Keime tötet. Brahms hält es mit Beethoven: „Nüchtern warst du für Frauenzimmer.“ Man muß seine Worte oft hören, um ihre geistige Tiefe, ihre großen Schönheiten zu erfassen und zu verstehen, und nichts ist verfehlter als die geistigen Erzeugnisse eines großen Mannes nach dem ersten Eindruck, den sie hervorufen, abzuschätzen. In unserer Kunst ist man leider schnell mit einem abschließenden Urteil bei der Hand. Und doch fällt es selbst dem kunstgebildeten kritischen Hörer oft schwer, nach einmaligem Hören die gewordenen Eindrücke zu fixieren und ruhig zu überlegen; in die Partituren sich zu vertiefen und den Meister in seiner Werkstätte zu beschaulichen, vermag nur der gründlich gebildete Fachmusiker.

In Brahms Werken hat uns noch immer die strenge künstlerische Selbstsucht, die logische Durchbildung und Abrundung der Gedanken imponiert. Er läßt niemals seiner Phantasie schrankenlos die Fäden schiefen, er beherrscht die ihm zukommenden Gedanken in schärfster Selbstkritik, er scheint sich weiter zu geben, als die künstlerische Idee es verlangt; er arbeitet nach der Tiefe, jagt und gelegentlich nicht vor harmonischen Härten zurück, wenn der musikalische Gedankengang dies erfordert. Dieser erste Zug seines Schaffens gibt seinen Werken etwas Herbes, anheimelndes, fleischliches. Wenn wir aber Brahms näher treten und uns in den Geist seiner Schöpfungen hineinsetzen, so fühlen wir den Aufschlag einer tiefen, ja selbstentzündlichen, nur stets in künstlerische Dämme geleiteten Empfindung; Wonne und Schmerz wird nicht die Eigenschaft durch welche sich seine Muse auszeichnet, sondern Kraft und Tiefe der Gedanken.

Die Erklärung der merkwürdigen Tatsache, daß wir bei Brahms niemals ahnen, was uns sein neuestes Werk bringen wird, ist sowohl in der Originalität, in der absoluten Selbstständigkeit seines Kunstschaffens, dessen Entwicklungsengang ein stets aufsteigender war, wie auch in der strengen künstlerischen Selbstsucht zu finden. Auch hier wären die nähere Betrachtungspunkte mit Beethoven leicht nachzuweisen, denn auch bei Brahms steht das Schaffensbedürfnis in innigster Wechselbeziehung zu seinem inneren Leben. Es ist ein großer Fehler, in welchen selbst denkende Musiker fallen, daß sie bei jedem größeren Instrumentalwerk nach einem Programm fragen, welches dem Komponisten allenfalls vorgezeichnet haben müge; sie können sich nicht dabei beruhigen, daß ein Kunstwerk durch seine musikalische Schönheit allein wirken kann und soll, und nicht erst einer poetischen Umschreibung hierzu bedürfte. So brauchen auch die Werke Brahms keine oratorischen Deutungen; es sind in sich selbst geschlossene, rein musikalische Kunstwerke, deren geistige Tiefe und Schönheit voll und ganz zu verstehen, ein näheres Vertrautsein mit ihnen voraussetzt. Je öfter wir sie hören, desto klarer leuchtet uns der Schöpfungsgeist der Werke entgegen, desto durchdringender erkennt uns die kunstvolle Thematik, welche den geistigen Gedanken in eine stets neue Beleuchtung rückt, desto tiefer vertieft, erweitert und zum höchsten Ausdruck steigert.



Jugen Gura.

Selbstbiographie.

(Zweiter Teil.)

Eine Anzahl Musikanten hatte ein Jahr vor meiner Ankunft in München ein Gesellschaft gegründet, die den Namen Fiedella führte. Der Aufforderung, Mitglied zu werden, folgte ich bald, und sah an jedem Abend vereinigte sich ein frohes Bistücken in der gemüthlichen Hinterstube eines Münchner Bräuhäuses von altem Schlage. Um den Raum so behaglich als möglich zu gestalten, trug jeder zur Ausschmückung etwas bei. Da prangten Wappen in mannigfaltigen Farben und Formen, dazwischen ernste und heitere Sprüche, wie auch biblische Darstellungen aller Art. Eine stattliche Reihe Krüge und Schuppen durfte natürlich auch nicht fehlen. Eines der wichtigsten Inventarstücke war das köstliche Instrumentarium. Als die Weinachtszeit herannahte, beschloßen wir, das Fest in unserer heiteren Weise zu feiern, und zugleich den Kreis der Teilnehmer durch eine Anzahl geladener Gäste zu erweitern. Ein geistreicher Humorist — der jetzt in New York in glänzenden Verhältnissen lebende Vater Lamprecht — hatte ein Trauerspiel verfaßt, „Kuno von Eberstein“ betitelt. Mit der ernstesten Weise las er uns sein Werk vor, und erregte mit seinem tragikomischen Geistesprodukt unser freudiges Gelächter. Es wurde beschlossen, dieses Stück, worin natürlich am Schluß alles sticht, zur Aufführung zu bringen. Das geräumige Zimmer eines der Hofstegen mußte zum Malthe für Theaterdekorationen dienen. Bald standen Götzen und Wald, ein finsternes Burgverließ, eine traumhafte Kammer, wie auch ein Burghof fertig da. Kostüme und Waffen wurden auch, so gut es eben gehen konnte, beschafft, und, wohl einfindend, konnte unser Trauerspiel als Mittelpunkt im Festprogramm am 25. Dezember über die Bühne schreiten. Lustig wurde in einem an unser Stückzimmer stoßenden Saal aufgeführt. Ich spielte den Helden des Stückes, Ritter Kuno; mein Freund Ewald (damals mein Musiklehrer, jetzt als Tenorbuffo ein gefeiertes Mitglied der königlichen Bühne in Bayreuth) stellte das Ritterfräulein Emma in jeder Hinsicht wahrhaft köstlich dar. Er sah in seiner Verkleidung reizend aus; sein jugendliches bartloses Gesicht bedurfte nur einer geringen Nachhilfe, sein ganzes Tenororgan wirkte wie ein melodischer Flut. Der musikalische Ernst, mit dem er seine sentimentale Mädchenrolle durchführte, erregte natürlich die größte Heiterkeit. Die Personen des Stückes mischten sich nach Beendigung der Aufführung, zum Teil noch in ihren Kostümen, unter die Zuschauer, welche in drohlicher Weise der reizenden Emma Aufmerksamkeit aller Art erwiesen, die aber bald eingestellt wurde, als sie — Weiblichkeit und Jungfräulichkeit ganz vergebend — sich der Bequemlichkeit halber eines Teils ihrer Umhüllungen und zuletzt sogar der künstlichen Attribute ihres Geschlechtes entledigte. Neue Aufmerksamkeit erregte ein reizender Virtuose, der nach langer ausföhrlicher Rede — gewisse Charlatane trefflich parodierend — seine neu erfindenen Musikinstrumente, das „Omnophonon“ und das „Sägelophon“, vorführte. Ein altes Omnophon, ein Stiefeltrichter und ein Sägebrett bildeten den Hauptapparat. Hierauf wurden die an einem mächtigen Tannenbaum hängenden Weihnachtskugeln von einem gewandten Musiker angegriffen und verticelt. Die wüßigen Bewegungen, der Eifer, mit dem man sich bei den unbedeutendsten Dingen zu überbieten suchte, gab wieder Anlaß zu ununterbrochenem Gelächter.

Nach so vielen heiteren Vorkommnissen folgte ich einer vielseitigen Aufforderung, mich auf dem Gebiete einer ernsteren Richtung zu zeigen. Ich sang verschiedene Lieder von Fr. Schubert und zuletzt Beethoven's „Meldende“. Unter den älteren Zuhörern befanden sich auch Meister Moriz v. Schwind und mein Lehrer Wilschitz, die sich inmitten der tollen Jugend herzlich wohl fühlten, und bis spät nach Mitternacht unter uns, ganz gegen ihre Gewohnheit, anhielten. Meine Vorträge erregten die Aufmerksamkeit meines Lehrers Wilschitz derart, daß er mir mit den eindringlichsten Worten riet, einen umfassen den Gebrauch von meiner Gesangsgabe zu machen, ja vielleicht einst meinen Lebensberuf darin zu finden. Ich beschloß anfangs unglaublich diesen Vorschlag, doch drang er später während der Unterrichtsstunden öfter in mich, so daß ich mich entschloß, den ersten Schritt zu thun, nachdem er mich bei Franz

Hanier (damals Direktor des Konservatoriums für Kunst in München) angemeldet hatte.

F. Hanier, geboren 1793 in Wöhring, wirkte einst als gefeierter Baritonist in Wien, Leipzig, Kassel, Berlin, London &c.; er war nicht nur von Haus aus ein gründlicher Musiker, sondern auch ein universell gebildeter Geist. Er besaß eine kostbare Sammlung seltener Manuscripte von Bach und Händel. Dabei war sein Verständnis für bildende Kunst ebenso warm und echt. Sein Arbeitszimmer war reich mit wertvollen Gemälden (dammer Endienköpfe von Rubens) und mit Stichen und Radierungen berühmter Meister, wie Rembrandt und Dürer, geschmückt. Als ich ihn kennen lernte, schrieb er eben sein vorzügliches Werk: „Gesangslehre für Lehrende und Lernende.“

Die Erscheinung dieses bedeutenden Mannes war schon eine fast christliche. Sein Gesicht, energischer Kopf, von dichten grauen Locken eingerahmt, der auf kraftvoll gebogenem Körper saß, gemachte unwillkürlich an Beethoven. Mochte auch sein raubes, heftiges, ja barbares Wesen anfangs überraschen, so fühlte man sich doch bald mehr und mehr von seiner eigenartigen Persönlichkeit angezogen. Eine längere Unterhaltung mit ihm war stets anregend und belehrend. Er war derjenige, der die erste Felle an mein unvollkommenes und zum Teil verkommenes Organ anlegte, und mir eine feste Basis zu weiteren Studien ebnete. Hanier war keiner von jener Sorte, die gläubigen, blind vertrauenden Schülern durch bizarrt Stimmgerichte, hochtöne Bräusen und gewagte Behauptungen zu imponieren suchte. Er lehrte, aus dem Quell seiner eigenen reichen Erfahrung und erfolgreichen Sängerpaxis schäbend, klar und faßlich, nach einfachen naturgemäßen Regeln, uneigennützig. An das Wohl seiner Schüler im Auge behaltend. In seinen Lieblingschülern, die mit mir zugleich das Konservatorium besuchten, zählten auch die am Hoftheater in München thätigen Sängerninnen Frau Wederlin und Frau Vogl.

Hanier starb in seinem 72. Lebensjahre am 14. August 1870 in Freiburg im Breisgau. Im Konservatorium setzte ich nach Haniers erstem Unterricht, da er meines vorgerückten Alters wegen nicht mehr regelmäßig als Lehrer, sondern nur als oberster Leiter thätig war, meine Gesangsübungen unter der Leitung des tüchtigen Gesangslehrers und ehemaligen Sängers Jos. Herger fort. Beim Mollenstudium war mir zuerst der noch jetzt lebende Hofkapellmeister Meyer behilflich. In gleicher Zeit freionterte ich noch die Musiktheorie des Professors v. Wilschitz; denn ich wagte noch immer nicht an meinen Sängerberuf zu glauben, und konnte mich zugleich als schwer entschließen, der so geliebten Kunst der Malerei gänzlich Palet zu sagen. Auch fürchtete ich mit Recht in den Augen meiner Eltern als ein unthätiger und unvernünftiger, unbeherrschter Mensch zu erscheinen, der kein einziges vorgedachtes Ziel je zu erröchen vermag. Nachdem ich zwei Jahre das Konservatorium besucht hatte, und einen entscheidenden Fortschritt in meiner Gesangsfertigkeit, wie in der Veredelung des Organs wahrnahm, entschloß ich mich fest, auf der Bühne als dramatischer Sänger mein Glück zu versuchen. Dieser Entschluß fand seine endliche Verwirklichung, als Generalmusikdirektor Franz Lachner auf mich aufmerksam gemacht wurde, der mich zu einem Probegefang auf der Bühne des Hoftheaters aufforderte. Die erste Probe fiel zur Zufriedenheit Ladners aus, und ich wurde kurz darauf (im April 1865) auf die Dauer von drei Jahren für die königl. Hofbühne engagiert. Ich hatte nun endlich die Genehmigung, so weit gekommen zu sein, der Unterstützung meiner Eltern nicht mehr zu bedürfen, und nun ermunterte, wenn auch auf schwachen, so doch auf eigenen Füßen zu stehen. Ich studierte nun mit Jos. Rheinberger, dem rühmlichst bekannten Komponisten, mehrere Partien, während Meßfieur Zente mich in der Aktion unterwies.

Am 14. September 1865 betrat ich im königl. Hoftheater zum erstenmal die Bühne als Graf Liebenau in Lorkings „Waffenheim“. Ich wurde zwar vom Publikum mit aufmerksamen Beifall bedacht, doch glaubte man mir keine besonders glänzende Laufbahn prophezeien zu können. Ich stand damals allerdings erst im 23. Jahre, und durfte daher die Hoffnung hegen, daß meine Stimme, die für den großen Mann des Hoftheaters kaum ausreichte, sich noch kräftigen würde. Ich sang in München von größter Partien u. a. den Jäger im „Nachtlager“ viermal mit recht schönem Erfolge. Da ich aber im Laufe von zwei Jahren allzuwenig — nicht einmal in kleineren Partien — beschäftigt wurde, also meine Schwünge unmöglich ausleben konnte, und für die Zukunft kein Heil ersah, so ersuchte ich im August

1867 um Auflösung meines Kontraktes, welche mir auch vom 1. September 1867 als zugehoben wurde.

Ich verließ also München, um ein vorteilhafteres Engagement am damals neu erbauten Stadttheater zu Breslau anzunehmen. Dortselbst erreichte ich nach Verlauf eines Jahres durch beharrliches Studium, durch händliche Beschäftigung in Oper und Schauspiel, eine bedeutend höhere Stufe und errang Erfolge, die ich mir vorher nie hätte träumen lassen. Ich muß hier mit großem Dank meines damaligen Direktors, des trefflichen Schauspielers Theodor Lobe, gedenken, der von Anfang an meine Beschäftigung unterstützte und mich allmählich mit bedeutenderen Aufgaben vertraut machte.

Nachdem ich im Februar 1868 meinen eigenen Herd gegründet, schien mir ein besonderer Glückstern aufgegangen zu sein. Mit jeder neuen Aufgabe fand ich mehr Vergnügen und Befriedigung in meinem Berufe. Da wurde im Juli 1870 die Kriegserklärung Frankreichs bekannt, und schon am 10. Juli wurden sämtliche Verträge, wegen bevorstehender Kriegsgefahr, gelöst. Im Laufe des Monats August gelangte eine Engagementunterhandlung mit der Direktion des Leipziger Stadttheaters zur Reife. Am 5. September 1870 trat ich zum erstenmal in Leipzig als Wolfram von Eschenbach in Wagners „Tannhäuser“ mit glänzendem Erfolge auf, der sich am 9. September, als ich den Tell sang, noch steigerte. Mein auf zwei Jahre laufender Kontrakt wurde sodann auf sechs Jahre verlängert.

In Leipzig eröffnete sich mir bald ein reiches Feld ausgedehntester Thätigkeit, welches neben dem Gebiet der Oper auch das des Konzertsanges umfaßte. Meine häufige Mitwirkung — als Lieder-, Balladen- und Dramenliedner — in den weitestentwickelten Gewandhauskonzerten führte mich nicht in das Leben und Treiben der Musikmetropole Deutschlands. Von Leipzig aus unternahm ich viele Gesangst- und Konzertreisen nach verschiedenen Städten Deutschlands, Hollands und der Schweiz.

Im Winter 1874 erkrankte in Leipzig Richard Wagner, um Vorbereitungen zu den für das Jahr 1876 geplanten Vorträgen feststellen zu treffen. Der große Meister würdigte mich mehrmals seines Besuchs und sprach den Wunsch aus: mich als Mitwirkenden bei den bevorstehenden Bühnenfestspielen zu sehen. Der Meister wohnte bei Gelegenheit dieses Leipziger Besuchs einer Aufführung der Spöbischen Oper „Jelinda“ bei, worin ich den Tristan d'Alcanha gab. Zu einem Brief vom 28. Dezember 1874 an den Verleger des Musikalischen Wochenblattes berichtete der Meister ausführlich über diese Aufführung und gedachte dabei meiner in besonders lobenswürdiger Weise. Dieser Brief fand Aufnahme im 10. Band seiner Gesammelten Schriften.

Am 30. Juni 1876 beschloß ich meine Thätigkeit in Leipzig mit der Rolle des Hans Sachs in Wagners „Meisterlenger“. Mit mir zugleich schied an diesem Abend infolge des Direktionswechsels die Mehrzahl der hervorragenden Opernmitglieder unter stürmischen, beinahe unerschönten Ovationen von seitens des Publikums.

Am 1. Juli zog ich nach Bayreuth, wo ich schon zu den ersten Bühnenproben der Götterdämmerung erwartet wurde. Ich hatte die Partie des Gunther im letzten Teile der Festspiele und die des Donner im Rheingold übernommen. Diese ungewöhnliche Zeit mit ihren übermüthigen künstlerischen Anstrengungen ist schon so mannigfach von Beurtheilern geschildert worden, daß mir nichts übrig bleibt, als dankbar eines gütigen Geschickes zu gedenken, welches mich an den ewig bewundernswürdigen Tagen von 1876 teilnehmen ließ.

Sofort nach Beendigung der Festspiele eilte ich nach Hamburg. Mit Pollini, dem Direktor des dortigen Stadttheaters, hatte ich schon im Herbst 1875 einen achtjährigen Kontrakt abgeschlossen. Meine Thätigkeit in Hamburg, die ich dort mit dem Wolfram im Tannhäuser und Don Juan begann, war reich an Ehren und Erfolgen.

Im Mai 1882 führte mich ein deutsches Opernunternehmen Pollini unter der musikalischen Leitung Dr. Hans Richters nach London, woselbst im Drury Lane-Theater die Hauptrolle Wagners, Webers Gurnanthe und Beethovens Fiedlo gegeben wurden. In diesen Aufführungen, in welchen Frau Rosa Sucher als Gurnanthe, Elisabeth, Elia, Nische und Eva glänzte, war ich als Ephraim, Wolfram, Tannhäuser, Holländer, Marke und Hans Sachs beteiligt. Die Meisterlenger, welche damals in London zum erstenmal in deutscher Sprache gegeben wurden, und zugleich als Novität über eine englische Bühne schritten, wurden zehnmal im Monat Juni mit beispiellosem Erfolg gegeben. Zu allen Aufführungen sang

Briefkasten der Redaktion.

Eintrag ist die Abonnements- und Eintragung beizubringen. Anonyme Briefkasten werden nicht beantwortet.

K. K. in Prag. Ihre beiden Lieber sind nicht ohne melodischen Reiz. Die Klavierbegleitung steht jedoch nicht auf der Höhe eines geschmackvollen Tonstages; das gilt besonders von den gedruckten Akkorden, welche in Zweinunddreißigstnoten gewirbelt werden.

H. S. in Duisburg. Seit der Savarie, welche die russische Vokal-festung in Agram erlitten hat — der Fall wurde seinerzeit in der Neuen Musik-Zeitung erzählt — verlor nicht nur deren öffentliches Auftreten.

Frau Ottilie Abenheimer in Stuttgart. Ihre Lieber zu den in Nr. 1 der Neuen Musik-Zeitung 1890 mitgeteilten Texten der Dichterin Frida Fort sind ungemein gefällig und schmeicheln sich besonders durch ihren vollstimmlichen Ton in die Ohren des Zuhörers ein.

J. Pl. in Sch. Sie haben mit Ihren Ansichten über frühreife musikalische Wunden verstanden, ganz recht. Lassen Sie Ihren kleinen Sohn ohnachts aufstehen; er soll früher Lieder singen, die Sie ihm vorpielen; zwingen Sie ihn jedoch nicht nachzulernen, was ihm nicht gefällt. Wenn er selbst die vernommenen Märsche auf dem Piano zu spielen versteht, so helfen Sie ihm hierbei, wenn es nötig sein sollte. Durch frühzeitigen Lernzwang würde das Kindes Gemüte an der Musik verkrüppelt werden. Der Unterricht dauere anfänglich nur wenige Minuten und soll als eine Auszeichnung oder Belohnung des Kindes gelten. Der Vornehmer wird bei dieser Erziehungsart rasch wachsen und zum Ziele führen.

Weiz in Steiermark. J. B. Giovanni von Jang schrieb eine Reihe von Opern und Operetten mit deutschen, italienischen und französischen Texten, darunter La Traviata, Mannschaft auf Bord, Die Tage von Boissy, Der Haub der Sabotagen etc.

G. N. 1) Diminuendo ist eine Vortragsbezeichnung und bezieht sich nur auf die Abnahme der Klangstärke. 2) Die Frage ob der Genus eines Geses die Stimme trägt, können nur Versuche und die Erfahrung beantworten. 3) Das Geburtsjahr des betreffenden Sängers ist in keinem Verzeichnis verzeichnet. Theaterführer vertragen ihr Alter selten in aufdringlicher Weise.

O. K. in Marggrabowa. Sie werden das Geschehnis im Marschalbum von Steingraber fürs Pianoforte, herausgegeben von Rob. Schwalm (Leipzig, Steingraber's Verlag), finden.

E. B. M. Das Lied von Rob. Hübel „Mein Vater“ liegt der „Neuen Musik-Zeitung“ VIII. Jahrgang 1887 Nr. 14 bei. Einzelne Nummern mit Musikbeilage kosten je 25 Pf.

F. F. in Wien. Das „Festspiel von Rietz“ zur Einweihung der Dichtergruppe Schiller und Goethe (Wien 1857) ist „für Klavier zu 2 Händen“ nicht übertragen worden. Es besteht nur ein Arrangement für zwei Pianoforte vierhändig und für ein Klavier, gleichfalls vierhändig (Verlag von G. Rabats Nachfolger, Leipzig).

C. K. Eine jede Musikhandlung in Wien wird Ihnen „einen Vorschlag zur Erlösung eines Theaters“ empfehlen. Im übrigen eignet sich am besten ein Orchester zum Verfassen einer solchen Gelegenheitskomposition.

Frl. Cl. O. in Salomisch. Wir wiederholen das Ihr Elter, sich nicht Unterhaltung und Belehrung zu vergönnen, sowie die Worte ihrer guten Meinung von unserer Zeitung ihren Charakter besonders ehren und ihren Wert erkennen lassen.

F. F. in Paderborn. Sie können durch die Besuche der Musikalienhandlung (Ede Weiss) in Stuttgart den Ederstahl in 4 Stufen für Bariton mit Klavier-

Sechs solcher Rotations-Schnellpressen, welche in einer Stunde 30 000 Bogen drucken, schneiden und falzen, beschäftigt das



Berliner Tageblatt

um seine große Auflage rechtzeitig fertig zu stellen.

Die hervorragenden Leistungen des „Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung“ nebst seinen vier wertvollen Beiblättern: „Univertiertes Beiblatt“, „ULK“, „belletristisches Sonntags-Blatt“, „Deutsche Volksblatt“, „feuilletonistische Montags-Beilage“, „Der Zeitgeist“ und Mitteilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“ werden allgemein anerkannt.

Rasche, zuverlässige Nachrichten und gediegene Zeitartikel und Feuilletons hervorragender Fachmänner aus allen Gebieten. Das B. T. erfüllt alle Ansprüche, welche man an eine

große deutsche Zeitung

zu stellen berechtigt ist und aus diesem Grunde erklärt sich die allgemeine Verbreitung über ganz Deutschland sowie im Auslande, wie solche noch kein zweites deutsches Blatt erreicht hat.

Abonnementspreis 5 M. 25 Pf. vierteljährlich bei allen Postämtern. Probe-Nummern gratis.

Im Roman-Feuilleton des nächsten Quartals erscheinen zwei höchst fesselnde Erzählungen: „Erlan und Hilde“ von Ernst v. Waldow, „Der Todtenkopf“ von Hans Wachenhusen.

Sternsches Konservatorium der Musik

in Berlin SW., Wilhelmstrasse 20 gegründet 1850.

Direktorin: Jenny Meyer.

Artistischer Beirat: Prof. Rob. Radecke, Prof. Friedrich Gersheim.

Neuer Kursus: 6. Oktober Aufnahme-Prüfung 4. Oktober, morgens 9 Uhr.

a) Konservatorium: Ausbildung in allen Fächern der Musik. b) Opernschule: Vollständige Ausbildung zur Bühne. c) Seminar: Spezielle Ausbildung von Gesang- und Klavierlehrern und Lehrerinnen. d) Chorschule: e) Vorlesungen im Institut. Hauptlehrer: Jenny Meyer, Rudolf v. Nilde (Gesang), Rob. Radecke, Gersheim (Komposition, Direktion, Orgel, Chorgesang), Busset (Theorie), Prof. Ehrlich, Gersheim, Papendiek, C. F. Wolf, Drey-schock, v. d. Sandt, Knyser, Schneider (Klavier), Emilie Saenger, Exner, Königl. Kammer-Mus. (Violine), Ilse Decher, Königl. Kammer-Mus. (Cello). Programme gratis durch Unterzeichnete.

Jenny Meyer.

Sprechstunden 8-9, 2-3.

Militär-Musikschule

Berlin S.W., Jerusalemstr. 9. Vorbereitungsanstalt z. Militärkapellmeister, genehmigt vom Königl. Kriegsministerium am 26. Juni 1882. Nach beendeten Kursus erhalten die ausgebildeten Kapellmeister-Aspiranten ein Zeugnis der Reife. Theoretischer Unterricht auch schriftlich. H. Buchholz, Direktor der Anstalt.

Edelweiss.

Von diesem weit verbreiteten, bereits in 25 000 Exempl. abgesetzten Liede (Preis 1 Mk. für eine Stimme, 1.30 mit Chor, ad libit.) ist ein Arrangement als Walzer a. 1.30 und ein Marsch a. 30 Pf. beide für Piano erschienen. Zu beziehen d. alle Musikalienhandl., wie auch von uns direkt gegen Einsendung des Betrages.

Prager & Meier, Bremen.

Sehen erschien „Coquetische-Mazurka brillante“ Y. G. Krehe, M. 1. bei F. Kreyer, Grefeld.

Neue Bände der Musikalischen 50 Pfennig-Bibliothek.

Carl Rühles Musikverlag in Leipzig-Reudnitz.

Band 58. Mendelssohn-Bartholdy, F., 5 der schönsten Lieder ohne Worte in leichter, wohlklingender Spielart und mit Fingersatz bearbeitet. M. — 50. Frühlinglied. Gesellen. Concellit. Trauermarsch. Lieder ohne Worte in G dur und B dur.

Band 59. Lieblings-Quartetten in erleichterter Bearbeitung und mit Fingersatz. III. Folge. M. — 50. Beethoven, Mozart. Beethoven, Beethoven. Mozart, Figaro.

Band 60. Kleines Variations-Album. I. Folge. Beethoven, L., 5 beliebte Variationen. Zur Einführung in die klassischen Meisterwerke, mit Fingersatz, in erleichterter Bearbeitung. M. — 50. Die Adre brillante. Wie stehen alle Freuden. Variation a. b. Septett op. 20. Sind willst du ruhig schlafen. Scherzgerema.

Band 61. Kleines Variations-Album. II. Folge. Beliebteste Variationen von Mozart, Kuhlau, Clementi, Weber, Schubert, Czerny. M. — 50.

Band 62. Wohlfahrt, R., Leichtes Bravour-Album. 35 Lieblingsstücke älterer und neuerer Meister, erleichtert und in leichten Tonarten gesetzt. I. Folge. M. — 50. Schumann, Sebastian Bach, Schumann, Arnes Bassant. Kuhlau, Allegretto. M. Clementi, Beethoven, A. G. Müller, Allegretto con variazioni. A. G. Müller, Cezaro. S. Bertini, Allegretto. S. v. Beethoven, Tempo di Minuetto. J. S. Duffel, Allegro non troppo.

Band 63. Dasselbe. II. Folge. M. — 50. R. Kuhlau, Allegro. J. Haydn, Nationalität. B. A. Mozart, Adante. G. Fr. Schubert, Allegro. J. P. Hummel, Moderato. Schumann, Fröhlicher Landmann. Schumann, Rondo. Mendelssohn, Adante espressivo. A. Corelli, Valse. Weber, Tempo di Polacca. Schumann, Glühend genug. Beethoven, Trauermarsch. Chopin, Trauermarsch.

Band 64. Dasselbe. III. Folge. M. — 50. S. Seb. Bach, Allegro. Fr. Schubert, Moments musicaux. Tchaikowsky, Barcarolle. Tchaikowsky, Waltz aus Derzitz. Schumann, Barcar. Fr. Chopin, Nocturne. Schumann, Rondo als Prophet.

Dasselbe. IV. Folge. M. — 50. Fr. Schubert, Minuetto. Schumann, Jagdlieb. S. Bertini, Adante con espressivo. Chopin, Walzer. G. F. Schubert, Thema con variazioni (Großschmied). J. P. Hummel, Allegro moderato.

Band 65. Kirschner, Fritz, op. 331. Momentbilder aus dem Soldatenleben. 6 möglich schwere Charakterstücke für Pianoforte komponiert. M. — 50. Musikalische vom Wanderer, Infanterie-Marsch. Lustiges Lagerleben bei Musik und Tanz. Kavallerie-Fantasia-Marsch, Große Parade. Am Geburtstag des Kaisers Zeitlich. Zeitlich und Heillich. Rückzug vom Wanderer in die Gassen. Gassen-Gesang.

Den Hauptvertrieb obnehmender wohlfeiler Ausgabe klassischer und moderner Musikstücke habe ich übernommen und veranlasse ich (auch einzelne Lieferungen) überall hin franko gegen Einsendung des entfallenden Betrages. — Gesamtverzeichnis gratis und franko.

P. J. Tonger, Hofmusikalienhandlung in Köln a. Rh.

Pianos, Flügel, Tafelklaviere und Harmoniums.

Alle berühmten Fabrikate. Gespielte Pianos in gr. Auswahl.

Pianos zu vermieten. Gr. illust. Kataloge gratis — frei.

Vorname, bar a. Raten. Gr. illust. Kataloge gratis — frei.

Wilh. Rudolph, Pianofabrik in Giessen (gegr. 1851).

Wer gute Musik liebt, kaufe das neue Werk von Professor Dr. Carl Reinecke

Musikalischer Kindergarten.

9 Bände für Klavier 2 & 4 händ. sehr leicht u. allmählich schwerer. Ferner Professor Reinecke's berühmter Werk

Von der Wiege bis zum Grabe.

In Leipzig, Berlin, Köln, etc. etc. mit größtem Erfolge gespielt.

Jul. Meier, Zimmermann, Leipzig.

Zu bez. durch jede Buch- & Musikhdl.

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

Op. 36. Fingerringe

XI. Jahrgang Nr. 19.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. P. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich 6 Nummern (72 Seiten) mit zum Teil illust. Text, vier Musik-Beilagen (16 Groß-Kuverten) auf bestem Papier gedruckt, bestehend in Musik-Kompos. und Liedern mit Klavierbegl., sowie als Extrabeilage 2 Bogen (16 Seiten) von Dr. H. Ebdobdas illust. Musikgeschichte.

Inserate die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 75 Pfennig
Kürzige Annahme von Inseraten bei
Rudolf Mosse,
Stuttgart, Leipzig, Berlin und dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Preussland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 1 Mark. Mit Kreuzbandverfendung im deutschen Postgebiet Mk. 1.30, im Weltpostverein Mk. 1.60. Einzelne Nummern 25 Pfa.

Die polnische Gräfin.

Novelle von Fr. von Hohenhausen.

I.

Proto:
Und als ich kam nach Polenland,
Eine wunderliche Gräfin fand,
So schön — 's ist nicht zu glauben
(Altes Lied.)

In einem großen Hotel „Unter den Linden“ strahlten die Gaskammern schon in den Korridoren und glasbedachten Höfen, als die Mittagsglocke läutete und die Gäste zur table d'hôte einlud. Langsam füllten sich die stattlichen Räume, deren vergoldete Deckenmalerei und Samtmöbel nicht an ein Fürstenschloß, als an einen Gasthof erinnerten. Nur die buntgemischte Gesellschaft bewies, daß man sich in einem solchen befand. Eine moderne table d'hôte ist ein Stückchen sozialer Republik; es herrscht mehr Freiheit und Gleichheit dabei, als in einer volltönigen; wer sein Convett bezahlten saß, hat Zutritt. Von Brüderlichkeit findet sich indessen keine Spur vor. Jedermann sieht seinen Nachbar mit mißtrauischen und mißgünstigen Blicken an; man konnte ja in Gefahr kommen, von einem armen Gelehrten oder von einem reichgewordenen Schiffer angegraben zu werden! Es herrscht jetzt gewöhnlich ein angliedliches Schweigen und eine drückende Kugelweite an der table d'hôte, während es früher für

ein Hauptvergnügen der Reisenden galt, sich dabei kennen zu lernen und gut zu unterhalten.

Zu den Stammgästen des großen Soles gehörten einige Kavallerie-Offiziere, die in ihren prächtigen Uniformen den Mittelpunkt der Tafel bildeten. Alle Blicke richteten sich dahin, wann sie viel später, als die anderen Gäste mit beneidenswerter Ungezogenheit und Lustigkeit ihre Plätze einnahmen. Man wußte, daß sie durch gute Trinkgelber und vielen Champagner die besondere Aufmerksamkeit des Wirtes wie der Steller zu erregen pflegen. Es hieß so-

genüber noch ein leerer Raum vorhanden, der verheißungsvoll erschien. Einer der Herren flüsterte mit dem Oberkellner und sah dann sehr gespannt nach der Eingangstür, die für die Logiergäste besonders bestimmt war, welche die besten Zimmer inne hatten.

Er war ungefähr dreißig Jahre alt und hatte ein hübsches, interessantes Gesicht. Seine Stirn war freilich bereits von spärlichen Locken beschattet und zeigte jene Blässe, die man auf den Bildern von Lord Byron bewundert hat. Ein Byron in Uniform ist aber in unserer Zeit mehr Wirkung aus,

als einer im Flügel-Heide der Poesie. Herr v. Fort konnte deshalb sicher sein, überall Aufsehen zu erregen, obgleich er kein Dichter war. Man fand ihn schon und hielt ihn für klug, — zwei Eigenschaften, die man selten beisammen sieht, weil schöne Menschen meistens so viel Gilekheit besitzen, daß sie binnm davon werden. Ob dies bei Herrn v. Fort nicht auch ein wenig der Fall war, wußten wir hier nicht weiter erörtern. Er besaß wenigstens die Klugheit, sich um den Umgang von geistreichen Leuten zu bewerben, und erstrebte sehr die Gunst bedeutender Frauen. Er sagte gern etwas

Ungewöhnliches, Absonderliches, und vermeid es, in Gemeinplätzen zu reden.

Im seiner Persönlichkeit, in die er selbst verliebt war wie der antike Margit, einen blendenden Untergrund zu geben, verschwendete er große Summen.

Er wußte oft nicht, woher er diese nehmen sollte; mancher seiner Kameraden beneidete ihn um das



Fritz und Marie Himmann. (Text f. S. 222.)

gar, daß der Oberkellner sich stets bemühte, für angenehme Nachbarschaft zu sorgen und, sobald im Hotel reiche oder schöne Damen logierten, die Plätze für sie in ihre Nähe legte. So war auch jetzt als Ge-

künstliche Kreditivität, über das er zu gebieten schien. Besonders viel Geld gab er für Pferde und Wagen aus; denn er wollte sehr gut, welchen tiefen Eindruck er auf das Straßenpublikum, weibliches wie männliches, hervorbrachte, wenn er in seiner hübschen Equipage vorüberfuhr. Sie war zweizeilig, wie der Triumphwagen der Römer; die grauen Aufschimmel hatten vollstärktes Geschirr, mit Silber beschlagen; die Mäler waren gleichfalls rot und glänzend lackiert, leicht und rasch, wie Windmühlenschnägel, über das Straßenpflaster. Ein kleiner Mohr in schwarzroter Livree, — man behauptete, er werde von seinem Herrn eigenhändig alle Tage frisch geschwätzt, — vollendete die Phantastie-Equipage, in der sich die dunkelbraune Sinfarmanform mit goldenen Schnüren, die ihr Erschüder trug, ganz vortrefflich ausnahm. Wenn er so mit selbstbewußter Grazie unter den Kunden oder im Tiergarten vorüberfuhr, trafen ihn viele Blicke der Neugier und Bewunderung. Er benutzte solche Momente, um einige seiner kunstgriffe in Scene zu setzen, die ihm geistigen und kaufmännischen Credit verschafften sollten. So verlor er dort manchmal seine Einladungskarten zu Hoffesten, Briefchen von vornehmen Damenhandkristallen, und mitunter auch Postheime über erhaltene Gelbsummen von auskunftlosen Beträgen. Daß er ein lebhaftes Interesse für Erbinnen empfand, konnte er durchaus nicht. Er trug sogar eine Liebe derselben bei sich; doch durfte sie nur 300,000 Mark betragen. Es war seine größte Sorge, daß er sich zu billigen Loschlagern könnte. Er hatte darüber schon manche gute Gelegenheit nützlich vorübergehen lassen und begab immer mit neuem Eifer wieder die Jagd nach dem Glück einer reichen Heirat.

Wehr oder weniger teilten seine Kameraden diese Neigungen. Eine Ausnahme aber machte Graf Landred v. Althaus, der seinen Tischplatz neben Herrn v. Fort hatte und in jeder Hinsicht einen Gegensatz zu ihm bildete. Seine Mienentafel reichte bis in die Axtengänge hinauf, und sein schönes, bärtiges Gesicht und seine kräftige, hohe Gestalt in der prächtigen Uniform der Kavallerie ließen ihn wie einen echten Ritter jener Zeit erscheinen; — ein Ritter, aber kein Trombdour war er. Für die Frauen schwärmte er durchaus nicht. Er war eine gute Zeichnung gewesen hatte, war er sehr höflich gegen sie; aber er haßte alle Liebesabenteuer und war nicht im Stande eine Schwärmer über die Lippen zu bringen. Er blieb ungerührt von allen Versuchungen, die ihm in der guten Gesellschaft fast ebenso zahlreich nahebraten, wie in der schlechten. Seine Solidität war schon längst sprichwörtlich geworden. Und wenn die anderen jungen Männer davon sprachen, wie notwendig ihnen eine reiche Heirat sei, wendete er sich lachend ab und erklärte, nur ein ganz armes Mädchen wählen zu wollen. Aber er that es nicht; denn sein Herz schien nun einmal von Marmor zu sein. Ob es wie die Memnonssäule im Strahle der Sonne noch einmal von der Liebe erwärmt werden könnte, war eine Frage, die im stillen in mancher weiblichen Phantasie aufkante. Denn der Reiz des Schwermers wirkt besonders mächtig, wo die Eitelkeit mit ins Spiel kommt; eine schwere Ererbung befriedigt viel mehr, als eine leichte.

Graf Landred erregte fast ebenso großes Interesse durch sein prädes Wesen, wie durch seine Schönheit. Er schien übrigens von beiden nichts zu wissen und war ganz ohne Absicht gleichgültig und unnahbar. Er teilte auch diesmal die Neugier nicht, welche Herr v. Fort in den anderen Kameraden erregt hatte. Einer derselben, der Witteimer v. Villenberg, sagte, indem er die bereits angetragene Zuppe zu essen begann: „Ich sehe mich jetzt nicht mehr nach der Thür um; die erwartete Schwärmer scheint ja nicht zu kommen; auch möchte ich wissen, daß sie weder hübsch, noch reich ist, wie ich schon so oft in meinen Erwartungen getäuscht worden.“ Diesmal aber werden die demüthigen gewiß weit übertroffen, Fremden! Sie ist reich und hübsch; ich habe sie gestern im Opernhaus gesehen und fandte meinen Vorgesatz um, damit ich einen Balkonplatz neben ihr bekommen und Gelegenheit zu einer Aufkündigung erlangen könnte. Es ist eine polnische Gräfin, — hübsch, da kommt sie, — sagte Herr v. Fort und stand halb vom Stuhl auf, um die Eingangsthüre besser ins Auge fassen zu können. Die Blicke aller Anwesenden richteten sich plötzlich nach demselben Punkt; denn eine auffallende Gruppe erschien im Eingangsraum. Ein alter, kranker Mann in eleganter Zivilkleidung wurde von einer Seite durch einen reich gekleideten Bedienten unterstützt, von der andern durch eine junge Dame. Sie war eine bleiche Blondine mit zarten zarten Gesichtsfarbe, die den weißen Rosen gleich;

selbst die Lippen schimmerten nur blaßrot. Deito dunkler leuchtete ein Augenpaar, dessen fremdartiger Glanz an den nächtlichen Sternenhimmel erinnerte. Ein hohes schwarzes Samtkleid umschloß die schlanke Gestalt; am Halse war ein kleiner Spitzenkragen, von einer Brillantnadel festgehalten; eine ähnliche Nadel steckte in einem schwarzen Bande, welches durch die Haare geschlungen war; und in den auffallend kleinen blaßroten Ohren flimmerten zwei ganz besonders große Crepularre dieses mythischen Geheims, wie Lampen in einer Hölle.

Der einfache und doch so kostbare Anzug wurde durch rosenfarbene Handschuhe und ein Taichentuch von feinstem Spitzengewebe vollendet. Ein laises Fächlein der Bewunderung lief durch den Saal; aber es schien die Dame nicht im mindesten zu berühren. Sie hatte ihre ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, dem kranken Mann an ihrer Seite einen bequemen Platz zu bereiten. Erst als sie zärtlich und leise nach seiner Zufriedenheit gefragt und dem Bedienten einige Beschele hinsichtlich der dargereichten Speisen erteilt hatte, zog sie die Handschuhe aus und rollte sie zusammen, vorsichtig einen Gegenstand darin verborgend, entweder einen Ring oder ein Goldstück; dann legte sie die Handschuhe in ihr Beinkleid, da mit andeutend, daß sie nichts trinken werde. Die Zuppe, die der alte Herr ohne ihre Hilfe, alle andern Speisen schnitt sie und wählte die besten Bissen für ihn aus. Es fiel auf, daß der Beträufelte sonderbar große, grobe Hände hatte, wie jemand, der schwer arbeitet. Wenn die junge Dame dieselben mit ihren weißen, feinen Fingern berührte, sah es fast aus, als wenn ein Zündhölzchen in den strahlen eines Landvogels zitterte. Bei der ersten Pause des schnell servierten Dinners wendete sich Herr v. Fort mit dem Stimment der feinsten Höflichkeit an sein schönes Gegenüber und sagte: „Gnädigste Gräfin erinnern sich hoffentlich, daß ich gestern bereits die Ehre hatte, mich Ihnen vorzustellen; darf ich mich vielleicht unterstehen zu fragen, ob die Alge im Opernhaus Ihnen nicht geschadet hat?“ „Ja, ich habe etwas Kopfweh,“ lautete die Antwort, der man anmerkte, daß die Dame nicht geneigt war, die Unterhaltung fortzusetzen.

Herr v. Fort ließ sich dadurch nicht so schnell abbrechen; er versuchte es sogar, sich in das Gespräch zu mischen, welches in polnischer Sprache halbleise zwischen der jungen Dame und dem alten Herrn geführt wurde. Legterer sprach sich höflich erkund auf, als er seine Mutter sprache vernahm, und setzte die Unterhaltung lockerster fort, als seiner Begleiterin lieb schien. Inzwischen ließ auch sie sich, wenn auch etwas einseitig, zu den Alltagsgegenständen eines höflichen Tischgesprächs herab, als die näher stehenden Herren, darunter Herr v. Villenberg und Graf Landred, sich ihr vorstellten. Herr v. Fort mischerte mit Herrn v. Villenberg in den Bemerkungen, durch schwelchehafte Bemerkungen des Gesprächs die polnische Gräfin für sich zu gewinnen. Sie blieb jedoch kalt und förmlich; nur einmal, als sie sich unbedacht glänzte, weil die Herren das erste Glas Champagner an die Lippen setzten, überflog sie mit einem schallhaften Blick ihre ersten Gesichter, verhielt aber rasch wieder die dunklen Augen mit den dunklen Wimpern, als sie sah, daß Graf Landred sie groß und ruhig anblickte. Er war fast noch einseitiger als sie selbst gewesen, und schon dadurch war ihre Aufmerksamkeit erregt. Als sich nun noch ihre Blicke trafen, fühlte sie sich jektam bewegt. Noch einmal schielte sich ein ganz leiser Strahl ihres Auges zu ihm hinüber; aber da sah er sehr gelassen und schaltete einen Pfaffen so sorgfältig, als gälte es, eine chirurgische Operation zu machen.

(Fortf. folgt.)

Charakteranlage zusammentreffen; so z. B. im Don Juan als Don Juan und Ferline, im Figaro als Graf und Enjanne oder Page. Wie das schöne, mächtige, männliche Organ des Herrn Figaro dazu geschaffen ist, Charaktertypen mit erstem Hintergrunde zur vollendeten Darstellung zu bringen, so vertritt seine Gattin in entzückender Weise jenen lebensfreudigen Optimismus, dem das Dasein nur Lust bietet. Man wird daher selten ein Künstlerpaar finden, das so grundverchieden veranlagt, sich so eins in Verfolgung idealer Ziele weicht und mit solchem Ernst seinen Beruf ergreift, zu welchem innerer Neigung beide hingeführt hat.

Fritz Figaro ist am 26. Mai 1847 in Berlin als der Sohn des Mühlendruckers Theodor Figaro geboren. Der Vater ließ seinem künftigen eine sorgfältige Schulbildung zu Teil werden, die seinen späteren Selbststudium eine solide Unterlage gab. Der Beruf eines Kaufmanns; zu dem er bestimmt wurde, sagte ihm nicht zu, obwohl er seine Ehrezeit zur großen Zufriedenheit des Lehrjahrs bestand. Zugewinnen hatte sich seine schöne, sonore Vagbaritonstimme kräftig entwickelt, und da die Kunst die größte Anziehungskraft auf ihn ausübte und sein Gemüthsleben in ihr auch die tantente Verleibung zu finden hoffte, so war er auf Mittel bedacht, dem ewigen Neuen zu entzinnen. Seine während der Lehrjahre zurückgebrachten musikalischen Anlagen und Kenntnisse errieten einen neuen Impuls, als Stimme und Talent taute Anerkennung durch Männer wie Taubert, Dorn, Mantius, Stern, Rechner und Madec fanden. Figaro erreichte endlich die Zustimmung seines Vaters, die musikalische Laufbahn ergreifen zu dürfen; aber er erhielt sie nur unter der Bedingung, daß wenn nach Verlauf eines Jahres sich das Talent nicht in hervorragender Weise kundgeben und entwickeln sollte, er unweigerlich dem Gotte Merkur Gefolgschaft zu leisten habe. Mit diesem Preise lag er nun den Stühlen bei Joseph Wittner, einem Schüler Garcias, ob; den dramatischen Unterricht übernahm der Dergreiffere Julius Heim am Berliner Hoftheater. Mit einem Wilsch, Reichmann, einer Maria Brandt und vierzig anderen, wählte er bei letztem jeden Morgen auftreten und sein Penum in der dramatischen Kunst absolvieren. Kaum zwanzig Jahre alt, betrat er mit einem aus zwanzig Opern bestehendem Repertoire am 21. September 1868 in Jülich zum erstenmale die Bühne, und zwar als Alfonso in Lucia di Borga; — nachdem er dann noch den Don Juan gelungen, wurde er sehr engagiert. Bei seinem Debüt als Alfonso widerfuhr ihm das Unglück, daß das Schiff hängen blieb; kurz entschlossen sprang er aus dem Schiff heraus und watete durch das nicht besonders sumpfige Confliktwasser auf die Bühne.

Seine Bühnenlaufbahn fand durch den deutsch-französischen Krieg eine jähe Unterbrechung; er wurde zu den Waffen berufen und machte den ganzen Feldzug beim zweiten Garberegiment mit. Nach dem Kriege nahm er ein Engagement in Albeck an, um bald darauf, im Jahre 1873, in den Verband des Leipziger Stadttheaters zu treten. Hier lernte er die an derselben Bühne thätige Marie Gutschbach kennen, mit welcher er im Oktober 1875 den Bund der Ehe einging.

Marie Gutschbach war von Kindheit an eine fangsprohe Natur und die Musik ihr Lebenselement. Sie ist in Döbeln als die Tochter eines Geistlichen, des späteren Archidiakons Gutschbach in Chemnitz, geboren. Schon als Kind erhielt ihre Lust am Gesang Anregung und Pflege durch die musikalisch reichbegabte Mutter, doch fanden ihrem Wunsche, sich ganz der Sangeskunst und vollends der Bühne zu widmen, manche Bedenken entgegen. „Ich sterbe, wenn Ihr mich nicht singen laßt,“ war ihre Antwort auf die Vorstellungen, die ihr von geistlicher Seite eintaus gemacht wurden; „so lassen Sie Ihren Leib sterben, wenn nur die Seele nicht untergeht,“ replizierte eine fromme Oberpfarrerin, die der Meinung war, daß seit Adams Fall die Kunst durch Satau verdorbt sei. Sie setzte aber ihren Willen durch, und so brachte der Vater seine Tochter eines Tages zu dem Gesangsweiser Göge nach Leipzig, der im ersten Augenblick keine sonderliche Lust zeigte, die Sangesbegierde anzunehmen. Er ließ sich schließlich aber doch bestimmen, einen Versuch zu machen. Nach wenigen Wochen war er jedoch von den bedeutenden Anlagen seiner Pflegebefohlenen überzeugt, und kaum war ein halbes Jahr verstrichen, da schrieb er dem Vater, daß er seine Tochter nicht wieder zurück erhalten, ein solch hervorragendes Talent dürfe nicht vergraben werden. Zwei Jahre lang lag Marie Gutschbach bei dem vortrefflichen Gesangslehrer den eifrigsten Studien ob, und schon während dieser Zeit



Fritz und Marie Figaro.

Von Joseph Sittard.

In den ausgezeichneten und beliebtesten Mitgliedern der Hamburger Oper gehören Fritz und Marie Figaro, zwei edle, vornehm gesehnte Künstlerpaare. Wenn auch in ihrer Individualität unter sich durchaus verschieden, so bilden gerade hier die Gegensätze ein sich ausgleichendes harmonisches Ganzes, und es ist ein ganz besonderer Reiz, beide Künstler in einer Oper zusammenwirken zu sehen, wo diese entgegengesetzten Pole der

machte sie sich in den Niederischen Aufführungen und in auswärtigen Konzerten als Konzertsängerin vortrefflich bekannt. Als sie dann im Jahre 1871 in Leipzig für Bräutlein Frensch ohne Orchesterprobe mit durchschlagendem Erfolg das Kennzeichen und mit nur einer Probe die Zerstörung im Don Juan mit großem Beifall durchgeführt hatte, wurde sie sofort für die dortige Bühne engagiert. Während ihrer an Auszeichnungen überreichen Thätigkeit am Leipziger Stadttheater, studierte sie noch zwei Jahre lang Partien bei ihrem Lehrer und nahm bei Regisseur Seidel dramatischen Unterricht. Marie Gutschbach gehörte zu den Liebenden des Leipziger Publikums, Partien wie Zerline, Cherubim, Sannone, Marguilline, Kesschen, Bloudegen, Fatime und verwandte Rollen waren und sind immer noch ihr eigentliches Element. Nur selten hat sie sich aus diesem ihrer ganzen künstlerischen Individualität zugehörigen Gebiet entfernt. Einmal, während der Hochzeitsreise der Hofa Sacher, geb. Sassefeld, hat sie in Leipzig die Elsa gesungen. Was ihre künstlerischen Leistungen vor allem auszeichnet, sind die Frische und Natürlichkeit ihrer Darstellung, die Leichtigkeit und Anmut ihres Spiels, der musikalisch lebendige und durchdringende Vortrag, der durch die auf trefflicher Schule beruhende sympathische, von aller Manieriertheit freie Stimme unterstützt wird.

Als Kriostrophin muß hier noch erwähnt werden, daß vor dem Tage ihrer Hochzeit und am Tage nach der Hochzeitsreise beide Künstler in Schuberts: „Der hässliche König“ auftraten hatten, und am zweiten Hochzeitsstag Frau Vikmann das Solo im Brahms'schen Requiem in A-moll sang. Aber es war kein schimmles Omen, denn kaum wird man eine zweite Künstlerfamilie finden, in welcher so der Geist der Zufriedenheit und des inneren Glücks waltet, und wo alles, was mit der Kunst zusammenhängt, eine solche warme Pflegestätte findet, wie in der Vikmann'schen. Sollte die eheliche Oberpfarrerin zufällig noch unter den Lebenden sein, so könnte sie sich gelegentlich einmal davon überzeugen, daß auch die Seele der eintönigen Pfarrersroben nicht untergegangen ist, und die Kunst, im rechten Geist gepflegt, gerade die edlen Gedankenkräfte im Mensch hebt.

Im Jahre 1878 verließ das Künstlerpaar Leipzig, und Herr Vikmann nahm zwei Jahre lang den Unterricht Stockhausen's, um sich bei diesem Meister noch weiter als Konzertsänger und Orchesterfänger auszubilden. Man kann bei Vikmann auch in der That zweifeln, ob er als Vokalist oder Konzertsänger größer ist. Höre man ihn nun aber als Christen in Bachs Matthäuspassion, in den hässlichen Oratorien, als Marius in Schumanns Faust, um heterogene Partien beispielsweise anzuführen, oder bewundere man den trefflichen Liedersänger: dieselbe hohe künstlerische Befriedigung gewährt Herr Vikmann auf der Bühne als Don Juan, Graf im Figaro, Lyliast, Solitär, Telramund, Alberich, Hans Heiling, Ranzow, Jago, Barbier in Cornelius' gleichnamiger Oper und ähnlichen Charakterrollen; immer ist er der noble, stimmungswaltige, geistvolle Künstler, der vornehme Darsteller, der wie durch Consonanzeffekte und Theatereffekten das Publikum auf seine Seite zu ziehen vermag.

Während Herr Vikmann bei Stockhausen weiter studierte, trat seine Frau, die ebenfalls eine vorzügliche Konzertsängerin ist, in Konzerten sowie in den von Hofmann in Leipzig veranstalteten Musikervorstellungen im Carolatheater auf. In der Saison 1879/80 war sie am Hamburger Stadttheater engagiert, von 1880 ab mit ihrem Manne an der Bremer Bühne. Seit September 1883 an ist das Künstlerpaar an der Hamburger Oper thätig, wo es sich der ungetheiltesten Achtung erfreut.



II Conte Roccapalumba.

Von C. v. Bell.

Der Tag war heiß gewesen; für mich doppelt, denn ich hatte im Schweize meines Angesichts den Monte San Salvatore beiegen; mich auf seinem fast tausend Meter hohen Gipfel lange an der großartigen Rundschau geweidet und war dann mit einem Umwege über Carona und Melide nach Lugano zurückgekehrt. Nun that mir dies Ansehen in stiller Umgebung ungemün wof. Lieber meinen Hauptes hingen schwere reise Trauben vernieder und neben der Nebelhaube, in der ich saß, stand ein mächtiger Feigenbaum, mit Früchten über und über bedeckt. Gegenüber ein alter Nußbaum-

patriarch, der es dem Feigenbaum wonöglich noch zuwirthat!

Leite, wie neckend, schlugen die Wellen des Sees gegen die Wandungen der am Ufer angelegten Gondeln, die mit einem leisen Klirren und stauren zu antworten schienen; zwischen prallte auch wohl eine der vorlantenen Wellenwellen mit töppischem Ungestüm gegen das starke Manerwerk des Gestades und mühte sich überzeugen, daß Steinwälle nun einmal keinen Spaß verstehen. In der Ferne verhallte der eintönige Gesang heimwärtsziehender Landiente, die den Sonntag in Lugano verbracht hatten.

Da plötzlich wurde es hinter meinem Rücken in dem kleinen Wirtshaus lebendig. Lachen, Händeklatschen, Aufstöhnen schlug an meine Ohren; ein wirres Durcheinander von Stimmen in freudigster Aufregung. „In fine. In fine! Il Signor Conte! — Buona sera, Signore! — Che gioia!“ Diese Worte konnte ich, oft wiederholt, deutlich unterscheiden und mich umwendend, sah ich, daß sich in der inzwischen durch einige Wandlängchen erstellten Wirtsstube eine offenbar gemüthliche Begegnungsszene abspielte. „Und nun einen Balzer, Signor Conte.“ „Nein, einen Galopp! Aber einen raschen! — Petronella, komm, wir zwei tanzen miteinander — den ganzen Abend, nicht wahr?“ so rief es von allen Seiten.

Und wer war es, den man so errent willkommen hieß? — Il Signor Conte — nannte man ihn. Nun ja, man kann ebenogut „Grat“ heißen, wie Müller, Schneider oder Hofmann! Gräulich erschien mir die Erscheinung des Signor Conte nicht — d. h. insofern als Kleider Leute machen! Er war im Grunde genommen ein schöner Mensch von stattlichem Wuchs. Aber seine Haltung war die eines milden Mannes und sein Anzug in fast kläglich Verfassung. An dem dunklen Tuchrock und den gleichfarbigen Reimfleiden schimmerten alte Nähte grauweiß und an der bunten schief zugeknöpften Weste schlen mehr Knöpfe vorhanden waren. Ein schwarzes Seidentuch hielt seinen fauberen Hemdfragen lose umschlossen; aber das Tuch war schlißig und an den Enden vor Alter ausgefrant.

In der Tiefe des Zimmers stand ein altes tafelförmiges Klavier. Vor diesem nahm nun der Signor Conte Platz, rechte die Arme weit in die Luft, um seine Modämel zu verfrühen, fuhr sich ein paarmal mit den Fingern durch das lange krause Haar und griff dann in die Seiten. Das heißt, er schlug so übermäßig auf die alten Tasten, daß der ganze Raften erbebt und ich alles Erstes seinen Zusammenbruch befürchtete. Aber das alte Instrument schien an diese Behandlung gewöhnt und ließ sich, wenn auch ächzend und höhnend, geduldig gefallen. Der Conte gab einen Balzer zum besten. Offenbar war es ein Musikfisch eigener Erfindung, eine Eingebung des Augenblicks. Niemand konnte sich bessere rhythmisch geordnete Tanzmusik wünschen und die wirbelnden Paare in dem mäßig großen Saalzimmer bezeugten auch ihr Entzücken an derlei auf jede nur denkbare Weise; aber in Bezug auf Melodie und Harmonie war das Spiel des bleichen Mannes mit den langen aristokratisch spizen Fingern eigentlich eine musikalische Lumoglichkeit. Choohtig wogten die Töne und Motive durcheinander; von Zeit zu Zeit bligte ein reizender, origineller Gedanke auf, aber sofort ward er zum Gemeinplatz; nirgends fand sich eine Stetigkeit, eine Folgerichtigkeit oder auch nur der Versuch einer Gedankenentwicklung; aber unentwegt spielte er im festesten Takte und mit kräftigster Betonung der schwachen Noten.

Ich war an das geöffnete Fenster getreten und blickte in das Zimmer hinein. Der Wirt schnunzelte. Das schien mir erklärlich: wenn der Signor Conte zum Tange aufspielte, gab es etwas zu verdienen. Viele und durstige Gäste sind allen Wirten willkommen! Er wies mit der Sauher nach dem Spieler. „Nicht wahr,“ flüsterte er mir zu, „das ist grandioso! Der Conte ist ein Künstler ersten Ranges, — aber verkannt, von Meibern verfolgt, verunglimpft, beiseite geschoben! Man läßt ihn nicht ankommen. Nun, was thut's? Er hat's ja nicht nötig. Lebt von seinen Denten. Natürlich ein Nachkomme der alten Grafen von Roccapalumba. Ah, was denken Sie, Signor!“

„Er ist also wohlhabend?“ warf ich ein, gewissmaßen beruhigt über das Gesicht des Klavierpielers, der mir gleich dem ersten Anblick Teilnahme entgegenbrachte. „Wohlhabend?“ wiederholte der Wirt. „Gi, Herr, das ist ein schwer fetzschender Begriff. Der eine kommt sich arm vor, wenn er besitzt, was der andere sich als höchstes Glück erträumt. Der Graf Roccapalumba — er ist ein Eschlarer, Herr! Seine Wiege stand noch in dem alten Schloß seiner Väter,

unfern von Taormina, am Fuße des Aetna — der Graf ist genigiam, sehr genigiam! Er hat so viel als er braucht. Das kann nicht ein jeder von sich sagen. Und dann — das versteht sich — was ihm an solchen Abenden wie der heutigen bei uns an Speise und Trank gereicht wird, dafür billigt wir ihm nichts in Rechnung, obgleich es zuweilen ein artig Stimmchen anmachen würde. Aber das wäre nicht anständig und wir — meine Marita und ich — sind keine Hungerleider, der Madonna sei's gedankt. Er war viele Wochen krank, der Signor Luigi. Es ist das erste Mal seit langer Zeit, daß er sich wieder eingestellt hat. Aber Sie sehen ja, was für ein Magnat er ist.“

„Wissen Sie etwas Näheres über den Grafen?“ fragte ich den Gastwirt.

„Er sah mich groß an, als wollte er sagen: „war das nicht genug, was ich Euch erzählte?“ begann sich aber mit der besterzte. „Wenn Ihnen darum zu thun ist, noch mehr über diesen Luigi Roccapalumba in Erfahrung zu bringen, so müssen Sie zur alten Domenica gehen. Die weiß alles; hat den Luigi ja zu ihren stinken geschauelt, als er noch ein Bambino war. Und schwachen thut sie für ihr Leben gern. Die Schlenken einmal aufgezogen, nicht ihre Rede „come una cascata.“

„Und wo finde ich diese reiselige Domenica?“ fragte ich, ein Auenholzen meines Beraters geschickt beiliegend, um mir Schörs zu verschaffen. „Ah, die ist leicht zu finden. Jedes Kind hier in Lugano kennt sie. Man darf nur nach der Domenica fragen in der Gasse rechts hinter der Piazza del Castello. Sie handelt mit sapone (Seife), nastri (Bändern) u. dergl. Das Geld zu dem Anfang des Geschäft hat sie sich im Hause des alten Grafen Roccapalumba Vira für Vira zusammengepart und der junge Graf hat ihr vor Zeiten manches Goldstück heimlich in die Zimmbüchse gesteckt, denn er war ihr von jeher gut, sehr gut. Ja, das war ein angelegtes Kapitalchen. Jetzt trägt es ihm Jinsen! — Aber hören Sie mir, Signor. Spielt er nicht wie ein junger Gott? Sempre con fuoco! Wenn unteruns, meine Marita und ich, nicht Bewegung genug hätten beim Bedienen all der durrigen und lurrigen Gäste, wahrhaftig, es könnte uns mitten in den Wibel hineinziehen, denn eine solch zugleich verwegene und verlockende Musik hört man nur selten auf dieser Erde. Freilich, mein „strumento“ thut auch das Seine zu dem Ganzen! Es ist vorzüglich. Der Conte ist immer hoch beglückt, wenn er darauf spielen kann; denn er selbst besitzt natürlich keins. Nur eine Zither, eine Akte u. dergl. Aber mein „strumento“ — klingt es nicht, als ob ein ganzes Orchester Musik macht? Bravo, bravo, Signor Conte! Und daß ich's nicht vergesse — es ist ja die Hauptsache! Alles was er spielt, ist improvisiert! Kein Takt irgend einem andern Maestro nachgepielt. Sie sehen ja, der Conte hat gar keine Noten. Wozu auch? Er braucht sie nicht. Spielt alles auswendig; alles aus sich heraus, „nella profondità della sua anima“ (aus der Tiefe seiner Seele).“

Zum Glück rief man den begeisterten Lobredner einer nicht im mindesten begeisterten Leistung in diesem Augenblicke ab und zu keinen hauswirthlichen Ob- liegenheiten. Das verdamnislose Gerde des biedersten Teufels hatte mich zwar belustigt, aber im Verein mit der höchst sonderbaren Musik, die meine Gehör- nerven gleichzeitig aufzunehmen gezwungen waren, füllte ich mich doch ein wenig ermatet.

So wie der Conte spielte, so ungefähr mußte ein im Fieberwahnstimm rasender Aretor sprechen. Aber im Takt verkehrte er es nie; so unzählige Male er auch nebeugriff.

Ob die Bewunderung des Gastwirts wohl echt war? — Möglich, denn die tanzenden Paare zeigten sich ja gleichfalls hochbegeistert. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß der Schlaue mit all seinem Geschwätz mein eigenes Urteil fortzuschwemmen wollte; denn ich sah wie er im Fortgehen aus seinen feinen dunklen Augen einen Blick zu mir hinwarf, der zu sagen schien: „Dem habe ich das Schwarze weiß gemacht.“ Ich hatte genug gesehen und gehört — für heute wenigstens; zahlte meine Reche und ging. Ein Musikstich, im Takte einer Polka-Mazurka, gab mir noch eine weite Strecke das Geleite. In der Ferne, da jede Melodie verhallte, klang es ganz leblich. Ein Lieberkisten versteht's besser, dachte ich noch im Einstimmeln.

Am andern Morgen machte ich mich sofort auf den Weg zur alten Domenica. Es hatte in der That nicht die allgeringste Schwierigkeit, das kleine, finstere Gelaß auszufinden zu machen, in der das alte Fräulein, zahlos und eisgrau, dabei vom Alter und gichtigen Beschwerden vollständig krumm gezogen, ihre Seife und

ihre bunten Seidenbänder selbst. Von den letzten trug sie eines mit dem mageren kaltenreinen Hals gewunden, mit langen, langen Schleifenenden; aber nichts verriet, daß sie auch von dem anderen Handelsartikel Gebrauch zu machen pflegte. Es war alles grau und schmutzig in dieser Erdhöhle — die Bewohnerin derselben in erster Linie. Als die kleine Schelle über der Höhle bei meinem Eintritt erklang — wehmützig, fast wimmernd klang es — kam die Alte sofort aus einem Nebenzimmer herbeigehungelt. In ihren verschminkten Fingern hielt sie eine Männerweste. Es war die knopfbedürftige, rot und schwarz gewirkte Samtweste des Conte Luigi Roccapalumba. Ich erkannte sie sofort wieder. Domenica stand offenbar im Begriff, an derselben und an ihrem Besizer ein gutes Werk zu verrichten.

Ich fiel natürlich nicht mit der Thüre ins Haus. Seife lausen wollte ich; auch einige schöne Bänder; zum Mitbringen, wenn sie noch meinem Geschmack wären. „Ob, ob, schönere gibt es auf der Welt nicht; selbst nicht in Roma und Napoli. Und so billig, fast geschenkt.“

(Zachus folgt.)

Die unverbundene Schöne.

Ein kindliches Bildchen von P. K. Rossegger.

Siehe sie da, ihrer drei, jedes mit seinem Instrumente. Saiten und Weisen! Aber die letzteren werden gebissen, ohne daß sie tönen, anstatt Klang — Klang! Da hast du etwas Unselbstiges gelernt, du herber, zühnbiger Burck! Wird dir nicht unbehaglich, wenn du siehst und hörst, wie die Töne der beiden Instrumente so lieblich schweben, so verständnisvoll und traut zusammenklingen? Was mögen sie spielen auf ihren bäuerlichen Zuren? Was mögen sie singen dazu? Von Haß? Von Selbstbitten hoch zu Ross? Von Schlachten und vom Sterben? Ich glaube nicht. Da klingt durch der Menschheit Kette von Glück zu Glück ein süßes, glühendes Lied, verstanden von allen Geschlechtern, verstanden zu allen Zeiten. Die gewaltigsten Tugenden, die glücklichsten Leiden, die unergründlichsten Sünden, die herrlichsten Tugenden werden wie bunte Perlen aneinander gefügt, zusammengehalten von dem goldenen Faden des Liedes, dessen erster und letzter, dessen einziger Laut das Landzungen, zaghafte, weinende Stimmeln ist: Ich liebe dich!

Ob nun Einer seinen Schatz dieses Lied singt, oder spielt, oder schweigt, oder raucht, das ist eigentlich einerlei, die Hauptfrage dabei sind fruchtliche Augen und frischrote Lippen. — Na also, da liegen sie beisammen.

Die beiden alten Knaben strengen sich tapfer an um die dralle Agate.

Am Sonntag nachmittag ist's, badete sich die Agate, sie nehmte ein wenig die Zither auf den Schoß, um Gort zu Zyr einen Steinchen anzuhören. Und wenn's die Mannskinder hören, die draußen vorbei gehen und stehen bleiben, so ist das auch kein Unglück. Na freilich ist's feins, du kleines Dirndel, du! Und der Sägemeister Luidel hört's, stellt sich bald ein mit seiner „Zupfgeigen“, die er gerade vom Wirtshaus mit heimtragen will.

„Wist leicht allein daheim, Dirndel?“ fragt er. „Nachher will ich dich ein bißel begleiten.“

„Wenn du gut begleitest,“ antwortet sie, „so thum wir halt eins miteinander.“

Er zwinkert ihr an. Er ist in den Jahren, wo die Liebe das zweite Mal blüht — eine ganz verhezte Zeit, wenn der Apfelbaum zarte Köslein trägt im Herbst, da auf anderen Bäumen schon die reife Frucht prangt. Aber es macht nichts, die Leute ellen zusammen und tunen: Seht, da blüht noch ein Apfelbaum! Und schier so gut werden die jungen Dirndel, wenn ein Mannsbild den Johannisstriebe ansetzt.

Der Luidel weiß so alte Volkslieder und erwischt alsbald das Nidige.

Klump — Klump — Klump, auf den Saiten, und er hebt an:

„Ich hab' dich lieber als Haus und Ham (Heim)
Und als mein Bett, wo ich schlaf' und traum (träume).“

Hier wird er schon unterbrochen. Der Halter Michel hat im Vorbeigehen das Klängen gehört, und hätte er es auch nicht gehört, er wäre doch in die Hütte geschlichen, denn draußen unter freiem Himmel könnte es regnen. Es war zwar ganz heiter und kein Wölkchen stand am Himmel; um so besser, braucht

sich einer nicht zu eilen auf dem Heimweg, kann sich ein wenig aufhalten bei der Agate.

Eintretend sieht er, der Michel, es ist schon Einer da. Das macht nichts, ihm — das weiß er aus Erfahrung, ihm wird nicht leicht Einer gefährlich. Er braucht sein Liebeslied gar nicht zu singen, er schweigt es den Weibern vor, und jede hört ihm zu, so schön kann er schweigen. Der Michel setzt sich neben das Dirndel auf die Bank und jagt bedächtig: „Na, spielt's eins, altzwei, ich höh' euch zu.“ Somit jagt er nicht, zündet die Freie an und hört auch schon zu.

Der Luidel läßt die seine gar nicht ausgeben, auch beim Singen nicht. Also — Klump — Klump — und fährt fort, zwischen Zähnen und Schnurrbart hervor also zu klingen:

„Ich hab' dich lieber als Haus und Ham,
Und als mein Bett, wo ich schlaf' und traum,
Ich hab' dich lieber als Ross und Wag'n,
So lieb — ich kann dir's gar mit sag'n.“

Nicht klumpert auch sie auf ihrer Zither, schlägt die Augen nieder und singt mit seiner, weicher Stimme:

„Ich hab' dich lieber als Kuh und Oss (Ochse),
Als Milch und Butter, als Rahm und Kass (Käse),
Ich hab' dich lieber als Buhre und Metz,
Mein feiner Busch, du glauchst mir's net.“

Hierauf wieder der alte Luidel:

„Ich hab' dich lieber, als die Kugelstalt,
Wann's auch wenn neue Regel hat,
Ich hab' dich lieber als Bier und Wein,
O wann ich nur oft bei dir hant sein.“

Dann das Dirndel:

„Ich hab' dich lieber, als mein' Mutter gar,
Ich hab' dich lieber, als das Stramp im Hart,
Kleber als Weller und Amm, als Gabel und Gsch,
Mein' Knab' so netter sag'n ihu's net.“

Und jetzt klingen Zither und Gitarre, ihre Stiche und seine Stiche zusammen:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kannst du denn andern mit lieber fern,
Das Gerhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit.“

Das Lied ist aus. Der Luidel klumpert eine Weile nach, der Michel bläst ein paar Mandolinslein von sich und schmunzelt. Die kann sich verstellen! Das ist sein Gebraute.

Die Agate thut, als wäre er gar nicht da, der Halter Michel. Er spricht nur mit dem Luidel und sagt: „Wißt du heut' noch hinüber in den Karggraben?“

„Na freilich,“ sagt der Luidel.

„Nachher hast bald Zeit, daß du gehst. Der Weg ist weit hinüber in den Karggraben.“

„Wenn ich auch in die Nacht komm', das macht mir nichts,“ sagt der Luidel.

„Es wird aber stockfinster werden unterwegs in den Karggraben,“ gibt das Dirndel zu bedenken, „und morgen wirst zellig bei deiner Holzjagd sein müssen. In deinem Alter brandt der Weich schon nachtschlafend' Stund.“

Jetzt schaut der Luidel einmal auf. Er schaut das Dirndel an, er schaut den Burken an, der neben ihr sitzt und jetzt lachte seinen Arm um ihren Nacken legt.

„Ihr Söggera!“ murmelt er endlich, „mir scheint, ihr wollt mich dranhängen haben! Ist ja rechttschaffen sich von dir, Agate, daß du dich so bestimmetst um meine nachtschlafend' Stund; sollst es aber schon wieder vergessen haben, was du mir just vorch zugehungen hast?“

„Was hab' ich dir denn zugehungen?“ lacht sie. „Ich hab' halt ein altes Lied gehungen, du hast mich begleitet, und wenn ich gemeint hab' im Lied, das geht niemand nichts an.“

„So!“ murmelt er, „So.“ Seine hageren Finger zwipfen noch ein paar mal an den Saiten, dann jagt er: „Ist mir schon um jeden Ton leid, den ich da hab' losgelassen, meiner Seel!“

„Rast die Gitarre zusammen, wirst den Mod über die Agate und stolpert schliefesig zur Thür hinaus.“

„Und jetzt, Michel, jetzt singen wir zwei!“ sagt die Agate schaudig zum Burken.

„Singen?“ antwortet dieser langsam, „singen ist mir zu obvelig.“

„So spielt halt eins auf der Zither.“

„Zitherspielen?“ Wä na, das kann ich mit.“

„Na was willst denn nachher da?“

„Ich? — Was ich will? — Dirndel!“ Er legt den Arm noch enger um ihren Nacken und will es so einrichten, daß seine Wangen den ihren nahe kämen.

Die Agate steht rasch auf und sagt: „Nebel, du irrst dich! Geh du nur hinab ins Kroschdorf, dort

ist eine, die verlangt sich nach dir. Im Tannenhof wartet auch eine auf dich. Wäßt du eine Dritte foppen in diesem Monat?“

„Warum,“ so meint nun der gebäffte Michel mit trager Gebärde, „warum hast denn nachher den Sägemeister fortgeschickt?“

„Damit ich dich nachschicken kann.“

„Wenn ich aber mit geh?“

„Nachher wirst halt fliegen.“

In dem Augenblicke weicht der Halter Michel nicht recht, wie das gemeint ist. Wie kann er denn fliegen, wenn er kein Vogel ist? — Nicht lange Zeit vergeht und er begreift. Ein stummer, bildhübscher Jäger tritt in die Stube. Die Agate geht ihm entgegen, gibt ihm die Hand und sagt: „Grüß dich Gott, Anton!“

Der Jäger hat ein glühendes Auge, mit diesem schaut er zuerst das Dirndel an und dann den Halter, der wüthigst in der Ecke tanzt.

„Was will denn der da?“ sagt der Jäger, zwar fast leise sagt er's, aber der Michel ist nicht schwerhörig. Bietlich klinkt steht er auf und eilt zur Thür hinaus.

Auch wir glauben, daß wir überflüssig sind in der Hütte, daher treten wir ins Freie — wegen der gesunden Luft. Doch mögen wir es nicht lassen, an der Wand ein bißchen zu horden. Drinnen wiegen und schmiegen zwei schöne Stimmen sich aneinander und singen trautsam leise:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kannst du denn andern mit lieber fern,
Das Gerhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit.“

Der nationale Musiklehrerverein der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Walter Pökel.

Die kürzlich in Detroit abgehaltene 14. Versammlung des nationalen Musiklehrervereins der amerikanischen Union kann als ein in jeder Beziehung wohl gelungenes und erfolgreiches Musikfest bezeichnet werden. Genannter Verein ist eine musikalische Macht und sein Name wird nicht entfernt seiner Bedeutung gerecht. So fand man sich denn diesmal bewogen, zu dem hergebrachten „M. T. N. A.“ (Music Teachers' National Association) als eine Art Erklärung „eine amerikanische Gesellschaft zur Förderung der Kunst“ hinzuzufügen. Unter diesem Namen wird die Gesellschaft im Jahre 1893 bei Gelegenheit der Weltausstellung in Chicago europäische Musiker zu einem „internationalen Musikerkongress“ empfangen, und zwar besteht die Absicht, eine Woche Deutschland zur Aufführung deutscher Meisterwerke durch deutsche Musiker zu widmen, eine andere Frankreich für französische Kunst, eine dritte Skandinavien u. s. w. gewiss eine schöne großartige Idee, vorausgesetzt, daß auch wahrhaft bedeutende Künstler der Aufforderung Folge leisten. Ein bloßer Musiklehrerverein wäre wohl kaum berechtigt gewesen, eine solche Sache in die Hand zu nehmen und so war der neue Name eine Notwendigkeit. Diese Gesellschaft hat sich um die Pflege der Musik in den Vereinigten Staaten schon sehr verdient gemacht. Sind doch viele der hervorragenden ausübenden Künstler, Journalisten und Lehrer, amerikanischer wie freier Abstammung, ihre Mitglieder.

So ist es denn natürlich, daß auch die Detroitier Versammlung zu einer äußerst genussreichen wurde. Jeder Tag wurde durch einen Vortragsabend eröffnet und die geschäftlichen Verhandlungen wurden durch gediegene Vorlesungen über alle Zweige der Musik und durch Konzerte aller Art in der angenehmen Weise unterbrochen. Es entspricht der Haltung der Gesellschaft, daß sie namentlich amerikanische Werke berücksichtigt, doch haben die Komponisten ihre Werke vorher einem Prüfungsausschuss einreichen, das über ihre Zulassung entscheidet. Das Prüfungsausschuss und Programmkomitee besteht meistens aus Musikern, die in Deutschland ihre Erziehung genossen und in den Vereinigten Staaten bedeutendes Ansehen erlangt haben. Das Resultat ist oft ein recht glühendes und auch in diesem Jahre hörten wir Werke, welche wert

wären, über Amerika hinaus bekannt zu werden. Das beste war zweifellos ein Konzert (Nr. 2 in D moll) von Mac Dowell, welches der in Deutschland erzogene Komponist selbst vortrug. Die Aufführung ließ auch nichts zu wünschen übrig; sowohl Dr. Mac Dowell, als auch das ihn begleitende Thomas'sche Orchester unter seinem bekannten Leiter leistete Vorzügliches. Von hohem Interesse war auch der Vortrag des C moll-Konzertes op. 12 von Dr. Louis Maas, dem leider so früh verstorbenen ausgezeichneten Pianisten und Musiker von Ved, Foote, Boyrich, Beale, Bird, Chadowia, Förster, Kröber und Kölling wird selbst ein strenger deutscher Kritiker nicht gute Schule und musikalische Empfindung abprechen können. Daß die Ausführung der Orchesternummern vortrefflich sein

als die heutzutage so sehr beliebte Sinfalei. Herr Waller ist Engländer von Geburt und hat in Fran Scott-Siddons, der schönen, geistreichen und liebenswürdigen Schauspielerin, der Gattin von Englands größter Tragödin Sarah Siddons, eine Protektorin gefunden, welche sogar die Mittelpunkt bei dem talentvollen jungen Manne einnimmt. Auch sie war in Detroit und natürlich der Mittelpunkt vieler Kreise. — Das Detroit'sche Streichquartett und eine große Anzahl von Sängern und Sängerinnen aus allen Teilen der Union zeigten sich in den Kammermusikonzerten aus; selbst ein Kirchenkonzert mit Knabenchören wurde abgehalten, um alle Gattungen von Musik zu Gehör zu bringen, und dabei wurden, wie schon bemerkt, meistens amerikanische Kompositionen berücksichtigt. Jedoch war letzteres nicht ausschließlich der Fall.

Wert derartiger Vorträge von berufener Seite ist nicht zu unterschätzen. Sie geben zu denken und das allein ist schon ein Vorteil, da doch gar so viele Leute Musik als eine ganz gedankenlose Kunst betrachten. Meistens boten diese Vorträge sehr Anerkennenswertes und wenn auch bei dem Thema „Komposition“ ein selbst herzlich unbedeutender amerikanischer Komponist nativistische Regungen nicht unterdrücken konnte und einige Ausfälle gegen die Fremden und namentlich die Deutschen anbrachte, so mußte man diesen armen Herrn doch mehr bedauern, als im Ernst nehmen, denn die amerikanischen Musiker werden der deutschen noch lange bedürfen, und wenn auch die musikalischen Verhältnisse der Union sich etwas zu bessern anfangen, so kann doch von einem Wettkampf mit Deutschland noch lange nicht die Rede sein. Vermünftige Ameri-



Die umworbene Schöne. Nach einem Bilde von Hugo Kauffmann. (Text dazu von P. K. Rosegger folgt nebststehend.)

würde, war von vornherein durch das Engagement des Thomas'schen Orchesters gesichert, und auch die Solovorträge boten nur Gutes, da ja die künstlerische Elite der Vereinigten Staaten versammelt war. Von den Pianisten gaben die Herren Kiebling aus Chicago, dessen Bruder ein in Deutschland geschätzter Pianist ist, Perry aus Boston, ein Wiener, der die von ihm gewählten Musikstücke stets durch Vorträge erläuterte, und Waller aus Louisville längere Programme. Obwohl alle drei ganz Vorzügliches leisteten, so möchte ich doch Hrn. Waller besonders hervorheben. Ich lernte ihn vor drei Jahren in Frankfurt a. M. kennen, als wir beide den Milwaukee Musikursus am Masskonfervatorium mitmachten. Schon damals erregte er durch seine ungewöhnliche Kraft und Fertigkeit Aufsehen, jetzt hat sich sein Spiel bedeutend vertieft, der musikalische Ausdruck läßt nichts zu wünschen übrig und seine Kraft wendet er mit Glück jetzt gerade bei jenen Stellen an, d. h. diese gebäugte Kraft klingt unendlich viel seelenvoller,

als die heutzutage so sehr beliebte Sinfalei. Herr Waller ist Engländer von Geburt und hat in Fran Scott-Siddons, der schönen, geistreichen und liebenswürdigen Schauspielerin, der Gattin von Englands größter Tragödin Sarah Siddons, eine Protektorin gefunden, welche sogar die Mittelpunkt bei dem talentvollen jungen Manne einnimmt. Auch sie war in Detroit und natürlich der Mittelpunkt vieler Kreise. — Das Detroit'sche Streichquartett und eine große Anzahl von Sängern und Sängerinnen aus allen Teilen der Union zeigten sich in den Kammermusikonzerten aus; selbst ein Kirchenkonzert mit Knabenchören wurde abgehalten, um alle Gattungen von Musik zu Gehör zu bringen, und dabei wurden, wie schon bemerkt, meistens amerikanische Kompositionen berücksichtigt. Jedoch war letzteres nicht ausschließlich der Fall.

Allein nicht nur ein Musikfest sollte es sein, die Lehrer sollten sich durch den Austausch ihrer Ideen fördern und zugleich dem Publikum Gelegenheit geben, sich über die verschiedenen Zweige der Musik besser zu unterrichten. Der Musikunterricht in den öffentlichen Schulen wurde zum Gegenstand der Diskussion erhoben und verschiedene Herren gaben ihr Urteil darüber ab, ja sogar Klassen wurden vorgeführt, um Proben ihrer Leistungsfähigkeit zu geben. Außerdem wurden jeden Tag eine oder zwei Stunden für Vorträge und Erörterungen über ein bestimmtes Feld der Tonkunst verwendet. Je drei Herren hatten die Gelanbnis, über Klavier, Orgel, Gesang, Theorie und Komposition 20–30 Minuten zu sprechen. Der

famer wissen das auch und blicken auf die musikalischen Prachthäuser, die gerade ihrem Lande am wenigsten nützen, mit mißleidigen Lächeln herab. (Folgen Schilderungen der geistlichen Herren und Genüsse der Verlangung, welche mitzuteilen uns leider der Raum fehlt. D. Red.) Mit größter Spannung sieht man dem internationalen Musikerkongress in Chicago im Jahre 1893 entgegen. Deutsche Künstler, welche uns hoffentlich mit ihrem Besuche erfreuen werden, sollen dann erfahren, daß auch Amerika anfängt, auf dem Gebiete der Musik etwas zu leisten und daß der nationale Musiklehrerverein wirklich ist, was sein zweiter Name von ihm behauptet, nämlich: eine amerikanische Gesellschaft für die Förderung der Tonkunst.



Das Geigenpiel der Damen.

Wer kennt nicht das abjekthche Vorurteil, daß das Violinpiel etwas Unpauendes für das schöne Geschlecht sei. Manche inaubliche Geigerin, die ihre Schulanfängerin zum Erlernen des Violinpiels anfert, erhält die knze Antwort: „Das eignet sich nur für Jungen.“ Ich gehöre wahrhaftig nicht zu den Verehrern der Frauemancipation, welche sich der echten Weiblichkeit und Nichtigkeit entzieht. Wer sich aufstehend kleidet und totet betrügt, lenkt meiner Ansicht nach eher die Augen des männlichen Geschlechtes auf sich, als eine dunkel und einfach gekleidete Geigerin in Gesellschaft. In der Schule wird durch Turnübungen die Kraft und Gelertheit der Mädchen gefördert, Schiltschnlaufen und Weiten thun auch das ihre dazu, und vernünftige Merte haben mir wiederholt gesagt, daß das Geigenpiel zur Kräftigung des Mädchens beitrage und ein gutes Mittel gegen eine gezeigte Störverhaltung sei. Ich kann behaupten, daß eine Geige spielende Dame bei korrekter Haltung der Violine und des rechten Armes ein anmutigeres Bild gewährt, als eine vor dem Piano sitzende Klavierpielerin.

Ein junges Mädchen das mit 16 oder 17 Jahren den Geigenunterricht beginnt, ist bei Talent, Fleiß und Liebe zur Sache in 1½–2 Jahren befähigt, im Quartett- und Triopiel mitzuwirken, und kann so mehrere klassischen Meisterwerke im Original kennen lernen. Als Klavierpielerin würde sie wahrscheinlich im besten Falle à quatre mains damit befaßt worden sein. So gut wie in einem Gesangsverein für gemischten Chor Herren und Damen zusammen fügen, können dieselben meiner Ansicht nach in kleineren und größeren Vereinigungen auch an der Kammer- und Orchesterkunst teilnehmen. Die immer größer werdenden Ansprüche der Schule, welche man an den Knaben macht, die Ueberbürdung mit häuslichen Arbeiten, erschweren dem armen Musiklehrer sein mühsames Werk unendlich. Beginnt der Geigenunterricht bei einem Knaben nicht spätestens im 9. Jahre, so ist es nicht möglich, aus ihm einen brauchbaren Violentanten zu machen, welcher den technischen und musikalischen Ansprüchen unserer klassischen Meister genügt. Es müßte denn ein hervorragendes Talent sein und eine sehr große Lust zur Kunst zeigen. An die zwei Stunden täglicher Uebung, von denen Meister Spohr in seiner Schule spricht, können wir doch bei unseren Schülern kaum mehr denken, wenn wir nicht die Jugend um den ihr so notwendigen Schlaf, um Erholung und Pflege des Körpers bringen wollen. Ganz anders ist es bei Mädchen. Seiten findet in den Mädchenschulen nachmittags ein Unterricht statt, höchstens gilt dieser einer Hausarbeit oder dem Turnen. Weibe sind für das Geigenpiel durchaus förderlich und wirken geistig nicht erschöpfend. Die Finger, welche geschickt eine Viabarte oder Sitarer handhaben, passen sich nach meiner Erfahrung dem Vorgehens viel leichter an, als die Finger eines spät beginnenden Terlianers oder Seindaners.

Das Geigenpiel der Damen ist erst so recht in der Gegenwart bekannt geworden, und wer unsere Künstlerinnen gehört hat, wird gewiß, wenn er gerecht urteilt, einen ebenso großen Kunstgenuss gehabt haben, als wenn ihn eine Persönlichkeit im Frack mit der Geige in der Hand auf dem Podium erschienen wäre. Hätte Meister Spohr seine Konzerte von Frau Veranda oder Frau Soldat spielen gehört, so würde er kein Vorurteil gegen das Violinpiel der Damen abgelegt haben. Unsere Eltern tanzen mit Freunden den Geissen, die uns die Geschwister Ritsanoff und Ferni, bereiten, und erzählen uns heute noch von ihrem wohlthunenden, eleganten Spiel und von ihren reizvollen Erlebnissen. Füge ich hier noch die Namen Tina und Genfrak hinzu, so werde ich wohl einen vollständigen Beweis geliefert haben, was Damen in technischer Beziehung zu leisten vermögen. Vor allem aber hat die Gegenwart das Verdienst, daß sie in der tüchtigen Schule Joachim's, Nappoldis und anderer deutscher Meister echt deutsche klassisch solide Geigerinnen ausbildet. Berlin, Leipzig, Dresden und andere große Musikstädte weihen in ihren Musikschulen eine beträchtliche Anzahl Geigerinnen auf, aber an tüchtigen Geigenblättantinnen ist noch immer ein großer Mangel.

Die alte Zeit wußte auch schon weibliche Geiger-talente zu schätzen, und Meister Mozart komponierte in zwei Tagen die reizvolle B dur-Sonate für die Geigerin Regina Strinaschi, welche ihre Ausbildung in einem Konservatorium zu Venedig erhalten hatte; auch unterstügte er sie selbst als Pianist in ihrem

Konzert. Sein Urteil über ihr Spiel ist folgendes: „Sie spielt keine Note ohne Empfindung, sogar bei den Symphonien spielte sie alles mit Expression und ihr Adagio kann kein Mensch mit mehr Empfindung und ruhrender spielen als sie; ihr ganzes Herz und Seele ist bei der Metodie, die sie vorträgt; und ebenso schön in ihr Ton und auch Kraft des Tones. Ueberhaupt finde, daß ein Frauenzimmer, das Talent hat, mit mehr Ausdruck spielt, als eine Mannsperson.“ Viele Jahre später ist das Urteil Spohr's über die Damen, welche bei der Meise mitwirkten, kein so günstiges mehr, wie dasjenige Mozarts über die vorher besprochene Signora Strinaschi. Ich kann nur in jeder Beziehung für das Geigenpiel der Damen sprechen, nichts von Bedeutung aber dagegen sagen. Eogobert Löwenthal.



Die Klaviermusik unseres Jahrhunderts.

Aus einem Vortrag

von
Professor Otto Kessler (Wien).

I.

Interessant ist die Forderung Bizet's, der als sechsmonatsschuljüngling aus seinem Fremd Molybe Vietet schrieb: „Vielleicht läßt mich der geheimnisvolle Zug, der mich so sehr an das Klavier fesselt; aber ich halte dasselbe für sehr wichtig. Es nimmt meiner Ansicht nach die erste Stelle in der Hierarchie der Instrumente ein, es wird am häufigsten gespielt und ist am weitesten verbreitet. Diese Wichtigkeit und Popularität verdankt es der harmonischen Macht, welche es seit ausschließlich besitzt und infolge deren es auch die Fähigkeit hat, die ganze Tonkunst in sich zusammen zu fassen und zu konzentrieren. Im Anfang seiner sieben Oktaven umschließt es den ganzen Umfang eines Orchesters, und die zehn Finger eines Menschen genügen, um die Harmonien wieder zu geben, welche durch den Verein von Hunderten von Musikzweigen hervor gebracht werden.“

Epochenmachend und musterbildend für die spätere Zeit sind die Klavierwerke Ludwig van Beethovens, dessen 32 Klavierstücke mehr als alle Leitmotive in Erz und Stein für den Meister auch in späteren Zeitaltern sprechen werden. Das individuellste Seelenleben Beethovens spricht sich in den Klavierfonaten aus.

Vor Beethoven gab es auch Klavierkomponisten, Concerin, Mamean, Scarlatti, Phil. Em. Bach, Mozart und Haydn, sie alle komponierten für dieses Instrument und handhabten es selbst meisterhaft, den Himmel aber zu erreichen, die Pforten der Hölle zu erschließen, das überlieferte alle dem Meister Beethoven, der anders wie die anderen, neu, euerig, bald wild aufstrebend, bald feurig trümmend, immer packend, interessant und eigenartig war. Wenn die Klaviermusik auch manchmal auf Abwege geriet und der Hauptzweck für einige Zeit auf Ausherrlichkeiten gelenkt wurde, so kehrte sie doch immer wieder zu dem ersten Ziele, zu dem reinsten Ideale, zu den Vorbildern, die uns Beethoven gegeben hat, der hier stets als Missionär und Priester der heiligsten Sache dastet.

Neben Beethoven stehen Weber und Schubert, unser unvergesslicher Liebesling, der, wie Schumann trefflich sagt, „einen Zug der Beethoven'schen Romantik, den man den provenzalischen nennen könnte, im eigenen Geiste zur Virtuosität ausbildete.“ Schubert verbindet den lyrischen Stil mit dem romantischen und kann er als der Vorbote der romantischen Epoche betrachtet werden. Auch hier müssen wir wieder Schumann citieren, der über „seinen geliebten Schubert“ schreibt: „Er wird immer der Liebling der Jugend bleiben, er zeigt, was sie will: ein überströmendes Herz, süße Gedanken, rasche That, erzählt ihr, was sie gerne hat, romantische Geschichten von Mittern, Mädchen und Abenteuern, auch Witz und Humor mischt er bei, doch nicht so viel, daß dadurch die weiche Grundstimmung getrübt wird.“ Karl Maria von Weber tritt herzwinnend in Sonaten und kleinen Stücken auf und von höchster Bedeutung, von dahnbrechendem und epochenmachendem Einflusse ist er auf die Klaffter des Tanzes, Vanner und Strauß, geworden. Ambros sagt darüber: „Wie ein Ton hellen Jubels und heiterer Poesie klang in die damaligen, abgeschmackten und schwerfälligen Ballette

Webers Anforderung. Alles was der deutsche Tanz Voeitiches, Ritterliches, Anmutiges haben kann, ist in diesen lieblichen Melodien ausgedrückt. Wie schön und feurig ist die bedeutame Einleitung! Ein wunderbares Stück Programmmit!“

Daß diese auf allen Gebieten der Tonkunst unermüdlich und bis an das Lebensende schaffende Trias auf die Klaviermusik befruchtend einwirkten, liegt klar zu Tage. Eine ganze Reihe von Klaviervirtuosen und Klavierkomponisten treten auf und sind hier nur zu nennen: J. B. Cramer, Czerny, Hummel und Moscheles, Ferd. Ries, Peter Piris, John Field, Kalkbrenner, Herz, Chopin, Thalberg und zahlreiche andere. Schumann teilt die damalige Klavierpielende Künstler-Generation in folgender Weise ein: „Je älter ich werde, desto mehr sehe ich, wie das Klavier namentlich in drei Rungen wesentlich und eigentümlich sich ausdrückt, durch Stimmenfülle und Harmonienwechsel bei Beethoven und Schubert, durch Bedalgebrauch bei Field und durch Vollständigkeit bei Czerny und Herz. In der ersten Klasse trifft man die Engroskspieler, in der anderen die Phantastischen, in der dritten die Verstandenen. Viefestig gebildete Komponisten und Virtuosen wie Hummel und Moscheles und zuletzt Chopin werden alle drei Mittel vereint an und werden daher von den Spielenden am meisten geliebt. — Hummel's Spiel war gemüth, weich und vernehm, und auch seine dankbaren Kompositionen machten das Spiel, so daß man ihn als den Repräsentanten der Wiener Spielart bezeichnete. Moscheles, der anfangs der feinsten Virtuosität huldigte, nahm später einen höheren, kräftigeren Flug; er blieb zwar mit Brillanten nicht zurück, aber stellte er, seiner Bildung gemäß, feiner gelichteten zur Schau.“ Ueber Chopin schreibt endlich Schumann: „Wie vordem J. B. Hummel der Stimme Mozarts folgte, daß er die Gedanken des Meisters in eine glänzendere Umhüllung kleidete, so Chopin die Beethoven's. Oder ohne Bild: Wie Hummel den Stil Mozarts den einzelnen, den Virtuosen zum Genus im besonderen Instrumente verarbeitete, so führte Chopin Beethoven'schen Geist in den Koncertsal.“ Chopin war ein vorzüglicher Virtuoso und sein eigenständiges Spiel wirkte epochenmachend, aber der glänzende Triumph des Virtuositäts, sagte ihm, wie Handlich sich äußert, wenig zu; einer der wunderbarsten Wollen des Klaviers, ist er der musikalischen Welt doch mehr geworden durch das, was er schrieb, als was er spielte. Seine Magistas, Polonaisen und Nocturnes sind so durchgeistigt und ätherisch, daß man davon hingerissen wird, wenn auch manchmal ein fruchtbarer, überreizter Zug sich namentlich in den Werken der letzten Zeit bemerkbar macht.

Die außerordentliche Höhe und der Reichtum, welchen die Klaviermusik durch die genannten Meister erreicht, erforderte gesteigerte Ansprüche in der Behandlungstechnik des Darstellungswerkzeuges und so finden wir in dieser Zeit auch eine Reihe von Komponisten, wie Cramer, Czerny, welche diesem Gebiete ihre Aufmerksamkeit widmen und Werte nur für die Ausbildung der Fingerfertigkeit schreiben.

Schumann sagt, daß vielen Lernenden die Fingelinken würden, wenn sie die Masse von Gliden aufgeschichtet sähen. Freilich ergreifen diese Art von Kompositionen, welche ohne Anspruch auf geistigen Gehalt der Schülerwelt übergeben wurden, auch Leute, welche nur leeres Tongefüllte schufen und dem Zuhörer zumuteten, darin etwas zu suchen, was absolut nicht gefunden werden konnte. Ueber die Art und Weise dieser Kompositionenarbeit äußert sich Schumann weiters: „Man teilt nämlich irgend einer Stimme eine lieblich breite Melodie zu, umschreibt diese durch atherhand Harpeggien und künstliche Figurationen der ihr angehörigen Accorde. Diese aus Italien stammende Art gibt dann ein Brillant-Fenerwerk, das zwar den Hörer blendet, aber nicht erwärmt und endlich bei fortwährender Wiederkehr abtödt. Dasselbe kann man von den Herzigen Bravourstücken sagen und haben dieselben nur das eine Gute, daß derjenige, der diese befigt, eine Sonate von Beethoven, wenn er sie sonst versteht, um vieles leichter und freier spielen kann, als es ohne jene Fertigkeit sein würde.“

„So wollen wir — sagt Schumann — unseren Schülern guten Rats, zu rechter Zeit, obwohl selten, Eche-Verziches zu studieren geben und wenn ein ganzes Publikum bei den herrlichen Sprüngen und Trillern „Inverb“ ruft, mit ausrufen: „tes hat alles sein Gutes auch für Beethoven.“

(Schluß folgt.)



Ambrosiana.

Der berühmte Musikhistoriker Dr. August Wilhelm Ambros war ein vortrefflicher Ausdrucksredner. Daß seinem geradezu stupenden Gedächtnisse verfügte er über einen unerhörten Schatz der verschiedenartigsten Histo-rien, die er im Freundeskreise gerne zum Besten gab. Zwei seiner Lieblingsanecdoten mögen hier mündlich getreu nach-erzählt werden.

Bei einer Vorstellung von Webers Oper: „Der Freischütz“ kam es in der Scene, in welcher Kaspar den unglücklichen Schützen Mäg für seine künftigen Pläne zu gewinnen sucht, zu einer gar heftigen Episode. Kaspar reicht Mäg seine mit einer Freisiegel geladene Büchse, nach einem passenden Schußziel spähend. Mäg zögert nach einem Stillsitzen zu schießen; da „es schon ganz finster sei“ und der Vogel wolken-hoch über der Schußweite schwebt. „Schieß!“ und Teufels Namen! ruft ihm Kaspar zu. Mäg legt das Gewehr kaum an, als auch schon der Schuß wie zu-fällig losgeht. Ein Knall und herab fällt aufst aus dem gewaltigen Steinadler — eine Pelzmütze, die über die Büchse schloß, um vor den Füssen der beiden verblüfften dreimaligen Jäger liegen zu bleiben. Es war eben Winterzeit und jener Arbeiter, der den ausgepöckelten Vogel in den Händen haltend auf dem Schuttboden bereit stand, um ihn beim Fallen des Schusses auf die Büchse herabzuwerfen, hatte sein Haupt vorzüglich mit einer gewaltigen Pelzmütze bedeckt. Er neigte den Kopf um besser hinausschauen zu können; da beim Knall der Büchse schreckt er zu- sammen; die schwere Mütze fällt hinab, der Arbeiter aber dadurch aus der Fassung gebracht, hielt den Vogel trampfhaft fest. — Wie sich Kaspar damals aus der Verlegenheit zog, da er doch dem erlegten Raub- vogel eine Feder anstecken und sie dem Mäg als Jagdtrophäe auf den Hut stecken soll, wie der Dar- steller des Kaspar dies umging, darüber schweigt die Theaterchronik.

In einer kleinen Ortschaft gab eine wandernde Schauspieltruppe Vorstellungen. In ihren Glanz- stunden gehörte ein biblisches Drama: „Moses.“ Eine der Hauptpersonen bildete die Darstellung des Wunders, wie auf Moses' Geheiß Wasser dem Felsen entsprang, wobei die vor Durst verschmachtenden Israeliten rings auf der Bühne gelagert waren. Es war die Scene zugleich ein Höhepunkt der Leistung jenes Schau- spieler, der den Moses gab. In einem langen Monos- log ermahnt er die Israeliten nicht zu verzagen, son- dern trotz der Qualen und Leiden, welche die Wüsten- wanderung mit sich brachte, auszuhalten, vertrauens- auf Jehovas Allmacht und Barmherzigkeit; der Herr werde die Kinder Israels nicht verlassen und seine Gnade dem ansehnlichen Volke durch ein Wunder offenbaren werden. „Und ihr werdet sehen,“ rief Moses fort, „wie aus dem Gestein, das ich mit meinem Stabe berührte, erquickendes Wasser reichlich hervorquellen wird; ihr werdet euren Durst stillen und erquickt und men- belet des Weges walten.“

So schloß Moses seine Rede und schlug, in der Mitte der Bühne stehend, mit seinem Stabe an eines der nächsten Felsstücke, allein der verheißene Quell zeigte sich nicht. In der Meinung, es seien die Vor- lehrungen für das Erscheinen der Quelle noch nicht vollendet, sah sich der Darsteller des Moses schnell und setzte seine Rede improvisierend fort: „Wenn ich nun das zweite Mal an den Felsen schlage, so werde ich staunend erblicken, wie die silbernen Wasser daraus hervorprudeln, euch zur Labung und Stär- kung.“ Und wieder schlug er auf den Felsen, zugleich ängstlich halblaut in die Coullis rufend: „Sprigen, sprigen, zum Ausbruch!“ Abermals blieb die erwartete Quelle aus, kein Tropfen Wassers wurde sichtbar. Noch einmal nimmt Moses die Rede auf, hoffend, daß doch endlich die Vorbereitungen zum Hervorbrechen der Quelle beendet sein werden. „Und nun, wenn ich zum drittenmal an diesen Felsen schlage, wird das Wasser reichlich ihm entspringen, euch Erquickung spendend, eure Qualen endend.“

Wieder schlägt Moses an den Felsen, dabei in ge- steigertem Aergre bereits lauter als vorher in die Coullis rufend: „Sprigen, sprigen, Höll und Teufel!“ Doch das Wunder will sich noch immer nicht zeigen. Die Verlegenheit des ratlosen Moses hat den Gipfel- punkt erreicht. Wüthend versucht ein seitwärts im Vordergrunde hingelagerter Israelit mittels einer gar nicht theatralischen Körperbewegung von dem Felsstück loszukommen, das ihn als Ansehensbediente, und be- merkt unwillig: „Na, für die kumpigen paar Kreuzer auch noch pödelnag werden, das ist zuviel.“ Dabei gab seine durch die anhaltende Einwirkung des Wassers schon ganz dunkel erscheinende Kehle die er- kannten Widen des Publikums preis. Dieser Stille hatte sich, ohne es zu ahnen, auf jenem Felsen niedergelassen, der für die Darstellung des Wunders bestimmt war, und mit seinem Störper die Öffnung bedeckte, durch welche der Wasserstrahl seinen Weg nehmen sollte. In Ermangelung anderer ge- eigneter Theaterrequisiten wurde besagter Wasser- strahl in primitivster Weise mit einer Handspritze aus dem Hausrat der Watin des Direktors der Truppe erzeugt. Je dringlicher der Darsteller des Moses nach der Quelle rief, desto kräftiger handhabte der im Verborgenen wirkende Wasserwerker seine Spritze, desto mehr wurde der auf dem Verilich der Felsen- öffnung lagernde Israelit in Wüthenschaft gezogen. Unter dem schallenden Gelächter des Publikums ver- lieh der als wunderwirkende Führer der Kinder Israels arg bloßgestellte Moses die Bühne, während sich der Vorhang rasch schloß.

Kunst und Künstler.

Die Musikbeilage der heutigen Nummer ent- hält ein Klavierstück und ein Lied des Komponisten J. Rosenhain, dessen Biographie wir in Nr. 20 der Neuen Musik-Zeitung bringen werden.

In Berlin ist jetzt der originalste Unterhaltungs-ort der Volksherrschaft, „Atriana.“ Seit der Einführung des verbesserten Edison'schen Phono- graphen hat nichts so großes Aufsehen erregt, als die dort stattfindende telephonische Uebersetzung von Opernaufführungen. Es sind in der Stern- warte sechs Telephone aufgestellt, an welchen man die im Hoftheater eben aufgeführten Opern hören kann. Gleichwohl bleiben der fährenden Schwierig- keiten genug übrig und die Theater, also die Schau- bühnen, brauchen wahrlich nicht die Konkurrenz des Telephons zu fürchten. Wer sich an dem Gedanken heran- wagt, daß es gelingen werde, dem Manne, der in aller Gemüthsstille zu Hause auf seinem Sofa sitzt, durch das Telephon den Genuß eines Konzertes oder einer Opernmusik zu vermitteln, mag es immer- hin thun. In Wirklichkeit wird man mit den Muten des Telephons zu rechnen haben und mit der Neugier- anfrage am Telephon, die keinen reinen Genuß ankommen lassen kann. Als technisches Experiment- die das Operntelephon sehr interessant. Esch aber hundertmal und mit äußerster Spannung, vorüber- gehend, zu lauschen, was die Dämonen bringen werden, alle Störungen in Kauf zu nehmen, und darauf zu verzichten, was eine Schaubühne bietet, das ist der direkte Gegensatz von dem, was Kunstgenuss heißt.

Kürzlich verstarb in Braunhildesheim nach langem Leiden der Tonkünstler C. C. Parschy, Chor- direktor a. D.

Im alten markgräflichen Opernhaus in Bay- reuth wird am 22. Oktober d. J. eine feierliche Auf- führung von Franz Liszt's „Legende von der heiligen Elisabeth“ stattfinden, und zwar unter Leitung des Herrn Musikdirektors Jul. Kniele.

Die großartige Wüthlichkeit des verstorbenen Strahburger Komponisten Georg Kallner — mehr als 10 000 Bände — ist von dessen kürzlich in Paris verstorbenen Sohne dem Pariser Musik-Konservatorium vermachte worden, unter der Bedingung, daß sie in einem besonderen Saale untergebracht werde.

Wir werden erlust, folgende Zuschrift aus Berlin anzunehmen: Kürzlich konstituierte sich die Firma: „Eden-Theater, Altien-Gesellschaft“ mit 1 Million Mark Grundkapital. Zweck der Gesellschaft ist zunächst: Die Uebernahme des Betriebes der in der Behrensstraße hiesigen Räume für Theater, Konzerte, Gesellschaften und Versammlungen. Als Direktor des Unternehmens ist gleichgültig Herr Anton Mowacher aus Wien kontraktlich verpflichtet worden.

Frau Cosima Wagner, die Herrin Kommerzien- rat Groß, Generaldirektor Levi, Hofkapellmeister Mottl und Regisseur Juds hielten zu München Ver- handlungen über die nächstjährigen Bühnenaufstiege in Bayreuth. Es wurde beschlossene, außer „Parsifal“ und „Tannhäuser“ auch „Tristan und Isolde“ auf- zuführen.

Der Musikdirektor Heinrich Böllner hat, wie bereits gemeldet wurde, die Leitung der New

Yorker Liedertafel übernommen, welche ihm das Zehnfache seines Köhler Dirigentengeldes an- geboten hat. Der Köhler Männergesangsverein ver- liert in ihm einen musikalisch hochbedeutenden Leiter. Ihm die Stelle, welche er in Köln bekleidet hat, mel- deten sich inzwischen hiesig Bewerber.

Der frühere Kapellmeister der Berliner Hof- oper, Ludwig Teppe, ist in Pymont plötzlich gestorben.

Die Konzertsängerin Fräulein Alice Karbi ist vom Kaiser von Oesterreich durch den Titel Kam- merfängerin ausgezeichnet worden.

In einem „Symphoniekonzerte der Karlsbader Kapelle“ wurde als Neuheit eine Suite de bal op. 56 von Julius Beliczay mit glänzendem Er- folge aufgeführt. Das „Karlsbader Abendblatt“ ur- teilt darüber also: Die Suite ist das wohlgeklungene Werk eines ausgereiften Talentes, dem melodische Motive in reichem Maße zufließen und das es nicht nötig hat, in jeder achtstimmigen Figur immer Auser- gewöhnliches, Trappierendes sagen zu wollen, da es durch gefällige, ungenügende Färbung der Themen abgerundete, in sich geschlossene Töne zu ge- stalten weiß.

Ueber die Sängerin Fräulein Terna, welche seit kurzem auf dem Münchner Hoftheater wirkt, sprechen sich viele kritische Zeitungsblätter sehr vor- theilhaft aus. Es wird der echt künstlerische Zug ihrer Leistungen gerühmt und hervorgehoben, daß sie nicht auf ideale Effekte ausgehe.

Vitossi hat eine neue Oper „Adagio Lear“ vollendet. Den Text verfasste Herr Julius Arenis nach Shakespeare.

Emil Göde hat seinen Wohnsitz in Berlin genommen, um von dort aus eine Gastspielreise zu unternehmen.

Die vor kurzen in Göttingen eröffnete musikalisch-didaktische Ausstellung bringt Instru- mente, Bücher, Handschriften und Bilder zur Schau. Eine wertvolle Sammlung illustrierter, englischer und värmischer Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts er- regt das besondere Interesse der Besucher. Unter den Handschriften befindet sich eine autographische Partitur von Handels „Messias“ mit Weistnoten, Sängernamen und Bemerkungen des Meisters. Von Briefen sind unter andern solche von Beethoven, Spohr, Mendelssohn, Wagner, Berlioz vertreten.

August Haupt, der berühmteste unter den lebenden Organisten, vollendete kürzlich in Berlin sein 80. Lebensjahr. Von seinen Freunden wurde der Tag feierlich begangen.

Die vorzügliche Pianistin Constantze Gei- ger, Baronin Aulenstein, die Witwe des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha, ist im Alter von 53 Jahren in Dieppe gestorben.

Nach dem uns vorliegenden Jahresbericht des städtischen Konservatoriums für Musik zu Strahburg wurde dasselbe in dem Unterrichtsjahr 1889-90 von 657 Schülern und Schülerinnen be- sucht. Die meiste Teilnahme fand der Klavier- und Violinunterricht, an welchem 65 und 34 Schüler par- ticipierten, während sich für Viola, Fagott und Po- nane nur je ein Schüler interessierte hat.

Ferruccio B. Busoni, der junge Kom- ponist, welcher kürzlich für mehrere Kompositionen das Rubinstein-Stipendium (5000 Francs) erhielt, ist neben als Professor an das kaiserliche Konservatorium in Moskau berufen worden. Er ist ein Schüler des bedeutenden Komponisten und Musikpädagogen Rimy (Dr. Wilhelm Wauer) in Graz.

Im Bade Wetz (Thüringen) wurde in einem Konzerte eine Symphonie in E moll von unserm geschätzten Mitarbeiter Herrn Adolph Freiherrn Prochazka zur Aufführung gebracht und fand nach vorzigen Plätzen einen großen Beifall.

Itzes de Swert hat eine künstliche Oper „Pierolino“ vollendet, der sowohl graziöse Musik, wie ein fesselndes Textbuch nachgerühmt wird.

Das Wiener Sängerkreis soll, nach einer vorläufigen Schätzung, ungefähr 30 000 fl. Reinertrag ergeben haben. Das erste Sängerbundesfest in Dres- den (1865) schloß ab mit einem Defizit von ungefähr 175 000 Mk.; das zweite Fest in München (1874) brachte ungefähr 3000 fl. Defizit, das dritte Fest in Hamburg (1882) einen Ueberstand von rund 20 000 Mk. Von letztgenanntem Betrage wurden 10 000 Mk. der deutschen Sängerbundesstiftung überwiesen. An dem Feste in Dresden beteiligten sich 19 000 Sänger, in München etwa 8000, in Hamburg ungefähr 9000. Für das Fest in Wien sind 13 800 Sängerkarten bezahlt worden.

Die Musikakademie in Pest hat vor einem Jahre einen Konkurs auf ein die Eigentümlichkeiten

der ungarischen Musik behandeltes Wert ausgeschrieben. Dieser Konkurs lief am 30. September d. J. ab.

Nach einem besten Falle hat die bekannte Sängerin Frau Will ihre Stimme eingebüßt. Vor zwei Monaten soll es geschehen sein, daß sie sich am Abend überlegte und am Morgen nicht mehr im Besitze ihrer unverwundlich klingenden, wundervollen Stimme war. Die Stimmänderung wird vermutlich infolge einer Erkältung oder toter geworden und seitdem ist Frau Will heiser.

Aus New York wird gemeldet: Seit kurzer Zeit dürfen sich die New Yorker eines musikalischen Unternehmens erfreuen, das geeignet ist, Sinn für klassische Musik zu wecken und zu pflegen, nämlich „unentgeltliche Volkskonzerte“. Reiche Menschenfreunde haben von ihrem Ueberflusse gespendet und so hat man zweimal im Monat, immer an einem Sonntag nachmittag, unentgeltliche Konzerte mit ausgezeichnet musikalischen Künstlern. Der Andrang hierzu ist natürlich ein folgerichtiger, 5000 Menschen faßt die Halle, die jedesmal dicht belegt ist. Es wird vorzugsweise deutsche Musik geboten, da die Kapelle Danubius vom Metropolitan-Opernhaus den Hauptteil der Programme bestreitet.

(Fahrende Klaviere.) Die Verwaltung einer ansehnlichen Eisenbahn, nämlich der East Tennessee, Virginia- und Georgia-Eisenbahn-Kompagnie, hat beschlossen, in ihren Waggons 2 Klaviere aufzustellen!

Neue Musikstücke.

(Klavierstücke.) Die Verleger M. & H. R. in Köln a. Rh. senden uns ihre jüngst herausgegebenen Klavierstücke. Darunter ragen drei Bienen von A. Sartorio durch ihre gefällige Made hervor: eine Menuett-Caprice, eine „Erinnerung an Friedrich“ und ein „Valse noble“; der letztere behandelt einschmelzende Melodien und ist recht geschickt gesetzt; ohne schwer zu sein, macht er den Eindruck eines brillanten Salonstückes. Auch die Menuett-Caprice ist ein liebliches, leicht spielbares, außerordentliches Stück. Die äußere Ausstattung dieser drei Kompositionen zeichnet sich durch ihren Schmuck aus. Die drei ungarischen Novellen von Josef Weisk sind ganz in dem bekannten Charakter der Jägermusik gehalten, welche durch Thränen täuscht und einem munteren Tanzweise eine herzerwogende Klage folgen läßt. Besonders spricht Nr. 2 dieser ungarischen Novellen durch seine Melodie und durch rhythmischen Reiz an. Ein Tondichter, der sich über Durchschnittekompositionen bedeutend erhebt, ist Otto Klauwink. In dem eingangs erwähnten Verlag sind von ihm „Zwei Klavierstücke: Capriccio, Intermezzo, Scherzo und Gigue (op. 31) erschienen, welche durchaus vornehm in Motiv und Tonfall sind; die Gigue, welche eine doppelte Melodie behandelt, ist von einem geradezu berückelnden Klangreiz und gehört zu jenen Stücken, die man immer wieder spielen oder hören möchte. Von denselben Komponisten stammen sechs Charakterstücke, welche den abgerundeten Titel „Albumblätter“ tragen (op. 1, zwei Hefte); unter diesen gefiel uns besonders im ersten Heft die „Erinnerung“. Ebenfalls von M. & H. R. verlegt sind „vier Phantasiestücke“ von Ernst F. F. (op. 14); von gewandten Spielern lassen sich diese amüßig erklingenden Bienen brillant zur Geltung bringen; besonders wirksam ist der „Valse mélancolique“ und „Deutscher Tanz“.

„Stimmungsbilder“ von W. Rudnik. Acht kleine Stücke, in denen sich entschieden musikalische Empfinden und eine geschickte Made ausprägen. Eines dieser Stücke wurde in Nr. 12 der „Neuen Musik-Zeitung“ mit Erlaubnis des alleinigen Verlagsgegners Herrn von D. in Hannover mitgeteilt. Rudniks „Stimmungsbilder“ sind leicht spielbar und eignen sich besonders für jugendliche Pianisten, deren Geschmack geklärt werden soll.

(Lieder.) Heinrichsholens Verlag in Magdeburg schickt uns folgende Gesangsstücke: 1) Fünf Lieder für eine mittlere Stimme mit Klavierbegleitung von Wilhelm Vögel (op. 4). Fast sämtliche Lieder dieses Komponisten zeichnen sich durch ihr dramatisches Gepräge aus und streifen oft den Balladentyp; die Texte sind gut gewählt und der Tonfall schmiegt sich denselben innig an. Den Balladencharakter tragen besonders die Gesangsstücke: „Die

Fei“ und „Haidenacht“. Sie sind sämtlich dankbar zum Vortrag im Konzertsaal, darunter vorzugsweise „Das Jagdlied“ zu Worten von B. J. Witzgen. 2) Die Lieder „In Waldesnacht“ von G. Grunewald und „Ach wüßtest du, wie schön du bist“, von Bruno Seyditz, sind schlicht und ohne tiefere musikalischen Gehalt. 3) „Die schöne Kellnerin von Bagarach“ für eine Sopranstimme mit Klavierbegleitung von E. Meyer. Helmut treffen zu den Gedichten von Wilhelm Müller einen frischen, wirksamen, vollständigen Ton und werden eine außerordentliche Zuhörerlichkeit befriedigen. Ursprüngliche Gedanken wird man in diesen munteren Liedern vergebens suchen. Die äußere Ausstattung dieser Lieder ist sehr nett. 4) Ein geistliches Tränungslied von Eugen Hübner mit Begleitung der Orgel oder des Harmoniums ist im edlen würdigen Stil gesetzt und einer günstigen Wirkung sicher.

(Neue Stücke für Geige, Cello und Ffö.) Da Capo. Album klassischer und moderner Vortragsstücke für die Violine in leichter Bearbeitung von Hermann Recke (Verlag von G. Kühle, Leipzig-Neudamm), ist eine empfehlenswerte Sammlung für junge Violinisten. Es sind Stücke aufgenommen von Beethoven, Haydn, Mendelssohn, Schumann, Spohr u. a., auch ein Walzer des so rasch beliebt gewordenen Komponisten Tchaikowski nach dem bekannten Grundriss: Wer dies bietet, wird allen etwas bieten. Karl Schröder (Verlag W. Hansen, Leipzig und Kopenhagen). Ihre Lieblingen gut geeignet, in verschiedenen Stadien: enthält Etüden, Repetition eines Tones 2-4fach, Harpeggien, Legatissimo und pizzicato. A. Schröder, op. 64. Moderne Violoncellschmuck (Verlag F. H. Zimmermann, Leipzig) sollte ein Bademeister jedes angehenden Violoncellspielers sein, da eine Fülle von technischem Material in diesem Werke enthalten ist. Was Czernys Schule der Geigenspieler oder „Wichtige Übungen“ für den Klavierspieler, das sind diese Etüden für den Cellist. — Francesco Volini (1763-1846), Adagio cantabile für Violoncell und Pianoforte (oder Harfe) übertragen, mit Fingersatz und Vortragszeichen versehen, von Georg Böhl (Leipzig, W. Hansen), ein dankbares Vortragsstück mit hübscher, aber gehaltener Ausstattung, zu verwenden im Salon und im Konzertsaal. — Ernst Köhler, 40 progressive Duette für 2 Violinen in 2 Teilen (Verlag F. H. Zimmermann, Leipzig), sind gut gearbeitete zweistimmige Sätze von größerer, bald tieferer Ausdehnung und bieten in ihrer großen Mannigfaltigkeit den Fföspielern vielen sehr reichen Stoff und tragen zur Aneignung eines gefangreichen und brillanten Spiels bei. — J. Andersen, op. 37, 26 kleine Capricien für die Ffö. Derselben verstanden ziemlich vorgefertigte Spieler und behandeln Legato, Staccato, Sprünge, Verzerrungen und Triller und werden sicher mit Anleitung eines lüchigen Lehrers die Technik ganz bedeutend erhöhen. H. M.

Von Paul Emil Wagner liegen uns einige von F. F. in Baderborn verlegte Kompositionen vor, welche nicht gewöhnlichen Stils sind. „Zwei Vortragsstücke“ für Klavier: „Erinnerung“ und „Walzer“ werden Freunde finden; besonders der letztere, welcher rhythmisch und melodisch Amüßendes bringt. Zu loben sind auch die deutschen Zeilenmaß, Ausdrucks- und Vortragsbezeichnungen, welche der Komponist gebraucht. Drei Lieder aus dem „Buch der Liebe“ von W. Stora für eine Singstimme mit Klavierbegleitung zeichnen sich ebenfalls dadurch aus, daß sie nicht Allerkennbar behandelt und für edle Texte die richtige Betonung finden. Zu erwähnen ist noch ein frisches Tränlied in einem Text von A. Baumann mit Minnerchor zum Absingen der Schlußverse. Der Zeilenmaß von B. E. Wagner: „Es trafen die blauen Lippen“ zum 75. Jubiläum des 1. welt. Kriegerregiments Nr. 8 erhebt sich nicht allzu hoch über das Niveau der Gewöhnlichkeit und auch das Festlich inwieweit macht sich durch nichts anderes als durch seine inehrgrößte Einfachheit bemerkbar; doch ein Festlich, welches in einer großen Gesellschaft gemeinsam vorgetragen werden soll, muß einfach bleiben. Anspruch auf größere Beachtung verdient ein Konzertstück von demselben Komponisten für Sopran, Chor und Orchester, „Eine Maidenacht“, zu einem Gedicht von W. Hardib. Das Stück ist stimmungsvoll und verrät eine sichere Beherrschung der Formen des Tonfaches. Das Wichtigste zuletzt! Es ist eine Gesangsstücke vornehmlich zur Widmung der Stimme“ von B. E. Wagner; sie bietet ein genügendes aber nicht zu ausführliches Material zur täglichen Stimmübung und gibt dem Dilettanten alle zweckmäßigen Befehle zur richtigen

Ausbildung im Gesange an die Hand. Die mit Klavierbegleitung versehenen Gesangsübungen sind ganz dazu geeignet, um die musikalische Sicherheit des Sängers ebenso wie dessen Fleißfertigkeit zu fördern.

Seiteres.

— Baron Hofmann, der verstorbene Generalleutnant der Wiener Hofbibliothek, hatte in seinem Wappen zwei Kreuze. „Sagen Sie“, fragte ihn einst ein hoher Würdenträger, „was bedeuten diese Kreuze?“ „Das eine ist das Kreuztheater, das andere die Hofoper“, erwiderte bedeutungsvoll Baron Hofmann.

— (Grabchrift.) Auf einem Grabstein des Kirchhofs im Dorfe 3. konnte man noch bis vor wenigen Jahren eine in mehrfacher Hinsicht originelle Inschrift lesen. Sie lautete:

Hier liegt Bartholomäus Grieber.
Der durst'ge Musikanter hieß er.
Die Geige und Trompete blies er,
Die Ffö und den Brummhals rief er,
Den braunen Gerstenkaff nicht ließ er,
Wies dieses Sammerthal verlief er.
O Herr, nicht daß die Schwachheit düß' er,
Gied, daß den Himmel liegt genüß er. P. P.

— Im Städtchen 3. ist ein Mitglied des dortigen Veteranen- und Kriegervereins gestorben. Da ist es nun nicht anders als recht und billig, daß seine früheren Kameraden ihn mit Sang und Klang zur letzten Ruhestätte begleiten und ihm schließlich noch über dem offenen Grabe ein wehmütiges Abschiedslied nachsingen. Der antikerbe Geistliche hat jedoch dem Dahingegangenen warme Abschiedsworte nachgesungen, es wird für den Verstorbenen noch ein kurzes Gebet verrichtet, worauf sich der Geistliche entfernt. Der Dirigent der aus neun Köpfen bestehenden Stadtmusikbande reicht dem ihm zunächst stehenden Mitglied derselben die Noten zum Vorlesen mit der leisen Bemerkung: „Nr. 3“; der gibt die Ordre weiter mit den Worten: „Die Ffö sind bereit, der Taktstock hebt sich und traurig-sauft allert's durch die Ffö: — „Wußt denn, muß ich denn zum Städtchen naus.“ Erstamst steht der Dirigent seine Leute an, er winkt ihnen, „Nr. 3“ sagt er halblaut. Vergeßlich, sie sind so in ihre Aufgabe vertieft, daß sie nicht darauf achten. Der Violoncellist hatte nämlich fälschlich „Nr. 2“ verstanden und so wurde denn das bekannte schwäbische Volkslied aufgeführt. Es ist wohl kaum noch ein lustigeres Lied an einem offenen Grabe erklingen, als dieses. P. P.

— (Abgeschwächt.) Ein Ged. sitzt in einer Gesellschaft neben einer Dame, der zu gefallen, er sich bisher umsonst bemüht hatte. Während des eben Gesprochenen mit ihm sagt sie plötzlich zu ihm: „Herr von F., haben Sie Lust, mich zu begleiten?“ „Will tausend Fremden“, antwortete der Geiragte, „nach allen Richtungen der Welt, meine Gräbige, bis zum Nordpol oder Südpol, unter den heißen Äquator, wenn Sie mir nur Hoffnung geben; ja bis aus Ende der Welt will ich Ihnen folgen, wenn —“ „D., ein solches Opfer verlange ich gar nicht. Haben Sie mir die Güte, mich zu dem Lied zu begleiten, das ich jetzt singen will.“ unterbrach ihn trocken die Dame. P. P.

Besichtig der Preisabstimmung bemerken wir, daß jener Nummer der Neuen Musik-Zeitung, in welcher das letzte zur Prämierung vorgelegte Stück zur Veröffentlichung gelangt, eine Postkarte beigelegt sein wird, mit Angabe der Titel sämtlicher sechs bei der Buchkennung von Preisen in Betracht kommenden Stücke. Den ersten, zweiten und dritten Preis erhalten zwei Klavierstücke und ein Lied.

Die Postkarte würde, mit der Angabe der Reihenfolge der Preise und mit der Unterschrift des Abstimmenden versehen, an unsere Adresse zurückzusenden sein.

Stuttgart.

Die Redaktion der Neuen Musik-Zeitung.

Frage ist die Beobachtungs- und
Lage beizufügen. Ausnahme Zuschriften
werden nicht beantwortet.

R. in Z. Der gemischte Chor wird von den vier Hauptgattungen der menschlichen Stimme: Sopran, Alt, Tenor und Bass gesungen und

Sieben erschienen:
„Pfälzer Gruss“
Gavotte für Pianoforte von
H. Martini, Freiburg i. Bk.
 Dieses Stück, welches Sr. kgl.
 Hoheit dem Prinzen Ludwig
 Ferdinand von Bayern ge-
 widmet ist, enthält wirklich
 reizende Melodien.
 Zu beziehen durch jede Mu-
 sikhandlung.
H. Martini, Musikver-
lag, Leipzig.

Beginn des Wintersemesters am 1. Oktober. Ausbildung sowohl von solchen, welche sich der Musik als Künstler und Lehrer widmen wollen, als auch von Dilettanten, denen es um einen gründlichen, methodischen Unterricht zu thun ist. Anmeldungen zum Eintritt in die Musikschule werden jederzeit von den Unterzeichneten entgegengenommen, durch welche auch Prospekte zu beziehen sind. Auf Wunsch Pension für junge Mädchen im Institut.

Herm. Marshall Wwe.

Gebroderer Hugo in Leipzig
Musikalienhandlung.

Sieben erschienen:
„Pfälzer Gruss“
Gavotte für Pianoforte von
H. Martini, Freiburg i. Bk.
 Dieses Stück, welches Sr. kgl.
 Hoheit dem Prinzen Ludwig
 Ferdinand von Bayern ge-
 widmet ist, enthält wirklich
 reizende Melodien.
 Zu beziehen durch jede Mu-
 sikhandlung.
H. Martini, Musikver-
lag, Leipzig.

jeder Grösse und Ausstattung,
Gelobt und empfohlen von den grössten Musikern, — Un-
übertroffen an Klangschönheit und Dauerhaftigkeit, —
Bekannt und beliebt in allen Weltteilen.

Beginn des Wintersemesters am 1. Oktober. Ausbildung sowohl von solchen, welche sich der Musik als Künstler und Lehrer widmen wollen, als auch von Dilettanten, denen es um einen gründlichen, methodischen Unterricht zu thun ist. Anmeldungen zum Eintritt in die Musikschule werden jederzeit von den Unterzeichneten entgegengenommen, durch welche auch Prospekte zu beziehen sind. Auf Wunsch Pension für junge Mädchen im Institut.

Herm. Marshall Wwe.

Gebroderer Hugo in Leipzig
Musikalienhandlung.

XI. Jahrgang Nr. 20.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Gröninger, Stuttgart-Leipzig (vorm. P. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich 6 Nummern (72 Seiten) mit zum Teil illust. Text, vier Musik-Beilagen (16 Groß-Quartseiten) auf starkem Papier gedruckt, bestehend in Instrum.-Kompos. und Liedern mit Klavierbegl., sowie als Extrabeilage: 2 Bogen (16 Seiten) von Dr. R. Schobden illust. Musikgeschichte.

Inserate die fünfgespaltene Doppeltellur-Zeile 75 Pfennig. Künigige Annahme von Inseraten bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin und dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 1 Mark. Mit Fern- und Bandverbindung im deutschen Postgebiet Mk. 1.30, im Weltpostverein Mk. 1.60. Einzelne Nummern 25 Pf.

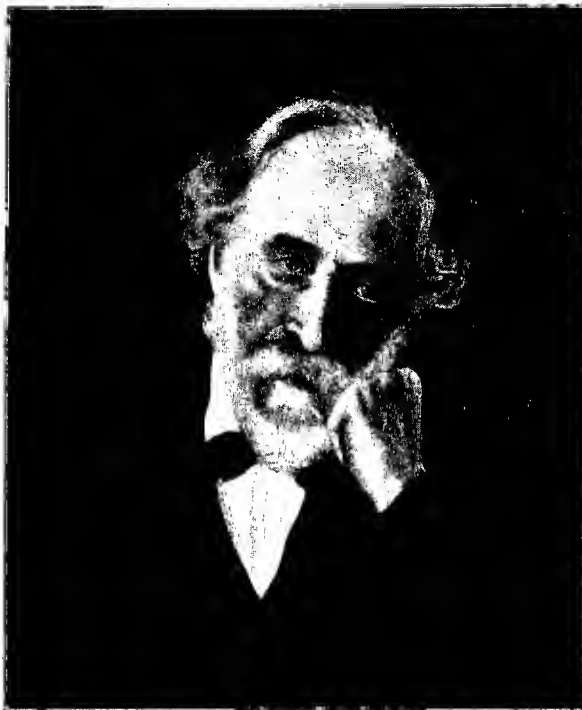
Die polnische Gräfin.

Novellenvon Fr. von Hohenhausen.

(Fortsetzung)

Nach erhob sich die polnische Gräfin zum Gehen und half dem alten Herrn etwas weniger sauft beim Aufstehen; dann wollte sie ihre Handschuhe anziehen, vergaß aber offenbar, daß sie etwas hineingewickelt hatte. Der Gegenstand fiel kirschend auf die Erde.

Alle Herren sprangen auf, um danach zu suchen. Die dienstfertigen Kellner stürzten mit Lichtern herbei, obgleich die Gasflammen überall Tageslicht verbreiteten. Man stieß sich im Eifer des Suchens an die Köpfe unter dem Tisch und warf die Flaschen auf denselben um, fand aber nichts. Da sah Graf Tankred, der fast unartig ruhig stehen geblieben war, etwas Goldenes auf dem Kleide der Gräfin glänzen, rasch kniete er vor ihr nieder und hob einen Ring auf, den er ihr dann feierlich überreichte. „Ah, mein Trauring, er ist mir zu weit, ich verliere ihn so oft; deshalb zog ich ihn ab. Ich kann mich noch gar nicht daran gewöhnen,“ sagte sie in ganz unbeschreiblicher Verwirrung. Sie nahm den Ring aus Tankreds Händen, steckte ihn aber nicht an, sondern hielt ihn nebst Handschuhen lose vor sich hin. Dann verbog sie sich mit niedergeschlagenen Augen und zog den alten kranken Mann mit sich fort. „Also sie ist verheiratet!“ rief Mittheimer v. Willenberg entsetzt und setzte sich wieder an den Tisch, um seine Cigarre anzuzünden. „Sie kann sich noch nicht daran gewöhnen, sagte das arme Kind, — welch ein Unlück, an solchen Krüppel gebunden zu sein.“ Sprach Graf Tankred halblaut vor sich hin. „Nun, dieser Krüppel scheint tollsüßig reich zu sein,“ sagte Herr v. Fork ebenfalls leise; denn er merkte schnell, daß Graf Tankred es unpassend fand, in einem Gasthofszimmer laut über eine Dame zu reden, und er wollte nicht hinter ihm zurück-



Jakob Rosenheim. (Fort f. S. 234.)
(Nach dem Originalgemälde von F. von Romberg.)

bleiben im Punkte des Gartengefühls. „Uebrigens ist es für mich kein Hindernis, der schönen Dame zu hulbigen,“ sagte er hinzu; „daß ich sie nicht heiraten kann, thut mir freilich sehr leid. Sie sah himmlisch schön aus in der Toilette des Reichthums: Samt und Diamanten! Ich würde mir ein Haus Unter

den Linden und ein Schloß am Rhein gekauft haben. Für sie hätte ich einen Bierzug von Apfelkugeln angeschafft, den Wagen mit blauem Samt ausgeschlagen. . . .“ „Natürlich, du hättest ihr Geld bald verwirkt,“ unterbrach Willenberg die Reichthumspläne des armen Träumers.

„Ja, du hast recht, noch habe ich die reiche Frau nicht; aber man soll für die Zukunft sorgen; einmal muß der alte kranke Mann doch sterben; darum will ich seine schöne berechnete Witwe nicht aus den Augen verlieren. Sie bleibt zwei Monate hier; der Alte soll eine Kur gebrauchen. Heute wollen sie ins Deutsche Theater gehen. Kommen Sie mit, Graf Tankred; dann besorge ich Willens zur Proskeniumsloge.“ „Nein, ich danke, ich mag die Frau nicht wiedersehen, die sich für Bier und schnödes Geld verkaufte; so schön sie ist, mir erscheint sie jetzt widerwärtig,“ sagte der Angeredete. „Oh, ich hoffe, sie ist zu der Heirat gezwungen worden; sonst würde ich sie auch verachten, so hoch ich das Geld schätze. Sie haben recht, sich zu verkaufen, ist gefühllosbelebend.“ „Du verkaufst dich doch auch gern einer meistbietenden Erbin, lieber Freund,“ sagte Willenberg. „Du irrst, ich heirate nur die Dame, die ich liebe!“ „Wenn sie eine Million hat, wir kennen das, brenne dich nicht weis.“ „Nun ja, das Geld ist einmal nicht mehr zu entbehren, wenn man in der Welt lebt. Komme ich in eine Wüste ziehen mit der Frau meiner Wahl, so dürfte sie arm sein.“ sagte Herr v. Fork und zog seine wirklich noch sehr gut gefüllte Börse, um sein Couvert zu bezahlen. Er ließ dabei ein ansehnliches Zerkneth in die Hand des Oberkellners gleiten, indem er flüsterte: „Morgen wieder denselben Platz bei Tische; wo wohnt denn die polnische Gräfin, etwa vorn heraus?“ „Zawohl, vorn heraus, parterre, dicht am Speiseaal. Diese Tapetenthür führt in das Vorderzimmer; der alte Herr kann ja seine Treppen steigen.“ erwiderte der Kellner dienstfertig. „Also das Theater verschmähen Sie heute, Graf Althensels? Kommen Sie denn morgen nach der Eis-

Sahn? In seiner Regimentsmusik wird dort spielen, wir haben eine Taunusgarnitur verabredet; die Gräfin Wigbold mit ihren Töchtern, auch Frau v. Bankelmann mit ihrer Nichte kommen hin. Ich möchte die polnische Gräfin dazu bereden, dort zu erscheinen; ich finde, daß sie mit ihrem galonierten Bescheiden liberal hingehen kann, auch ohne Mann." „Ich danke, ich werde mich nicht betätigen, ich habe meiner Cousine versprochen, sie in Schultes Salon zu führen, um Schwinds Bild „Die schöne Metusine" zu sehen," sagte Graf Tankred und schnallte seinen Säbel um, den er an die Tapetentür gehängt hatte. Es war ihm, als hätte er ein Geräusch an derselben, fast wie das Klammern eines leichten Kleides. „Nehmt euch in acht, Kameraden, mir scheint, man könnte eure Unterhaltung hier belauschen." „Dann empfahl er sich, und die andern Herren verließen ebenfalls den Speisesaal.

Herr v. Fork hatte vorhin beim Suchen unter dem Tisch das seine Epitaphentomben der polnischen Gräfin entdeckt und heimlich zu sich geschickt. Jetzt ließ er den „galonierten Bescheiden" rufen, um sich bei ihr melden zu lassen als der Lieberbringer eines kostbaren Fundes. Er wollte bei dieser Gelegenheit die Eisbahn in Vorschlag bringen und seine Dienste für den Besuch des Theaters anbieten. Der alte Herr sah allein am Fenster und unterhielt sich mit der Betrachtung des wechselvollen Bildes der Vorübergehenden; denn er wohnte „unter den Linden", und da es gerade zur Stunde war, die der Theaterzeit vorausgeht, so war die Promenade ganz besonders belebt.

Herr v. Fork wurde sehr freundlich empfangen und in eine polnische Konversation verwickelt, die er dazu benutzte, um die Einwilligung zu allen seinen Vorschlägen zu erlangen.

„Du wirst morgen nach der Eisbahn fahren, liebes Herz," sagte der alte Herr, als die junge Dame nach einer Weile erschien und viel freundlicher, als zuvor an der table d'hôte, Herrn v. Fork begrüßte. „Oh nein, ich gehe morgen zu Schulte und sehe mir die schöne Metusine an; du weißt ja, ich habe ein ganz besonderes Interesse daran." „Das willst ich nicht, weil wann denn?" „Dann hast du es vergessen; die schöne Metusine ist ja Schwinds bestes Werk. Lieberichs würde es auch unpassend sein für mich, wenn ich ohne Taunusbegleitung auf die Eisbahn ginge; ich werde damit warten, bis die neue Gesellschaften ankommen."

Herr v. Fork konnte das nur billigen und überlegte im stillen, ob er nicht auch lieber zu Schulte gehen und die Eispartie aufzuschieben sollte. Die junge Gräfin war zudem sehr liebenswürdig gegen ihn, dankte verbindlich für das überbrachte Taschentuch und ließ sich von ihm möglichst viele Einzelheiten aus der Berliner Gesellschaft erzählen, wobei sie ganz unmerklich das Gespräch auf den Grafen Tankred brachte. Herr v. Fork plauderte unbeschlagen und achtete nicht darauf; aber am Abend im Theater fiel es ihm wieder ein, als er in einer dunkeln Seitenloge den Besprochenen, der nicht kommen wollte, verdeckt sitzen sah. „Ich muß vorsichtig zu Werke gehen; der kalte Tankred scheint sich für sie zu erwärmen, und sie hat es nach Franzosenart schon gemerkt, — einen so gefährlichen Nebenbuhler werde ich bei Seite schieben müssen," dachte er mit Recht.

Am andern Morgen küßte die Sonne hell in die goldenen Haare der schönen Metusine, vor der sich bereits ein dichtes Gedränge von Bewunderern eingefunden hatte. Schultes Salon bietet oft solche künsterliche Lederbänke für den verwöhnten Berliner Geschmack dar. Das grüne Licht, das wie ein Nimbus dieses Gemäldes überstrahlte und den geheimnisvollen Jambor der Sagenwelt unter Wasser spiegeln ablenkt, verlor sich in der reizenden Gestalt der Metusine. Sie ist das lebendig gewordene Mädchen von der Liebe, und ihr heisches Antlitz von Mondesglanz erzählt von dem Leid, das allem Erdenglück beigemischt ist.

Wer sich die ideale Schöpfung des verklärten Künstlers sein Verständnis hat, der ist doch jedenfalls geistlich von der Meisterhaftigkeit der Ausführung und der Deutlichkeit der Sprache, die er in Farben ausdrückt. Eine liebenswürdige Kunstenthusiastin, das alte Fräulein v. Frank, ging stolz am Arme ihres schönen Vaters, des Grafen Tankred, durch die bewundernde Menge und sprach ihr Entzücken über das Bild mit lauter Begeisterung aus. Pöblichkeit wurde sie nicht und sich ihn nicht an, indem sie flüsterie: „Sehen Sie nur jene Dame an, die dort schweigend im Sessel ruht; das ist ja ein völliges Urtum der schönen Metusine. Ganz dieselbe malig glänzende Gesichtsfarbe und das hellgoldene Haar! Sagen Sie je ein reizenderes Wesen, lieber Vetter?"

„Das ist ja die polnische Gräfin, die ich an unserer Mittagstafel kennen lernte, und von der ich Ihnen schon gestern erzählte; lassen Sie uns lieber in den andern Salon gehen, sonst muß ich sie grüßen, was ich lieber vermeiden möchte." Aber ich hatte die Dame ihn gesehen; sie stand bald auf und schied seine Anrede zu erwarten. Als er sich abwandte, folgte ihm ein trauriger Blick, und mit stolzer Haltung drängte sie sich durch die Menge, um fortzugehen. Das alte Fräulein sah ihr erkannt nach; Tankreds Arm debte ein wenig. Mit weiblichen Scharfsinn ahnte sie den Beginn eines kleinen Romans zwischen diesen beiden sich stehenden Menschen. „Schade, daß sie eine polnische Gräfin ist; eine deutsche Prinzessin wäre für Sie nicht zu gut," sagte sie fast zärtlich zu dem erröthenden Vetter.

Jeden Mittag nahm Tankred sich vor, in einem andern Hotel zu speisen. Aber immer wieder ließ er sich von einer ihm selbst unerklärlichen Gewalt auf den Platz treiben, wo ihm die polnische Gräfin gegenüber saß; und ehe er sich dessen verjah, war auch bald eine reipvolle Unterhaltung mit ihr im Gange. Erst mußte zwar von beiden Seiten eine Art von Würdigkeit oder Sprödigkeit überwunden werden; aber gerade dadurch rückte man sich näher, als es ohne Zurückhaltung geschehen sein würde. Das Gespräch mit den beiden andern Herren trug dagegen nicht den Stempel der Gleichgültigkeit.

Herr v. Fork hätte viel darum gegeben, wenn er mit ebenso hohem, scheinem Blick und zaghafter Einständigkeit empfangen worden wäre. Die sich gleichbleibende, kühle Freundlichkeit brachte ihn zur Verzweiflung. Nichts desto weniger übte er dabei, sich das Ansehen eines begünstigten Verehrers zu geben. Im Theater erschien er stets in den Zwischenakten in ihrer Loge, und auf der Promenade ritt er laut redend und lachend neben ihrem Wagen. Wenn Tankred ihnen begegnete, grüßte er ehrerbietig, aber kalt und wiederholte leise: „Schade, daß sie eine polnische Gräfin ist; sie sieht so deutsch aus; aber diese frivole Courtisane wird sie noch ganz verderben. Wie kann ihr Mann nur so ruhig dabei bleiben; wäre ich so alt, würde ich uns wahrlich nicht in der Nähe meiner Frau dulden." Er nahm sich dann wieder fest vor, nicht auch noch zu ihrem Verderben beizutragen, — und wenn sie bei Tisch wieder als hohes Gegenüber daß, ließ er sich ganz wie immer von ihrem Jambor beherrschen. Eines Abends ging er in das Opernhaus, weil sie so lieblich gefragt hatte, ob er kommen würde, um die berühmte Sängerin Sembrich in der Traviata zu hören, einer Rolle, die sie immer mit Meisterkraft gegeben hat. Er saß in der Loge, dicht am Theater, welche man die „Lobengruhe" nannte, weil die Löwen des Tages sich vorzugsweise diesen Platz wählten. Ihm gegenüber in dem Dunkel von rotem Samt und roter Atlasstapete, ein wenig gelichtet, erblickte er alsbald die polnische Gräfin, träumerisch in sich versunken, ganz wie Metusine in der Felsenrotte. Ein grimassierendes Seidenkleid umschloß sie, wie jene das Wasser des Janbors, und eine hellgoldene Locke fiel über ihre Schulter, wie ein verirrter Sonnenstrahl. Das weiße Gesichtchen hob sich auf dem dunklen Hintergrund ab, wie eine fein geschnittene Gemme in einem jantenen Schmuckstückchen.

Als die einschmeichelnde Musik begann, belebten sich ihre Züge; die Augenlider fliegen blickend zu Tankred hinüber, und der süße, kleine Mund, obwohl stumm, schien ihn zu rufen. Ungehindert erwartete er den Schluß des Aktes, um zu ihr in die Loge gehen zu können; da hörte er plötzlich, daß ein Herr hinter ihn, der einen starken Pathosgeruch um sich verbreitete, seinen Nachbar fragte: „Wer ist die Dame im hellgrünen Kleide?" „Das ist eine polnische Gräfin, die Gemahlin des alten Herrn, der neben ihr sitzt," lautete die Antwort. „Unmöglich, den Mann kenne ich seit langen Jahren, aber gar eine Berlinerin, die sich den reichen Gimpel eingefangen hat, und nun für einen Grafen ausgibt; er ist von ganz niedriger Herkunft," ... so plauderte der Herr weiter und wegte sich mit seinem duffenden Taschentuch hinweg. (Schluß folgt.)

Jakob Rosenhain.

Von Hans Rudolf Schäfer.

Eanz am Ende von Baden-Baden, wo die Wälderstadt in das Dorf Lichtenthaub übergeht, erhebt sich im Taunusgrün verliert an den Fuß des bekannten Neckarberges angelehnt, eine kleine, landschaftliche Villa, ein rechter Poetenwiel, das Künstlerheim Jakob Rosenhains.

Nicht leicht haben wir Deutsche durch Uebersetzen und Nachschreiben an einem unserer lebenden Künstler uns so verständigt wie an ihm, der eine eigenartige Erscheinung in der deutschen Musikgeschichte darstellt.

Fretlich ist der Meister Rosenhain an seiner Unbekanntheit wesentlich mitleidig; denn mag das Reich der Kunst auch ein internationaler sein, das sich nur nach der verschiedenen Völkertage verschieden entwickelt, so teilt doch der Ruhm und die gerechte Würdigung des Künstlers bei seinem Volke noch, wenn derselbe nicht im Umgang mit den lebenden Geistes und mit den sich interessierenden Gladiatoren des Völkertages bleibt. Und eben daran hat es Rosenhain fehlen lassen; einerseits sein jedem energisches und selbstbewußten Hervortreten abholdes Naturell und andererseits seine lange Abwesenheit in Paris war nicht dazu geeignet, seinen Namen neben den Lieblingen der Musikfreunde leuchten zu lassen.

Es sind schon einige Jahre her, als ich auf der Orgelpore der protestantischen Kirche in Baden-Baden anlässlich eines Kongresses, das zu Ehren des anwesenden musiklebenden brasilianischen Kaiserpaars gegeben wurde, einen freundlichen alten Herrn von kräftiger, aber kleiner Statur erblickte, der dem schwebenden Harfenkünstler Sjöden Noten zu einem Harfenfoll hinaufreichte. Der würdige Alte, dessen Haupt von grauen Locken umgeben und mit einem schwarzen Samtkappchen bedeckt war, machte einen priesterlichen Eindruck, und ich lernte in ihm auch einen Priester, einen echten Priester der heiligen Musik kennen.

Es werden viele Musikfreunde aber ausübende Künstler aus aller Herren Ländern sein, die mit mir jener schönen Stunden erinnern, die wir in dem Salon oder dem Arbeitszimmer des Komponisten zugebracht haben, sei es im Gespräch mit dem liebenswürdigen Wirt, sei es in den musikalischen Morgenstunden, wo sich um ihn alles, was zur badener Musikwelt gehört, sammelt.

Maria Schumann kommt alle Jahre auf Besuch und diese Wochen sind für den 70-jährigen Komponisten eine Zeit, auf die er sich zum Voraus schon lange freut. In diesen Sonntagsgematinen hören die Eingeladenen in Rosenhains Salon die beste Musik. Zwanglos werden hier die Werke aller Meister, der Klassiker, Romantiker und der lebenden Komponisten zu Gehör gebracht; nur einer ist unbedingt ausgeschlossen: Richard Wagner, zu dessen entschiedensten Gegnern Rosenhain gehörte. Das ist um so bemerkenswerter, als unter den Anwesenden der geistvolle Musikschritsteller Richard Hopf, der „älteste Wagnerianer", oft zu finden ist.

In der Konversation ist Rosenhain einer der unterhaltendsten und vielseitigsten Menschen, ein echter Weiser, in manchem seinem verstorbenen Freunde Berthold Auerbach ähnlich. Ein feiner Humor wirtzt das Zusammensein mit ihm, dessen Trübsal er freilich durch eine bezeichnende Bemerkung zum Voraus vorbeugt. Lieber drei Punkte rede ich nicht, lieber Religion, Politik und über Richard Wagner! Dieser Humor ist aus manchem Schmerz und aus vielen Enttäuschungen geboren; denn auch darin ist Rosenhains Leben ein Künstlerleben, daß sein Idealismus und sein künstlerisches Streben und Hoffen von den rauhen Thatsachen der Wirklichkeit oft durchkreuzt wurde. Er hat eine zwar nicht stürmisch bewegte, aber doch interessante Vergangenheit hinter sich; so ziemlich alle großen Musiker seit den zwanziger Jahren lernte er persönlich kennen, dazu Dichter, Schriftsteller, Gelehrte und Diplomaten aus aller Herren Ländern. Seine fein beobachtende Natur wie die feine hätte das Recht, Memoiren zu schreiben, wozu man ihn bis jetzt vergeblich aufgefordert hat. Sein Briefwechsel mit Musikautoritäten ist ebenso umfangreich als bedeutsam; sein Urteil ist maßvoll und treffend, besonders über den „unglücklichen und doch so hochbeglückten" Schumann, über Menckelsohn und über den „aus Traum, Grazie und Sturm zusammengelegten" Chopin. Von Liszt mag er nicht viel wissen; er erkennt in ihm eine künstlerische Doppelnatur, heute Genie und morgen bloßes Formalist, und bedauert, daß die Lisztische Schule „eine Ingeheuer des Klaviers"

viels" geboren habe, welche von der Welt Virtuosen von Rosenhain aber "lebendige Klaviermaschinen" genannt werden. Der Reich hat ihm wahrlich diese Bezeichnung nicht eingegeben; Rosenhain ist nämlich heute noch ein vorzüglicher Pianist.

Wie so viele bedeutende Männer hat auch Rosenhain Not und Entbehrung in seiner Jugend durchgemacht und noch lange in seinem ferneren Leben war er zum Ringen und Kämpfen verurteilt. Aber er nahm ein kostbares Gut in sein Künstlerleben mit, eine Herz und Geist befriedigende Erziehung.

Die glückliche Veranlagung im Bunde mit eisernem Fleiße ermöglichte es, daß er mit zehn Jahren in öffentlichen Konzerten unter großem Beifall aufzutreten konnte. Er wurde der Liebling der Großherzogin Stephanie von Baden und gewann den Fürsten zu Fürstberg zum Gönner, der ihn zu Kallivoda brachte. Mit vierzehn Jahren machte der junge Künstler seine erste Kunstreise durch Deutschland und blieb dann in Frankfurt. Hier gewann er in Jakob Schmitt und in dem Kontrapunktisten Schöndor von Wartenberg zwei Lehrer, die seinem Künstlerem um eine regelrechte Wendung gaben und seine natürlichen Anlagen in die Bahnen der gelehrigsten Kunst einleiteten. Es war ein Glück für ihn, daß er an den Klippen der "Wunderkinder" vorbeikam und in ernste Tüchtgenommen wurde; erst jetzt erwuchs er zum wahren Künstler, dessen reicher Geist und fruchtbare Phantasie sich zur Harmonie entwickeln konnte.

Allein, war Rosenhain bisher nur Pianist gewesen, so hatte er jetzt, im Vertrauen auf gediegene Studien und nach Schöpfung einiger kleinerer Werke, der Drang, als dramatischer Komponist anzutreten. Der erste Versuch bestand in einer einaktigen Oper "Der Versuch in Verdamm", Text von Scire. Das Werk des jungen Tonbilders wurde mit Beifall auf verschiedenen Bühnen Deutschlands, namentlich in Weimar unter Hammer aufgeführt. Im Jahre 1837 machte er eine Reise nach England, die ihm reiche Ehren einbrachte, ihn aber von dem Plane, Paris anzukommen, nicht abließ.

Gleich Chopin, der nur durch Paris reisen wollte, und dort fünfundsiebzig Jahre blieb, fühlte sich Rosenhain, von den allen bedeutenden Künstlern mit Sympathie aufgenommen wurde, aufs lebhafteste angezogen und sah eine große Zuneigung für die Seineinhabt. Paris, damals mehr denn je die erste Kunststadt der Welt, war das Eldorado der Künstler; wer hier Anerkennung fand, dessen Ruhm war gesichert. Der für das Schöne empfängliche Charakter der Franzosen und der lebendige Geist der Pariser fand in der frühen Begeisterung Rosenhains einen natürlichen Widerhall. Er besaß das seltene Verdienst, an die Verdorren in der Kunst zu glauben, die seine Grenzen kennt und über allen politischen Zwistigkeiten aller Weltteile schwebt; ein Glaube, der ihm 1870 grauam genug zerbrach wurde.

In Paris gewann er, was ihn heute noch mit Stolz erfüllt, die Gunst des strengen Cherubini, der damals das Szepter über die musikalische Welt führte. Ihm widmete Rosenhain seine schönsten, am Pariser und Brüsseler Konservatorium eingeführten, "charakteristischen Studien". Männer, wie Weber, Vatton, Halévy, Zimmermann, Lesueur, Ingres wurden ihm befreundet. Der Beifall, den er in diesem Kreise fand, spornte den Künstler zu gleichem Ziele wie einst in Deutschland an: er wollte die Bühne erobern.

Eine dreiaktige Oper "Biswenna", von den damaligen Pariser Kapazitäten aufgeführt, blieb zwar bis heute Manuskript, trug ihn aber den Auftrag zu einer neuen Oper ein. Rosenhain schritt nun nach einem gestellten Libretto die zweiaktige Oper "Der Dämon der Nacht", welche 1851 zuerst in der Pariser Musikakademie gegeben wurde. Sie fand großen Beifall als das Werk eines fertigen Meisters, gelangte in sechs Städten, auch in Frankfurt, zur Aufführung, ohne auf dem Repertoire der französischen Oper zu bleiben. Denn nach zehnjährigem Ringen sollte Rosenhain fühlen, daß er dem Reize einer Gegenpartei nicht gewachsen sei, welche trotz des Beifalles seiner Pariser Freunde entdauern war.

Aber auch abgesehen davon muß man zugeben, daß Rosenhain überhaupt mehr Lust als dramatisch veranlagt ist; die Betrachtung und das Innereleben ist bei ihm reicher als die handelnde Lebenskraft. Nicht alles, was dramatisch bewegt erscheint, ist schon Drama. Die Passade, z. B. Schuberts Erlösung, ist auch dramatisch, aber ein innerlicher Vorgang, also noch lange kein Drama mit treibender Kraft. Und so sind Rosenhains Entwürfe von großem Wert auf eine falsche ästhetische Selbstbeurteilung zurückzuführen; ein Vorgang, der bei vielen Dichtern zutrifft, die auch

erst lange suchen und versuchen mußten, bis sie die ihnen eignende Kunstgattung für sich entdeckten.

Entnützt seine Rosenhain zu seiner ersten Liebe, der Kammermusik, zurück, zu deren Interpretation er nur weniger Künstler bedurfte. Auf dieser aristokratischen Kunstbahn, dem Felde der feinsten Ausspannung menschlicher Gedanken, erntete er reiche Entschädigung für seinen dramatischen Mißerfolg; hier konnte er seine geläuterten poetischen Eingebungen zum Ausdruck bringen. Es war Spohr, dann Mendelssohn und Schumann, ferner Bizet und Verlioz nebst mehreren Italienern, die ihn nun durch ihre lobende Anerkennung anspornten und seine in schneller Folge entstehenden dramatischen, symphonischen Vokal- und Instrumentalkompositionen freudig begrüßten. Besonders Verlioz analysierte und erklärte mehrere seiner Charakterstücke aufs eingehendste und reiste ihn in die strebende Generation der dreißiger Jahre ein. Und auch unser Schumann widmete ihm ehrenvolle Aufmerksamkeit in seiner Musikzeitschrift, indem er seine künstlerische Persönlichkeit mit derjenigen Mendelssohns verglich.

So genoß Rosenhain in Paris als Komponist, Künstler und Lehrer — er leitete mit Gramer mehrere Jahre eine Musikschule für höheres Klavierpiel — ein hohes Ansehen; da brach der Krieg von 1870 aus und vertrieb ihn aus seiner zweiten Heimat. Er siedelte nun ganz in seine schon vorher erbaute Villa nach Baden-Baden über.

Dort wurde die von ihm komponierte Operette Volage et jaloux gegeben. Daran schloßen sich prosaische und religiöse Kantaten, Vokalien, mit und ohne Orchester, eine Occamant. Adieu à la mer nach Camartine, ein dramatisches Musikstück Jeanne d'Arc, sowie eine große Reihe von Liedern, nahe an hundert.

Aber diese Vokalmusik bildet nur einen Teil seiner Schöpfungen. Seine Orchestermusik besteht aus drei Symphonien, zwei Konzertonvertierungen und einer Legie. Bizet und Gühr waren die ersten, welche Rosenhains Orchesterwerke aufführten; die dritte Symphonie "Im Frühling", ist ein sonniges Idyll voll reizender Träume. Ohne Zweifel ist aber die zweite, op. 43 in F moll, bedeutender. Hier ist Beethovens Geist über ihn gekommen, besonders in dem breiten Andantino. Eine solche Tonbildung kann nur schöpfen, wer eine reiche Phantasie und eine volle Seele besitzt. Auch der letzte Satz, das Kreuz aller Symphoniker, bringt eine neue Steigerung und Entfaltung und schließt mit einer pompösen Hymne. Auch eine Konzertonvertüre, die Rosenhain mit 17 Jahren schrieb, ist von Interesse, weil der Komponist sich schon hierin als der Pfleger der reinen Kunst erweist. Eines tiefen Eindruckes ist immer wieder die auf den Tod Kaiser Wilhelm's gedichtete Orchesterlegie gewiß.

Die Kammermusikwerke und Ensemble-Stücke enthalten vier Trios, drei Quartette, ebensoviel Sonaten für Klavier und Cello, dazu eine Reihe Salonstücke für Klavier und Violon und Cello, wie denn Rosenhain fürs Cello eine Vorliebe hat und die nicht besonders reiche Celloliteratur durch Stücke von gesunder Melodie und poetischem Reize bereichert hat. Eine Perle der Celloliteratur ist die zweite Sonate, während die dritte sich von der strengen Sonatenform befreit, übrigens durch ein feierliches Andante sich auszeichnet und in dem temperamentvollen Schlußsatz einen tüchtigen Gelassen verlangt.

Eines seiner hervorragenden Werke, und zwar nach Form und Gehalt ist sein Klavierkonzert, op. 73 in D moll; alle Regungen der Seele, Schmerz, Leidenschaft, Entfaltung, jauchzendes Glück läßt uns der Künstler mitempfinden. Der Meister tritt aus den klassischen Formen des 18ten heraus, um ganz sein Ich auszupressen. Musikologisch ist dieses Klavierkonzert seine interessanteste Schöpfung; ein großes Kapitel seines Lebens, mit einem gut Teil Herbstzeit geschrieben, eine Ergänzung zu seiner Klavierdichtung "Le poème", einer schmerzvollen Weichte aus seinem Künstlerleben, dem Entfagen einer hoffnungsreichen Künstlerliebe. Für sein Instrument allein, das Klavier, hat dann Rosenhain eine stattliche Anzahl Kompositionen geschrieben. Hier möchte ich seine zweite Sonate op. 70 (Sonate symphonique) hervorheben, eine durch und durch erwärmte Arbeit voll Kraft und Poesie.

Das neueste Werk, op. 99, betitelt sich "Stimmungsbilder" für Orchester oder Quartett und ist ein glücklich zu Ende geführter Lebensroman. Noch eine große Arbeit hat Rosenhain sich vorgenommen, ein Oratorium Saul, von dem einige Nummern bereits erschienen sind. Das hundertste Werk soll nach des Komponisten Absicht sein Schwaneengesang werden.

Mit einem kurzen Worte hätten wir noch des Musikschriftstellers Rosenhain zu gedenken. Abgesehen

von Arbeiten für Musikzeitschriften hat er 1871 in der "Allgemeinen Zeitung" einen größeren, sehr bemerkenswerten Aufsatz "Zur Hebung der deutschen Nationaloper" veröffentlicht. Hier tritt er energisch und als deutscher Patriot für Ermöglichung einer Blütezeit deutscher Opernmusik ein und macht besonders auf Schubert aufmerksam, von dem aus sich eine Fruchtbarmachung herrlich lohnen könne. Von den deutschen Bühnen sagt er nicht mit Unrecht: Unsere Bühnen sind wie Festungen mit unüberwindlichen Wällen umgeben. Im zweiten Teile seiner Arbeit gibt er praktische Räte zur Hebung der deutschen dramatischen Musik; christliche Wünsche, die leider immer noch — fromme Wünsche sind.

Rosenhains Eigenart besteht in der lyrischen Melodie, in der poetischen Vertiefung, in der Klarheit und Schlichtheit der Form. Er ist ein halber Künstler, kein modern reflektierter. Seine Seele kennt so gut wie keine innerer Sinnlichkeit der Dissonanzen des Lebens; aber er erreicht als höchstes in der Kunst nicht die Zerissenheit, sondern die Harmonie und Versöhnung. Wenn freilich das der moderne Triumph ist, nörders überall und immer zu sein und über eine sich interessanter machende Faustimmung nicht hinüber zu kommen, dann ist Rosenhain allerdings in klassischen und romantischen Wegen festen geblieben; aber die christliche Kraft und die gesunde Seele ist uns lieber als die komplizierte Nervosität. Im Dienste seines Kunstgefühls hat wenigstens der oft übersehene Komponist Rosenhain das Geheimmittel ewiger Jugend gefunden, nach welchem so viele unsinnig gestorben haben.



II Conte Roccapalumba.

Von C. v. Rell.

(Schluß.)

Die alte Domenica legte mir ganze Haufen von verlassenen bunten Bindern vor. "Nicht nur, Signore. Mir ist nicht bange, Ihr werdet mich finden. Dies da ist besonders schön. Und so ein Prachtgewebe. Stark wie Leder und doch so fein und so weich wie eine Fächerhaube. Aber ich werde mich hüten, Euch Vorwürfen zu machen. Ihr seid sicherlich ein Kenner. Trefft nur Eure Wahl und kümmert Euch nicht um geringen um mich. Ich werde inzwischen diesen Knopf feinfachen, wenn Ihr es erlaubt."

"Oh bitte, bitte. Vermuthlich für den Gatten?" warf ich hin, froh eine Anknüpfung gefunden zu haben. "No, no," rief sie. "Ich bin ja eine alte Jungfer, Herr, aber ich habe doch für jemand zu sorgen, dem Himmel sei Dank! Es wäre nicht zu ertragen, das Leben ohne das." Ein Anwerander vermutete ich. "Schaltete ich ein." "Oh, no!" lachte die Alte wie über einen guten Witz. "Wie käme wohl die Domenica zu einer solchen Verwandtschaft?" legte sie ernsthaft hinzu. "Er ist ja ein Graf, ein Hochgeborener." "Der Besitzer dieser Weite?" "Ja, derselbe." "Ah, ich glaube, ich erkenne es wieder, dies Kleidungsstück. Gestern abend in der Osteria ***..."

"Ah, Ihr habt ihn gesehen und gehört! Ja, ja, das glaube ich, so etwas vergißt sich nicht wieder und wenn man feinstatt wird! Ein Mirakel ist's! Ah, aber die Welt, Herr, die böse Welt! Einige Verwandte ausgenommen und dann alle, die gern tanzen. Ahn, ich brauche nichts weiter zu sagen, Ihr habt es gesehen und gehört, das genügt. — Dies rote Band wollt Ihr? Wollt Ihr die Güte haben, es Euch eigenhändig abzunehmen? Meine gartigen Hände bleiben dabei besser aus dem Spiel. Sechshundachtzig Centimeter. Gut, Herr. Ich berechne es Euch auf ebensoviele Centesimi. Ihr seht's zufrieden? Und nun von der blühlichen Seite — Willkommst, Herr? Oder sieht Ihr Abendel vor?"

So war ich denn glücklicher Besucher eines roten Seidenbandes 2c, aber von dem einzigen, wahren Zweck meines Besuches bei der alten Domenica vollständig wieder abgelenkt. Neue Kunden stellten sich ein und nahmen die Aufmerksamkeit der Verkäuferin in Anspruch. Das mußte wohl oder übel noch weiter in dem Pändergewirre umherstehen und den Schein auf mich laden, als sei ich ein äußerst schwer zu befriedigender Käufer; denn so unverschämter. Säge konnte ich unmöglich von ihnen gehen. Während ich mir das eingekand, schlüpfte die Alte mit der

Weste in den Nebenraum. Die Knöpfe schienen angestrichelt. Als die Thüre aufging, konnte ich einen Blick hinauswerfen. Der Conte sah ein Fenster, das Muthig mir zugewandt. Vor ihm, auf einem kleinen Tisch lag eine Zither, die er mit neuen Saiten zu ordnen schien. Er sah heute in seinem Ausgange — noch ärmlicher und schäbiger aus als gestern abend. Auch erdient mir der Ausdruck seiner Gesichtszüge noch gedrückt; die großen Augen noch holler und trauriger. Als die alte Domenica wieder in den Geschäftsraum trat, nickte sie mir verständnisvoll zu. Sie hatte es bemerkt, daß ich den Conte erdient hatte und lächelte: „Ja, ja, die Zither spielt er auch!“ Nun es glitt ein sonniger Schein holzernen Regelmäßigens über die weißen Änge der Gestalt, der sie ordentlich hübsch erscheinen ließ. Dabei war sie so rührig und so dienstbefähigt, daß man sie fast nicht gewinnen konnte. Euthisch war ich wieder mit ihr allein und ohne meine Auforderung abzuwarten — ich überlegte noch, welche schickliche Einleitung ich derselben geben sollte — fing sie schon an zu erzählen; mit unterdrückter Stimme, denn der Conte daneben brauchte nichts davon zu hören: „Ja, ja, wer mit das vorangesagt hätte — und ihm, ihm! Veracht hätte man's, aber nie für möglich gehalten. Nun dem Kaffee bei uns ging's doch her. Viel Dienerschaft; vier Maidsel mit silbernen Geschirren und eine Carrozza, wie sie keine Königin schöner haben kann. Zimmer Gäste im Hause und stets eine Tafel mit allem Keckern was die Welt nur bietet. Der Signor Conte — Luigi's Vater — war ein richtiger Lebensmann. Nun, er konnte sich's gönnen! Nur das Kartenspielen und das Würfeln hätte er lassen sollen. Dabei hatte er sein Glück und je mehr er verlor, desto ärger trieb's ihn zu spielen. Er mußte doch sein Geld zurückgewinnen! Einmal würde er doch wieder aus seinen Verlusten herauskommen! — Die arme Signora Contessa! Erdreue von Thronen hat sie gemeint. Sie ahnte wohl lange, wie es kommen würde — und wie es kam. Als der Graf sein Hab' und Gut verthan hatte, da lag ihm auch nichts mehr am Leben.“

Heilige Madonna, was war das für ein Tag, als man ihn blutüberströmt nach Hause brachte! Er erkannte niemand mehr und gar bald war es aus mit ihm. Schredlich, schredlich! Der Luigi war meiner armen Contessa einziger Trost. Er mußte nun auch ihre Stütze, ihr Verleger werden, und mit seinem großen, euromen Talent für die edle Musik konnte es ihm ja gar nicht fehlen. Wenige Jahre noch und die ganze Welt mußte ihn zu Füßen liegen; hatte er doch als Kind schon bei allen, die ihn sahen und hörten, die größte Bewunderung erweckt. Der Himmel hatte ihm ein Genie in die Seele gelegt, wie es wohl nicht zum zweitenmal vorkommt. Was andere mühselig erlernen, er wußte es aus sich selbst, oder probierte so lange vorher, bis er's heraus hatte. Anfanglich hatte er wohl Lehrer gehabt — aber der Signor Conte fand, daß diese Herren sich sehr teuer bezahlen ließen und daß Luigi ihren Unterricht durchaus nicht nötig hatte. „Solch ein Talent bricht sich selbst Bahn“, wie ein Geistesstrom“, sagte er oftmals und niemand zweifelte, daß der Vater recht hatte. Schrieb doch der Luigi schon eine Oper, als er noch nicht zwölf Jahre alt war. Aber sie wurde natürlich nicht aufgeführt! Der Reid ließ es nicht dazu kommen, die Habgier, die Heberbeugung anderer. Der junge Mann sollte erst etwas Nützliches lernen, sagten die „Direktoren“, denen das Werk vorgelegt wurde. Natürlich — sie hatten sich alle verschworen, den Grafenjohn nicht aufkommen zu lassen. Was wollte der unter ihnen? Außerdem, er ging seine eigenen Wege und das ärgerte die, die vorsichtig immer um ihre Füsse dahin setzten, so schon andere vor ihnen gestanden hatten. Ach, Herr, das waren schwere, bittere Jahre! Das stankel, die Carrozza, die Maidsel, alles mußte verkauft werden. Meine arme Contessa hatte kaum genug zum Leben. Aber die Hoffnung hielt sie aufrecht. Der Luigi wird unseren Namen, unser Haus wieder zu Ehren bringen! Er wird ein großer, ein reicher Mann werden und seiner Mutter alte Tage wieder vergelten! — Du lieber Gott, sie sollte es nicht erleben, aber die alte Domenica wird es. Ja, ganz gewiß! Ihr habt es ja gesehen und gehört, Signora, gestern abend in der Osteria. O wie sie ihm da immer zuhörte, wenn er kommt und aufspielt. Und das ist der Anfang; so wird es fortgehen, bis alle, alle jubeln und nicht wissen, wie sie ihn genug bewundern und ehren sollen. Als meine arme Contessa mit Luigi zu ihrer Schwester nach Proda zog, konnte sie mich nicht mehr gebrauchen. Es war ein schwerer Abschied, aber es mußte sein. Später,

wenn der Luigi seiner Mutter wieder eine Kammerjungfer halten könne, solle ich wieder eintreten — so wurde es verabredet und ich ging nach Lugano, meiner Vaterstadt, Herr, wo ich dieses kleine Geschäft anfang. Ich mußte doch leben; zum Nichtsthum reichten meine Eriparsen nicht.“

Die Alte seufzte und trödete sich die Augen. „Meine Contessa hat's nicht lange mehr gemacht“, fuhr sie fort. „Wer wie sie eine Carrozza und vier Maidsel sein eigen genannt hat, verborrt, wenn er zu Fuß gehen muß — das ist mir natürlich. Aber ein Zimmer war's, daß die liebe, edle Frau so früh ins Totenreich mußte. Der Luigi schrieb es mir. Er wußte ja, wie sehr ich an seiner Mutter hing. Lange Jahre hörte ich dann nichts von meinem lieben, schönen Bambino. Ich dachte schon ganz trübselig: er wird in seinem Glück — denn glücklich mußte er doch endlich geworden sein — die alte Domenica vergessen haben. Da, eines Tages, stand er vor mir, wie aus der Erde gewachsen. Dort in seiner Thüre, durch die Ihr auch hier eingetreten seid. Gleich sah er aus und höflich, aber so herzlich und treu, wie immer war sein Blick. „Mama“, sagte er — so hat er mich als kleines Kind genannt. „Mama, du bist die Erste gewesen, die mich gesehen hat, als ich auf die Welt kam, du sollst auch die Letzte sein. Bei dir will ich sterben.““

Ein gurgelnder, röhrender Ton drang an unsere Ohren. Das Wort erstarrte auf den zitternden Lippen der Alten. Ergriffen ließ ich mir ihr nach der Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. In der halb offenen Seitenthür — Domenica mußte sie nicht fest eingeklinkt haben, als sie zuletzt hindurch gegangen war — stand Luigi mit geschlossenen Augen, teidenblau, beide Hände gegen die Brust geklemmt, den Arm gegen die Brust gelehnt. Auf seinen Wangen brannten zwei halbkreisförmige purpurrote Flecke. „Mama“, schloß er, „Salvatore! Der böse Dämon. Oh — meine Bräut!“, „Jesus, Maria und Joseph“, rief die Alte. „Und heute morgen war er so wohl und vergnügt, wie lange nicht. Komm, mein Lamm, du sollst dein Salvator haben. Aber erst strecke dich aus, ganz lang, auf den Rücken; das wird dir gut thun. Der Schwere todeseo hilft mir, ich weiß es. Nur langsam, ganz langsam.“

Wir führten ihn zu seine ärmliche Lagerstätte, — Domeniens Bett stand in einer winzigen Kammer, dicht daneben — und halfen ihm, sich niederzulegen. Die Alte ließ ihn auch von dem begehrten Wasser trinken und reichte ihm gut zu. „Es ist nichts. Eine kleine Ohnmacht. Wird bald wieder gut sein. So etwas kommt leicht, wenn man krank gewesen ist. Aber es geht auch schnell vorüber. Sicuro! — Ah, da geht der Signor Dottore gerade am Hause vorbei; der korrupte Herr mit dem weichen grauen Fingerring und der blauen Brille vor den Augen. Wenn Ihr dem nachsehet und ihn hereinholt, Herr, Ihr würdet Euch einen Gotteslohn verdienen. Parviora!“

Ich flog mehr, als ich liebte. In wenigen Sekunden hatte ich den genacklich dahinschreitenden Arzt eingeholt. „So, ja“, sagte er, bereitwillig mit mir umkehrend, „der Conte Novacpalumba! Nun ja, das überrascht mich nicht! Habe eben gehört, daß er wieder bis tief in die Nacht hinein am Klavier gesessen und zum Tanz aufgesprungen hat. In der Nacht, schlechten Luft! Ich hatte ihn so davor gewarnt — aber vergeblich, wie ich höre. Jetzt wird nichts mehr zu machen sein — und vielleicht ist's auch so besser für den armen Teufel, der das Opfer seiner selbstgefalligen Eitelkeit und bei aller unfruchtigen Begabung — seiner Unlust zu richtigem Lernen geworden ist. An diesen Stellen geht er zu Grunde, vor allem an dem der Schwärze der thörichtesten Bewunderer. Kennen Sie die näheren Verhältnisse des Conte, seine Lebensgeschichte?“ „In größeren Kenntnissen, ja!“ erwiderte ich. „Nun, dann werden Sie mir beipflichten“, sagte der Doktor. „Wie oft schon hab' ich erlebt und immer wiederholt es sich: der göttliche Funke Genialität wird in neundundneunzig Fällen unter hundert von thörichtigen Bewunderern ausgeblasen, ohne daß sie eine Ahnung von ihrem Thum haben. Was hätte aus dem Luigi werden können, werden müssen, und was ist sein Ende!“

Wir betreten die kleine, finstere, unbehagliche Wohnung der alten Domenica und ihres hochgebornen Pfleglings.

Der Arzt hatte nur allzusehr recht gehabt. Es war nichts mehr zu machen! Wenige Tage später stand das Herz des Conte Novacpalumba für immer still. Ob ich Lugano verließ, war es mir noch eine wehnütige Genußthung, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Folgt doch nur Domenica und

ich dem ärmlichen Targe, nachdem ein Priester ihn mit Weihwasser bespritzt und einige lateinische Gebete gesprochen hatte —

Als ich einige Jahre später abermals in Lugano weilte, suchte ich das Haus in der Gasse rechts von der Piazza del Castello auf. Es war völlig umgebaut worden. Niemand in der Nachbarschaft wußte mir etwas zu sagen von der alten Domenica, die einst auf jener Stätte mit „sapone, nastri und dergleichen“ gehandelt hatte.



Lieder ohne Worte.

Das sind die rechten Liebeslieder, —
Nur Klänge füllen das Gemach;
Doch jeder Klang hallt endlos wieder,
Was je die Seele Süßes sprach.

Zwei junge Herzen, fest verbunden,
Hinschwärmen über Zeit und Ort —
An arm für solche Himmelsstunden,
An arm und irdisch ist das Wort.

Du laug für solche Seligkeiten
Ist aller Worte Poesie.
Doch wie beseligt läßt sich's gleichen
Bin mit dem Strom der Melodie.

Sie standen vor des Edens Pforte
Und sah'n den Himmel, — keines sprach;
Nur Lieder, Lieder ohne Worte
Erfüllten während das Gemach.

Freida Schaub.



Gedanken an Henri Wieniawski.

Von Arno Nessel.

Es gibt unter den Menschen dämonische Naturen, dämonisch in dem Sinne, wie ihn die alten Griechen dem Worte beilegen, — die mit einer scheinbar übernatürlichen Macht auf ihre Umgebung wirken und mit fast magischer Gewalt alles, was mit ihnen in Berührung kommt, in ihre Kreise ziehen. In jeder Berufstätigkeit, in allen Lebensstellungen äußern sich Naturen dieser Art, aber vielleicht nirgends so eindringlich und unmittelbar, als auf dem Gebiete der Musik, da dieser allein schon jene wunderbar geheimnisvolle Macht innewohnt, die sein Verstand zu enträtheln vermag und von der niemand weiß, woher sie kommt und wohin sie geht.

Goethe bezeichnet u. a. Napoleon, Lord Byron und Beethoven als Naturen dämonischer Art und würde, hätte er länger gelebt, ohne Zweifel wohl in erster Reihe auch Liszt dazu gezählt haben; denn gerade die Erfolge, welche Liszt als ausübender Künstler erzielt hat, waren so fabelhaft, so über alles gewohnte Maß hinausgehend, daß sie nicht allein durch seine, wenn auch noch so phänomenalen Leistungen als Klaviervirtuos zu erklären, sondern zum großen Teil auf einen dämonischen Zauber zurückzuführen sind, der von seiner Persönlichkeit ausging.

Eine ähnliche Erscheinung, um nicht in so scharf ausgeprägter Weise, war auch Henri Wieniawski. Er war Pole von Geburt, von liebenswürdigem Wesen und eleganten Manieren. Auch ihm war die geheimnisvolle Macht zu eigen, mit welcher eine Person gleich beim Erscheinen das Interesse erregt und die Aufmerksamkeit der Anwesenden an sich fesselt. Seine Gesichtszüge, auf denen sich im gewöhnlichen Leben Sanftmut und Herzengüte widerpiegeln, erhellten beim Spiel Leben und Ausdruck, und wenn bei besonders leidenschaftlichen Musikstücken mitunter seine langen, schwarzhaarigen Haare auf sein bleiches Muthilz herabfielen und durch den leise geöffneten Mund die schneeweißen Zähne herausschimmerten, so glaubte man wirklich, jene sagenhafte Figur vor sich zu erblicken,

die mit ihren Paukertönen uns gefangen nimmt und der wir willenlos folgen müssen, wohin sie uns führt.

Es war im Frühjahr 1865, als ich Wieniawski in Riga kennen lernte: er war auf einer Reise nach London begriffen und machte in Riga nur Halt, um hier vorübergehend ein Konzert zu geben. Als gefeierter Künstler, als erklärter Liebling des Petersburger Hofes und des dortigen Publikums wurde sein Erscheinen in Riga selbstverständlich mit hoher Freude begrüßt und der außerordentliche Erfolg, mit dem dieses Konzert begleitet war, veranlaßte ihn, seinen Aufenthalt in den Ostseeprovinzen etwas zu verlängern und sein Gastspiel auch auf einige benach-

barte Städte auszudehnen. Ich hatte Wieniawski bereits in Gesellschaft kennen gelernt und ihn schon einmal auf dem Klavier begleitet. Als er mir daher den Vorschlag machte, ihn auf seiner kleinen Konzertreise zu folgen, zauderte ich keinen Augenblick, denselben anzunehmen, konnte doch ein näheres und innigeres Bekannntwerden mit einem so bedeutenden Künstler mir fördernd und bildend auf mich einwirken. Ich verlebte denn auch in der That in diesem kurzen Zeitraum so viel interessante und anregende Stunden, daß ich noch heute an dieselben mit Freuden zurückdenke.

Um Wieniawskis Bedeutung als Komponist und Virtuoso gerecht zu werden, darf man seine Leistungen nicht allein von unserem deutsch-russischen Standpunkte aus beurteilen; in französischer Schule gebildet, von leicht aufbrausender, leidenschaftlicher Gemütsart, schloß seinem Spiel vielleicht mitunter die abgeklärte

Ruhe, die unsere deutschen Künstler, namentlich Joachim, in so hohem Grade auszeichnet, dafür wußte aber Wieniawski jede Komposition, die er vortrug, mit so viel eigenartigen Zügen auszustatten und sein Spiel atmete so viel sprudelnden Geist, daß es niemals ermüdete, daß es immer frisch und interessant blieb.

Ein sympathischer und zugleich der herbordendste Zug in Wieniawskis Charakter war eine mit großer Lebenswürdigkeit gepaarte Heizensgüte. Er ging z. B. niemals aus, bevor er nicht im Hotel einige Rubel Kleingeld eingewechselt hatte; — „wenn jemand wie ich,“ sagte er, „jährlich so viel Geld für un-

man wohl fühlte, er wollte heute etwas besonders Hervorragendes leisten. Das kleine Publikum geriet denn auch darüber sichtlich in Ekstase. Das Programm war längst zu Ende, Wieniawski hatte schon einige Nummern zugegeben und noch wollte sich das Publikum nicht beirathen. Da trat Wieniawski plötzlich zu mir heran und es entwickelte sich in bilgeriger Eile zwischen uns folgendes Gespräch: W. Können wir nicht noch etwas spielen? Ach, Es sind keine Noten mehr da. W. Nennen Sie das Thema zum Karneval von Venedig? Ach, Ich glaube, ja! W. Ich werde einige Variationen darüber spielen. Ach, Wir haben Sie aber noch nie zusammengespielt. W. Thut



Kinder ohne Worte. (Text rechts nebenstehend.)

nische Sachen ausgibt, so begehrt er nach meiner Ansicht eine Sünde, wenn er nicht immer so viel bei sich hat, um einem armen Bettler etwas zu geben.“

Auch folgende Episode spricht für seinen lebenswürdigen Charakter: Als wir auf unserer Tournee auch eine kleinere Stadt Kurlands verließen, war hier eines großen Balles wegen, den der Oberhauptmann (nach preussischen Verhältnissen etwa Landrat) alljährlich der Einwohnerlichkeit veranstaltete und der unglücklicherweise an demselben Abend stattfand, unser Konzert nur spärlich besucht. Ohne darüber im geringsten unmutig zu werden, ankerte Wieniawski zu mir: „Gente muß ich meine Sache besonders gut machen, denn wenn die Leute hier trotz des Balles doch zu mir gekommen sind, so haben sie mir ein großes Opfer gebracht, für das ich ihnen besonders dankbar sein muß.“ Und wirklich spielte er an dem Abend mit einer Hingebung und einem Feuer, daß

nichts. Sie werden sich schon zurecht finden. Die Tourart ist G dar.

Und ohne weiter auf mich zu hören, begann er mit dem Thema. Nun hieß es meinerseits zu folgen, so gut es eben ging. War es nun die Weihe des Augenblicks oder leuchtete über dem ganzen Abend ein besonders glücklicher Stern, kurz das Publikum raste, die Herren tobten und die Damen wehten mit den Taschentüchern. „Sehen Sie,“ wandte sich Wieniawski zu mir, indem er mir die Hand schüttelte, „heute haben Sie ein richtiges Kunststück geliefert, mit Noten können sich am Ende zwei auch ohne Probe zurecht finden, aber ohne Noten und ohne Probe etwas öffentlich vorzutragen, das will schon etwas heißen.“ „Aber die Angst,“ rief ich, „die ich dabei ausgestanden, möchte ich auch meinem ärgsten Feinde nicht wünschen.“ „D,“ lachte er, „dadurch ersaugt man kaltes Blut und Geistesgegenwart.“

Eine glänzende Seite von Wieniawskis Technik beruhte bekanntlich auf seinem Staccato; — es war wunderbar, welche Wirkung er damit erzielte und mit welcher unschätzbaren Sicherheit er im schnellsten Tempo dasselbe auszuführen vermochte. Als ich ihn einmal darüber meine Bewunderung ausdrückte, rief er: „Ich will Ihnen erzählen, wie ich zu diesem Staccato gekommen bin. Ich bin, wie Sie wissen, auf dem Pariser Konservatorium ausgebildet worden. Als ich die Reihe der ersten Violinvirtuosen zu treten, das eigentliche *Grand-Opéra*-Staccato; Sie brauchen sich dies nicht weiter zu Herzen zu nehmen, denn man kann auch ohne dieses Staccato ein bedeutender Künstler sein. Es ist ungefähr wie mit einem Diamantringe; trägt jemand einen echten, wertvollen Ring, so hält man ihn sofort für einen feinen Mann aus guter Gesellschaft, er kann ein ebenso feiner Mann sein, wenn er keinen Diamantring trägt, aber der Ring gibt seiner Persönlichkeit gleich von Hause aus etwas *Reichthum*, *Distinction*.“ Diese Worte ließen mir um keine Miße, ich studierte Tag und Nacht, um das feinstgerechte Staccato, das mit leichtem Handgelenk ausgeführt werden muß, zu erlernen, aber all' meine Mühe war vergebens. Ob wenn ich in Konzerten vom Publikum mit stürmischem Applaus ausgezeichnet wurde, sagte ich mir im stillen: wenn ihr mir wüßtet, was mir fehlt, ihr würdet mir nicht so zuschauen! Ich studierte wie ein Wahnsinniger und war oft der Verzweiflung nahe, aber alles war umsonst, das Staccato wollte sich nicht einstellen. So hatte ich auch eines Tages wieder bis spät in die Nacht studiert und mich endlich müde und abgepannt zur Ruhe gelegt. Wie sich um Mitternacht im Körper die Bewegungen, die man stundenlang vorher angestrebt, im Halbschlaf eine Zeitlang noch fortsetzen, so fühlte ich auch, wie immer noch der rechte Arm die Staccatobewegungen weiter übt. Mit einemmal kommt es mir vor, als sei die Sache kinderleicht, ich springe aus dem Bett, ergreife die Geige und siehe da, das schönste Staccato entleitet dem Instrument, aber nicht mit dem Handgelenk, wie man es sich gelebt hatte, führte ich es aus, sondern mit dem ganzen Arm. Man kann deutlich an meinem Oberarm fühlen, wie ein Muskel jene Staccatobewegung begleitet, so viel Töne eine Staccatogruppe enthält, genau so viel Schläge führt auch der Muskel aus. Ich war überglücklich, daß ich endlich den Diamant gefunden und hatte eigentlich erst seit jener Stunde an meiner Kunst die rechte Freude. Man sieht aber daraus, daß man die Schüler nicht alle in pedantischer Weise nach einem einzigen Schema unterrichten soll; jeder Schüler ist geistig sowohl wie körperlich anders geartet und anders beauftragt. Gelingt ihm etwas trotz allen Fleißes nicht an die eine Weise, so soll man es auf eine andere veruchen; im Grunde ist es doch gleich, ob ich etwas mit dem Handgelenk oder mit dem Arm fühle, wenn ich nur die Schwierigkeit überwinde und die Technik soweit beherrschen lerne, daß sie mir spielend gehört und ich sodann im Stande bin, mein eigenes Ich und die seelischen Regungen, die ich mir im Innern fundgeben, mit meinem Spiele auszu-drücken. Das denke ich, muß immer für jeden Künstler die Hauptsache bleiben.“ (Schluß folgt.)



Die Klaviermusik unseres Jahrhunderts.

Aus einem Vortrag
von
Professor Otto Kessler (Wien).
(Schluß.)

Das Publikum bekam das geist- und gefalllose Tongeltingel bald satt, die Virtuosenkonzerte zogen nicht mehr in gleicher Weise, der Künstler mußte auf Popularität verzichten und es trat ein Wendepunkt ein, als dessen geistige Väter wir Schumann und Mendelssohn nennen müssen. Nicht allein selbst treibliche Pianisten, und nicht allein als Komponisten in ihren Arbeiten auf die nun zu betretende Bahn hinweisend, kämpften sie auch durch Wort und Schrift für ihre Ideen und brachten alle, langst vergangene Meister, wie Händel und Bach, Beethoven und Mozart, wieder zu Ehren.

Anfangs folgte die Virtuosenchar allerdings nur der Mode, aber immer mehr drangen die Meister durch und Anerkennung wurde ihnen allseitig zu teil. Ein früherer Wundbauch klassischer Geistes wehte durch die musikalische Welt und dies danken wir den beiden Meistern in erster Linie. Schumann nannte Mendelssohn den Mozart des 19. Jahrhunderts, den besten Musiker, der die Widersprüche der Zeit am klarsten durchsah und verjüngt hat. Goethe sagt über Mendelssohn, der im Jahre 1830 14 Tage bei ihm weilte: „Alles hat er mit seiner vollendeten, liebenswürdigen Kunst erbanet. Mir war seine Gegenwart besonders wohlthuend, da ich fand: mein Verhältnis zur Kunst sei noch immer dasselbe; ich höre sie immer mit Vergnügen, Anteil und Nachdenken, liebe mir das Geistigste; denn wer versteht irgend eine Erfindung, wenn er sich nicht in den Gang des Herankommens verliert. Dazu war nun die Hauptsache, daß Zeit auch diesen Stileingang recht lieblich einfiel und glücklicherweise sein gutes Gedächtnis ihm Musikstücke aller Art nach Belieben vorführte. Von der klassischen Epoche herau, hat er mir wieder Haydn, Mozart und Gluck zum Leben gebracht; von den großen neueren Technikern hinreichende Begriffe gegeben und endlich mich seine eigenen Produktionen fühlen und über sie nachdenken machen; er ist daher auch mit meinen besten Segnungen geschieden.“

Für Robert Schumann war wie für Beethoven der Inhalt das Entscheidende, er machte den äußeren Klaviereffekten wenig oder gar keine Konzessionen. Seine Kompositionen zeichnen sich durch reich und breit angelegte Harmonien, verbunden mit glücklich gewählten Melodien, und neue, eigentümliche Spieltechniken aus.

Eine ganz merkwürdige, einzig dastehende, beispieles revolutionäre Wirkung übte das von dem Violinvirtuosen Paganini direkt beeinflusste Klavierspiel Franz Liszts aus. So elementar, wie er wirkte seiner der früheren und späteren Virtuosen. Schon die Ueberragungen der mächtig auf ihn einwirkenden Symphonien und Ouvertüren von Beethoven, Beethoven und Weber auf das Klavier, wobei die Orchestereffekte in ungenügender Art zur Geltung kamen, machte Aufsehen. Dann brachte er neue Regeln für das Klavierspiel, verwarf das seit Jahrhunderten hergebrachte und wurde bei seinen Ideen allerdings auch durch die immer mehr vervollkommnete Kunst des Klavierbaues unterstützt. Der bekannte Musikschristlicher Ulrich sagt in einem interessanten Essay über die Frage: „Wie sieht man am Klavier?“ folgendes: Die Anforderungen an einen modernen Pianisten sind in Hinblick auf die in Liszt's, Schumann's, Brahms' und anderen Werken niedergelegten Aufgaben geradezu enorm. Es ist uns kein Studienwerk bekannt, welches gleich vom Anfang her darauf bedacht wäre, Finger und Hände — dazu auf möglichst kurzem Wege, wie eben alles in unserer Epoche des Dampfes und der Elektricität, — in der Weise auszubilden, um jenen Anforderungen mit Sicherheit genügen zu können. Von Carl Philipp Emanuel Bach, der in seinem Versuch über die wahre Art, Klavier zu spielen“ das erste musikalische Werk dieser Gattung schuf, über Tart, Clementi, Cramer, Hummel, Czerny wen bis auf Köhler sind sowohl erschöpfende, als auch spezielle Zweige der Technik allein behandelnde Werke wohl in genügend großer Anzahl erschienen, sie werden auch einen gewissen Wert behalten, denn sie haben ihrer Zeit genug gethan. Allein Liszt's beispiellose Leistungen machten eine gewissermaßen neue Fundamentierung der Technik nötig, und da der Großmeister seine Geheimnisse nur in persönlichem Unterricht seinen Schülern mitteilte, mußten wir die bezüglichen Reproduktionen dieser letzteren eben für „Lisztsch“ betrachten. Der für seine Kunst leider zu früh dahingegangene Carl Taubig ist der eigentlichste Apostel Lisztscher *Grand-vour*, was früher auf dem Wege langer Studien geschehen, das veränderte Taubig gewissermaßen auf komponierte Art hervorzubringen, indem er in seinen täglichen Studien die Schwierigkeiten verbißt, sie unmittelbar aufeinanderfolgen läßt, — entgegen dem früheren Vorgange, dieselben in umfangreiche Etüden aufzuspreizen — und dadurch dem raschlebigen, in kurzer Frist noch schnellen Resultaten strebenden Zeitgeiste unfehlbar besser entspricht.

Neben Liszt, der in seinen großen Etüden und Paganini-Studien wohl das großartigste an technischen Anforderungen geliefert hat und die nur für ihn und wie Schumann sagt, dann noch höchstens für fünf oder sechs Künstler berechnet erschienen, sind neben Taubig auch Anton Rubinstein und Hans von Bülow als die bedeutendsten zu nennen.

Johannes Brahms wollen wir einzeln stehend nennen, er hat die Klaviertechnik, wie ich sein Biograph Reiters äußert, durch weitgründige Passagen und harmonische Gänge und durch Verbindungen verschiedener Bewegungen bereichert. Die Hauptzüge seiner Technik sind das fantasievolle Verbergen der Melodie in bewegtem Figurenwerk, die Uebertragung der Polyphonie aufs Klavier. Er bringt hier überreichende Wirkungen hervor, wodurch man zugleich innerlich berührt und fortgerissen wird von den bald phantastisch schwebenden, bald tief melodischen Gebilden, welche hier ein so einfaches Thema hervorbringt und welche durchweg von diesem Ernst, von machtvoller Energie durchdrungen sind.

Im kleinen und großen Genre spricht er als Herrscher im Reiche der Melodie und überall ist der herbe, fast zu herbe Ernst zu bemerken, der wieder an jene Bahnen weist, die Beethoven am Anfang unseres Jahrhunderts gewandelt.

Wenn Schumann Mendelssohn den Mozart des neunzehnten Jahrhunderts genannt und nach diesem auch einen neuen Beethoven vorhergesehen hat, so können wir freudig anerkennen: Johannes Brahms hat der neue Beethoven und wir freuen uns, ihn in unserer Mitte zu haben. Johannes Brahms hat aber nicht nur allein selbst geschaffen, er hat auch direkt und indirekt auf eine zahlreiche Reihe, gegenwärtig rüstig schaffender Komponisten eingewirkt, die mit ihm und in seinem Sinne fortwirken, zur Ehre der uns liebgeordneten, herrlichsten aller Künste, der göttlichen Musik!



Chopins Urteile über Komponisten.

In französischer Publizität ist bekanntlich nie verlegen, wenn es gilt, statt eines ernsten und richtigen Urteils eine hohle Weisheit oder ein gefälliges Wort zu sagen. So hat ein Zeitgenosse Chopins über die Pianisten aus der ersten Hälfte des zu Ende gehenden Jahrhunderts kurz, geschmacklos und unrichtig also geurteilt: Thalberg ist ein König, Liszt ein Prophet, Chopin ein Dichter, Herz ein Advokat, Raffbrunner ein Trombadour, Madame Menel eine Sibille und Döhler ein Pianist. Von all' diesen Schlagworten ist nur richtig, daß Chopin ein Dichter und Döhler ein Pianist war. Chopin selbst hat in Thalberg seinen König, in Liszt seinen Propheten und in Herz seinen Advokaten geschäft, wie man der wiederholt erwähnten ausgezeichneten Schrift: „Friedrich Chopin als Mensch und als Musiker von Friedrich Fick“, überlegt von Dr. W. Langhans (Leipzig, Verlag von F. C. C. Zundt & Co.) entnehmen kann.

Chopin besaß in hohem Grade die Unfähigkeit, Komponisten seiner Zeit gerecht zu beurteilen und seine Sympathien für bedeutende Musiker waren sehr beschränkt. Unter allen Tonbildnern wurde Mozart von ihm zehnfach geschätzt. Man erzählt von Chopin, daß er auf seinen Reisen entweder die Partitur des Don Juan oder des Mozartschen Requiem mit sich führte. Sterbend noch hat Chopin die Fürstin Czartoryska und einen französischen Pianisten, ihm Stücke von Mozart vorgespielt. Die Frage, warum Chopin in Mozart sein Ideal und einen begnadeten gottbegnadeten Tonbildner vereinte, beantwortet Liszt mit der Bemerkung, daß sich Chopin seltener als irgend ein anderer Komponist herabließ, die Linie zu überschreiten, welche die Würde der Gemeinheit trennt. Chopin schätzte die in Mozarts Werken unumwunden herrschende Lieblichkeit, Anmut und glückliche Harmonie, jene vollendete Lieblichkeitswürdigkeit, welcher nichts Grobes, Hartes, Unbehagliches, Ungeheures und Exzentrisches beigemischt ist. Gleichwohl ging, wie Liszt erwähnt, Chopins, Sybaritismus der Menschheit und seine Empfindlichkeit gegen Gemeinplätze“ so weit, daß er selbst im Don Juan, in diesem unsterblichen Meisterwerke, „beiläufige Stellen“ bemerkte.

Neben Mozart schätzte Chopin am meisten J. S. Bach. Durch Bachs Spiel hat er sich auf seine Konzerte vorbereitet und hielt auch seine Schüler an, die Enten, Partitas, Präludien und Fugen des unsterblichen Leipziger Kantors zu studieren. Als bestes Mittel, um im Pianospiele Fortschritte zu machen, empfahl er „de toujours travailler Bach“.

Während Bach und Mozart Chopins Götter waren, verehrte der nervöse Tonbildner Hummel, Field und Moscheles als seine Freunde. Chopin

spielte von Himmels Kompositionen am liebsten dessen Konzerte, das Septett, die Phantasie und studierte mit seinen Schülern die Notizen und Konzerte Fiedls, die er beim Vortrag mit reizenden Verzerrungen versah. Welche jedoch jenem Klavierpieler, der sich unterfangen hätte, mit Chopins Kompositionen in ähnlicher Weise zu verfahren. Lässt hat es einmal gehen und da war Chopin vor Herger darüber außer sich.

Chopin liebte auch die Quos von Mozelsch und trug sie eben so gern vor, wie er die Etüden dieses Komponisten von seinen Schülern mit Vorliebe spielen ließ. Merkwürdigerweise wurde Fr. Schuberts Bedeutung diesem vergessenen Krieger der Grazien nicht ganz klar. Chopin bewunderte das „Divertissement hongrois“ reichhaltig, auch die vierhändigen Märche und Polonaisen spielte er häufig mit seinen Schülern; die Sonaten, Impromptus, die Moments musicaux von Schubert kannte jedoch Chopin entweder gar nicht, oder sie standen nicht in seiner Gunst. Den Schubertischen Liedern veragte er nicht seine Anerkennung; doch hörte er ungern jene derselben, deren Konturen seinem Ohr zu scharf waren, „wo das Gefühl sich gleichsam entblößt zeigt, wo man so zu sagen den körperlichen Ausdruck des Schmerzes fühlt,“ wie Liszt äußert. Alles Harte und Wilde wirkte abstoßend auf Chopin, welcher von Schubert gelagt haben soll: „Das Erhabene verblaßt, wenn ihm das Gemeine oder Triviale folgt.“

Obwohl Chopin oft bemerkte: „Es gibt nur eine Schule, die deutsche,“ hat er gleichwohl mehrere bedeutende deutsche Tonmeister in ihrem hohen Werte nicht erkannt. So war er über G. W. von Webers Bedeutung stark im Irrthum. Auch Beethovens Werke bewunderte er nur zum Theile; sie dünnten ihm zu schroff gestaltet. Wie Liszt meint, war ihm der Bau der Sonate Beethovens zu athletisch, ihr Ausdruck zu gewaltig, ihre Leidenschaftlichkeit zu heftig, um ihm zu gefallen. Chopin sagte, Beethoven erhebe ihn in einem Augenblick zum Himmel, um ihn im nächsten Moment wieder zur Erde hinab, „ja in den Schmutz zu stoßen.“ Daß ein solches beiderseitiges Urtheil entstehen konnte, darf der Musikfand kaum entschuldigen, daß Chopin die Hauptwerke Beethovens gar nicht kannte.

Die annähernde, formvollendete Musik Mendelssohns erregte Chopin „irrital“ und er meinte, Mendelssohn habe nie etwas Besseres geschrieben, als das erste Lied ohne Worte. Besonders sind ihm gewisse Klavierpassagen Mendelssohns, zumal jene in gebrochenen Akkorden, altmodisch vorgekommen.

Auch Schumann fand keine Gnade in Chopins Augen; namentlich sagte er vom „Kammet“, dieser sei überhaupt keine Musik. Da hat unser trefflicher Schumann den Wert Chopins richtiger angesehen und trat für ihn immer kräftig ein.

Mit Recht konnte Chopin Virtuosenmusik nicht leiden. So war Chopin Kaltbrenner, geräuschvolle Virtuosität und „dekorative Sentimentalität“ widerwärtig; er verachtete die leichte Eleganz Thalbergs und hatte an den Unklarheiten Liszts vieles anzufügen. Auch Meyerbeers Musik war Chopin herzlich zuwider, wie er überhaupt nur jene Konzerte anerkannte, welche seine kranken Nerven nicht aufregten, welche mild und heiter im Charakter waren und mit keiner aristokratischen Natur im Einklange standen.



Kunst und Künstler.

— Die Musikkommission des eidgenössischen Sängervereins hat von den 326 Männerchor-Kompositionen, welche infolge einer Preisausstellung eingegangen sind, nur 11 prämiiren können. Unter diesen befindet sich das Lied „Die Meisen“ von Emil Gengenann, für vierstimmigen Männerchor komponiert von Prof. Wilh. Speidel in Stuttgart.

— Aus Köln teilt man uns mit: Es scheint im ganzen der Leitung des Stadttheaters geglückt zu sein, die durch den Abgang zahlreicher Opernmittglieder entstandenen Lücken angesehnen auszufüllen. Die neue Primadonna Frau Eichner, Andriessen von Leipzig gefällt unbedingt. Für das Kolportaturspiel wurde, nach zwei missglückten Debüts, im letzten Augenblicke in Fräulein Traubmann von der Metropolitan-Oper in New York ein entprechender Ersatz für das angeschiedene Fräulein Johanna Richter gefunden. Ob das durch Herrn Karl Mayer so lange und so glänzend vertretene

Baritonfach durch Herrn Alois Grienauer, ebenfalls von der Metropolitan-Oper, vollständig vertreten ist, läßt sich zur Zeit nicht feststellen. Einen Mephisto oder Sesselfach wie Mayer wird man allerdings wohl schwerlich mehr zu sehen und zu hören bekommen. Auf eine Spezialität wie Emil Göde, der, so wie die Sachen jetzt stehen, schwerlich in dieser Spitzzeit fingen wird, wird man in Zukunft überhaupt verzichten müssen. Göde wird zunächst in einer Anzahl von Städten gastieren, in denen er bisher noch nicht gewesen, so in Danzig, Stettin, Königsberg, dann in Holland. Sein Gegenstück der Graach, seiner Zeit am Opernhaus in Frankfurt wirksam, ist noch nicht in Thätigkeit getreten. In Herrn Sommer, festeren Obsoisten und dann Schüler des Dresdner Konservatoriums, hat die Oper einen stimmbegabten, hoffnungsvollen lyrischen Tenor erhalten, in Herrn Schmalkeld, bislang Koncertsänger, einen Gutes versprechenden Bassisten und in Fräulein Diermayer eine Altistin mit großen Mitteln gewonnen.

— Aus Dresden berichtet man uns: Wohlthätigkeit und Musik — ein originelles Schwerepaar! Kann haben die Wellen der Elbe von der böhmisches niederwärts bis zur preussischen Grenze das Sachland überflutet, als sich die Wellen der Töne bewiesen, den Schaden wieder zu heilen. Nachdem bereits am 15. September das Meidens-Theater den Meigen mit einer neuen Operette seines derzeitigen Dirigenten A. Deligegel und der Premiere von Leon Treptons „Notten Weibern“ eröffnet, konnte am 19. September der Dresdner Liedertafel nahezu 4000 Mgl. dem Ertragnisse ausreichen, indem sie ein glänzend verlaufenes Konzert im Gewerbeschauaal gab, das besonders ausgezeichnet wurde durch Emil Gödes hohes C und die Novitäten „Sonnenfchein“ von Reinhold Becker, „Mallieb“ von N. Schmalin, „Heim“ von Steier von Engelsberg und „Sturmbegegnung“ von Dirner. Endlich am 26. September jekte unter königliches Hoftheater selbst den Trümpf darauf. Konzertmeister Appoldi, Hanna Friedmann, der neue Tenorist Herr Pithes, sowie Fräulein Malten trugen zum Gelingen des Konzertes wesentlich bei, während die Münchberger Gruppe von Tenor und A. v. Deaplan den Schluß bildete, zwar früher schon aufgetreten, aber für das gegenwärtige Hörgenuss nicht unserer Bühne eine reizende, harmlose Novität.

— Aus Dresden teilt uns ein anderer Korrespondent mit: In der Zeilage zu Nr. 18 der „M. Nitzsch“, heißt es, daß die Viola alta bis jetzt nur in der Würzburger Musikschule gelehrt werde. Seit Beginn des neuen Studienjahres ist nun eine Unterrichtsstufe für die Viola alta auch im fgl. Konservatorium zu Dresden eingeführt worden.

— (Ein Wagnis.) Man berichtet uns: Im Bremer Stadttheater wird jüngst Tammbauer gegeben. Kurz vor Beginn der Vorstellung lief die Nachricht ein, daß die Darstellerin der Elisabeth heftig erkrankt sei. Da unterhalb in letzter Stunde noch Fräulein Bettaque das ersannliche Wagnis, neben ihrer Verwundung auch die Rolle der Elisabeth zu spielen. Wie sehr sie dieser Partie gerecht zu werden vermag, bewies der Vollstund des zahlreich an dem Abend erschienenen Publikums. Frä. Bettaque hat ihrem Namen als vorzügliche Wagnersängerin bereits einen guten Klang verliehen. Früher Mitglied der Krollischen Oper und der Berliner Hofoper, hat sie sich auch bei Gelegenheit der Wagnerscher Festspiele als hochbegabte Künstlerin bewiesen. F. H.

— Man schreibt uns aus Mannheim: Der durch die Bearbeitung der Wagnerschen Oper „Lohengrin“ bekannte Mannheimer Hofkapellmeister Herr Ferdinand Lauger hat für seine neueste Oper „Muller“, die sich banernd auf dem Repertoire des Mannheimer Hoftheaters befindet und sich als Lustspiel bewährt, die Anerkennung erhalten, diese Oper auf 3 Jahre an eine englische Gesellschaft zur Aufführung an allen größeren Städten der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu überlassen. Die Oper ist in Deutschland außer am Karlsruher Hoftheater auch am Hoftheater in München, sowie an verschiedenen Stadttheatern zur Aufführung angenommen.

— Nicht eine jede Liedertafel ist so reich wie die Mainzer, welche am 26. November ihr neues Vereinshaus, welches mit der innigen Einrichtung einen 600 000 Mgl. kostet, mit einem großen Konzert eröffnen wird. In diesem werden Schumanns „Scenen aus Faust“ das Hauptwerk bilden. Als Solisten in dieser besonderen Feierlichkeit hat man durchaus Künstler gewonnen, welche geborene Mainzer sind: Frau Maria Willelm (Wiesbaden), Herrn Lorenzo Meise (Dresden) und Herrn Franz Beck (Berlin). Das zweite Vereinskonzert wird „Judas Macabäus“

und das dritte das Bachnerische „Mequien“ bringen. Außerdem sind noch drei Kammermusik-Abende in Aussicht genommen, für welche das treffliche Hermannsche Quartett aus Frankfurt engagiert wurde.

— Dem Klaviervirtuosen und Komponisten Adolf v. Henckell ist auf dem alten evangelischen Friedhofe zu Warrnburn ein Denkmal errichtet worden. Ein weißes Marmorkreuz mit einer Urn auf einem Unterbau von dunklen schieflichen Marmor, umschlungen von einem blumigen Krenzen, bezeichnet die Stelle, wo der Künstler neben seinem einzigen Sohne ruht.

— Das Violoncello, welches seinerzeit Johann Sebastian Bach im Gebrauch hatte, ein Fingerring mit Federkies-Resonanz, befindet sich, völlig restauriert und wieder spielbar, im Besitze des Herrn Paul de Wit in Leipzig, eines eifrigen Sammlers alter Instrumente.

— „Lore“, eine dreistellige Oper von Hans Heinrich Schellert, für welche Alban Zöcker die Musik geschrieben, ist von der Direktion des Dresdner Hoftheaters zur Aufführung angenommen worden.

— Litoffskys Oper „Die Tempelherren“, die sich in Prag dauernd auf dem Repertoire behauptet, ist von den Stadttheatern Breslau, Barmen und Graz für die nächste Saison zur Aufführung angenommen worden. Litoff hat eine neue, vieraktige Oper „Adonis“ vollendet. Der Text ist von Herrn Jules Adenis nach Schopenhauer verfasst.

— Das Konservatorium für Musik zu Wiesbaden, welches im Jahre 1872 von Fr. Freudenberger begründet wurde und jetzt im Besitze des Direktors Albert Fuchs steht, wurde im vergangenen Schuljahr von 183 Schülern und Schülerinnen besucht. Am Unterrichts im Gesange nahmen 26, im Geigenpiel 25 und im Klavierpiel 117 Zöglinge teil.

— Am Münchner Hoftheater wird des jüngst verstorbenen Komponisten Robert von Hornitsch lebenswürdige komische Oper „Adam und Eva“, Text von Paul Heyse, neu eingeübt werden.

— In Wien soll Felix Meingartners komische Oper „Malawika“ aufgeführt werden. Das Werk gelangte bisher nur in München zur Aufführung.

— Die junge Violoncellofängerin Fräulein Irene Abendroth ist aus dem Verbaude des Wiener Hofopertheaters geschieden und hat ein Engagement am Stadttheater in Wiga angenommen.

— In Wien wurden vor kurzem auf dem Malteinsdorfer Friedhofe die Gebeine des Tonbilders Christoph W. v. Gluck exhumiert und in einem Prachtzuge auf dem Centralfriedhofe beigesetzt. Von den Ueberresten Glucks fand man n. a. den ganzen Scheitel mit langen, braunen Locken. Ein Arzt hat die gefundenen Knochen anatomisch in dem neuen Metallgäß geordnet.

— Nach dem Wiener „Freundenblatt“ ist die Mitteilung, daß die Sängerin Frau Marie Witt ihre Stimme verloren habe, unrichtig. Die Künstlerin, welche jetzt in Graz weilt, wird im Verlaufe des Winters den Wahrscheitbeweis antreten, daß sie im Vollbesitze ihrer herrlichen Stimmkraft ist.

— Aus Budapest schreibt man uns: Kürzlich wurde hier zum Besten von Abtrünnern ein Konzert gegeben, dessen Komité hundert Gulden für jeden Gerechtigkeit forderte und erhielt, wodurch der Brandschädigten Ungarns 2000 Gulden reich zugeführt werden konnten. In diesem Konzert hat die Wiener Hofoperfängerin Fräulein Schläger mitgewirkt, deren deutsche Lieder mit den Vorträgen ungarischer Volkslieder um die Bühne rangen, welche sich die Herde des ungarischen Volksheaters Frau Baronin Selynyi errang. Großen Beifall fanden auch Bariton Prévost, Violonprofessor Eugen Gubay und der eminente Pianist Professor Maggaj.

— Fräulein Adele Diermayr, eine Schülerin der Grozer Gesangs- und Musikschule, hat im böhmischen Stadttheater, wo sie seit kurzem engagiert ist, als Lucina im „Trombadour“ einen außerordentlichen Erfolg erzielt.

— Für das ungarische Opernhaus in Budapest ist als erste Novität die Oper „Mrael“ von Grauchetti in Aussicht genommen.

— Durch Götz-St. Andre, dem Geburtsort Verlio, in welchem dieser Tage dem großen Komponisten ein Denkmal errichtet werden wird, zog — so wird dem Berl. Tagebl. aus Paris geschrieben — anlässlich der Manöver ein Infanterie-Regiment. Als der Orchesterselbst erfährt, daß er sich in der Heimat des unsterblichen Schöpfers der „Damnation de Faust“ befindet, befahl er dem Chef seiner Regimentskapelle, vor dem Geburtsort des großen Mannes die große Marsch aus der gedachten Komposition zu spielen und dies der Bevölkerung durch Aufschlag an der Geburtsstätte

des Meisters selbst bekannt zu geben. Nach dem Frühstück fand sich die gesamte Bevölkerung an Ort und Stelle ein. Der Kapellmeister gab das Zeichen, und dreimal mußte das Musikstück unter dem unermüdeten Jubel der Landvolke Verloz wiederholt werden. Der Herr, fest über seinen genialen Einfall, rief einmal über das andere: „Wach! ein Genie dieser Verloz!“ und schüttelte seinem Kapellmeister die Hand. Dieser aber, der natürlich die Noten zu der „Damnation de Faust“ nicht bei sich führte, hatte ganz ruhig den „Marche indienne“ vom Sclenit, dem früheren Dirigenten der Kapelle der Garde republicaine gespielt, der nichts weniger als ein musikalisches Genie ist.

Anton Rubinstein soll sich gegenwärtig mit Abfassung eines Buches beschäftigen, in welchem er seine Gedanken über Musik, Musiker und Musikpflege zum Ausdruck bringen wird.

Adelina Patti ist für ein Gastspiel in Aufstaud engagiert worden, welches im Januar und Februar nächsten Jahres abzuholden werden soll. Die Künstlerin wird in Petersburg und Moskau je drei Opernvorstellungen und drei Konzerte geben.

Der berühmte russische Komponist Tschai-kowski hat eben eine neue Oper, betitelt „Wiene-Dame“, vollendet, welche in den nächsten Monaten an der kaiserlichen Oper in St. Petersburg zur Aufführung gelangen wird. Eingeweihte versichern, daß die neue Oper Tschaiowskys das schönste sei, was er bis jetzt geschaffen hat.

Die nächsten Festspiele werden in Bay-reuth zwischen dem 19. Juli und 19. August 1891 stattfinden. Sie umfassen zehn Aufführungen des „Barbier“, sieben des „Tannhäuser“ und drei von „Tritan und Hölde“ unter Leitung der Generalmusikdirektoren Levy-München und Mottl-Karlsruhe.

In Konstantinopel starb infolge eines Mordmordes der italienische Maestro Scarsi, Dirigent der Privatmusik des Sultans und Chef der italienischen Oper.

Am Kirchhofplatz in Endenham soll im Jahre 1891 nach dem Vorbild des Händel-Festes ein dreitägiges Mendelssohn-Fest stattfinden, welches ausschließlich Mendelssohn'schen Oratorien gewidmet sein wird.

Marcella Sembrich wird im nächsten Winter nur im Ausland und zwar zunächst in Spanien gastieren.



Neue Musikstücke.

„Am Mitternacht“ und „Wolken am Meer.“ Stimmungsbilder für Chor und Orchester von Ernst Henfer. (Verlag von G. H. Cohen in Bonn.) Daß die Musik in hohem Grade die Fähigkeit besitzt, der einem Landschaftsbild zu Grunde liegenden Stimmung Ausdruck zu verleihen, wird heutzutage wohl kaum mehr jemand bestreiten. Noch mächtiger wird die Tönkunst ihre Wirkung zu entfalten vermögen, wenn es sich um die musikalische Wiedergabe von Vorgängen in der Natur handelt. Lassen wir das zweite größere Stück näher ins Auge, so ist es am Anfang ein gar düsteres Bild, was der Komponist in Tönen malt. Doch mehr und mehr hellt es sich auf, die Sonne bricht durch die Wolken und, schreitet in lieblichem Lächeln durchs offene Thor.“ Dem entsprechend wird auch die Musik aus der dem Kampf der Elemente mit realistischen Pinselstrichen malenden Tonprache zum lieblichen Tonspiel, die feierlichen Klänge der Natur mischen sich zu den Tonanten der Alben und Klarinetten. Immer prächtiger wird das Tongewand, immer größer der Jubel der Stimmen. Das Ganze schließt in Glanz und Borne, nur mit einigen flüchtigen Dissonanzen zum Schluß noch an den vorhergegangenen Kampf erinnernd. — Macht auch das erste, kleinere Stück nicht denselben Anspruch auf Effekt, so dürfte es doch wohl künstlerisch auf einer niedrigeren Stufe stehen; es ist ein fein empfundenen Chorgeränge, eingeleitet durch ein zartes, in Schumann'scher Weise geschaffenes Vorspiel, das uns sofort in die interessante Situation versetzt. Beide Tonbildungen erheben sich entschieden über das Niveau des Gewöhnlichen und erweckt das Zeigen der Partitur ein lebhaftes Verlangen nach voller Verwirklichung des vom Komponisten Gewollten durch einen tüchtigen Singchor, dem ein entsprechendes Orchester zur Seite steht, wodurch dann erst die in dem musikalischen

Landschaftsbild eine so wichtige Rolle spielenden fotografischen Effekte zu Tage treten können.

Dr. Sch.

Tranungsgefang aus Ruth 1, 16, 17 für Sopran, Tenor, Violon und Orgel (oder Pianoforte) von Arno Kleff. (Verlag von M. & H. in Berlin.) Diese ebenso edel und warm empfundene als künstlerisch fein ausgeführte Komposition eignet sich nicht allein dazu, eine Tranungsfeier in Kirche oder Haus eine höhere Weihe zu geben, sondern ist auch als Beitrag zur religiösen Hausmusik überhaupt freudig zu begrüßen. Die in dem herrlichen alttestamentlichen Texte liegende Steigerung ist in der Musik trefflich wiedergegeben. Die aufwärts vom Tenor aufsteigende, schlichte Melodie gewinnt mit dem Eintritt der Franziskaner an Interesse und Leben; immer feierlicher und ergreifender wird der Gesang des sich gegenseitig Treue gelobenden Paares, zu dem die Violon feierliche Entfaltungen verbindet, bis er zuletzt in einem — ob nicht für einen Hochzeitsgesang doch etwas zu ernst? — morose über den zum Worte „wo du stirbst, da sterbe auch ich“ ppv. endigt.

Dr. Sch.

(Chöre.) Im Verlag von Hugo Thiermer in Hamburg erscheint seit einiger Zeit in billiger Volksausgabe unter dem Kollektivtitel „Germania“, eine Sammlung älterer und neuerer Lieder für vierstimmigen Männerchor, herausgegeben von E. Grammel. Den ältesten bestehenden Männergesangsvereinen kann nicht genug Lob geboten werden. Auch diese Sammlung, die nebenbei darauf berechnet ist, daß das Singen aus der Partitur mehr und mehr sich einbürgert, liefert einen schätzenswerten Beitrag dazu. Es scheinen dabei besonders auch akademische Gesangsvereine ins Auge gefaßt zu sein. Unter den neueren Kompositionen haben uns besonders Gesänge von G. Meier (z. B. „Das Lied vom Wandern“) angesprochen, mit ihren frischen, singlichen Melodien in schillernder Harmonisierung. Auch ganz ansehnliche Sängern und Singereinen wird Entsprechendes geboten. — Drei fünfstimmige Lieder für Sopran, Alt, Tenor, Bariton und Bass von Dr. Fr. Hauber. Der zweite, kirchlich-fromme Geist, der aus den zwei Dichtungen von Hofmann von Fallersleben spricht, durchweht auch die Musik. Der Satz ist schlicht und ungekünstelt, die Weisen launig und ansprechend. — „Zem Kaiser.“ Antiphonisch mit Klavierbegleitung von Ad. Krieger. (Verlag von B. Kretschmar in Wien.) Diese Kaiser-Franz-Josef-Hymne, ein frischer, patriotischer Gesang, eignet sich gut für Schül- und Musikfeste, als einwöchige Abwechslung, und erhebt gewiß nicht den Anspruch, das unvergleichliche österreichische Nationallied verdrängen zu wollen. (Den Schlußsatz wünschen wir gerne zu zwei Takten verlängert zu sehen.)

Dr. Sch.



Litteratur.

Katechismus der Musik-Mechetik. Ein Hilfsbuch für den Musikunterricht in Schule und Haus. Von Hermann Alster, tgl. Prof. und großherzoglich. Kammermusik. Würzburg, Verlag von Georg Herx. Ein vortreffliches Büchlein, das kurz und bündig in Frage und Antwort den Leser durch das ganze Gebiet der Musik-Mechetik führt und besonders auch allen Musikfreunden zu empfehlen ist, welchen es an der nötigen Musik fehlt, ein größeres musikalisches Werk zu studieren. Den Standpunkt des Verfassers, welcher die goldene Mittelstraße zwischen der einseitigen Formal- und Geschichtsbildung einnimmt (obwohl er persönlich mehr nach der letzteren Seite hineigenneigt), können wir nur billigen, ebenso seinen Idealismus, der ihn als das gemeinsame Ziel der drei Kulturfaktoren, Religion, Kunst und Wissenschaft, die Erhebung des Menschengeistes aus dem Bann des Nüchternen erblicken läßt, wie er auch den modernen Realismus für unüberwindlich mit der wahren Kunst erklärt.

Dr. Sch.

„Zweimal Christnacht.“ Dramatisches Märchen in acht Bildern. Von Auguste Giesse. (Verlag von C. M. in Leipzig.) In diesem Buche zeigt sich die Verfasserin, deren Biographie im Porträt wir in Nr. 8 unseres Blattes brachten, von einer neuen Seite, und zwar als feinsinnige Jugenddichtersklerin. Das Werkchen, in dem, wie wir zu bemerken nicht unterlassen wollen, auch die Musik mehrfach zu ihrem Recht gelangt, ist so edel und rein in der Form, so poetisch und geistvoll in der Komposition und bei aller Ein-

fachheit der Sprache so herzerquickend in seinem Inhalt, daß wir allen Eltern, namentlich solchen, die musikalisch veranlagte Kinder haben, die Anschaffung desselben nicht warm genug ans Herz legen können. Die moderne Jugendlitteratur wird wenig Bücher aufzuweisen haben, welche Geist und Herz so erquickend und anregend beschaffen wie das vorliegende Werk.

Lehrbuch des einfachen, doppelten, drei- und vierfachen Kontrapunkts. Von S. Jadasohn, Lehrer am tgl. Konservatorium zu Leipzig. 2. Aufl. (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.) Wir betonen 2. Band der bereits ans beifällige aufgenommenen, jetzt nach und nach in 2. Auflage erscheinenden „Musikalischen Kompositionslehre“ des Verfassers, und zeichnet sich durch die praktische Methode ebenso wie durch die klare und gewandte Darstellung und die reichliche Illustration mit trefflichen Beispielen aus. Nicht eine Summe von Regeln zum theoretischen Studium bietet uns dies Buch, sondern es führt vermittelst zahlreicher beigedruckter Aufgaben zum Lesen und Beschreiben der Schreiter mitten in die kontrapunktliche Arbeit selber hinein. Daß von einem Manne, welcher als Komponist zu den bedeutendsten Kontrapunktisten der Gegenwart zu zählen ist, auf diesem Felde nur Gutes erwartet werden darf, liegt auf der Hand.

Dr. Sch.

Die Monatschrift „Nord und Süd.“ (Verlag von S. Jadasohn, vormals E. Schottländer), erhält sich auf der Höhe tüchtiger Leistungen. Sie bringt ausgewählte Novellen, wissenschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche und biographische Skizzen, Kunstberichte, Memoiren, literarische Besprechungen und schließt ein jedes Heft mit künstlerisch ausgeführten Bildnissen. Unter den letzten Heften befindet sich auch ein Porträt des russischen Tonbilders Tschaiowsky, über welchen unser Mitarbeiter Otto Neigel in schönem Essay für diese gebiegene Monatschrift verfaßt hat.

Drei Kaiserinnen. Die ersten drei Kaiserinnen des neuen Deutschen Reichs: Kaiserin Augusta, Kaiserin Viktoria, Kaiserin Augusta Viktoria. Biographische Skizzen von Fr. von Hohenhausen. 2. Aufl. (Berlin, Voss'sche Buchhandlung.) Bekanntlich hat Kaiser Wilhelm II. jüngst in dankbarem Stolz seine Gemahlin als den Edelstein, der an seiner Seite glänze, als das Sinnbild sämtlicher Tugenden germanischer Fürstinnen bezeichnet. Daß Deutschland eine Zeitlang der solcher Edelsteine zugleich beraubt, von denen jeder wieder in eigenwilligen Farben strahlte, das will uns die Verfasserin aufs neue zu Gemüte führen und sie thut es in einer von warmer, ja von glühender Begeisterung getragenen Sprache.

Dr. Sch.

Harmonie- und Kompositionslehre nach der entwickelten Methode. Zum Selbststudium für Lehrer und alle Freunde der Musik, für Musikschulen, Seminarien und Präparandenanstalten. II. Teil. Theoretische Abtheilung. Nebst Aufgaben- und Arbeitsbuch. Von Rich. Kögeler, tgl. Seminar- und Musiklehrer. (Verlag von Franz G. Brühl, Breslau.) Dieses Werk sei, wie dies bereits beim Erscheinen des I. Teils geschah, allen Musikliebhabern, sowie Direktanten herzlich warm empfohlen. Es ist ja gewiß kein Bedürfnis, daß die Zahl der komponierenden noch vermehrt werde, wer aber die Werte der klassischen Meister mit wahrem Verständnis genießen will, wird dies ohne Studium der Harmonielehre schwerlich zu erreichen vermögen. Und hierzu ist ihm durch das vorliegende Werk aufs freundlichste die Hand geboten. Es ist als ob der Lehrer hinter ihm stünde und den Schüler persönlich mit sicherer Hand, die Fehler verbessert, Schritt für Schritt zu größerer Klarheit, zu besserer Beherrschung des Stoffes, zu immer gewandter Lösung der gestellten Aufgaben führen würde. Der vorliegende 2. Teil behandelt vornehmlich die Accordlehre, die Figuraton und Variation, die erweiterte Liedform und die Modulation.

Dr. Sch.

Die in Paris erscheinende Zeitschrift: „Le monde illustré“ gehört zu jenen wenigen französischen Organen, welche sich um Deutschland kümmern und denen daran liegt, auch in unserem Reichs Beachtung zu finden. Deshalb hat dieses mit vortrefflichen, die Zeitgeschichte betreffenden Abbildungen ausgestattete Blatt in Leipzig eine besondere Expedition etabliert, so daß es in allen Buchhandlungen zum Originalpreis (6 Mk.) erhältlich ist. Es enthält auch eine besondere Abtheilung, in welcher bedeutende Tonbildner besprochen werden; in einer der letzten Nummern wird Gounod in seinem Arbeitszimmer und die Orgel spielend verbildlicht.

[illegible]

Waren-Einkaufs-Verein zu Görlitz

— gegründet 1861 — mit Zweigniederlassung in Frankfurt a. O.
ist die anerkannt beste Bezugsquelle für

Material- und Kolonialwaren, Landesprodukte, Delikatessen, Konserven aller Art,
Wein, Spirituosen, Tabak, Cigarren, Steinkohlen und Braunkohlen.

Wahl, Spitznagel, & Co.
Jahres-Umsatz mehr als 5 Millionen Mark.

Ausführliche Waren- und Preis-Verzeichnisse werden kostenfrei übersandt.

Adressieren Sie genau: **An den Waren-Einkaufs-Verein zu Görlitz**

oder: An die Verkaufsstelle des Görlitzer Waren-Einkaufs-Vereins in Frankfurt a. O.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direkt an Private — ohne Zwischenhändler
von 95 Pfg. bis Mk. 11.80 per Meter nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn porto- und zollfrei. — Muster umgehend.

G. Hennebergs Seidenstoff-Fabrik-Depôt in **Zürich** (Schweiz).

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Korsettfabrik
von **Heinr. Hoffmann**
Schneeberg in **Sachsen**
Berlin, **Kommandantenstr. 77/79**,
es gros Verkauf i. Etage,
dortl Verkauf in den Avenüen 10-14
(5 grosse Schaufenster).
Zum Anprobieren, Wäschehaken
u. dazu eingerichtete Stühle.
Neut jeder Art, infolge des
Ergänzungen des Körpers zu
ausreichend, für die Figur hoch
schicklich und in allen oder Halb, dauer-
haft und dauerhafter als jedes andere.
Preis 25 Mark. **Unter dem**
Korsetts in allen Weiten
vorzüglich
jeder Anforderung entprechend
Stück von 75 Pf. bis 50 Mk.
Tägliche Anfertigung, von bür-
gertlich 1200 Stk., womit
500 Personen beschäftigt.
Verkauf u. Versand
nur in und von **Berlin**,
Kommandantenstraße 77/79.

RICHARD SCHREIBER,
London & Hamburg,
HAMBURG,
Kelnwieder No. 5,
Block D. port.
Krefeld-Gebiet.

Specialität:
in allen Grössen,
für Haus, Schule, Kirche, Kapelle, Loge, Konzertsaal etc.

Beste Qualität Billige Preise. Reichste Auswahl.
Empfohlen von den ersten Autoritäten.
Illustrierte Preisbücher gratis.

Richard Schreiber, Hamburg Kelnwieder 5.
General-Vertreter für Europa.

KARN-ORGE
HARMONIUMS.

Ivanovičs berühmter **Donauwellen - Walzer**
befindet sich in **Ballabend Bd. 5**, 14 beliebte Tänze
zusammen nur 1 Mark.

Ivanovičs nicht minder schöner **Seufzer-Walzer**
befindet sich in **Ballabend Bd. 6**, 14 beliebte Tänze zu-
sammen nur 1 M.

Derselbe Band enthält auch **Bohms** vielgesungene
„**Glissando-Mazurka**“ (3*).

Ballabend Band 7 (14 brillante Tänze zusammen
1 Mk.) enthält 14 zündende Tanzperlen von Coote, Gutfrey,
Morley, Necke etc. — darunter eine wunderhübsche Kreuzpolka.

Der kürzlich neu erschienene
Ballabend Band 8 (14 brillante Tänze zusammen-
1 M.) enthält ebenfalls eine neue zündende Kreuzpolka mit
humor. Texten und 13 sehr schöne Tänze von Förster, Behr,
Ivanovič, Berner, Walter, Necke u. A.

Carl Rühms Musikverlag in Leipzig, Heinrichstr.
Helm: P. J. Tengel, Hofmusikhandlung.



E. Naumann,
Uhrenfabrik und Ver-
sandgeschäft.
Leipzig, Königsplatz 6,
verschickt Preisverzeich-
nisse von Regulatoren,
Wanduhren, Weckern und
Taschenuhren, Ketten, Gold-
waren

Dr. med. Lahmann's
Nährsalz-Cacao= und Chocolade
die einzig wirklich gesunde Cacaopräparate weil ohne Zusatz schädlicher
Alkalin hergestellt, finden somit auch wegen der höchsten Nährwertes
täglich mehr Verwendung aller Kreise.
Man verlange Gewährschräber von den alleinigen Fabrikanten
Hewel & Veithen in Köln a. Rh.

Reelle Bedeutung  **Neueste Preise**

RINGGESCHLOSSENE
 eideckige Hohlkörper von 6 Liter an.
 Gussstahlschweißungen von 36 Liter an.
 Jagdgeschlössen von 16 Liter an.
 Gartenschlössen 20 Liter an 8 Liter an.
 Westentaschenbeschläge 4 Liter
 Kufferschlösser ganz oder teilweise 20 Liter
 2 1/2 Liter an 25 Liter an. Packung gratis
 2 1/2 Liter schüttel. Ringeisen. Umhüllschlösser
 Versandtag. Remond. of. Assen. d. Kastraten.
 Prall 58 Liter, Inversen. 50 Liter, Assen. d.
 Bassinet, Lind. d. Kastraten. d. Kastraten.
 Versand an jeden geschäftl. Betrieb.

Georg Knaak, Deutsches Warenfabrikat
 BERLIN 10, Friedrichstrasse 212

Edmund Paulus
Musik-Instrumenten-Fabrik
Markneukirchen i. Sachsen.
Prachtvoll illutr. Preislisten frei

**Viele
Neuheiten
in Sehuss-Hieb-
Stich-Waffen.**

Preislisten gratis.

**Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 159.**

Neue billige, höchst elegant ausgestattete Albums.

Zu Geschenken besonders geeignet

Für Pianoforte.

Concert-Album. Enthaltend Compositionen von Fr. Spindler, Sidney Smith, Charles Morley, Gustav Lange etc. J. d. M. 3.
Elegant kartonnirt. . . Pr. M. 3.

Eleganter Liedererker. Enthaltend über bekannte Melodien, leicht und eleg. bearbeitet. Eleg. karton. Pr. M. 3.

Operetten-Album. Enthaltend 60 Operetten in Form von Potpourris, Variationen etc., leicht bearbeitet von Franz Görner. Eleg. kart. Pr. M. 3.

Jungmann-Album. Enthaltend 40 der schönsten Lieder für Piano-forte bearbeitet. Eleg. karton. Pr. M. 3.

Zu beziehen, auch zur Ansicht, bei
Verlag von Otto Forberg (vorm. Thieme's Verlag) in Leipzig.

Salon-Album. Enth. Composition v. Fr. Spindler, Franz Behr, Charles Morley, Gustav Lange etc. Eleg. kart. M. 3.

Johann Strauss-Album. 100 Tänze in erleichterter Bearbeitung von Franz Görner. Eleg. karton. Pr. M. 3.

Dasselbe eleg. gebunden. . . 40

Universal-Tanz-Album. Enthaltend 40 der beliebtesten Tänze in leichter Spielart. Eleg. karton. Pr. M. 3.

Weihnachts-Album. Enthaltend die schönsten Salontücke v. Fr. Spindler, W. Popp, Franz Behr, Gustav Lange etc. Zugl. kart. Pr. M. 3.

Auswahl durch jede Musikalien- und Buchhandlung.

Die
Leinenhandweberei von
A. VIELHAUER in Schreilendorf i. Riesengebirg
versendet alle Arten von Geweben in
Ausstattungen, Leib-, Bett-
Haus- und Tischwäsche zu den
billigsten Engros-Preisen.
Muster u. Warenverzeichnis gratis
und franko.

Empfehlen durch die Redaktionen von:
Bazar, Vater Land u. West, Schorers-
familienblatt, Zur guten Stunde, etc. etc.
Telegraphen- und Postanweisungen
B. Hipauf, Breslau

Verfälschte Bienenkörbe
Civil u. Myrthen etc. gar nicht
Gelliebster Tafelaufsatz
Ganz gesundes Geschenk
Bienenkörbe
aus reinem Mandelholz
mit Vanille- oder Nuss-Geschmack
und beweglichen Bienen darin.
Wechseln frisch u. wohlgeschmeckt
Versand von 4 Mark an
einschliesslich Porto-Vorsprung
B. Hipauf, Breslau
Specialität Bienenkörbe

ganzgültige Lieferung

Kein Schafkopf!
Kein 66!
Kein Skat!
ohne Revolverkarte!

Die Revolverkarte ist glatt wie ein Aal!

Die Revolverkarte ist fest wie Leder!

Die Revolverkarte klebt nie zusammen!

Die Revolverkarte hatschöne abgerundete Ecken!

Die Revolverkarte mischt sich deshalb sehr leicht!

Die Revolverkarte macht dem Spieler Freude!

Die Revolverkarte ist vorschriftsmässig gestempelt kostet 60 Pf. frei ins Haus.

10 Revolverkarten kosten 3 Mk. frei ins Haus.

Die Revolverkarte wird nur geg. vorherige Zahlg. vers.

BERLIN W.
Friedrich-Strasse 159.
dicht an den Linden.

Hingelitt Mehles

LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur echt wenn jeder Topf
den Namenszug *J. Liebig*
in **BLAUER FARBE** trägt.

Zu haben in den Colonial-, Delikatesswaren- und Drogen
Geschäften.

C. L. Flemming
Kühenstein b. Schwarzenberg i. S.
Klemp., kleine Leiterwagen f. Kinder u. Er-
wachsene
m. abgedr.
Eisenachs.



gut be-
schlagen
25 50 100 Ko. Tragfähigk
7, - 12, - 18, - M. pr. St. blan.
Franko nach allen St. Deutschl. u. Oester.

Illustr. Preisl. Listen gratis! 1

Gabrielstr. 11, Wg. 1.
Gy. Holzwaren

CACAO-VERO

essbar, leicht löslich
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schneller Zubereitung (ein Aufguss heissender Wasser) sich befindenden feinsten Cacao-Schokolade.

Preis per $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{3}{4}$ = Pfl.-Des.
256 308 350 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Branden

Keine Spielerei!
Sensationell!
Puck!
zum Photographieren
mit Aufnahmeplatte & Gebrauchsanweisung
Cassette dazu mit 3 Platten & Chemikalien
zu gleichen Bedingungen.
Gold- & Bonadintus, Dresden



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Grünigauer, Stuttgart-Leipzig (vorm. P. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich 6 Nummern (72 Seiten) mit zum Teil illust. Text, vier Musik-Beilagen (16 Groß-Quartseiten) auf starkem Papier gedruckt, bestehend in Instrum.-Kompos. und Liedern mit Klavierbegl., sowie als Extrabeilage: 2 Bogen (16 Seiten) von Dr. R. Schubert's illust. Musikgeschichte.

Inserate die fünfgepalte Nonpareille-Zelle 75 Pfennig. Alleinige Annahme von Inseraten bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin und dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 1 Mark. Bei Abrechnungsvorleistung im deutschen Postgebiet Mk. 1.30, im Weltpostverein Mk. 1.60. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Die polnische Gräfin.

Novelle von Fr. von Hohenhausen.
(Schluß.)

Tandred hörte mit einem Gemisch von Stammen und Entsetzen zu. — War's möglich? Sollte sie nicht einmal eine polnische Gräfin, nur eine gemeine Abenteuerin sein? Sollte dies kausale Frauenantlitz, diese mädchenhafte Zurückhaltung nur eine geschickte Maske sein? Er hätte aufschreien mögen, so vernagte ihn dieser Gedanke. Er sah sie hinter sich an, — sie schien immer bleicher zu werden, ihre Blicke nahmen einen traurig bittenden Ausdruck an. Dazu klangen die Melodien der Traviata von der Bühne herab wie eine Begleitung seiner Empfindungen. War sie nicht auch so ein verlorenes Geschöpf wie diese Stameliendame, die trotz ihrer Erniedrigung sich noch zu einer großen Liebe zu erheben wagte? Fühlte er unter die, en stehenden Tönen doch sein Herz zerbrechen, als wenn die junge Frau, die er seit einiger Zeit ganz gegen seinen Willen anbetete, sie zu ihm hinüberfänge! Er wollte fort und blieb doch wie gebannt auf seinem Platze. Er schaute mit den Zähnen, wenn er sah, wie die anderen Herren in der Loge eine Unterhaltung aufknüpften, und sagte sich doch, daß ihm das ja völlig gleichgültig sein müsse. Dann fühlte er wieder ein brennendes Verlangen, die sonderbare Neugiertheit über die Verhältnisse der polnischen Gräfin jemandem mitzutheilen, um womöglich eine Widerlegung zu erfahren; der Herr, welcher so Seltsames erzählt, ging im Zwischenauftritt fort und kam nicht wieder. Der Stamengast von der table d'hôte verschwand gleichfalls, und Tandred dachte mit Grauen und Mitleid daran, wie derselbe gewiß nichts Gütigeres zu thun haben würde, als den Ruf der jungen Frau zu zerhören und zu erzählen, daß sie nicht getraut sei mit ihrem Begleiter. Vergebens grübelte Tandred nach einem Mittel, ihr seinen Schutz angedeihen zu lassen; — wenn er sie auch verdammten und verachten mußte, es war ihm doch ein allzu schmerzlicher Gedanke, sie den grausamen Mißhandlungen der bösen Zungen einer Tischgesellschaft preiszugeben. Er dachte daran, sich noch am selben Abend nach dem Schlosse

der Oper bei ihr melden zu lassen und ihr den Rat zu geben, sobald wie möglich abzureisen; doch fühlte er auch ein inneres Widerstreben, mit ihr zu reden, und endlich kam er zu dem Entschlusse, lieber durch

haltend sie die begleitenden Herren entließ. „Wie ist es möglich, so gut Komödie spielen zu können,“ dachte er, „Weib, dein Name ist Verstellung!“ — In den Speisesaal trat, saßen schon verschiedene Gruppen dort, die à la carte ihr Abendessen einnahmen und plauderten. An ihrem gewöhnlichen Platze erblickte er Fort und Vitenberg im lebhaften Gespräch mit den beiden Herren aus dem Theater. Er konnte sich denken, was der Gegenstand desselben war. Rasch setzte er sich zu ihnen und versuchte mit großer Höflichkeit zu erlangen, daß man ihm die Zulage geben möchte, in den nächsten zwei Tagen nicht über die Sache öffentlich zu sprechen. Dieser wohlgemeinte Versuch mißlang jedoch gänzlich; erst wurde gelacht über seine warme Fürsprache für eine „solche Person“, und schließlich nahm der polnische Gutsbesitzer es übel, daß seine Ansage irgend einer Kritik unterworfen sein sollte. Wie es im lebhaften Reden so leicht geschieht, erhiteten sich die Sprecher, es kam zu einem lauten Wortwechsel, dessen friedliche Beendigung mit jeder Minute zweifelhafter wurde. Schon hörten die ferner stehenden Gäste auf; die Ansicht, einen Streit zwischen Offizieren und Civilisten zu erleben, kramte ihre Neugier auf das höchste. Fort und Vitenberg suchten den leidenschaftlich erregten Tandred zu beschwichtigen; es war unzuverlässig, daß sein nächstes Wort eine Herausforderung zum Duell sein würde, — da knarrte die Tapetenthür, und in ihrem Rahmen stand wie ein Bild, noch in ihrem grünen Kleide, mit angelegtem blonden Haar, die vielbesprochene junge Dame! „Halten Sie ein, Graf Tandred! Wreden Sie seine Lauge für mich; jener Herr hat vollkommen recht, ich bin nicht die Frau des armen Kranken, — ich bin seine Pflegerin; ich fühle mit großer Angst den Wortwechsel an, der sich über mich entpauert; ich bin nicht ganz ohne Verdienste daran und halte es für eine Pflicht der Dankbarkeit, die ich wegen Ihrer ritterlichen Vortretung für Sie hege, Ihnen volle Aufklärung zu geben, — bitte, treten Sie in unser Zimmer; mein tieber Kranker ist noch auf und wird sich freuen, Sie zu sehen.“ Fast alle Anwesenden waren während dieser Rede aufgestanden, und als nun Graf Tandreds hohe Gestalt in der niedrigen Thüre verschwand, setzten sie sich geräuschvoll wieder nieder, lachend und durch-



Frau Stahmer-Andrießen. (Zelt f. S. 240.)

Herrn v. Fort die Sache einleiten zu lassen. Er ging deshalb nach der Vorstellung sogleich nach dem Hotel. Im Gehänge des Hinabgehens war er noch Zeuge, mit welcher Sorgfalt sie das Eintreten des alten Mannes leitete, und wie vornehm zurück-

einander redend, voll Verwunderung über diesen Vorfall, den sie nicht begreifen konnten. „Sie ist nicht seine Frau, da hören Sie es.“, sagte der polnische Gutsbesitzer mit dem städtischen Vergnügen eines Nachhabers. „Sie ist jedenfalls eine reiche Partie, welche dem glücklichen Grafen, der sie gar nicht nötig hat, wie eine gebrauchte Taube ins Maul fliegt.“, seufzte Herr v. Fock. „Wer weiß, ob Tautred sie heiraten will; er thut es gewiß nicht, wenn irgend ein Mafel aus ihrer Herkunft oder aus ihrem Muf hielte.“, sagte Herr v. Lilienberg. „Wie kam die Dame nur so ans der Wand, wie eine Zauberin, und verschwand dann ebenso rasch mit dem jungen Mann, als zöge sie ihn in den Wonnberg?“ fragte einer der Stammgäste. „Sie bewohnte den Salon Nr. 1 hier nebenan. Die Tapetenthür war offen gehalten für den laihnen Herrn, wahrlichlich hat die Dame alles gehört, was hier gesprochen wurde.“, sagte der dienstfertige Oberkellner, der nicht allen Mufkellnern der Entwicklung des dramatischen Interesses weniger entgegenkam.

Graf Tautred hatte übrigens wirklich einen Augenblick die Empfindung, als sollte er im Wonnberg verzaubert werden; es war ganz dunkel im Vorzimmer, und eine kleine kalte Hand zitterte in der seinigen, ihn sanft fortziehend. Sein hartes Herz wurde von einer feltamen, jähigen Schwäche befallen; — wenn die reizende Dame wirklich seine verheiratete Frau war, brachte er ja seinen Gefühlen keinen Raum mehr anzuheim. Das hinderte ihn denn, die holde Fee in seine Arme zu schließen? Und doch hielt ihn ein Etwas davon zurück, nämlich die ritterliche Ehrfurcht, die jeder edle Mann für den Gegenstand seiner Liebe fühlte. Aus dem dunkeln Vorzimmer wurde er übrigens auch rasch genug in ein helles, großes Gemach geführt, in welchem aber zu keinem Fremden niemand zu erblicken war. Er sollte also doch mit ihr allein zu bleiben sich gefast machen. Sie deutete ihm einen roten Sammetstuhl an und bat ihn, sich niederzulassen, während sie auf das Sofa sank, mit sichtlich Bewegung nach Zustimmung und Alern ringend. Tautred konnte ihre Mige nicht deutlich sehen; denn die vier Wachssterzen, welche auf dem Tische in silbernen Leuchtern prangten, wurden von einem dunkeln Vorhang verhüllt, hinter welchen sie sich versteckte. Tautred überließ sich einem raschen Blick, daß in dem Zimmer eine weibliche Hand verschönernd gewirkt hatte. Zwischen den Lichtern stand eine große Kristallvase, in welcher Gis lag; gelbe Lilien waren darüber hingekreut. Duft und Stilleheit wurden durch diese poetische Dekoration hervorgebracht. Am Fenster war ein Schreibeisch aufgestellt; eine goldene Feder schobte noch im Tintenfaßchen, in einer reichgezierten Mappe lagen zerstreut, frischgedruckene Briefblätter. Im Hintergrund stand eine vollreute Toilette und ein weißgebedecktes Bett, von Ebenholzgeräten umgeben, wie das Haus eines Dorndorfs mit geheimnisvollem Reiz. „Ich habe Sie in mein eigenes Zimmer geführt, Herr Graf, weil ich meinen tranken Reisegefährten nicht so spät noch mit einer so erschütternden Besichte, wie ich Sie finden machen will, aufreizen mag.“

„Gnädigste,“ stammelte Tautred, da er in Verlegenheit war, wie er sie nun eigentlich nennen sollte. — „Ich habe durchaus kein Recht, eine Erklärung zu fordern.“ — „Aber ich glaube das Recht und sogar die Pflicht zu haben, Ihnen eine solche zu geben. Es ist mir anbelohnend, ob Ihrer Achtung gelegen; — werde ich Sie wieder erlangen? Können Sie mir versprechen, daß ich die Unwahrheit sagte? Erwiederte die Mige nicht immer, selbst wenn sie halb im Scherz und ohne böse Absicht ausgesprochen wurde? So hören Sie denn: ich bin allerdings wieder die Frau, noch die Tochter des armen Kranken; aber er ist mein Wohlthäter, er hat mir sein ganzes großes Vermögen vermacht.“ — Tautred suchte unangenehm berührt. — „Lassen Sie mich andeuten; es steht kein Mafel auf mich an diesem Vermächtnis! Ich bin wirklich eine polnische Gräfin und heiße Melanie v. Wenzelska; mein Vater war bei einer Verwundung beteiligt; er mußte fliehen, und seine Güter, schon vorher überschuldet, mußten verkauft werden. Meine Mutter, eine deutsche Baroness, opferte ihr kleines Vermögen, um uns zu ernähren. Nach dem Tode meines Vaters ging sie mit mir nach Polen zurück, weil sie versuchen wollte, auf meinen ehemaligen Gütern eine freie Wohnung zu erlangen. Der Besitzer, ein alter, kränklicher Mann, der aber ein vornehmer Landwirt war, hatte den Ertrag des Bodens verdoppelt, auch ein Kohlenlager von bedeutendem Umfange entdeckt und verwertet. Während der zehn Jahre meines Exils hatte er über vier Millionen Mark erworben. Als er meine Mutter

fast als Bettlerin vor seiner Thür sah, erweichte sich sein Herz; er gab ihr nicht nur freie Wohnung, sondern auch die ehrenvolle Stellung seiner Hausdame; ich war damals ein Schneidwerkzeug von zwölf Jahren und eroberte sich ganzes Herz. Von weitläufigen, ungeheuren Verwandten mit habfüchtigen Forderungen und Erbfeindlichkeiten genährt, erklärte er eines Tages, daß er sich in seinem Gewissen bedrängt fühle, weil er im Reichthum lebe, während die ehemaligen Besitzer der schönen Güter im Elend schmachteten. Er wolle mich deshalb zur Universalerbin einsetzen und mir die Güter auf diese Weise zurückgeben. Meine gute Mutter war von diesem großmüthigen Entschluß tief gerührt; sie bot ihm an, daß er mich adoptieren möge, damit sein Name fortbestehen könne zum Andenken an seinen Gelmuth; aber er lehnte dieses Anerbieten aus Bescheidenheit ab; er verlangte nichts als Gegenleistung meinerseits; nur unsere Mige, sowie Begleitung auf einer Reise in südlichere Gegenden wünschte er, wo er seine Gesundheit wiederzufinden hoffte. Wie gern ging meine Mutter hierauf ein! Sie war überglücklich und konnte nun endlich ein sorgfreies Leben führen; doch trat leider bald eine Trübsal desselben ein; denn kann war ich erwachsen als wir wahrhaft belästigt wurden durch habfüchtige Freier, die in mir die reiche Erbin witterten. Mein Glückseligkeit düsterte sich zu schließ, um mit meinem Gelbe seine Schanden zu bezahlen. In wahrhaft bedrückender Weise wurde mir nachgeschickt. Meine Mutter war mein Schutz; ihrem Schutze entging es nicht, wenn mir die Gefahr drohte, die Wente eines unwürdigen Freiers zu werden. Leider konnte sie aber jetzt wegen Kränklichkeit keine Mige unternehmen; sie mußte der Anhe pflegen und wünschte bringen auf unserer Villa am Comersee, einem Geselgen unseres Wohlthäters, zu bleiben, während er nach Berlin gehen sollte, um einen berühmten Arzt zu Rate zu ziehen. Ohne meine Begleitung konnte er nicht reisen; da kam meine Mutter auf den Einfall, ich sollte mich für seine Frau ausgeben, um ganz sicher vor den Heiratsanträgen zu sein, mit denen man mich immer wieder verfolgte. Eine ältere Dame ward als meine Gesellschafterin angestellt, konnte aber leider wegen eines Todesfalls in ihrer Familie bisher noch nicht einstreifen. Mir gefiel dieser Plan, weil er mir mehr Freiheit als bisher darbot und mich doch sicher stellte vor den Verfolgungen der Herren Indulgenten. Auch sollte der Scherz nicht lange dauern, da meine Mutter sobald wie möglich nachkommen wollte. Sie, Herr Graf, waren ja Jungs, wie ungeschickt ich mich mit dem Traning befaßte, den mir meine Mutter geliehen hatte; — ich habe ihr tageswärtig alle meine Ergebnisse geschickt; sie ist jetzt ebenfalls voll Mene über unsere, wenn auch nur scherzhafte, Mige. Und nun, Herr Graf, werden Sie mir höfentlich das Versprechen geben, daß Sie sich nicht wieder der Gefahr eines Duells aussetzen wollen, um mich zu verteidigen.“

Damit schloß die junge Gräfin ihre Rede; als Tautred sie anfaß, ohne zu antworten, wurde sie sehr verlegen. Es entstand eine jener Pausen, in denen man einen Engel durchs Zimmer fliegen zu hören glaubt; in diesem Falle war es wohl sicherlich der Engel der Liebe! Tautred ergriff die kleine Hand und sagte: „Wenn Ihre Mutter kommt, Gräfin Melanie, darf ich Sie dann um ihren Segen bitten? Für diese zarten Finger möchte ich eine passendere Fessel schmieden lassen, als der mütterliche Traning war.“ „Also habe ich wirklich erreicht, was ich so heuchlich wünschte, einen Mann, der nicht mein Geld, sondern mein Herz verlangt.“, rief die Gräfin mit strahlenden Augen. Dann zog sie den Geliebten in das Zimmer ihres Wohlthäters. Er sah lächelnd in seinem Krankentisch und das kleine Brief, — es war ein Heiratsantrag für die reiche Erbin, den Fock noch rasch entworfen hatte, in der Hofnung, dem kühnen, langsam beschließenden Grafen Tautred zuvorzukommen. Am anderen Tage wurde ihm von letzterem die Verlobungsakte als Antwort und Bescheid überreicht; also ein recht deutlicher Noth!



Frau Stahmer-Andrießen.

Rascher Fleiß, reichliches Streben und unerschütterliches Selbstvertrauen gaben der Frau Stahmer-Andrießen die Waffen in die Hand, um durch sieben Jahre an der Leipziger

Opernbühne den Wettkampf mit einer bedeutenden Künstlerin, der Frau Fanny Moran-Eden, zu bestehen. Eine schöne Gabe der Natur: eine angenehm bewirkende Erscheinung, um die sie von vielen Kollegen beneidet werden mag, ist ihre Mundesorgane, deren Töne sie wußte. Sie tritt vor uns hin wie Brunnhilde, die Führerin der Walküren; und verlebendigt denn auch die herrliche Wagnerische Frauenhaltung in solcher Naturwahrheit, daß von ihr das Auge des Malters, der ein Ideal verewlicht wähnt, sich kaum zu trennen vermag. Als Sieglie be reitet sie noch dadurch eine besondere Ueberraschung, daß sie ihr Organ, das am liebsten voll sich entladet und in hellen Tonfarben sich zeigt, auf einen mittleren Ton stimmt.

Wo das Weib sich aufzuwinden hat zu einem süßen Heroismus, da fühlt sie sich vor allem in ihrem Element: es sei mir erinnert an Nebeka (in Tempel und Jüdin), an Jibelo, an Donna Anna! An diesen Bruststeinen der dramatischen Kunst ist schon mancher tüchtige Straß zum Scheitern gekommen und so mancher, die da an sie herangetreten in der stolzen Zuversicht, goldene Preise sich zu erringen, sollte schmachvolle Enttäuschungen erleben! Frau Stahmer-Andrießen hat gerade die schwerigsten Probleme der Kunst rühmlich gelöst. In allen ihren Rollen sagt sich der Hörer: da steht vor einer Künstlerin, die seit an das glaubt, was sie schafft.

In ihren neuesten Rollen, z. B. als Gwendoline (in der gleichnamigen Schillerischen Oper), oder als Jelsina (in der J. J. Aberlinschen Oper: Die Almodaden), feiert die Schönheit ihrer Erscheinung wie der bestechende Glanz ihrer Stimmlinien größte Triumphe. Doch auch auf solchen Gebieten, die ihrer eigentlichen Natur ferner liegen, hat ihr Talent mit schäuem Erfolg heimlich zu werden geliebt.

Was immer unsere Künstlerin anfaßt, dem brüdt sie den Stempel echten künstlerischen Genies auf. Wenn bedeutendes Talent und starkes Selbstgefühl sich die Hände reichen, dann darf man sich von solchem Bündnis die besten und nachhaltigsten Ergebnisse versprechen. Frau Stahmer-Andrießens Wirken erbringt uns dafür die vollständigsten Beweise.

Ihre Wiege stand in Wien; in der kaiserlichen Residenz an der schönen blauen Donau, die so viele Primadonnen herorgebracht, geboren 20. Juni 1862 als Tochter eines Musikalienhändlers und einer emmeritierten Organisten, kam sie am 1. Oktober 1882 in Wien, verlebte sie ihre Jugendjahre. Sie weiß diese günstigen Fügungen voll zu würdigen, wenn sie in einem kurzen, selbstverfaßten Lebensabriß sagt: „von dem Augenblick an, da ich das Licht hatte, das Licht der Welt erstrahlen zu sehen, hörte ich Muf und wurde unter Noten großgezogen.“ Vater und Mutter gedachten sie auf dem Konservatorium als Pianistin auszubilden zu lassen. Doch „Ätern denken und Muten leuten“. Das Gelandestatt brach ihr der Zeit immer mächtiger durch und drängte die pianistischen Pläne mehr und mehr in den Hintergrund. Da in der ausstehenden Kunst eher über einen Nebenberuf als einen Mangel an Klavierpielerinnen neuerdings gefragt worden, so dürfen wir mit ihr uns darüber freuen, daß sie eingetreten in den Orden der vielbegehrten dramatischen Sänginnen. „Ich fing 1879/80 zum erstenmal auf der Bühne als Operettensängerin an, und zwar als Anton in Enpys „Glorie Burche“, wurde dann noch in mehreren kleinen Rollen am Theater beschäftigt und ging sehr bald nach Berlin an die Hofoper, wo mich der verstorbene Intendant von Hülfen für kleinere Partien anstellte.“ Nach Ablauf des dortigen Kontrats wurde ihr auf der Erklärung, sie sei zu talentlos, um auf Verbesserung hoffen zu dürfen, die Freude an der Kunst bis auf weiteres verboden: die Wunden, die ihr die Muten geschlagen, suchte Amor ihr zu heilen und in einer glücklichen Ehe vergessen zu lassen. Erst nach dem schmerzlichen Verlust eines geliebten Kindes suchte sie wieder den Trost der Kunst auf und die Begabung, die wohl zeitweilig schlummern, aber niemals begraben sein wollte, erwachte nun erst recht.

„Es wurde mir zugerechnet, doch wieder zu singen, wenn auch zunächst nur fürs Haus.“ In dieser Zeit nun erfuhr Herr Direktor S. ägemaun in Leipzig von mir; er lud mich zu sich ein, ich sang ihm vor, und gefiel ihm so, daß er mich fest für mehrere Jahre als dramatische Sängin engagierte, in der sicheren Erwartung allerdings, daß ich, die bis dahin noch keine dramatische Partie fundiert hatte, das Verhängnis baldmöglichst nachholen würde.“

Dieser Erwartung entsprach der entflammte Ehrgeiz der Künstlerin aufs gewissenhafteste und von ihrer trefflichen musikalischen Durchbildung im allgemeinen und ihrer bedeutenden Fertigkeit im Klavier-

spiel im besondern kräftig unterstützt, erweiterte sie von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr ihr Repertoire. Jetzt kommandiert sie bereits 56 Rollen: eine Thalia, an der sie alle jene Beurtheiler, die ihr einst alle Talent abgeprochen, fast immer freundlich bekannt. Auf verschiedenen Kunstreisen im In- und Ausland, in Wien, Berlin, Hamburg, Köln z. blühten ihr große Erfolge. Auch wurde ihr die große Ehre zu teil, zur Mitwirkung an den Vortrügen Festspielen eine Einladung zu erhalten: als Brangäne (in Tristan und Isolde) ist sie großen Ansehens immer ershöpfend gerecht geworden. In ihrer Heimat, wo sie so beiseiden als Anton nach Operettenforbeeren gerungen, erntete sie stürmischen Beifall als Fidelio; nichts Giltigeres hatte ummüde die Wiener Intenbanz zu thun, als mit der kaiserlichen Direktion, der Frau Stahmer-Andriessen vom August 1890 ab verpflichtet ist, sich dahin zu einigen, daß die Künstlerin während der Dauer ihres aktiver Vertrags jedes Jahr 5 Monate in Wien aufträte und an der Hofoper als Ertrag für Frau Friedrich-Materna mitwirken das gewiß nicht unansehnliche Jahreshonorar von 30000 Mark von beiden Theatern in Wien und Köln. Wahrscheinlich, es lohnt sich heutzutage noch immer Priuadonna zu sein! Von dem Tage an, da der kaiserliche Kontrakt endet, wird sie händiges Mitglied der k. k. Hofoper in Wien, und damit erreicht sie in jungen Jahren ein Ziel, nach welchem der Ehrgeiz, das Dichten und Trachten jeder Künstlerin von jeher gestrebt. Leisig ließ sie ihr schweren Herzens von sich ziehen Andererlei hat sie allen Grund, der Kunststätte, auf der ihre Entwicklung so stetig und glücklich sich vollzogen, ein freundliches Gedächtnis zu bewahren. Bernhard Vogel.



Drei Lieder aus Goethes Leben.

Von Ad. Gröndler.

Nach Preisgerichte der Wiener Kunst-Bildung durch lobende Anerkennung ausgezeichnet.

1. *

Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: ich schlief, aber mein Herz wacht; die hellen wie die dunklen Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überherrschen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage.

Wie reich und lichtvoll muß ein Verhältnis gewesen sein, dessen bloßes Gedenken dem Sechzigjährigen das Herz warm und die Feder bereit macht! Goethe ist's, der Dichterrüst, der uns in vorstehenden Worten von seiner einst fest empfundenen, dann räthelhaft wieder entschwindenden Angelegenheit zu Lili erzählt, — zu jener Lili, von welcher noch Goethe der Kreis an Gernmann versichert, daß er sie „tief wie keine andere vorher und nachher geliebt“.

Man schrieb den 23. Juni 1775, den Tag, an welchem Lili ihr siebzehntes Lebensjahr vollendete. Ein heiterer Kreis von Fremden hatte verabredet, das Fest auf b'Drüllens schöner Wohnung zu öffnen, an W. zu begeben und der anmüthigen Königin des Festes, welche ihr Erscheinen freundlich angelagt, in lässlicher Freiheit mit Gaben der Kunst und Poesie zu huldigen. Der eiligste unter den Veranlassern der frühlichen Luftbarkeit war der jugendliche Goethe, den „das liebe, löse Mädchen“ bereits fest an ihrem Zauberfaden hielt. Er war darum auch am allermeisten von der unerwarteten Abreise betroffen worden, die ihm Lili's Bruder George ziemlich ungeschickt am Vorabend überbrachte: daß seine Schwester verhindert sei, ihren Geburtstag gänzlich in Offenbach zu verleben, sondern sich erst gegen Abend dort einzufinden könne. Doch hatte in seinem regen, von der Liebe besessenen Dichtergeist sich alsbald ein launiges Witzengedicht „Sie kommt nicht!“ gestaltet, welches er in der Nacht niedergeschrieben und in der Morgenfrühe des Festtages durch einen Boten nach Offenbach gesandt hatte.

D'rüßes Haus prangte im herrlichsten Festschmuck, der Garten im berückendsten Zauber eines von süßen Rosenbust durchwehten Frühlingstags.

* Siehe: Goethe, Aus seinem Leben. IV. Teil.

Das Gelegenheitsgedicht oder, wie der junge Autor es bezeichnet: „Das jammervolle Familienlied, Sie kommt nicht!“ welches voll scherzhaften Zeichnens auf die Persönlichkeiten des Streites war, hatte keinen Zweck erreicht und dazu gedient, die Gesellschaft während der durch Lili's Abwesenheit leeren Stunden zu unterhalten und erheitern und somit die sonst leicht gehörte Festimmung bis zur Ankunft der Erwarteten festzuhalten und zu steigern. Im glücklichsten Zauber festen sich alle zum frühlichen Mittagsmahl hin: neben der liebenswürdigen Kaufman Pfarrer Gwald und der ruhige Dittl Bernhard; neben dem heiteren Wirt Gwalds Gattin und der geniale Nachbar und Komponist Hans André; der jugendliche Goethe inmitten der munteren flatternden Jugend. Beim Dessert hatte man zur Erhöhung der Tafelfreude das Bundeslied gesungen, welches Wolfgang Goethe erst vor kurzem zu Pfarrer Gwalds Geburtstag gedichtet:

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unsern Glauben,
Er hat sie angeschaut.

Dann war man vom Mahl aufgestanden und erging sich paar- oder gruppenweise im Park, bis ein leichter Wagen heranrollte, die eruchte liebliche Herrin des schon zur Mähe gehenden Tages bringend. Blühend, lächelnd, hold trat — nein, schwebte sie in den Garten, umdrängt von den jubelnden, glückwünschenden Freunden; erglänzte wie die Rosen rings umher, als man ihr von der Huldigung erzählte, die der junge Dichter schon der Abwesenheit dargebracht; und sie bot ihm, der bereiten leuchtenden Augen und stumm neben ihr stand, freundlich anmüthig die Hand und „dankte nach ihrer lieben und süßen Art, wie sie allein nur konnte.“ Und der wonnige, blütenüberhandte Sommerabend genügte, was der lange Tag dem einem Liebenden verliert und entzogen hatte: an Lili's Seite durfte er durch den frühlingsgrünen, duftdurchwehten Park gehen, — sie selbst ihm der zauberhafteste Frühling, der sonnigen Glanz auch auf alle andern Gesichter zurückstrahlte; denn wo Lili nur nicht oder lässelte, da zauberte sie Freude und Glück hervor. Unter leuchtenden Girandolen und grünen Laubgehängen schritten sie Hand in Hand dahin, zwei Liebende der Götter, auf welche die Gaben des Geistes und der Muth mit so verschwenderischer Guld ausgeschüttet waren, um auch andere durch ihren Reichtum zu beglücken. Ein Feuerwerk, welches zuletzt mit seiner rauch vergänglichem Schiffe Lili's Namen herniederließ an den tiefblauen Nachthimmel schrieb und den ganzen Freundeskreis wieder gesellig auf der Terrasse vor dem Hause sammelte, bildete den Schluß der Festlichkeit; denn nun sollte wieder auf leichten geschwinden Nähern der Wagen des reichen Frankfurter Handelsbankes herbei und empfing den Fest sein Name: Elisabeth Schönmann, spätere Freilin von Tirschheim, damals noch Goethes Geliebte und baldige Braut.

Seligen schwärmerischen Gefühlen nachhängend, durchwandelte Wolfgang Goethe träumerisch die nächtlich dunklen Kieswege des Gartens, die er noch vor einer kurzen Stunde in so lieber Nähe durchmessen hatte und an deren süßiger Rede nur noch der Meiz süßen Gedenkens haftete. Da drangen rauchende Accorde aus dem Saal an sein Ohr. Er lauschte; sein erregtes Gefühl war bereit, sich von den Klängen der Musik tragen zu lassen. Bald mischten sich Gesangs-töne den vollen Harmonien, und Goethe unterließ die Stimme Hans André's, der sich, vom Freundeskreis bestimmt, als Klavier gesetzt hatte und seine neueste Komposition zum besten gab. Es war das Lied, das Goethe vor einigen Monaten gedichtet, als Lili ihn zu fehlen begonnen und er ihr zulief, nur um ihr nahe zu sein, sich in eine ihm sonst lästige und peinvolle Gesellschaft hatte bannen lassen.

„Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Nacht?
Was ich guter Dinge nicht so selig
An der dein Nacht?“

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Sag im Abendwachen,
Sag von fernem Augenlicht umflossen,
Und ich dämmert ein;

Gedümme da von vollen goldenen Stunden
Angewandter Ruh,
Gatte schon den liebes Bild empfanden
Tief in meiner Brust.

„Du ist's noch, den du bei so viel Knechten
An dem Spieltisch hältst?
Ost so unergründlichen Fesseln
Gegenüber stehst?“

Relender ist mir des Frühlings Güte
Man nicht auf der Spur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, Natur.“

Wunderbar mußte den Dichter gerade jetzt sein eigener Sang ergreifen. Er prekte die Hand auf das bewegte Herz, blickte durch das niedere Fenster, an dem er stand, in den ferneverlorenen Saal mit der lächelnden bunten Gesellschaft und blickte dann hinauf an den dunklen Abendhimmel, wo leucht die ewigen wahren Sterne langsam und unsehbar zunächst, doch dauerhafter heraufgezogen kamen, als vorhin das rasche leuchtende Gefunkel von Lili's Name. Aber er hatte ihrer stillen Sprache nicht acht und ward ihrer ersten Weisung nicht inne; denn er empfand in wortlosem Schweigen aller Wunden eines glücklich Liebenden.

Als er dasselbe Lied, sein eigenes Lied mit der Andreischen Melodie, zum zweitenmal hörte, war es wieder in nächtlichem Abenddunkel, und er stand wieder drinnen, allein, in seinem Mantel gehüllt. Aber wie anders jetzt, als damals im duftenden d'rüßischen Garten in Offenbach! Der Sommer hatte sich zum Herbst gekleidet, die Rosen waren welk und entblättert, und Goethe fand, ein unglücklicher halblöser Mann, mit trauerndem Herzen unter den Fenstern des Ganges, in welchem Lili wohnte. Unverwandt starrte sein Auge nach den grünen Bouleaux des Erdgeschosses, hinter denen er sie trug; und in seinem Herzen wachte seiner selig-ungeliche Abend wieder auf, an welchem er sich ermahnen ihr Haus betreten, wo sie in glänzenden Männen durch ihr vollendetes Klavierpiel die Gesellschaft entzückt und dann, vom Flügel ansetzend, mit halber Muth und Freundlichkeit ihm unter allen Gästen ausgezeichnet hatte. Dittres Leid wachte jetzt in ihm auf, wie Bild auf Bild ihm wieder entstand von unglücklichen glückseligen Stunden, die ihre Zaubernähe seinem stürmischen Herzen bereit, von gaudium lieblichen Zukunfts-träumen, die seine Phantasie um Lili's vielgelehrte reizvolle Erscheinung gewoben; und schier unzufahr wollte ihn die herbe Wahrheit dänken, daß ein so glücklich geistvoller Bund für immer sollte gerissen sein. Wie war es nur möglich gewesen, daß er, ihmzerstört zuckenden Herzen, den verhängenden Erwägungen seiner Eltern Mann gelassen hatte, daß eine solche verwöhnte „Staatsdame“ für ihr ehrenfeites altmodiges Patrizierhaus nicht passe? — daß er, ob er gleich noch die volle lebenslangliche Zuneigung empfand für das erste Weib, das er mit seinem Wort an sich gebunden, dennoch dies Wort zurückgegeben und sein Recht mehr an sie hatte?

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust bei solcher verworrenen Gedankensette. Da drangen gedämpfte Töne durch die verhangenen Fenster zu ihm hinaus, es erklang eine weibliche Stimme — Lili's liebe, süße Stimme — und sie sang, andruckvoller als er es je von ihr gehört, das Lied, das er vor beinahe Jahrestag an sie gedichtet:

„Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Nacht?
Was ich guter Dinge nicht so selig
An der dein Nacht?“

Sie sang alle fünf Strophen durch, während der Lauscher drinnen immer fester sein Ohr an die eiserne Gitterstäbe prekte. Dann ließ der Schatten auf dem Bouleau erkennen, daß sie aufstand und sich in der Stube hin und her bewegte. Spähend suchte der Einsame durch das dichte Gewebe die Linien ihrer lieblichen Gestalt zu erkennen; als er sah, daß es vergebens war, sagte er mit heftigem Druck ein goldenes Herzchen, das er immer noch — ein Andenken von Lili — an einem Bande um den Hals trug, und stürzte verzweiflungsvoll, ein im Dunkel planlos Irreuder, durch die nächtlichen Straßen Frankfurt.

Wenige Tage später, und Goethe war in Heidelberg, wo sich dann sein Schicksal für Weimar entschied. Er war vor Lili geflohen; aber seiner Liebe konnte er nicht entfliehen, sie lebte in seiner Seele nach:

„Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleipst des Gefangenen Schmach,
Nach ein Stachsel des Adems nach,
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon Fesseln angehört.“

und wer weiß, ob nicht noch mancher, mitten in den glänzenden Tagen weimarischer Hoflebens, wehmuthsvoll wie leises Zeugnis ihm die Melodie durch den Sinn geklungen ist:

„Warum siehst du mich unabweislich
An, in jene Nacht?
Was ich alter Junge nicht so seltsam
In der alten Nacht?“ (Fortf. folgt)



Die verkleidete Prinzessin.

Schluß von Max Hausen.

Sehnsüchtig hatte Herr Hans Almeder ein besseres Schicksal verdient, als am Abend seines Lebens in dem kleinften Garnisonstädtchen des großen Deutschland Theaterdirektor zu sein. Er war eben vom Glück nicht begünstigt, trotzdem er ein intelligenter Mann war, der seiner Zeit sonstige Liebhaberrollen prächtig gespielt hatte und der die große Begabung besaß, andere Talente zu entdecken und zu fördern. Almeders Theaterchen war daher schon manchem Künstler die erste Stufe zu künftigen Ruhme geworden und hatte deshalb und wegen der unersättlichen Mühseligkeit, mit der es geführt wurde, einen gewissen Ruf. Almeder besaß auch künstlerischen Ehrgeiz und sein größtes Vergnügen war es, konnte er seinem Publikum irgend eine Novität bieten, welche andere kleine Theater wegen der allzu hohen Zantienen, die der Autor forderte, sich versagen mußten. Aber Almeder war ein händiger Stoff und wußte stets Mittel und Wege, seine Absichten zu erreichen. Er stand mit fast allen Leitern großer Bühnen in einer gewissen lockeren Verbindung, denn sein Theater galt als eine gute Schule und hatte Almeder nun irgend eine reizende Naive, einen vielversprechenden Helden oder einen talentvollen Komiker entdeckt und sich durch einen Kontrakt auf Jahre hinaus gesichert, so läßt er doch diesen Vertrag gegebenenfalls „im Einverständnis“, um dem jungen Künstler zu einem besseren Engagement auf einer größeren Bühne zu verhelfen. Nur mußte sich der Leiter dieser Bühne dazu verstehen, Almeder das Aufführungsrecht irgend eines neuen Luststückes für einige Abende unentgeltlich zu überlassen — oder es mußte sich der unter die Freigabe verpflichteten, im Laufe der nächsten Jahre Gastspiele in dem Garnisonstädtchen zu geben, das Almeder in künstlerischer Beziehung befehligte. Beide Forderungen wurden gewöhnlich gewährt und so kam es, daß die kleine Stadt mehr Novitäten und berühmte Gäste an ihren Theaterzetteln verzeichnete, als manche weit größere. Almeder erzielte sich denn auch der allgemeinen Achtung und war ein besonders gern gesehener Gast an der Offizierskafel beim „Bringen Karl“, einem großen Beirath. Hier konvitierte Almeder meistens nach der Vorstellung und die Marschjünger unterhielten sich besonders vorfreudig, wenn der lebenswürdige Theaterdirektor, der in früheren Jahren viel in der Welt umher gekommen war, ihnen in seiner launigen Weise einige mit schmerzigen Muskelgewirzte Kapitel Bühnengeschichte zum besten gab.

Am einem Samstag Abend, das Theaterrepertoire für die kommende Woche war soeben in der Abendzeitung erschienen und lebhaft besprochen worden, trat Almeder in die fröhliche Gesellschaft seiner Freunde und wurde mit lautem Zuruf empfangen.

„Das ist ja ein herrliches Repertoire, was Sie da zusammenestellt haben, Almeder!“ rief endlich einer der Vientenants. „Lanter klassische Stücke! Entsetzlich langweilig! Verlassen Sie doch Mama Müller, Ihre klassische Alte, an irgend eine Hofbühne für Sardons neues Stück!“

„Das thäte ich, um Ihnen zu gefallen, recht gerne, meine Herren!“ antwortete Almeder ernsthaft — „aber niemand will sie!“ — Als alle lachten, legte er aber seine geheimnisvollste Miene auf und sagte ganz leise: „Soll ich Ihnen verraten, wie ich Sie für diese klassische Woche entschädigen will? Was am übernächsten Dienstag angeführt wird?“

„Wir werden vor Neugierde!“ riefen die Offiziere lachend und Almeder, von allen Seiten gedrängt, rief endlich: „Schwören Sie mir aber, nichts davon zu verraten, denn sonst geht mir schon gar niemand in die Minna von Barnhelm und in den Cyprien — so will ich Ihnen verraten, was an diesem gloriosen Dienstag gegeben werden soll!“

„Ja, ja, wir schwören, wir wollen sogar alle in die Minna gehen — Zellheim ist in eine Art Kamerad von uns!“ hieß es und Almeder sagte darauf sehr geheimnisvoll: „Wohlan denn — am Dienstag geben wir den ‚Verdwenner‘.“

„Alle Wetter! Das ist stark!“ rief der als Don Juan bekannte Mittmeister Domberg. „Das ist eine ähnlich traurige Lieberlei, als wenn man eine im Lampenschirm ganz niedliche Sonnette einmal ungeschminkt im Fackelscheinlicht dequert. Sie spielen zwar den Valentin ganz vortrefflich, aber eine Lieberlei können Sie den ‚Verdwenner‘ deshalb doch nicht nennen — das war er gerade vor fünfzig und einigen Jahren für die Wiener; mein Großvater war bei dieser ersten Vorstellung!“ Almeder lachte überlegen. „Wetter Herr Mittmeister, Sie vergessen, daß im ‚Verdwenner‘ ein Konzert vorkommt und dieses bietet mir Gelegenheit, Ihnen einen Stern ersten Ranges vorzuführen.“

„Einen weiblichen Stern?“ fragte Domberg mißtrauisch. „Und was kann dieser Stern? Singen, Klavierspielen, oder gar eine Violone zum Quicken bringen?“

„Lächeln Sie nicht, Herr Mittmeister! Sie werden hören, können und dann entzückt sein!“

„Entzückt sein? Kann ich Ihr Stern also der schönste, der glänzendste, die Venus?“

„Es trägt sich aber noch sehr,“ rief ein kleiner Vientenant dazwischen, der dafür bekannt war, daß er alle Jahre um einen Preis machte, „ob diese Venus als Abends- oder als Morgenshörn bei uns erscheinen wird?“

„Hört, hört! Diese astronomischen Kenntnisse! Unser Benjamin hat seinen Jagdtribut schon jetzt im Oktober gezahlt! Sonst blüht er bis zum Silvesterdunst mit seinem Preis zu warten!“ riefen seine übermühten Kameraden, während Domberg anerkennend sagte: „Laßt ihn in Ruhe! Sein Preis war ganz gut — auch ich möchte wissen, ob Ihr Stern, Almeder, jung oder alt, hübsch oder häßlich?“

„Er ist jung, kaum 17 Jahre alt, also ein aufgehendes Gestirn! Und er ist sehr schön — hier seine Photographie!“

Domberg nahm sie schnell und sah entzückt auf das reizende Köpfchen auf dem kleinen Abde: „Zu der That reizend!“ murmelte Domberg. „Die Augen! Und diese Köden! müssen schwarz sein und seidenweiß!“ — Und dieses Mädchen! — Ah, bester Direktor, jetzt müssen Sie uns noch verraten, was für eine Art Musik diese entzückende Schönheit treibt, woher sie kommt und wie sie heißt?“

„Diese Schönheit, die Sie so stark bewundern, Herr Mittmeister, spielt wunderbar Violone, kommt direkt aus Paris nach!“ — Almeder lachte boshaft — „nennt sich Paul de l'Arme!“

„Ein Mann?“ schrie Domberg. „Nicht möglich! Dieses reizende Geschöpf ein Mann — Sie mystifizieren uns!“

„Gewiß nicht! Ich wollte dem kunstverständigen Publikum meines Städtchens Gelegenheit geben, einen Genuß zu haben und erregte daher bei l'Arme, der schon vor zwei Jahren, als ich ihn in Paris hörte, wunderbar spielte und nun wohl ein Künstler sein muß. Er sagte zu und stellte mir die eine Bedingung, daß er während seines Anwehns hier, in meiner Familie, im Schutze meines Hauses leben dürfe, statt im Hotel.“

„Und Sie zweifeln noch, daß dieser Paul eine Pauline ist?“ Sie sind wirklich naiv, lieber Direktor!“ rief Domberg erlährt. „Was gilt es, ich werde mit Ihnen zwanzig Flaschen Champagner, daß Ihr Paul de l'Arme irgend ein Mädchen ist, das die Verhältnisse zu dieser Verkleidung zwingen! Vielleicht hat sie dieselbe gewählt, um ungehörter studieren zu können, vielleicht auch nur, um sich interessanter zu machen, was weiß ich! Aber ein Mädchen ist dieses reizende Geschöpf!“

„Herr Mittmeister! Paul würde sich bedanken, wüßte er, daß Sie ihn für ein Mädchen halten.“

„Paul! Sehr gut!“ höhnlachte Domberg. „Alle können Sie dupieren, aber mich nicht. Ein Virtuose, der es sich zur Bedingung macht, im Schutze einer Direktorfamilie zu leben, das ist einfach unmöglich!“

„Paul ist 17 Jahre alt!“

„Immerhin — es ist doch unmöglich und ich begreife nicht, wie Sie so gläubig sein können — wenn Sie nicht bloß distrikt sind! Reizend, reizend!“ unterbrach er sich selbst, indem er von neuem auf das Bildchen starrte, das indessen, von Hand zu Hand wandernd, wieder bis zu Domberg gekommen war. „Herzengsdirektor, Sie müssen mir das Konterfei dieser Fre, dieser verkleideten Prinzessin überlassen!“

„Nicht gerne! Wenn Sie mir versprechen, vorherhand zu schweigen und meiner klassischen Woche recht viel Ehre anzuthun!“

Diese Woche schien allen Offizieren sehr lang und Domberg bemalte sie, um sich recht gründlich in das liebliche Bild, das er besaß, zu verlieben. Almeder war verrückt, wie der Mittmeister erfuhr, als er der Frau des Direktors, einer flugen, lebenswürdigen Dame, einen Besuch machte. — Almeder war nach Straßburg gefahren, Paul de l'Arme dort abzuholen. „Das ist aber doch etwas viel Mühsicht für den jungen Fant!“ sagte Domberg scheinbar entzückt, um die Direktorin zu dem Bleiben zu bringen, erreichte aber nur, daß sie geheimnisvoll lächelte und ironisch antwortete: „Warten Sie doch ein wenig und urteilen Sie dann selbst, ob diese Mühsicht wirklich so unerhört ist, als Sie aussieht.“

Endlich war der Dienstag Abend da und der Verdwenner wurde vor ansehnlichem Hause gegeben, denn allerlei Gerüchte hatten das Publikum neugierig gemacht, die verkleidete Prinzessin zu sehen, die im Konzert mitwirken sollte. Paul de l'Armes Erscheinung war dazu augehen, die Gerüchte zu bestätigen — seine schlanke Figur, die schmalen, aristokratisch feinen Hände, die mädchenhafte Zartheit des Gesichtes, paßte besser für ein Fräulein, als für einen Mann. Das einzig männliche an ihm war sein Spiel, das alle Zuhörer bezauberte und hinst. Die etwas künstlichen Verbergungen, mit denen der Künstler für den Beifall dante, ließen Domberg im geheimen aufjubeln und als er hörte, das „Bringechen“ sei mit Almeder gleich nach der Vorstellung verschwunden, wurde seine Hebergung nur noch bestärkt. Almeder kam auch nicht zum Souper in den „Bringen Karl“ und der Mittmeister, der mit seinem Schatzfräulein gerne gepunkt hätte, brummte verdrießlich: „Er will seine Wette nicht so früh verlieren, ich hätte ihn für vernünftiger gehalten, den alten Jungen. Weiß Gott, er soll mir selbst als Trauzunge willkommen sein, denn die er seine! Wer weiß, was für ein Geheimnis hinter der Geschichte steht und was für ein Glück dabei noch für den erblich, der dieses schöne Kleinod aus den Gefahren eines Privatlebens rettet.“

Domberg gehand sich, daß er diesmal wie ein Schüler fühlte, als er am nächsten Tage von einem Besuche bei Direktors kommend, Almeders Haus verließ. Er hatte die „Göttliche“ gesprochen, hatte sich an ihrem Erdröden bei seinen feurigen Vobtridien gefreut und war endlich durch einen Händedruck für die Snal besocht worden, die ihm die siele Anwesenheit der Frau Almeder anferlegte. Was galten nun alle die früheren Flammen, die sein Herz schon durchglüht hatten? Domberg gehand sich zwar, daß er ähnlisches schon recht oft geglaubt hatte, aber diesmal war gewiß die echte Liebe in sein Herz gezogen!

„Scheinen mir wieder einmal verliebt zu sein?“ lachte plötzlich die Stimme des gemüthlichen, biden Majors Heimburg mitten in seine Träume hinein. „Gehen ja wie ein Page nachdenklich, der sich eben die süßen Worte seiner Dame wiederholt, damit er sie nicht vergißt! Vergißt sie doch mit der Zeit! Kenne das, war auch einmal in der Bagenstimmung — aber Sie, Domberg, sollten doch schon lieber diese Zeit hinaus sein!“

„Ich muß doch bitten, lieber Major!“

„Na, nichts für ungut! Ich weiß schon, auf was für wunderliche Dinge man in so langweiligen Garnisonen verfällt, wie die heilige es ist. Da haben die Leute sogar angeblich, dieser kleine Geigenpieler sei ein Mädchen, eine durchgebrannte Prinzessin und meine Frau sticht vor Neugier, das Wunderthier auch zu sehen hente abend.“

„Wunderthier!“ sagte Domberg ärgerlich. „Sie gefallen mir — dieses reizende Geschöpf! Heute abend werden Sie anders sprechen.“

Der Mittmeister erreichte diesen Abend und wurde erst ruhig, als er den ersten Geigenstrich de l'Armes hörte. Hoffte er doch, daß ein riesiger Vorberetanz — eine Größe sollte die Ausdehnung von Dombergs Gefühlen andeuten — ihn in der Genuß seiner Dame weiterbringen sollte.

„Komm mit!“ riefen die Kameraden nach der Vorstellung, als Domberg wegehen wollte, vielleicht noch einen Gruß, ein Lächeln von de l'Arme zu erhalten. „Komm mit — wir haben Almeder gegeben, den hübschen Jungen, diesen de l'Arme mit zu bringen und er hat es hat und hat zugestagt. Da können wir deinen Champagner gleich auf sein Wohl trinken.“

„Ich gehe mit Euch, wenn Ihr es durchaus wollt, aber kommen wird de l'Arme nicht und meinen Champagner werdet Ihr ebenfowenig trinken!“ antwortete Domberg lächelnd aber bestimmt — und behielt recht!

Am nächsten Morgen las der Mittmeister zu seinem Entsetzen im Anzeiger des Städtchens folgende Notiz: „Eine gestern eingetroffene Einladung zu einem Ver-

tiner Musikwelt zwingt Herrn B. de l'Arme seine für die nächste Woche angekündigte Abschiedsvorstellung schon heute zu geben.

Da galt es zu handeln! Domberg stürzte zu Alneder, traf aber weder ihn, noch seinen „Schlingling“ zu Hause und eilte daher nach seinem Heim, wo er zwei Stunden mit der Abfassung eines Briefes verbrachte, der ihm endlich ein Meisterstück der Diplomatie zu sein schien und den er mit einem Blumenstrauß zu Alneder's schickte. Schon am Nachmittag bekam er eine Antwort. Sie lautete: „Lieber Freund! Besten Dank für all' das Lob, das Sie mir spenden und das mich schamrot machen müßte, hätte ich nicht den festen Willen, es redlich zu verdienen durch rastloses Weiterstreben auf der Bahn, die ich betreten habe. Diese an eines treuen Beschüßers Hand zu wandern, wie Sie es mir vorschlagen, ist eine zu verlockende Aussicht, als daß ich sie von mir weisen könnte — ich nehme daher diese Hand dankbar an! Daß Sie mein Geheimnis entdeckt haben, begreife ich kaum, vertraue aber auf Ihre Diskretion. Heute abend hoffe ich, Sie im „Prinzen Karl“ wieder zu sehen.“

B. de l'Arme. „Daß „diese Person“ so schnell auf seinen Antrag einging, vermittelte Domberg sehr. Es war doch ein bißchen unüberrascht gewesen, der fremden, vielleicht sehr abenteuerlichen Verhältnissen entrinnenden Schönen gleich seine Hand anzuheften. Domberg verwunderte nun sehr leicht entflammtes Herz und es wurde ihm noch schwieler und unheimlicher zu Mute, als am Abend in der Vorstellung, die wieder vor ansehnlichem Hause stattfand, die verkleidete Prinzessin, wie de l'Arme allgemein genannt wurde, Domberg mit einem so auffallenden Lächeln begrüßte, „als müßte sie aller Welt zeigen, was für ein Tummelpfad ich war!“ brumnte der Mittelmesser in sich hinein. „Diese unverkennbare kleine Prinzessin — schöne Prinzessin, Theaterprinzessin! — scheint riesig froh zu sein, einen Ritter gefunden zu haben! Wäre ich das fatale Frauzenzimmer nur schon wieder los! aber diese Sorte ist nicht so leicht abzuschütteln!“

Auf dem Wege nach dem „Prinzen Karl“ überlegte Domberg noch einmal alle Eventualitäten, die er sich durch seinen toten Streich zuziehen konnte und war gerade bei der Hausfrau des Hotels auch bei dem Gredengespinn des Dienstmitridders angekommen, als sich die kleine Hand der „Prinzessin“ auf seinen Arm legte. Er sah sich entsetzt um, kamelte eine Begrüßung, schüttelte Alneder, der mitgekommene war, grüßte die Hand und war froh, daß eintretende Kameraden jedes vertrauliche Wort unnötig machten.

Nachdem der erste Schwall der Begrüßungen und Lobeserhebungen vorüber war, alle beim Souper saßen und bis auf Domberg sehr heiter waren, rief plötzlich Alneder: „Wo bleibt der Champagner von unserer Wette? Wir müssen ihn haben, da ich den Herren eine Entschädigung zu machen habe, die Sie hoffentlich freuen wird, trotzdem ich und mein kleiner Schlingling ein wenig Komödie mit Ihnen gespielt haben.“ — nur Domberg war im Geheimnis!

„Jetzt kommt's!“ dachte Domberg. „Jetzt wird dieser alte Intrigant ihnen erzählen, daß ich Thor um die Hand dieser Theaterprinzessin angefallen habe und ich bin blamiert für immer. Fassung! Fassung!“ „Sie alle!“ — fuhr Alneder fort, als der Champagner erschien — „waren Zeugen der Trümpfe, die Paul de l'Arme hier gefeiert hat und es macht mich stolz, Ihnen jetzt mitteilen zu können, daß dieser Paul mein Sohn ist!“

In dem Gewirr von erstaunten Ausrufen und Glückwünschen, das nun losbrach, hatte Domberg Zeit, sich zu fassen. Als endlich auch er an Alneder herantrat, sagte dieser lächelnd: „Dank für Ihre Diskretion! Sie haben ohne Zweifel aus dem Gespräch der Anhängen in Alneder und de l'Arme schon lange erraten, daß Paul mein Sohn ist und seinen Namen nur ein bißchen angepustet hat. Gätten Sie geplatzt, so wäre — Sie kennen die Welt — das allgemeine Interesse nicht so hoch gespannt gewesen! Nochmals meinen Dank also — auch dafür, daß Sie meinem Sohne so lebenswürdig Ihre — Hand angetragen haben.“

„Das war meine letzte Thorheit, das schwöre ich Ihnen, Alneder!“ rief Domberg. „Da schlagen Sie in diese Hand ein! Sie wird für Sie und den hübschen, talentierten Schlingling dort stets eine Freundschaft sein!“

Erinnerungen an Henri Wieniawski.

Von Arno Kleffel.

(Z. Forts.)

Es war für mich von großem Interesse, Wieniawski über seine Erlebnisse und namentlich über bedeutende Künstler der Gegenwart, mit denen er persönlich in Berührung gekommen war, sich äußern zu hören. Als einmal auch die Rede auf andere bedeutende Violinisten, wie Sivori, Laub u. f. w. kam, sagte er: „Die Technik ist heutigen Tages so weit vorgeschritten, daß wir uns alle im großen Ganzen nicht allzusehr von einander unterscheiden, hören Sie Laub, Sivori oder mich, ich glaube kaum, daß Sie einen auffallenden Unterschied entdecken werden, nur mit einem dürfen wir uns nicht vergleichen, der zu hoch über uns allen steht, das ist Joachim.“

Die Tönnies hatte, wie sich denken läßt, nach jeder Richtung hin den glänzendsten Erfolg, und so lehrten wir, reich an Ehren, heiter und guter Dinge nach Wiga zurück. Den letzten Abend vor Wieniawski's Abreise nach London erlebten wir in gemütlichem Familienkreise. Wieniawski war in bester Geberdanne und hatte uns bereits mit dem Vortrag seiner neuesten Kompositionen, die er im Manuscript bei sich führte, erfreut, als er plötzlich ausrief: „Ach, will Ihnen jetzt etwas vortippen, was Sie vielleicht in Ihrem Leben nicht wieder zu hören bekommen werden, es ist Schubert's Gedächtnis, von Ernst für eine Violine bearbeitet. Da es Ernst in seinen letzten Lebensjahren traurig erging — er war auf einer Seite gelähmt und hatte zuletzt auch mit Nahrungsfragen zu kämpfen — so verabschiedete ich mich mit Sivori, für den schwer hingeliebten Meister in London ein großes Benefizkonzert zu veranstalten, dessen Ertrag zu weiterer Freude auch eine sehr ansehnliche Summe für Ernst einbrachte. Auf des letzteren Wunsch hatte ich den Erstdruck mit auf das Programm gelegt, aber während des Spielens mir feierlich gelobt, das Stück niemals wieder öffentlich zu spielen; denn abgesehen davon, daß eine einzelne Violine gar nicht im Stande ist, die dramatische Leidenschaft und die großen Kontraste, die in dieser Komposition so wunderbar zum Ausdruck kommen, nur annähernd wiederzugeben, ist die Grusliche Bearbeitung zudem noch mit Schwierigkeiten aller Art so überhäuft, daß ich jeden Versuch eines Violinisten, dieselbe öffentlich vorzutragen zu wollen, geradezu für eine Tollthatigkeit halte. Ich weiß auch nicht, ob ich mit dem Stück heute noch zu Stande komme, ich ungefähres Bild jedoch hoffe ich Ihnen schon noch geben zu können!“ Und nun begann er mit den bekannten Otfaven-Triolen, die vom ersten Takt an die Hörer in Spannung versetzen und durch die frühen Anweisungen und geistreichen Modulationen, mit denen sie immer wiederkehren, dem ganzen Werke ein so fieberhaft erregtes Gepräge verleihen. Erfordert schon die Klavierbegleitung eine ausgebildete, mit großer Kraft gepaarte Technik, wieviel mehr erst die Wiedergabe des genialen Tonfantes durch eine einzige Violine, die doch vermöge ihrer Natur in erster Linie darauf angewiesen, eine leitende, melodieführende Stimme zu übernehmen. Inner Erntannen wuchs fast mit jedem Takt, schien es doch, als ob die Violine uns ganz neue Töne offenbaren wollte, so beräuschend schmeichelte sie unserem Ohr, und als dann die Zwischenfälle mit ihren bald verloschenden, bald wechsellagenden Weisen sich gegenseitig ablösten, ohne daß die Begleitung nur ein einzigmal aussetzte, schien es, als ob unsichtbare Hände mit im Spiele wären und der Künstler in diesem Momente wirklich im Dienste eines Dämons stünde, der ihn übernatürliche Kräfte zuführte.

Das Stück war längst zu Ende, aber wir Worte fanden, unsere Bewunderung auszudrücken, waren wir uns doch bewußt, daß Stimmen so weitverbreiteter Art im Leben nicht oft wiederkehren und daß ein Künstler nur in höchster Beachtungswürde im Stande ist, in so tieferschütternder Weise unser Herz zu rühren. Dies war der letzte Abend, den ich mit Wieniawski verlebte. Sein Ruf war bald westwärts und überall, wohin er seine Schritte lenkte, war er ein willkommenes Gast. . . .

Dreizehn Jahre waren vergangen, als ich ihn wieder hörte, und zwar in Berlin, wofürst am 11. November 1878 in Kroll's Theater ein großes Vokal- und Instrumentalkonzert stattfinden sollte, für welches außer Wieniawski noch Moritz Moszkowski als Pianist, ferner Franz W. Timppe, Signora Vay-Gilbert und Signor Medica als Vertreter des gesang-

lichen Teils auf dem Programm verzeichnet standen. Nach der Gurnauthen-Louverture erschien Wieniawski, vom Publikum auf das eifrigste begrüßt, um sein zweites Violinkonzert zu spielen. Während er früher mit heiterer Siegeszuversicht vor das Publikum trat, scheint heute sein Auge umflort und das Jener, mit welchem er sonst schon beim ersten Ton die Zuhörer elektrisierte, scheint heute erloschen zu sein. Wohl hört man mitunter, daß ein Meister spielt, doch erkennen sich die Töne nur gewaltsam dem Instrument, man sieht jetzt auch am Gesichtsausdruck des Künstlers, daß er nur mit Anstrengung aller Kräfte zu spielen vermag, sein Ansehen wird immer bleicher, sein Ton immer schwächer, endlich bricht er im Spiel plötzlich ab und sich mit einer Bewegung des Bedauerns vor dem Publikum verneigend, wandt er in die Gasse zurück. Die nun folgenden Vorträge der übrigen Künstler, so vollendet sie auch zum großen Teil sein mochten, waren nicht im Stande, die Murre und die peinliche Stimmung zu verdrängen, die sich des Publikums bemächtigt hatte. Jeder wollte Ausruhen, was wohl Wieniawski angeloben, ob er noch im Stande sei, weiter zu spielen u. a.; — doch während man sich darüber noch in Vermutungen ergiebt, erscheint Wieniawski zum zweitenmal, er will, wie es scheint, den Versuch machen, wenigstens sein Violinkonzert zu Ende zu spielen. Aber dieselbe peinliche Szene von vorn wiederholt sich noch einmal, wiederum versagen ihm die Kräfte und nach etwa 20 Takten ist er abermals gezwungen, im Spiel abzubrechen und während er mit unlagiger trauriger Miene dem Publikum sein Bedauern ausdrückt, fällt der Vorhang. Nun eilte ich im Saal ein Tränen und Fragen. Was ist mit Wieniawski geschehen? Ist sein Zustand gefährlich und ist das Konzert zu Ende? Und schon ist ein großer Teil des Publikums im Parterre, den Saal zu verlassen, als sich wieder der Vorhang erhebt und sich ein ganz neues Bild unserer Blicken darbietet. Im Hintergrund der Bühne erscheint mit der Violine in der Hand eine fremde Gestalt im gewöhnlichen Straßenanzug, er mehr sie sich indes der Rampe nähert, um so bekannter dünken uns ihre Züge. Ist es möglich? Täuscht uns nicht das Auge? Ja, ja, er ist es, es ist Joachim, und bevor man noch Zeit hat, sich vom ersten Staunen zu erholen, hört man, wie er mit vernehmbarer Stimme folgende Worte an das Publikum richtet: „Mein Kollege ist plötzlich unwohl geworden; ist auch sein Zustand glücklicherweise nicht bedenklich, so verhindert er ihn doch heute an weiterem Auftreten. Da ich zufällig im Saale anwesend bin, so erlaube ich mir, für ihn einzutreten und statt der im Programm angelegten Nummern die Chaconne von Bach zu spielen, möchte aber mit Rücksicht darauf, daß ich auf einem mir gänzlich fremden Instrument spielen muß, das verehrte Publikum um freundliche Nachsicht bitten.“ Und ohne weiter auf die allseitigen Reklamationen der Zuhörer zu achten, beginnt er sein Spiel. Wer jemals diese Chaconne von Joachim spielen hörte und weiß, wie unerreichbar der Meister gerade in der Wiedergabe dieses herrlichen Tonfantes ist, der wird ungefähr ahnen, welche Wirkung daselbst am heutigen Abend auf die Zuhörerschaft ausübte. Als der letzte Ton verklungen war, brach ein solcher Sturm und Beifallsturm im Publikum aus, wie er in dieser glänzenden Lumittelbarkeit, in diesem hell aufleuchtenden Enthusiasmus wohl kaum im Kroll'schen Saal gehört worden ist. Jeder von den Anwesenden hatte sich wohl schon zu wiederholten Malen an des Meisters genialem Spiel erhoben und begeistert, heute galt es indes, ihm nicht allein für seine Kunstleistung, sondern in erster Reihe für seine edle, menschenfreundliche That zu danken, nicht daß wir heute wieder den großen Künstler bewundern, sondern in ihm auch den Menschen lieben und verehren gelernt haben, daß er, der größere, um den uns so oft schon die Welt beneidet, sich keinen Augenblick abstellen hat, um für einen erkrankten Kollegen einzutreten, das machte heute die Herzen erglücken, und dann brausten die Jubel- und Beifallsrufe durch den Saal. Immer und immer wieder mußte sich Joachim auf der Bühne zeigen und als er zuletzt auch Wieniawski mit stützendem Arm herausführte, der ihm voller Dankbarkeit die Hand drückte, da gab es wohl niemanden, der sich nicht tief erschüttert fühlte. Somit hatte das Konzert, welches einen so unerwarteten und persönlichen Ausgung zu nehmen drohte, sich zu einem Fest- und Ehrenabend für beide Künstler gestaltet, bedeutet doch der 11. November 1878 für jeden von ihnen ein Erinnerungsblatt schäufte und reiner Art. Wieniawski sah ich seitdem nicht wieder. Die Herzbegehrten, die ihn damals in Berlin in so be-



tiger Weise heimgeführt, stellten sich später noch in erhöhtem Maße ein und führten zuletzt seinen Tod herbei. Er starb 1845 zu Moskau im 50. Jahre seines Lebens. Henri Wieniawski's Bedeutung als hochbegabter Violinist und namentlich als hervorragender Vertreter der französischen Schule ist längst anerkannt worden. Diese Zeiten sollten darlegen, daß er nicht allein ein großer Künstler, daß er noch mehr war — ein braver, guter Mensch — ein selbstloser, edler Charakter.



Deutsche Chormeister.

Seit von Gesangsvereinen gehören zu jenen Vertretern der Tonkunst, die welchen man selten daran denkt, welche Summe von Wissen und Können, welche Kraft, Ausdauer und Ausbeugung dazu gehören, um Sängern zu schulen, um sie zu Gesängen im Konzertsaal zu führen und für sie neue, wertvolle Töne zu schaffen. Das „Chormeister-Magazin“ von Adolf Nutzhart enthält nun eine mit Bildnissen versehene Sammlung kurzgefaßter Biographien von 41 Vertretern deutscher Gesangsvereine (Verlag von Gebrüder Hug in Leipzig), in welchen die Bedeutung, die Tondarstellungen und musikalischagogischen Leistungen derselben kurz, treffend und mit ruhiger Sachlichkeit beleuchtet werden. Man freut sich der hier gelieferten Thätigkeit, welche unsere deutschen Chormeister auszeichnet; diese bezieht sich nicht bloß auf den gesangserzielenden Teil ihrer Thätigkeit, sondern auch auf deren Töne. Greifen wir aus Nutzharts Schrift einige Chormeister heraus, welche auch Meister des Tonstages sind. So hat Robert Schwalbe nicht bloß zahlreiche Männerchöre und Lieder für Männerquartett sondern auch Instrumentalsachen und die Oper „Trauenlos“ komponiert. Besonders wird die Wirkung seiner Kompositionen „Das Lied wird Tuba“ und „Gehung“ mit 2 Hörnern, 3 Violinen, Tuba und Bänken gerühmt. Ein namhafter Komponist ist auch Friedrich Lux, welchem nicht bloß wirksame, formvollendete Stücke für Orgel, Kammermusik und Orchester, sondern auch vier Opern und Werke für Männerchor, Soli und Orchester („Goriotan“) sowie viele gemischte und Männerchöre zu danken sind.

Wilhelm Tschirch hat gleichfalls für Männerchor, Soli und Orchester ein Werk geschaffen („Eine Nacht auf dem Meere“), welches 1893 von der Berliner Akademie der Künste einen Preis erhalten. Seine Oper „Meister Martin und seine Gesellen“ wurde 1861 beifällig in Leipzig aufgeführt. W. G. Becker war ein sehr fruchtbarer Komponist; es erschienen von ihm 341 Männerchöre ohne, 10 mit Begleitung von Blechinstrumenten, 3 Hymnen mit Klavierbegleitung und ein Männerchor mit Orchester, ein preisgekröntes Duett (Streichquartett mit Klarinette), ein Trio, eine Symphonie, mehrere Ouvertüren und sechs Opern. Einige seiner Chöre wurden ins Englische und Französische überetzt.

Mehrfach zeichnet auch den Stuttgarter Professor Wilhelm Speidel aus, welcher kürzlich eine Symphonie komponiert und fürs Klavier viel geschrieben hat, während er auch zu den feinsten Tonschreibern für Männergesang zählt. Nutzhart bemerkt über die Chorgesänge Speidels, daß sie, ohne geübt zu sein, gleichwohl niemals in jenen gewöhnlichen Liebertafeln verfallen, welcher man sich eben, aus dem Herzen quellenden, auf höchsterm Untergrunde erblickenden Volkstümlichkeit so wenig gemein hat.

Ein Komponist von Bedeutung ist auch Edwin Schenk, von dessen Männerchören neun mit Preisen bedacht wurden. Größere Männerchöre mit Orchester von ihm sind: „Waldbaren“ op. 131, „Im Sturm“ op. 41, „Sturmorgeln“ op. 132 und „Sturmhymnus“ op. 139. — Rudolph Walme hat eine Reihe von Männerchören komponiert, deren gute Sangbarkeit, reiner Satz und von Schönheit freie Melodie gelobt werden; auch stammt von ihm ein Sammelwerk: „Allgemeines Liederbuch für deutsche Männerchöre.“

Die Männerchöre von Friedr. Hegar zeigen eine eigentümliche Vorliebe für Tondarstellungen: seine Ballade „Das Totenwolk“ hat in Leipzig und in Mailand Aufsehen erregt; außerdem wurde der Chor „Schlafwandel“ mit großem Erfolge zur Aufführung gebracht. Ein gebaueter Komponist ist auch Ed. Kremsler; er hat altniederländische, dänische, italienische, polnische, katalanische und friesische Volkslieder für Männerchor wirksam gesetzt, ein prächtiges Jagdlied mit Begleitung von vier Hörnern und einen sehr gefälligen Walzer für Männerchor und Orchester („Erinnerungen?“) komponiert.

Nutzhart rühmt von seinen Tönwerken den preisgekrönten Chor „Mutterbrache“, dann die große dramatische Szene für Männerchor, Sopran- und Tenorsolo mit Orchesterbegleitung: „Vorelei.“ Ein Meister formeller Ausgestaltung auf dem Gebiete der reinen Instrumental- und Kammermusik ist Josef Brambach, der Schöpfer der preisgekrönten Chorwerke „Promethens“ und „Columbus“. Im Volkstone sind die Chorwerke von Heinrich Weill gehalten, zu welchen er auch die Gedichte selbst verfaßt hat, wie er überhaupt für einen gebildeten Schriftsteller gilt.

Durch ihr volkstümliches Gepräge mitten auf das vortreffliche mehrere Chöre von Alfred Dreger, Carl Fricke, Carl Altenhöfer, Rudolf Weinwurm und Thomas Koschat an.

In welche fruchtbare Wechselbeziehung eine vertiefte Bildung zum Schaffen eines Tonkünstlers tritt, beweisen die Lebensskizzen von Hermann Kregischmar, dem geistvollen Verfasser des Buches: „Der Führer durch den Konzertsaal“ und von Heinrich Zöllner, dem Komponisten der Oper „Jaut“. Das Gedicht und schließlich ausgearbeitete „Chormeister-Magazin“ von Ad. Nutzhart sollte ein jeder deutscher Männergesangsverein seiner Bibliothek schon deshalb einverleiben, weil er darin wertvolle Winke über das Erlebkte auf dem Gebiete der Chorwerke verzeichnet findet.



Im Geigenpiral.

In armer Musiker in Köln hat infolge eines Zufalles dem „Professor“ Arnstein in London, dem Inhaber einer „philanthropischen Musikschule“, eine wertvolle Geige zum Kaufe zu geschickt. Der philanthropische „Professor“ Arnstein hat jedoch die Violine weder bezahlt noch zurückgeschickt. Der geprellte Musiker beklagte sich bei uns und wir haben in der „Konversationsblätter“ der „Neuen Musik-Zeitung“ unsere Leser um authentische Mitteilungen über die Machenschaften jenes Londoner Geigenpiraten ersucht. Daraufhin kam uns eine Menge von Zuschriften zu, deren Zuhörer für die Wahrheit des Mitgeteilten einsehen und uns ausdrücklich ermächtigen, von dem Inhalte ihrer Briefe Gebrauch zu machen.

Der „Philanthrop“ Arnstein wendet den Jüralaten verschiedener, meist musikalischer Fachblätter seine besondere Aufmerksamkeit zu. Er sucht entweder alle möglichen Musikinstrumente, namentlich aber alle wertvolle Geigen zur Ansicht oder zum Kauf zu erhalten, ohne jemals an die Zurücksendung oder Bezahlung derselben zu denken; oder er verschickt Instrumente, die er als wertvoll anpreisen, gegen Voreinsendung des Betrages oder gegen Nachnahme.

Die Käufer haben bisher immer die Wahrnehmung machen müssen, daß der Wert der von Arnstein erhaltenen Instrumente dem dafür gezahlten Preise niemals auch nur annähernd entsprach.

Gerichtlich ist Arnstein kaum beizukommen, da das Gerichtsverfahren in England sehr langwierig ist und die Kosten bestehen sich so hoch belaufen, daß sie meistens den Wert des Streichbogens übersteigen. Überdies versteht auch Arnstein den englischen Gesetzen ein Schnippen dadurch zu schlagen, daß ihm niemals ein Eigentum (er benutzte möblierte Zimmer) nachgewiesen werden konnte. Da Selbstlosigkeit mit Frechheit meist Hand in Hand geht, so ist es vorgekommen, daß Arnstein sogar die abspäthenden Gerichtsvollzieher hinterher zu verklagen versucht hat. Folgen wir hinzu, daß Arnstein eines Konfliktes mit dem Strafgesetzbuch von der Staatsanwaltschaft in Hamburg seit 1882 verurteilt wird, so ist das Übelnregister desselben damit noch nicht erschöpft.

Nicht nur Musiker, sondern auch Geschäftleute sind im Laufe der Jahre die Opfer von Arnstein's fruchtigem Vorgehen geworden, und sowohl die Deutsche Musikzeitung wie die Zeitschrift für Instrumentenbau haben sich eingehend mit diesem eigenumsgefährlichen Individuum beschäftigt. Diese Zeiten sollen vor dem Betrüger warnen, dem es leider immer wieder gelingt, vertrauensvolle Personen zu finden,

welche sich von ihm übervorteilen lassen. Wir wünschen, daß die Vernehmung unseres Blattes dazu beitrage, dem „Professor“ und „Philanthropen“ Arnstein wenigstens in deutschen Ländern das Handwerk zu legen.



Aus dem Musikleben der Gegenwart.

H. M. Stuttgart. Das erste der „populären Konzerte“ war sehr gut besucht; kaum noch auf dem Programm der Name einer gefeierten Landesmännin, des Fräuleins Keilinger aus Berlin. Sie sang von Sabbu „Auf starken Fittich“, Arie aus der Schöpfung, und bot, mit Ausnahme einiger Klümpchen bei einem Triller, eine lobende Leistung. Sie trug auch Lieder von Lassen, Schumann, Dorn und Henning vor. Wir fanden seit ihrem letzten Auftreten hier große Fortschritte, welche die strebende, junge Künstlerin an Wärme und dramatischer Lebendigkeit des Vortrags gemacht hat. Ihre Tonbildung ist ausgezeichnet, ebenso ihr mezza voce. Mit dem Schlussspiel von Verdi und dem Liede „Mei Mutter mag nit“ von dem kürzlich verstorbenen G. Raffael eroberte sie sich vollends alle Herzen. Herr Rafael Diaz Albertini aus Madrid, so viel uns bekannt der einzige Schüler Sarasates, bewies sich als ganz hervorragender Geiger. Wenn wir auch seinem Spiel mehr Wärme wünschten, so mußten wir doch seine technische Technik, seinen leichten Bogen und seinen süßen, weichen Ton bewundern. Er spielte Wieniawski's Violonkonzert, mit dem wunderbaren Mittelteil in B-dur und mit dem feurigen Finale, Gondoliera und Perpetuum mobile von Franz Liszt, worauf er noch eine famose Mazurka von Chopin folgen ließ. Der Vielerkonzert, dessen Mitwirkung immer eine so wohlthuende Abwechslung dem Programm bringt, sang „Landemann“ von Grieg mit Orchester, ein farbenreiches in Wagnerischen Tönen wandelndes Tonstück und drei Chöre a capella, von denen der Chor von Engelsberg „So viel Stern am Himmel stehen“ durch seinen Schluß, der von den 150 Stimmen düstige leise gemurmelt wurde, am besten gefiel. Dem Dirigenten Herrn Prof. Fiedrich er gebührt volle Anerkennung für seine sorgfältige Einübung der Chöre. Die Begleitung durch das Breisener Orchester ließ eine reiner Stimmung zu wünschen übrig.

a. Stuttgart. Das erste Abonnementskonzert brachte neben Beethoven's achter Symphonie, über welche die frischen Alten längst geschlossen sind, als Neuheit die „Symphonie espagnole“ von dem französischen Geiger und Komponisten Ed. Lalo, ein Tönwerk von höchster Grundstimmung, welches ohne gerade bedeutend zu sein, gleichwohl dem Orchester nicht bloß eine banale Begleitung des Violinparts zuweist. Der Konzertmeister aus Weimar, Herr Karl Haller, ist ein Geiger von großer technischer Fertigkeit, welchem besonders Trillerketten gut gelingen und von gutem musikalischen Geschnad, der sich darin kundgibt, daß er das Hauptgewicht auf das feine Bringen der Rauten legt und virtuose Kunststücke meidet. Der Ton seiner Geige ist nicht groß, aber lieblich. Er spielte auch eine Romanze von Eweden und eine Uebertragung ungarischer Volksweisen von Liszt, welcher er einen Glanz folgte ließ. Fräulein M. Dietrich hat eine Arie aus der Oper „Semiramide“ von J. Rossini vorgetragen und bewies, daß sie in kolorierten Gesänge Fortschritte macht; die kurzen Noten der Tonläufe wurden perlend und ebenmäßig, Triller meist ausgiebig gefungen. Die Textausprache war nicht immer genug deutlich. Die Klavierbegleitung hat Herr Hofkapellmeister Dr. B. Mengel distinkt und geschmackvoll wie immer besorgt.

A. G. Frankfurt a. M. In dem ersten Museumskonzerte kam G. Bizet's dramatische Ouvertüre „Balthazar“ als Novität zur Vorführung, entsprach aber weder nach Form, noch nach Inhalt den gegebenen Erwartungen, und ersuhr denn auch eine so laue Aufnahme, daß dieselbe füglich als „Ablesung“ bezeichnet werden darf. Dasselbe Konzert vermittelte noch die Bekanntschafft mit der amerikanischen Pianistin Frau Teresa Carreño. Dieselbe dokumentierte sich als eine Ausgewählte unter der großen Zahl der Pianistinnen der Gegenwart und errang sich denn auch einen durchschlagenden Erfolg, was angesichts der einseitigen Ausrichtung kaum besonders merkwürdigen Wahl der Vortragstücke (Konzert von C. Grieg und Bolonaise in E-dur von Weber-Liszt) sehr viel heißen will.

Neben einer fabelhaften Technik und einem wunderbar-vollen, außerordentlich modulationsfähigen Wunderhorn besitzt die Künstlerin Temperament und warme Empfindung. Was sie gibt, ist die Emanation einer ungewöhnlichen, charaktervollen Künstlerin. Ihr Name wird vorausichtlich bald zu den langvollsten auf dem Gebiete des Klavierspiels zählen.

Zr. Dresden. In den letzten demnächst beginnenden Symphoniekonzerten der künftigen Musikkapelle des Hoftheaters sollen folgende Neuheiten gebracht werden: Variationen über ein Thema von Franz Schubert von Richard Heuberg; Suite Jeux d'enfants von Georges Bizet; Symphonie in C-moll von August Klugardt; Symphonie in D-moll von Friedrich Koch; Symphonie in C-moll von Viktor Bendig.

Bei ihrem im Saale des Gewerbehauses abgehaltenen und glänzend verlaufenen, diesjährigen Konzerte spielte die rühmlich bekannte, ausgezeichnete Klaviervirtuosin Mary Krebs überhaupt zum erstenmal öffentlich Nr. 1, 4 und 5 aus dem zweiten Akt des von Rubinstein und das bisher nur einmal in Berlin vom Komponisten selbst vorgetragen, blühende Wert Saint-Saëns: „Phaëte d'Argentine“.

Der frühere Tenorist Rudolf Eichhorn hat sich zum Baritonfänger ausbilden lassen und als solcher unter großem Beifall kürzlich ein Konzert gegeben. Herr Oppy, der Sieger in der Mendelssohn-Breisbewerbung, hat bei dieser Gelegenheit ein bei den Preisrichtern Joachim, Rabate und Margiel Aufsehen erregendes Klavierkonzert von Georg Wittich gespielt. Letzterer vertiefte erst vor kurzem das Dresdener Konservatorium.

L-n. Wien. Die erst begonnene Saison hat doch bereits zwei Neuheiten, die komische Oper „Der Barbier von Bagdad“ von dem Theaterkomponisten Peter Cornelius. (Wir werden über dieses Werk demnächst aus der Feder eines bedeutenden Fachmannes eine Beschreibung bringen. D. Red.) Geschlossene Formen, Modenzen, das Mangeln des Leitmotivs lassen den „Barbier“ als Oper älteren Stils erkennen. Jedem Musikfreund sei die als wahrer Genuss empfohlen, jedes edel künstlerisch geleitete Theater hat die Pflicht, sie anzuführen. Im hiesigen Opernhaus machten sich die Herren Grengg als Barbier und Schröder als Aladdin, sowie Hans Richter als Dirigent um das eigenartige reizvolle Werk sehr verdient. — Die zweite Novität, ist die im Theater an der Wien mit möglichem Glücke zur Aufführung gelangte Sullivansche Operette „Die Gondolieri oder der König von Barbabaria“. Sullivan zeigte sich auch hier wieder als feinsinnigster und fein ersinnender Dichters und gerade deshalb — das Textbuch ist übrigens läppisch — fand das Publikum nicht sonderlichen Gefallen an der eitelsten, sehr rhythmischen Musik, die im Orchester, wie in der Stimmenbehandlung den geschmackvollen und den gebildeten Musiker verläugnet. Als nächstes musikalisches Novum geht im Realtheater die amerikanische Operette „Ermin“ von Jatu Bowsky in Szene, ein Werk, welches in London 900 Mal und in New York 1400 Mal ohne Unterbrechung gegeben wurde. Das Textbuch stammt von Bellamy und Paulton und wurde für die deutsche Bühne von Viktor Leon und Heinrich v. Waldberg bearbeitet. Jatu Bowsky kommt selbst von New York, um die Operette zu dirigieren.

E. N. M. London. Im Oktober. Unser Musikleben ging während der Sommermonate ruhig seinen Weg weiter. Kurze Zeit nachdem die italienische Oper geschlossen worden war, begannen im Covent-Garden-Theater die täglichen Promenade-Konzerte. Der musikalische Leiter des starbesehten und aus sehr guten Einzelfraktionen bestehenden Orchesters war dieses Jahr Mr. A. G. Grove. Die sogenannten klassischen Abende fanden, wie in den vergangenen Jahren, am Mittwoch statt. An diesen Abenden war stets das Theater bis auf den letzten Platz dicht besetzt. Der massenhafteste Besuch dieser Konzerte ist wieder ein Beweis, daß tanzenbe das Bedürfnis haben, gute Musik zu hören. Vielen ist es unmöglich wegen der hohen Eintrittspreise unsere Philharmonischen oder Hans Richter-Konzerte zu besuchen. Es wäre an der Zeit, daß wir hier wie in Paris „Populäre Konzerte“ mit einem oder zwei namhaften Solisten während der Wintermonate hätten. Die Eintrittspreise dürften aber nicht höher wie jene der Pariser Sonntags-Konzerte von Lamoureux oder Colonne sein. Im Covent-Garden-Theater findet eine sechs-wöchentliche italienische Opernaison unter Leitung Signor Lago statt. Wir werden zwar nicht Gelegenheit haben, eine neue Oper zu hören, dagegen genießt Signor Lago einige seit längerer Zeit hier nicht mehr

gegebene Opern, u. a. Baquers Tannhäuser, Gluck's Trösten und Anders Maniello zur Aufführung zu bringen. — Im Prince of Wales-Theater hatte kürzlich eine komische Oper „Kapitan Tereke“ von Alexander Wilson und F. C. Burnand, Musik von Robert Planquette, vollen Erfolg. Planquette gehörte unstreitig zu den begabtesten französischen Operettenkomponisten. Sein Talent offenbart sich auch deutlich in dem neuen Werke. — Bekanntlich wird sich Albertina Battl Mitte Januar auf eine kurze Reise nach Ausland begeben. Der hiesige Agent Herr Daniel Mayer hat mit der Tiva einen Vertrag für je drei Konzerte und drei Opernaufführungen in Petersburg und Moskau, also für ein zweifaches Auftreten abgeschlossen, wofür die Summe von 12000 Gulden (232000 Mk.) erhält. Die russische Eisenbahngesellschaft wird der Sängerin einen Extrazug zur Verfügung stellen.

A. O.-tsch. Petersburg. Die kaiserlich russische Oper in St. Petersburg bringt in der kommenden Spielzeit zwei neue Opern hervorragender russischer Komponisten: „Dame pique“ von Peter Tschai-kowsky (wurde schon genannt) und „Fürst Igor“ von M. Borodin. Das Sujet der ersten ist einer Erzählung Pushkins, das der zweiten einem russischen Volksepos entlehnt.

Anton Rubinstein hat eine neue Operette zu Shakespeares Drama „Antonius und Cleopatra“ für großes Orchester komponiert.

Peter Tschaikowsky hat im Sommer ein Orchester für Streichinstrumente vollendet; das Werk ist der Gesellschaft für Kammermusik in St. Petersburg gewidmet.

Unbisherig bekannte Novellenbiographie Mozarts ist erst dieser Tage in russischer Uebersetzung erschienen.



Kunst und Künstler.

— Ein Kirchenkonzert der Schüler des Stuttgarter Konservatoriums hat neuerdings die treffliche Lehrmethode bekräftigt, welche an dieser ausgezeichneten Anstalt beibringt wird. Bewiesen wurden die Vorzüge dieser Unterrichtsmethode vor allem durch die herrlichen Kompositionen der Herren Matthäus Koch (Phantasia und Fuge), Anton Gutz (Sonate) und Hermann Euler (Friedvorspiel), die von den jungen Komponisten auf der Orgel, einem klaren Instrumente von C. G. Weigle in Stuttgart, mit tadelloser, technischer Gewand vorgegetragen wurden. Auch Herr Stegmann bewährte sich beim Vortrage von zwei Sätzen aus einer Sonate von Jos. Haydnberger als gewandter Orgelspieler. Der Vortrag von Orgelstücken wechselte mit Einzelstücken ab und schloß das in der St. Johannis-kirche stattgefundene Konzert mit einem Chor aus „Paulus“ von Mendelssohn, welcher von Jünglingen des Konservatoriums vorgetragen wurde.

— Unser geschätzter Mitarbeiter Herr Professor Robert Goldbeck hat in einem Konzerte zu Königsberg zwei Stücke von Bizet und sein zweites Konzert für Klavier und Orchester in einer Uebersetzung für zwei Pianofortes mit Frau Elzje Goldbeck unter großem Beifall gespielt.

— Es liegen uns Berichte vor, nach welchen der Tenorist Herr Max Selter, ein Schüler der Frau Helene Tilgner von Nedern in München, im Regensburger Stadttheater seiner weichen sympathischen Stimme wegen ungemein beliebt.

— Aus Duxford berichtet man uns: Der hiesige „Musikalische Verein“ hat kürzlich in einer öffentlichen Aufführung eine bedeutende Novität zu Gehör gebracht: „Die Gruftstein-Räuber“ von Paul Jaeger, der zugleich diesen Verein leitet. Die leider zu wenig bekannte Komposition, welche aus vier Teilen (Eingangschor, Pastorale, Choral und Schlusschor) besteht, weist sehr viele Vorzüge auf, wurde sehr gut gelungen und fand großen Beifall.

— Der Tenorist Nachbarr hat jetzt erst von seinem Wirken auf der Münchner Hofbühne Abschied genommen. Das Publikum hat ihn bei diesem Auslass sehr freundlich behandelt.

— Die königliche General-Intendantur in Berlin hat verfügt, daß hinfür den jungen Sängern und Sängerinnen, die sich der Bühnenlaufbahn widmen, der freie Eintritt in die Vorstellungen des königlichen Opernhauses nicht mehr gewährt werden solle.

— Man teilt uns mit: Der Konzertmeister und Cellovirtuose Herr Josef Dietz begibt sich demnächst wieder auf eine Konzertreise und wird im Winter nach Ägypten beisehen.

— Man schreibt uns: Der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen hat jüngst dem Hofkapellmeister Adolf Schulte „für treue Dienste und ausgezeichnete Leistungen“ bei dessen Scheiden aus der Stellung eines Dirigenten der Hofkapelle das Schwarzburgische Ehrenkreuz verliehen.

— Wie man uns aus Karlsruhe meldet, hat im dortigen Museumskaale jüngst Herr A. Schmidt, ein vornehmlich bekannter Konzertfänger, eine Matinee gegeben, in welcher er nur Scherzlieder in veränderte Weise vortrug. Er trug alle Scherzlieder hervor und hielt im Besitze einer schüttelnden Stimme.

— Das kaiserliche Konservatorium in Sondershausen erhöhte seinen neuen Kurs unter starker Beteiligung in- und ausländischer Schüler und Schülerinnen, namentlich aus England, Nord- und Südamerika, Schweden und Dänemark. Die Leitung des weltbekannten, jetzt erneut in den kaiserlichen Besitz übergegangenen Konservatoriums liegt vom Wintersemester ab wieder in den Händen des Herrn Prof. Carl Schröder, welcher vor kurzem unter zahlreicher Beteiligung aller musikalischen Kreise an der bisherigen Stelle seines Wirkens — in Hamburg — sein Jähriges Künstlerjubiläum gefeiert hat.

— Es wird uns mitgeteilt, daß bei dem Sängerfest in Magdeburg ein vom Kantor Herrn C. Linke komponiertes Begrüßungslied großen Beifall gefunden hat. Die Kompositionen dieses jungen Tonbilders haben sich jüngst erst der wohlwollenden Kritik eines bedeutenden Musikmanns zu erfreuen gehabt.

— Der Tenorist Herr Vogel in München, zu dessen fünfundsiebenzigjährigem Jubiläum die Intendantur eine Festvorstellung geben wollte, hat sich höflich diese „Ehrung“ verbeten.

— Wir haben bereits die Spielzeit der nächstjährigen Warenther Festspiele mitgeteilt. Der Plan der letzteren ist nunmehr also festgelegt: Es werden vom 19. Juli bis 19. August 1891 zwanzig Aufführungen stattfinden, und zwar zehn Aufführungen von „Barbier“ (am 19., 23., 26. und 29. Juli, 2., 6., 9., 12., 16. und 19. August) sieben Aufführungen des „Tannhäuser“ (am 22., 27. und 30. Juli, 3., 10., 13. und 18. August) und drei Aufführungen von „Tristan und Isolde“ (am 20. Juli, 5. und 15. August). Die Aufführungen werden von Generaldirektor Hermann Levi in München und Fritz Mottl in Karlsruhe geleitet. Die Leitung der choreographischen Szenen im „Tannhäuser“ hat Fräulein Virginia Buschi in Mailand übernommen. Die Besetzungsfragen sind endgültig noch nicht festgelegt.

— Eine Besonderheit unter den vielen Musikaufführungen in Berlin ist die vom Musikdirektor H. Buchholz geleitete „Kapellmeister-Akademie-Schule“. Eine kürzlich stattgefundene Aufführung derselben erwies die Tüchtigkeit der in diesem Institute bezogenen Lehrmethode.

— Das Wiener Hofoperntheater ist diesen Sommer vor einem schweren Verluste bewahrt worden. Aus Wien wird dem Berliner Courrier darüber folgendes berichtet: Auf niemand anderen als auf Rosa Pechy, die hübschste und amüsierteste unserer Sängerinnen, hatte es Gott Hymnen abgesehen. Ein ungarischer Magnat von altem Adel, ein Großgrundbesitzer der schwärzen Sorte, warb um die Hand der schönen Rosa, und mächtige Einflüsse machten sich geltend, sie zu bewegen, das Jawort auf Ja und Nein zu geben. Die Liebe zur Kunst hat aber über die Liebe des Magnaten gesiegt, denn Fräulein Pechy erklärte, daß sie nur unter der Bedingung dem Bewerber zum Trautaltar folgen wolle, daß sie bei der Bühne verbleiben könne. Diesem bedingten Jawort folgte ein unbedingtes Neinwort, und so bleibt alles beim alten: der Magnat hat seinem Vorgesagten und Fräulein Pechy beim Hofoperntheater.

— In Wien hat die Operette von Johann Strauß „Der Zigeunerbaron“ die 200. Aufführung erlebt. Dem Komponisten wurden bei dieser Gelegenheit stürmische Huldigungen dargebracht.

— Amsterdam besitzt jetzt eine nationale Oper. Diese zu gründen gelang wider alles Erwarten einem Freilanden, kühnsten Krieger, dem jetzigen Direktor und Besitzer, Herrn J. G. de Groot. Noch vor zwei Jahren schälte die Amsterdamer nützlich über die nach ihrer Meinung kläglichen Versuche des Direktors, der aus allen Ecken und Enden Hollands sinnvergebliche Herren und Damen zusammen-

raffte und sie zu Solisten ausbildete: der aus Zeiten, die keine Note kannten, einen Chor schuf; der sich selbst daran machte, aus dem reichen deutschen und französischen Operndrama Werke zu übersehen — und nun steht mit einemmale das Werk da: vollendet, großartig zu Ende geführt, wie die Allgen. Zuhörer bemerkt. Ja, was den puritanischen, nach der Gilette gedrehten altolländischen Idolsamkeiten gar nicht entstehend will: eine Dame aus den höchsten aristokratischen Kreisen im Haag tritt als Lektüre mit enormem Erfolge vor dem Amsterdamer Publikum auf; allerdings unter dem angenehmen Namen „Macht Bazzi“, allein jeder weiß, wer hinter dem Pseudonym steht. Ein vorzüglicher lyrischer Tenor — noch vor kurzem Fabrikarbeiter —, ein in himmlischer und schamwiderlicher Hinsicht gleich guter Bariton, der noch vor zwei Jahren unter die Jünger Mertens zählte, ein eben solcher Bass — tauter Straße, die der energische Direktor selbst geführt hat. Der finanzielle Erfolg dieses Unternehmens ist ein ungeheurer. Aus allen Provinzen eilen die Bürger herbei, um ihre Sprache in Musik zu hören.

Ein Sonntagsgang ganz seltener Art scheint der dreitägige „musikalische Wettstreit“ zu sein, welcher einer alten Sitte gemäß vom 9.—11. Oktober in Gnael (Belgien) stattfand. Drei Tage hindurch hatten die beiden Gesangsvereine, „Die Noten“ und „Die Vanden“, ihre schönsten Stücke zum Besten gegeben; zum Schluß mußten beide Gesellschaften zusammenspielen, und der Preis fiel derjenigen zu, welche am längsten spielen würde. So blieben denn die Musiker wieder darauf los; schon nach der ersten Stunde wußten sie nicht mehr, was sie thaten; die Geister waren fernerer; die Haare standen ihnen zu Berge; jeder blies was er wollte, aber man blies fast weiter. Die zu hunderten versammelten Hörer jubelten, schrien, tanzten und sangen. Nach 1/2 Stunden schrien die Vanden; die Baute der Noten war gebrochen.

— Mit 16 Operette „Der arme Jonathan“ hat in New York einen durchschlagenden Erfolg gehabt.

Neue Musikalien.

(Sammelwerke.) Ausgewählte Werke für das Klavier mit und ohne Orchesterbegleitung von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Bearbeitet und herausgegeben von Percy Schöchlin, Professor am Konservatorium zu Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1890. Fünf Bände. Ein vorzügliches Werk, besser gar nicht zu denken, was Sauberkeit und Deutlichkeit des Notendrucks betrifft, was Gründlichkeit und Gebiegenheit der schönsten Stücke anbetrifft, die sich auf den Plan des Tonstages, auf die Beziehungen des Vortrags, auf Bestimmung der Phrasierung, auf den Fingerring und Anwendung des Pedals beziehen. Wie gewöhnlich der Herausgeber Prof. Schöchlin seine Aufgabe erfüllt hat, beweist u. a. der Umstand, daß er bei einer Fuge Mendelssohns auf feierhafte Stimmenparallelen hinweist und für jeden, der sie beauftragt, in einer Fußnote eine Korrektur anbringt. In Bezug auf den Gebrauch des Pedals empfiehlt er, dasselbe nicht genau auf den Tatsächlichen niederzulegen, sondern da vielmehr den Fuß leicht zu heben, um ihn unmittelbar und rasch darauf zu setzen, damit verschommene Harmonien nie stattfinden. Was für ein feiner Interpret der Herausgeber ist, beweist er in seinem Vorwort zu den „Vierden ohne Worte“, den oft über- und noch öfter unterschätzten. Die fünf Bände Mendelssohnscher Klavierstücke enthalten außer den Vierton ohne Worte, Sonate, Capriccios, Sonate, Fugen, Charakterstücke, Phantasien, Präludien, Scherzos u. a. m. — Der wertvolle deutsche Text dieser Ausgabe wird auch in englischer Übersetzung gegeben.

In demselben Verlage erschien „Die Schule der Gesangsleitung“ für Pianoforte von Carl Czerny, in vier Heften. Von Wilhelm Spiegl. Es sind dies 40 Übungsstücke, bestimmt, die Fingerfertigkeit beim Klavierspiel zu entwickeln und zu schärfen, welches Ziel durch Angabe eines zweckmäßigen Fingerranges wesentlich gefördert wird. Diese Schule Czernys ist im Stuttgarter Konservatorium eingeführt.

Steingraber's Verlag in Leipzig hat eine Reihe wertvoller Sammelwerke für das Klavier herausgegeben. Darunter zwei Bände Salomonischer, unter denen sich Recen von Gluck, Konradin Kreutzer, L. Beethoven (Reinold), R. G. Weiffing, Fr. Schu-

bert (Schubertswalzer), F. Mendelssohn, Ant. Hummel, Rob. Schumann und Peter Tchaikowsky befinden. In der Edition Steingraber sind in einem starken Heft auch Kompositionen von Rubinstein, Dargini, Rimski-Korsakow, Tchaikowsky (Viel ohne Worte, Romanze, Barcarole, Troiatsahrt, Welterhacht), zwei Melodien und der Kavalierier von Ant. Rubinstein, ein Walzer von St. Romanzoff und der Kröllensmarkt von A. Södermann werden in einer von Rob. Schumann besorgten Einrichtung für vier Hände in einem anderen Heft geboten, dessen Notendruck ebenso tadellos ist, wie bei allen Ausgaben des genannten Verlags. Nr. 462 derselben Edition bringt 27 Klavierstücke von Tchaikowsky mit Angabe der Periodengliederung und des Fingerranges von Dr. Hugo Nieemann, der auch in Bezug auf den Vortrag wertvolle Hinweise gibt. In allen diesen Stücken zieht die Ursprünglichkeit der Melodie, die Eigenart der Harmonisierung, das edle musikalische Empfinden entschieden an.

Dr. Hugo Nieemann hat auch ein anderes wertvolles Sammelwerk der Edition Steingraber: „Mittelpunkt des Klavierspiels“ mit dem musikalischen Interpretation, d. h. mit Angabe der Notengrenzen, der Perioden und Accente (selbst der Teilung des Notensystems) auf das sorgfältigste und intensivste versehen. Der erste Band bringt musikalische Federblätter von Mich. Angelo Rossi, Fr. Conperin, J. B. Kamean, D. Scarlatti (darunter die berühmte Magenfüge), G. F. Händel, J. S. Bach, Wih. Friedemann, St. Phil. Emanuel und Joh. Christian Bach, von St. J. Braun, J. Haydn, Mozart und Beethoven. Im zweiten Bande der „Mittelpunkt des Klavierspiels“ sind Mizio Clement, Cramer, W. J. Tomaszek, J. A. Hummel, St. W. v. Weber, Fr. Kalkbrenner, John Field, Fr. Schubert, F. Mendelssohn-Bartholdy, Chopin, A. Schumann, Fr. Liszt und J. Raff würdig vertreten. In beiden Bänden wird die Entwicklung der Klaviermusik der letzten zwei Jahrhunderte in sachkundiger Weise dargestellt.

Nr. 117 der Edition Steingraber enthält J. S. Bachs Klavierwerke. 7. Band. Es ist eine Ausgabe von Präludien, Menuetten, Capriccios, Phantasien, Variationen, Suten und Fugen, welche Dr. Hans Bischoff mit einer staunenswerten Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit mit Varianten, Vortragszeichen und Fingerring versehen hat. Nur ein deutscher Musiker ist einer solchen Gründlichkeit fähig, wie sie hier zu Tage tritt; Dr. Bischoff hat aus handschriftlichen Quellen das Material für seine gediegene, la müttergültige Kritik ebenso geholt, wie aus bereits gedruckten Kompositionen Bachs. Wer diese Ausgabe technisch und in Bezug auf den Vortrag sicher beherrscht, der kann sich getrost für einen Klavierpieler ersten Ranges erklären.

Nr. 315 derselben Ausgabe Steingraber enthält vier reizvolle Walzercapricen von Fr. Schubert und Nr. 365 und 366 bringen „Klassische Vortragsstücke für Violine und Piano“ (2 Bände), welche für diese beiden Instrumente von Robert Schumann eingerichtet und mit Vortragszeichen und Fingerring versehen wurden. Betreten sind in diesem wertvollen Sammelwerke J. S. Bach, Beethoven, Vorkerlin, Chopin, Corelli, Field, Gluck, Haydn, Händel, Kreutzer, Votti, Vully, Mendelssohn-Bartholdy, Mozart, Scarlatti, Schumann, Schubert und Tartini. Ein ähnliches Werk: „Original-Kompositionen älterer Meister für Pianoforte und Violine“, ebenfalls in zwei Bänden, in denselben Verlage erschienen, wurde von dem berühmten Verfasser einer Violinschule, Prof. L. Abel, herausgegeben. Es werden darin Tonbildungen von Mozart (meist Sonaten), J. Haydn, J. L. Dufay, Fr. Ries, J. Kuhlman, C. W. v. Weber, Fr. Schubert, F. Mayas, G. G. Reiffing, Beethoven, Mendelssohn und L. Epohr geboten. Dem Geigenpieler werden wertvolle Vortragszeichen und Belehrungen technischer Art von dem Herausgeber gegeben, der selbst ein hervorragender Meister des Violinspiels ist und viele berühmte Geigen, Violen und Violonzert herangezogen hat. — Schließlich seien J. Fiedels Notenturen und die Cavatine „Reuens“ in der Phrasierungsausgabe (Steingraber) von Dr. Hugo Nieemann erwähnt. Diese Nachstücke haben bekanntlich keinen gewöhnlichen musikalischen Wert; sie waren für Chopin Vorbilder und sind noch jetzt dankbare Vortragsstücke.

Ein Sammelwerk, welches geeignet ist, in die weitesten musikalischen Kreise zu bringen, das sich besonders für jugendliche Klavierpieler eignet, die bereits einige Schritte über die Schwelle des ersten Unterrichtes hinaus gekommen sind, ist die „Musikalische 50-Pfennig-Bibliothek“, welche Carl

Mühles Musikverlag in Leipzig-Mendnig (vorm. B. J. Tonger) herausgibt. Es will einen Gesangsschatz älterer und neuerer Lieblingsmelodien für das Klavier zu 2 und 4 Händen zusammenbringen und es gelingt dies auch diesem geschäftsbetriebigen Unternehmen, in welchem die Tonbilder der letzten 30 Jahre ebenso vertreten sind, wie die älteren Kompositionen. Die „Musikalische Bibliothek“ bringt leichte Liebestragödien vieler schönen deutschen Lieder für das Klavier, enthält Tanzweisen, Märchen, Nachspiele, nicht bloß deutsche sondern auch ungarische und rumänische Volksweisen. Besonders sind die letzteren mit ihren gehäuft übermäßigen Schönen von einem eigentümlichen Reize.

„Da Capo-Album“ nennt sich eine Sammlung moderner und klassischer vierhändiger Vortragsstücke, welche für das Klavier eingerichtet sind. Dieses Album enthält einige Walzer von Fr. Behr und J. Ivanovici, Salonstücke und die bekannten Präludien von Mendelssohn aus Aethalia und aus dem Sommerabend. Verlegt ist es von Carl Mühles, ebenso wie das Weihnachtsalbum, von welchem uns der Band für vierhändige, sehr leicht gefasste Lieder und Märchen, sowie der Band für Violine und Klavier vorliegen. Der letztere bringt 14 Stücke, darunter ein Heftspiel, Phantasien, Märchen und Weihnachtslieder.

Litteratur.

Deutsche Gesangsschule von C. H. Hennig. Verlag von Gebrüder Hug in Leipzig und Zürich.

Ein treffliches Buch, mit dem sich ein jeder bekannt machen sollte, der es im Singen weit bringen will. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß es deshalb so wenig gute Sänger gebe, weil die Ansichts- und Gehörgeübungen übersehen werden. Die alten italienischen Gesangsmethoden forderten von ihren Schülern eine sich auf viele Jahre erstreckende Verzicht bei eigenem Fleiße. Wagt man dem Gesangsorgane Zeit, sich zu entwickeln an sorgfältigen Atemübungen, durch wirkliche Registerverstellung im Studium der Vokale nach der Seite des Ausstehens und der Klanggepräge, der Konsonanten in ihrer charakteristischen Bildung und Wirkung, so wird man wieder vorzüglich Sänger hören. Der Verfasser behauptet mit Recht, daß volle Flüssigkeit des Gesangsorgans auch unter ausschließlicher Benützung der deutschen Sprache zu erlangen sei und daß man von dem Gebrauche der italienischen Sprache beim Singen absehen könne. Hennigs Gesangsschule behandelt in ihrem theoretischen Teil den Ton und das Gesangsorgan, den Atmungsprozess und die Stimmförmigkeit, die Tergansprache, die Klangfarben und Tonbildung; im praktischen Teil sind ebenfalls alle lehrhaften Wusungen klar, präzis und zweckmäßig.

„Schuliederbuch“. 183 ein- und zweistimmige Lieder nebst einer kurzgefassten Chorgesangsschule. Von Rob. Schwalbe, fgl. Musikdirektor. (Verlag von G. Fischer, Stuttgart.) Die Auswahl der Lieder ist eine glückliche und tastvolle. Gern begegnet man auch einigen Liedern von Mendelssohn, Schumann und Brahms. Volkslieder sind, wo nötig, mit passenden Texten versehen (unglücklich gewählt ist nur der Text zu Eichers bekanntem „Auf dem Meer“). Der meist zweistimmige Satz läßt nichts zu wünschen übrig. Aberwacht, das reizende Lied Nr. 145 nicht in der viel schöneren Eicherschen Fassung gegeben ist. In des Herausgebers eigenen Kompositionen scheint uns das harmonische Element ein etwas zu starkes Uebergewicht über das melodische zu haben. Alles in allem — eine recht empfehlenswerte Sammlung.

„Praktische Chorgesangsschule“. Ein unentbehrliches Handbuch für Männergesangsvereine. Von Fritz Kuchrich. (Verlag von J. F. C. Gruber, Hildesheim, Oberpfalz.) Ein praktisches Büchlein, das seine Verbreitung verdient, da ein dergleichen Maß von theoretischem Verständnis und schulmäßiger Übung doch genau genommen bei keinem Mitglied eines Gesangsvereins fehlen sollte und doch so häufig noch fehlt. Bei der Septime verweisen wir die so wichtige Unterzeichnung der großen und kleinen Septime. Auffallend war uns die Regel „ei“ stets wie „ai“ zu singen. Die den Regeln beigegebenen Liederbeispiele sind meist treffend und überzeugend. Nach welchem Prinzip das beigeigte Kompositionenverzeichnis angefertigt wurde, ist uns unklar geblieben, da z. B. Beethoven, Weber, Mendelssohn, nicht aber Gluck, Mozart, J. Haydn erwähnt sind.

Dr. Sch.

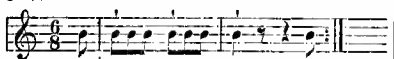
Musik und Tanz der Singhalesen.

Seit einigen Jahren werden Gruppen von Singhalesen von der Insel Singhala oder Ceylon durch Europa geführt. Die Völkerkunde zählt dieses Volk bald zu den Indo-Germanen, bald zu einer zwischen Indiern und Malaien stehenden Mischrasse. Ohne auf diesen Streit einzugehen, sei von einer Eigenschaft berichtet, die sie den Indo-Germanen näher stellt, wie jeder andere körperliche Vergleich. Wir meinen ihre Fähigkeit des Musizierens und Tanzens. Ihre Instrumente sind nur große und kleine Trommeln, auf welchen sie einen Walzertakt schlagen. Sie enthielten hierbei eine Mannigfaltigkeit in der rhythmischen Bewegung, die sehr beachtenswert ist. Die Singhalesen führten einen Reizung auf, *Perra-herra* genannt, den sie am Neumond im Juni, am Ende der Regenzeit, ihren Göttern darbrachten. Voran ritt ein Mann auf einem jungen Zebrastrich mit einer Krafoblumaste. (Das Krotobil ist Symbol für das Wasser.) Hinter ihm zwei Trommelschläger; der eine mit dem *Danla*, einer großen Trommel, ähnlich den alten napoleonischen Solbattentrommeln; auf die schlug er mit einem Holzstab nach auf, der andere mit dem *Tamataw*, mit zwei gefopelten Beiden; auf die schlug er mit zwei Hing-schlägen. Nach diesen drei Elefanten, auf ihnen die Koriat mit Fahnen. Dann der Häuptling oder Priester auf dem großen Tempelbesen unter gelbem Baldachin. Hinter dem Häuptling vier Tänzer. Auf kleinen Trommeln, *Itat*, nach Art unserer Sanduhren, schlugen sie mit den Fingern den Takt. In graziosen Schritten tanzten sie, nach Art unserer Menuett oder Ländler, einen zierlichen Tanz. Dazu fügten sie eine Weise in rhythmischen, wohl gegliederten Sätzen und begleiteten die Worte mit ausdrucksvollen Gebärden. An diese schloßen sich wieder mehrere große und kleine Elefanten mit Fahnen-trägern, Bildern der Sonne und der Sterne an.

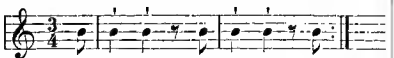
Eine zweite Gruppe von Tänzern führte einen, nicht zum Fest gehörigen, *Kaffee- und Thee-Plantagentanz* auf. Ein Vortänzer springt in prallen Wendungen, auf den Fersen tanzend, voran; ein Malabare, mit goldenen Ringen in der Nase, hinter ihm drein. Zwei Schlangentänzer schlangen auf einer kleinen Sandtrommel und einem aus zwei Metallstäben bestehenden Instrument den Takt. Durch die grotesken Formen unterschied er sich von dem pathetischen „Sonnentanz“; immerhin war es staunenswert, wie dieser fast komische Tanz in den Rhythmus der ersten Tänze und Gesänge sich einfügte.

Hierauf kamen die Karrenreiter mit bunten Fahnen, Sternen und Sonnen. Einer mit großem Zebrastrich, hies, wie ein Triton, ein großes Mischelhorn. Auf einem Karren saßen vier Frauen und Mädchen um eine große Trommel, *Manawie*. Sie war so groß wie ein Kornfeld und hatte auch dessen Gestalt.

Schätzlich merkwürdig waren Musik und Tanz. Die zwei vorderen Trommeln schlugen einen zweifachen Takt. Der eine mit 3 Schlägen auf der großen Trommel $\frac{1}{2}$ Takt, der andere auf den kleinen Beiden mit 6 Schlägen $\frac{1}{4}$ Takt. Sie wechselten alle zwei Takte und brachten durch den doppelten Rhythmus eine aufregende Musik hervor. Eine Tänzergruppe:



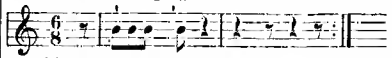
schlug mit den Fingern einen zierlichen $\frac{1}{2}$ Takt und sang dazu ein Walzertakt. Dieses war in Sagaruppen gegliedert, die nach Strophenart sich wiederholten. Sie sangen nur auf 4 Tönen, von *e-b*. Es folgten Lieder aus den alten Vedas, der Urhibel der Hindu, sein. Dazu tanzten sie einen anmutigen Tanz, nach Art unserer Ländler und Menuett, mit Schritten nach links, nach rechts, dann Drehung; meist vorwärts schreitend, zuweilen auch — wenn der Zug Raum bot — rück- und seitwärts. Bei einer anderen Gruppe schlugen zwei Tänzer eine Beientrommel und ein Metallinstrument in $\frac{1}{4}$ Takt:



Die beiden andern tanzten ohne Gesang einen Springanz.

Die vierte Gruppe, 1 Mann und 4 Frauen, schlug auf die große Fackpauke, die sie vorher über

dem Feuer geschnitten hatten. Der Mann schlug einen Takt vor, wie eine Frage:



Die Frauen antworteten:



in zierlichen Achtel- und Sechzehntelschlägen. Kennerlich betrachtet schien alles nur zufällig, willkürlich zu sein; in Wahrheit bezeugte das Ganze aber ein hoch entwickeltes rhythmisches Gefühl.

In unserer an Rhythmuserfindung so armen Zeit war mir dieser Trommelschall beachtenswert. Ich dachte an die Ballmusik in Mozars „Don Juan“, in der auch drei Taktarten, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und $\frac{1}{4}$, zu gleicher Zeit miteinander sich bewegen.

Ich dachte an die fähigen rhythmischen Kombinationen und raschen Wechsel, wie sie Beethoven in seiner 3. und 9. Symphonie u. a. D. ausgeführt hat. Auch befreundete es mich, daß mir nach jenen Weisern gar keiner einfallen wollte, der einen ähnlichen Rhythmus ausgearbeitet hätte, wie diese Naturkinder spielend sie erfanden.

Frankfurt a. M.

Heinrich Becker.



Auf ähnlichen Donwegen.

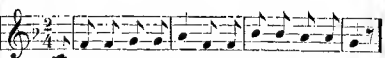
Von H. Fr. Kleinpaul (Alfons).

Durch einen vorzüglichen Artikel in Nr. 15 der „N. Musikz.“ angeregt, habe ich in meinem Gedächtnisse einige ähnliche Motive hervorgehoben, die man meist Reminiscenzen nennt. Man begegnet gewöhnlich bei Erwähnung der letzteren zwei entgegengesetzten Beurteilungen, die ich beide für unberechtigt erklären muß. Die einen sind beim Auffinden einer Reminiscenz gleich entsetzt, und lieben es, das harte Wort anzuhängen: „Das wurde gestohlen.“ Es ist das in den allermeisten Fällen eine unbegründete Behauptung. Oft kennt ein Komponist das Werk des anderen, in dem der Anfang vorkommt, gar nicht, oder es hat nur eine absichtlose Aneignung fremder Gedanken stattgefunden. Solche unabsichtliche Benutzung kann man doch unmöglich mit dem Worte „Diebstahl“ bezeichnen. Nicht bekannt genug dürfte folgende Brahms's-Anekdote sein: Brahms erste Symphonie hat in dem Thema ihres letzten Satzes eine gewisse geistige Verwandtschaft in der Stimmung mit dem des letzten Satzes von Beethovens Neunter. Ein Dilettant machte sich nun bei einer Probe seiner Symphonie an Brahms heran, sagte ihm Komplimente wegen der Großartigkeit seines Werkes, und bemerkte schließlich: „Schade, daß der letzte Satz etwas an Beethovens Neunte erinnert.“ Hierauf erwiderte Brahms: „Wissen Sie aber auch, was das Schlimmste dabei ist? daß jeder Esel es gleich merkt.“

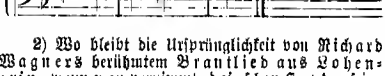
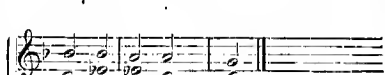
Soviel über die, welche wegen einer Reminiscenz ein ganzes Werk, und womöglich gleich den ganzen Komponisten verdammen.

Eine andere Gattung von Musikliebenden macht es umgekehrt, und hält, sobald jemand einen Anfang gefunden hat, auf den Entdecker, und gibt ihm das schöne Wort „Reminiscenzjäger“. Auch diesen möchte ich entgegenreten. Man wird doch nicht annehmen, daß sich jemand die Mühe nimmt und überall herumhastet, ob er irgendwo einen Anfang finden kann, sondern sein Gedächtnis sagt ihm beim Anhören der Reminiscenz: „El, das habe ich ja schon irgendwo gehört,“ und bei einigem Nachdenken fällt ihm auch ein. wo. Nun ist doch ein gutes Gedächtnis im allgemeinen eine wertvolle Gattungsgabe, und brandt sich der Beisitzer desselben nicht darüber zu grämen, daß es ihm verliert ist. Zum Schluß zwei Beispiele von Reminiscenzen:

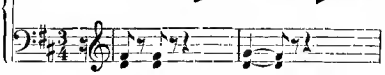
1) Mozart schreibt in seiner Zauberflöte ganz vergnügt:



Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papagei so sich und bedeutet nicht, daß ein ihm wahrscheinlich ganz unbekannter Choral: „Nun lob' mein Seel' den Frommen“ folgendermaßen klingt:



2) Wo bleibt die Ursprünglichkeit von Richard Wagners berühmtem Brantille aus Lohengrin, wenn man vernimmt, daß schon Haydn seine wenig gespielte D-dur-Sonate, Nr. 6 folgendermaßen anfangt:



Notenrätsel.

„Die berühmte Mantelbrommer Fuge.“



A. V. K. L. W. H.



Die Noten auf dem Blatte unter der Fuge geben richtig gruppiert mit ihren Buchstaben den Text zu dieser Fuge und damit gleichzeitig die Erklärung der Initialen derselben.



Briefkasten der Redaktion.

Anfragen in die Abonnements- und Zustellung beizugehen. Unannehme Zuschriften werden nicht beantwortet.

C. St., Antwerpen. Betreffs Ihrer Anfrage über das einzige deutsche Bratschalbum der Pariser Ausstellung wollen Sie die Notiz im Briefkasten der Nr. 15 dieses Blattes (S. 182) nachlesen.

Uebrigens sprechen sich die Münchner Neuesten Nachrichten über das Wert folgendermaßen aus:

„... Wer das Glück hatte, die Weltanschauung des letzten Jahres zu befehlen, dem wird das neue Werk ein hochwillkommenes Andenken sein — und dem, der nicht am Scheitrand gewellt hat, wird es bis zur Grenze des Möglichen einen Grog für den Besuch bieten. Vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, steht übrigens das Album auf einer Stufe, die nur wenige derartige Publikationen erreichen.“

Gegen Einbindung von Mt. 5.50 franco, in Bratschenband zu Mt. 8.50 vom Entzifferer Plakat-Zirkulir, Augusthefte 7, zu beziehen.

Herrn Paul Werner, Berlin. Von den eingehenden Gebüchten gefällt uns am besten das folgende, zum „Vertonen“ nicht ungeeignete:

Wirtschöterlein.

Wie glänzt dort im Wech, so feurig der Wein,
Feurig, wie die Augen vom Wirtschöterlein!
Den Wein und die Augen, die lieb' ich so sehr,
Dich, holdes Wirtschöterlein, lieb' ich viel mehr!

Nun schau' ich nach dir du Wirtschöterlein hin,
Schlägt mein Herz so laut und verwirrt mir mein Sinn,
Dann greif' ich zum Wech und trinke ihn leer.
Wirtschöterlein bring' ihn gefüllt wieder her!

Nun glänzt dort im Wech, so feurig der Wein,
Feurig, wie die Augen vom Wirtschöterlein!
Den Wein und die Augen, die lieb' ich so sehr,
Dich, holdes Wirtschöterlein, lieb' ich viel mehr!

J. E., Sonthern. Sie wollen brillante, schwierige Walzer im Stile jenes von Schulhoff op. 6 und Nubinius „Valse caprice“ erfahren? Wir empfehlen Ihnen die Walzer von Tchaikowsky und Chopin.

R. M., Hatzendahl. Wenn Sie der Harmonielehre Herr geworden sind, greifen Sie nach dem Werke von Marx und Neumann, aus welchen Sie die Leistungsfähigkeit der einzelnen Instrumente kennen lernen werden. Vortrefflich ist auch die „Kunst der Orchestration“ von dem geistvollen Hector Berlioz, von H. Pohl verdonat. Sie werden da besonders über ein reich bestes Orchester und über dessen Verwendung wertvolle, in jeder Form vorgetragene Winke erhalten.

Aus diesem Buche, sowie aus den Partituren von S. Berlioz hat auch H. Wagner sehr viel gelernt. Es gibt Theoretiker, welche mit Recht bemerken, daß sich das Instrumentieren nicht lehren oder wohl lernen lasse. Suchen Sie denn vor allem Partituren zu lesen, dieselben auf dem Klavier wiederzugeben, so weit dies eben möglich ist und gehen Sie bei der Wahl der Partituren nicht hinter die älteren Symphonien Beethovens zurück. Aus dem Studium der Partituren H. Wagners können Sie sehr viel lernen; hüten Sie sich

LOUIS NOEBE, für Gelgenbau

BAD HOMBURG bei Frankfurt am Main.
Alte italienische Instrumente in grösster Auswahl zu mässigen Preisen.
Anfertigung aller Arten Streichinstrumente nach einer neuen, für die Hauptstaaten Europas patentierten Konstruktion.

Sämtliche Instrumente werden nur aus dem besten alten, natürlich getrockneten Resonanz-Holze, und niemals aus künstlich präpariertem Material oder der sogenannten Balsam-Fichte hergestellt, weshalb für stete Veredelung des Klanges durch Spielen vollkommene Garantie übernommen wird.

Auszug aus verschiedenen Gutachten bedeutender Künstler.

... Ihre Violinen habe ich erhalten und war geradezu überrascht von dem schönen Ton der Instrumente. Ich kann nicht umhin, Ihnen zu Ihrem neuen System zu gratulieren. Was die Geigenmacher betrifft, so haben Sie den Nagel an den Kopf getroffen.
Professor August Wilhelm.

Die Reparatur an meiner Stradivari ist, wie alles was von Ihnen kommt — famos. Haben Sie herzlichen Dank.
Professor August Wilhelm.

Der Unterzeichnete nimmt gerne Veranlassung, Herrn Louis Noebe zu bezeugen, dass seine Geigen Vorzüge haben, die in so vollem Masse bei andern neuen Instrumenten nicht zu finden sind. Sie vereinigen Noblesse und Grösse des Tones mit leichtem Ansprechen und können deshalb jedermann bestens empfohlen werden.
Professor Benno Walter,
K. Bayr. Hofkonzertmeister in München.

Das mir von Herrn L. Noebe übersandte Instrument ist in jeder Hinsicht vortrefflich, und ich muss gestehen, dass ich bis jetzt noch keine neuen Instrumente gesehen habe, die in bezug auf leichte Ansprache und Schönheit des Tones mit den von Herrn L. Noebe gehalten konkurrieren können.
Wiesbaden, Jules de Swert,
K. K. Konzertmeister.

... Die Resultate, die Sie im Geigenbau erzielen, sind staunenswert. Selten, ja fast nie ist mir eine neue Geige vorgekommen, die so leicht anspricht, deren Ton so markig und doch so weich klingt als die von Ihnen gebanten. Die Egalität des Tones auf allen vier Saiten ist eine vollkommene. Nach der selbstgemachten Erfahrung, dass Sie keinerlei präpariertes Holz zu Ihren Geigen verwenden, ist es ganz unmöglich, dass Ihre Violinen nicht jenen vollendeten Wohlklang, jenes bestückende Süsse des Tones erringen sollten, die erst längeres Spiel und verständnisvolle Behandlung selbst dem kostbarsten alten Instrumente in richtiger Weise verleiht.
Tivadar Nachéz,
Violinvirtuos.

... Und wenn Ihnen bei der reichen Auswahl schmeichelhafter Anerkennung über Ihre vorzüglichen Instrumente noch ein paar Worte erwünscht sein können, hezeuge ich Ihnen gerne, dass ich mich, infolge der von mir angestellten Versuche mit Ihren Violinen, den meist enthusiastischen der Ihnen von antwortlicher Seite angestellten Gutachten anschliesse.
Leopold Auer,
Professor am K. K. Konservatorium St. Petersburg.

... Ihre neue Violine, die ich hier habe, klingt jetzt wundervoll und bin ich herzlich erfreut, Ihnen sagen zu können, dass das Instrument alle Vorzüge heisst, die ein Geiger von einem Konzertinstrument verlangt. Ich bin überzeugt, dass in einem Jahr fleissigen Spielens die Violine den besten italienischen Instrumenten gleichkommt.
Professor Bennewitz,
Direktor am Musik-Konservatorium (Prag).

Da nicht leicht in irgend einer Kunstbranche mehr Schwindel getrieben wird, als speziell im Gelgenbau, durch Nachahmung und schlechte Reparaturen alter italienischen Violinen, so darf wohl das, auf rein akustischen Grundgesetzen beruhende Noebesche System — neue Geigen mit Vereinigung aller erforderlichen Eigenschaften in höchstem Masse herzustellen, sowie an alten Instrumenten Reparaturen vornehmen und sogenannte spröde Töne zu entfernen — von allen Künstlern und Kunstfreunden mit wahrer Freude begrüsst werden. Unterzeichnete bezeugt mit besonderem Vergnügen, dass er in beiden Fällen das Noebesche System als vollkommen bewährt befunden hat und glaubt daher, diese Erklärung im Interesse aller schuldig zu sein.
Hugo Heermann,
Professor am Hochschule Konservatorium zu Frankfurt a. Main.

... Es wird Sie interessieren zu hören, dass meine Violine, welche ich vor mehreren Jahren von Ihnen bezogen habe, den Ruf als das beste Instrument in Montreal genießt.
Montreal, Canada.
G. Stephens.

... Vielen Dank für Ueberlassung des Cellos, welches ich heute empfangen habe. Das Instrument ist sehr gut und spricht für ein ganz neues Cello auszeichnet an. Hoffentlich regt es mich an, nach langer Zeit wieder etwas zu spielen.
Professor Charles Davidoff,
Direktor am K. Konservatorium in St. Petersburg.

Ich habe die Gelegenheit gehabt mehrere von Herrn L. Noebe gefertigte Geigen während verschiedener Monate in jeder Hinsicht zu prüfen, und finde, dass sie vorzügliche Instrumente sind, die namentlich was Qualität des Tones anbelangt, schwerlich übertroffen werden können. Sie sind dabei sorgfältig gearbeitet, haben eine angenehme Spielart und genügen den Anforderungen, die man bisher an alte italienische Geigen zu stellen gewohnt war.
Eduard Heimendahl,
Direktor am Konservatorium in Chicago, U. S. A.

Ich habe Gelegenheit gehabt, 5 Instrumente, 3 Geigen, 1 Bratsche und 1 Cello aus dem Atelier des Herrn L. Noebe kennen zu lernen und eingehend zu prüfen, und heilige gern, dass mich dieselben durch die Noblesse des Tones im höchsten Masse befriedigt haben, so dass ich nicht beanstandete, ein komplettes Streichquartett für meinen Privatgebrauch käuflich zu erwerben. Wenn, wie Herr Noebe mir wiederholt versichert, dieselben aus altem, in keiner Weise künstlich präpariertem Holz gebaut sind, so hege ich die feste Ueberzeugung, dass sie eine bedeutende Zukunft haben werden.
Dresden. Franz Ries.

Gern beschneige ich Herrn L. Noebe, dass der Klang seiner, nach eigenem System gebanten Violoncellos ungemein befriedigt; die Ansprache auf allen vier Saiten ist erstaunlich für ein neues Instrument. Keine stumpfen Töne, alle klingen hartnäcklich nach.
Frankfurt am Main.
Professor Bernhard Cossmann.

Mit grosser Freude bestätige ich, dass ich von den Instrumenten (Violoncellos) des Herrn Noebe im höchsten Grade überrascht war, und dass ich mich nicht entsinne, bei neuen Instrumenten Ähnliches an Noblesse, Kraft und Tragfähigkeit des Tones jemals wahrgenommen zu haben.
David Popper,
Solo-cellist.

Nachdem ich die Violoncellos des Herrn Noebe gespielt und spielen gehört, kann ich dieselben nur jedermann auf das allerbeste empfehlen. Sowohl die Tragfähigkeit als Grösse und Schönheit des Tones sind nicht genug daran zu schätzen, und ist die Spielweise der Instrumente ansserdem eine sehr hegemane.
Paris. Siegmund Bürger,
Solo-cellist.

Seit etwa 4 Monaten bin ich im Besitz einer Ihrer neuen Violinen, welche ich täglich mit wahrer Lust spiele. Sie entspricht nicht nur allen Anforderungen eines neuen Instrumentes, sondern überragt an Brillants und Glätte, wie auch an Ehenmass des Tones auf allen 4 Saiten viele echte italienische Violinen. Bei meiner letzten Quartett-Soirée, wo ich dieselbe spielte, hielten die anwesenden Künstler dieselbe für ein echt italienisches Instrument. Nach solchem Resultat kann ich nicht umhin, Ihnen meine vollste Anerkennung auszusprechen und beglückwünsche Sie ob des Resultats Ihrer Studien und Bemühungen.
Berlin. Hubert Riee,
Kgl. preuss. Konzertmeister.

jedoch vor Ausführungen einer geachteten Kammermusik und vor ausgetheilten und erhaltenden Effekten.

E. G. Hanaa. Der Musikalienverlag von Johann André (Hofstadt a. M.) hat sehr viele Gegenstände unter dem Titel „Apollo“ herausgegeben; sie enthalten Ouvertüren und Potpourris. Für die „fünfte Stufe“ geeignete Violoncello finden Sie in der Kollektion Stollhoff von Romberg, Mazas, Louis Schubert (dehnders zu empfehlen) und von J. B. Motti.

K. W. Hohendorf. 1) Harmonik: nennt man eine nur mit Blasinstrumenten von Holz und Blech besetzte Instrumentalmusik. Der Unterschied von „Gorammus“ ergibt sich von selbst. Die letztere ist bekanntlich bei den Jägern eingeführt. 2) In Mendelssohns „Ouvertüre für Harmonikmusik“ sind alle Blasinstrumente von Holz und Blech, nebst Triangel, Glocken und Trommeln vertreten. 3) Die Trompeten-„Ouvertüre“ von Mendelssohn in C ist nicht nur für Blechinstrumente, sondern auch für Oboen, Klarinetten, Fagotte, Flöten, Violinen, Cello und Bassgeige komponiert.

H. in W. Die Taktiken Ihres Gedächtnisses liegen früh darin, wir können das letztere jedoch nicht veröffentlichen, weil wir nur ausnahmsweise Gedächtnisse bringen. Für den Briefkasten, in welchem wir mitunter kurze lyrische Gedächtnisse mitteilen, eignet sich eine Ballade nicht. Besten Dank für das Mädel.

P. B. Stadthagen. Ihre beiden Gedächtnisse sind bis auf wenige metrische Uneinheiten nicht gewöhnlichen Schlags; für uns eignen sie sich jedoch nicht.

H. B. Bolzano. Der Grundgedanke Ihres Gedächtnisses, den Augenblick zu feiern, in welchem der erste Mensch sein erstes Lieb gefunden hat, ist aller Beachtung wert; die Ausführung desselben ist jedoch nur teilweise gelungen.

P. S. In Berlin besteht außer dem Allgemeinen deutschen Musiker-Verband mit seiner Deutschen Pensionskassen für Musiker (Centralbureau Berlin W. Mauerstr. 2) der Verein der Musiklehrer (nur für Berliner Mitglieder bestimmt) und noch zwei anderer Lokalvereine, welche auswärtige Mitglieder nicht aufnehmen. Genaue gibt es in Wien Unterstützungs- und Pensionsvereine für Mitglieder, welche am Siege des Vereins wohnen.

M. P. Dresden. Die Entscheidung Ihrer sehr wichtigen Streitfrage könnte nur einer großen Gesellschaft von Musikern übergeben werden, welche über eine reiche Bibliothek von Musikalien verfügen. Diese Gesellschaft müßte wenigstens vier Wochen lang herumfinden und würde die von Ihnen aufgeworfene kleinliche Frage vielleicht doch nicht beantworten. Haben Sie das bedacht?

N. K. Heddeshelm. 1) Die „fünftakte Musikgeschichte“ von Dr. H. Euboda wird zwei Bände zu je dreißig Bogen umfassen. 2) Nicht nur vom Staat, sondern von privaten Konzerten, sondern in besonders beachtenswerten Fällen unentgeltlich Schiller auf; im ganzen sind solche Freipreise selten.

Fr. Bössel. 1) In Leipzig gibt es einen Badverein, dessen Statuten Ihnen der Leiter besorgen. Hans Eit. Hofstraße 47, mitteilen wird. 2) Die Reichenfolge von Präludien und Fugen Bachs ist zweckmäßig in der von Louis Köhler befohlenen Ausgabe des „Möhltemperierten Klaviers“, Kollektion Stollhoff Nr. 339, angegeben. 3) Das erste den Abonementen zur Preisbestimmung vorgelegte Klavierstück wurde in Nr. 18

Militär-Musikschule

Berlin S.W., Jerusalemstr. 3.
Vorbereitungsanstalt z. Militärkapellmeister, genehmigt vom Königl. Kriegsministerium am 28. Juni 1882. Nach beendeten Kursus erhalten die ausgebildeten Kapellmeister Aspiranten ein Zeugnis der Reife. Theoretischer Unterricht aus hiesiger.

H. Bachholz, Direktor der Anstalt.

Münchener Kunst-Gesang

Schule von Helene Tilgner

von Reden. Hermannstr. 1 e. l. r.

Ein Wort an Alle.

Die Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch oder Russisch wirklich sprechen lernen wollen. — Grundsätze und Methode zu beziehen durch die Rosenhainische Verlag in Leipzig.

Die gebräuchlichsten Orchesterinstrumente, ihre Herstellung und Behandlung. Broschüre von W. Kruse, Markneukirchen. Gegen Einsendung von

30 Pfg. in Mark, franko vom Verfasser, sowie durch jede Buch- und Musikalienhandlung zu beziehen.

Neu!

Prenzels neuer Patentwirbel

für Streichinstrumente, der denkbar einfachste nach. Wirbel der Welt, vereinigt alle Vorzüge in sich. Von jedermann ohne Beschädigung des Instr. anzuwenden. Schnelles Anziehen und Stimmen der Saiten wie beim Holzwirbel, (ohne Absetzen vom Kinn) absolut sicher und goldrein. — Zu beziehen durch den Erfinder und Instrumenten- und Musikalienhandlung in

Preis: Violine Mk. 4.—, Viola Mk. 4.50, Cello Mk. 5.—, Josef Prenzel, Organist, Hirschberg i. Schl.

Die Gesangsschule

in Elberfeld

für

Stimmbildung,

Opern- u. Konzertgesang

eröffnete ich am

1. November d. J.

Anmeldungen hierzu erbitte ich bis 15. Oktober an die Herren bei A. B. B. (Oesterreich) und später nach ELBERFELD, Auerstrasse 10, zu richten.

Amalie Joachim.

Der Gesangs-Komiker.

Ausgewählte Couplets, Duette, Soloszenen mit Piano- und Begleitung.

25 Bände (Band 18—25 neu) 1 M. Inhaltverzeichnis gratis u. franko. Leipzig. C. A. Kochs Verlag.

Ein a. rühr. bad. Musikverl. übern. g. Erstatt. e. Teils d. Druckkosten u. Herausg. v. Musikstücken v. Dilett. u. a. ang. Kom. u. Orgel. Bekantw. v. v. Kr. Ausk. der Disk. zuges. Briefe erl. u. O. 594 an Rud. Metz, Frankfurt a. M.

Umsonst

vereind. Instr. Preislisten über Musik-Instrumente aller Art

Wilhelm Herwig, Musikinstrumentenfabrikant in Markneukirchen i. S.

Lieferungen erfolgen kostenlos unter Garantie.

Umtausch bereitwillig.

Soeben erschienen in eleganter Ausstattung:

Zur Weihnachts-, Sylvester- und Neujahrsfeier.

40 Lieder u. Klavierstücke (auch für Harmonium verwendbar) in leichter Bearbeitung von Raim. Fritzsche. no. 1. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen und vom Verleger C. A. KLEMM, Leipzig, Dresden K. Sachs, Hof- u. Chemnitz, Musik-Händler.

Soeben erschien in 8ter Auflage
Professor Carl Reinecke's berühmtes opus 202:

Von der Wiege bis zum Grabe.

1) Kindersprüche. 2) Spiel und Tanz. 3) In Grossmutter's Stübchen. 4) Königs Schatz. 5) In der Kirche. 6) Hinaus in die Welt. 7) Schöne Mädchen, wo die Liebe wacht. 8) Hochzeitstag. 9) Das Haus Weib. 10) Stilles Glück. 11) Trübe Tage. 12) Trau. 13) Geburtstagsmahl. 14) Im Silberkranz. 15) Abendsonne. 16) Ad Astra. 17) Trau. 18) Trau. 19) Trau. 20) Trau. 21) Trau. 22) Trau. 23) Trau. 24) Trau. 25) Trau. 26) Trau. 27) Trau. 28) Trau. 29) Trau. 30) Trau. 31) Trau. 32) Trau. 33) Trau. 34) Trau. 35) Trau. 36) Trau. 37) Trau. 38) Trau. 39) Trau. 40) Trau. 41) Trau. 42) Trau. 43) Trau. 44) Trau. 45) Trau. 46) Trau. 47) Trau. 48) Trau. 49) Trau. 50) Trau. 51) Trau. 52) Trau. 53) Trau. 54) Trau. 55) Trau. 56) Trau. 57) Trau. 58) Trau. 59) Trau. 60) Trau. 61) Trau. 62) Trau. 63) Trau. 64) Trau. 65) Trau. 66) Trau. 67) Trau. 68) Trau. 69) Trau. 70) Trau. 71) Trau. 72) Trau. 73) Trau. 74) Trau. 75) Trau. 76) Trau. 77) Trau. 78) Trau. 79) Trau. 80) Trau. 81) Trau. 82) Trau. 83) Trau. 84) Trau. 85) Trau. 86) Trau. 87) Trau. 88) Trau. 89) Trau. 90) Trau. 91) Trau. 92) Trau. 93) Trau. 94) Trau. 95) Trau. 96) Trau. 97) Trau. 98) Trau. 99) Trau. 100) Trau.

Ueber Land und Meer: Diese reizende Folge Lebenswunder empfinden und sehr musikalisch durchgebildeten Kompositionen eignet sich ebenso sehr zum Vortrag im Konzertsaal wie in häuslichen Kreisen.

Verlag von Jnl. Heinr. Zimmermann, Leipzig, St. Petersburg, Moskau.

Zu beziehen durch jede Buch- u. Musikalienhandlung oder direct franco vom Verleger.

Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart:

Prof. E. Breslaurs

Klavierschule

op. 41.

Anfangs- und erste Mittelstufe.

3. Auflage.

Preis brosch. Mk. 4.50. — kart. Mk. 5.25. — gebd. Mk. 6.—.

Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung.

Die verlegende Klavierschule ist unsapbar die vergrößerte Arbeit, welche in dieser Richtung für die Jugend geliefert worden ist.

Prof. Dr. Oskar Paul, Lehrer am königl. Konservatorium d. Musik zu Leipzig.

Das Werk ist so reich an der Praxis hervorgegangen. Natürlich führe ich die Schule in meinem Institut ein.

L. Spengler, Direktor der Musikschule in Kassel.

Die vorliegende Klavierschule müssen wir als die vergrößerte bezeichnen, die aus in den letzten 10 Jahren zu Gesicht gekommen.

Neue Zeitschrift für Musik, Leipzig, 1889, No. 23.

Ich kann mich den vorstehenden Gutachten aus vollster Überzeugung und um so mehr anschließen, als meine Tochter nach der Schule des Herrn Professor Breslaur mit glänzendem Erfolge unterrichtet worden ist.

Berlin. Amalie Joachim.

Interessante Musikalien-Nova

von

Jos. Aibl in München.

Bälou, Hans von. Op. 5. Fünf Lieder für eine hohe Bassstimme mit Kl.-Begl. Dritte Ausgabe. 1. Preislin. (Goethe). No. 2. Der Fichtenbaum (Heine). No. 3. Wusch (Meisner). No. 4. Nachts (H. Grimm). No. 6. Volkshied (Hummern). Mk. 2.—.

Greth, Carl. Op. 14. Jäger-Raub. 2. Singspiel für die Jugend in 2 Aufzügen für Sopran- und Altstimmen m. Klavierbegl. zu vier Händen. Kl.-Ausz. m. Text (deutsch u. englisch) netto Mk. 5.—. Ouvertüre einzeln Mk. 2.—. Textbuch (deutsch) netto 20 Pf.

Hecht, Jac. Ludw. Op. 2. Frühlinglied für Cello m. Pianof. Mk. 1.50. Mozart, W. A. Adagio. Ave Maria. (Neu unterlegter Text). Herausg. J. O. Venzl.

Für Klavier. 12stim. Orch. (ad libit.: Harfe oder Klavier) mit Direktionsstimme Mk. 4.50.

Violine und Klavier Mk. 1.—.

Violine, Klavier und Harmonium Mk. 1.20.

Violine, Klavier, Harmonium und 2. Violine Mk. 1.50.

Violine, Klavier, Harmonium (ad libitum): 2. Violine, Viola und 2. Cello Mk. 2.—.

Flöte, Violine, Klavier oder Harfe (ad libitum): Cello, Harmonium oder Klavier Mk. 1.50.

Klavier zu 2 Händen Mk. 1.—.

Klavier zu 4 Händen Mk. 1.20.

Klavier und Harmonium Mk. 1.—.

Cello und Klavier Mk. 1.—.

Viola und Klavier Mk. 1.—.

Sopran und Klavier Mk. 1.—.

Sopran, Klavier und Harmonium oder Orgel Mk. 1.20.

Sopran, 2 Violinen, Viola, Cello, Bass und Harmonium oder Orgel Mk. 2.—.

Overturen für kleines oder mittl. res. Orchester mit Direktionsstimme. Nr. 70. Rosenfeld. Op. 10. Falsch u. nicht. Mk. 5.50.

Strasner, Richard. Op. 20. Don Juan. Tondichtung (nach N. Lenau) für grosses Orchester. Partitur netto Mk. 20.—. Orchesterstimmen Mk. 20.—. Klavierauszug zu vier Händen von Ludw. Thauke Mk. 6.—.

Op. 21. Schlichte Weisen. Fünf Gedichte v. Felix Dahn f. 1. Singst. mit Pianoforte. 1. „All meine Gedanken.“ 2. „Du meines Herzens Kronelein.“ 3. „Ach Lieb, ich muss nun scheiden.“ 4. „Ach weh mir nachgeliebtem Mann.“ 5. „Die Frauen sind off fromm.“ Mk. 1.50.

Wilm. N. von. Op. 35. Sonate Nr. 1 (D dur) f. Piano u. Violine.

1. Allegro. 2. Poco Adagio. 3. Con brio Mk. 6.—.

Op. 36. Walzerstraßen (für 4 Piano zu 4 Händen Mk. 3.50).

Dr. med. Böhm's

Naturheilanstalt

Wiesbaden bei Annaberg (Sachsen). Bahnstation. Post und Telegraph im Hause.

Sommer und Winter geöffnet. Harter, gesunder Lage am Walde. Besondere Frequenz. Vortreffliche Heilerfolge insbes. bei Brust-, Nerven-, Darm-, Nieren-, Gelenk-, Leber-, Nerven-, Frauen-, Constitution- Leiden (Gicht, Rheuma, Bluthochdruck, Zuckerkrankheit) u. s. w. Ausführliche Prospekte kostenfrei.

Verlag von

Otto Junne, Leipzig.

Schott Frères, Brüssel.

Weihnachts-

Kompositionen.

Ferrier, F. W., Op. 15. Zum Weihnachtsfest. Salonst. f. Pte. 2 Hg. M. 75.

Liese, P., Chorale f. Leicht f. Pte. ges. u. mit Fingersatz versehen M. 1.—.

Ludwig, O., Op. 54. Le carillon de Noël (Weihnachtskloekenspel). M. 1.25.

Stewart, M., Op. 34. Heilige Nacht. Leichte Phant. f. Pte. 3 Hg. 4 Hg. f. Violine u. Pte. a. M. —. 75.

Stoumen, O., Grosser Walzer aus dem Ballett „Weihnachten“.

Für Pianoforte 2 Hg. 4 Hg. a. M. 1.50.

Für Pianoforte und Violine M. 2.50.

Strobbach, L., Op. 119. Der Weihnachtsbaum. Leichter Walz. f. Pte. M. —. 75.

Taubert, O., Op. 13. Christnacht für eine Singstimme und Pianoforte M. —. 50.

Taubert, O., Op. 18. Weihnachtsgebet f. 1 Singstimme u. Pianoforte M. —. 40.

Wilson, O., Op. 45. Weihnachtskloekens (la joue de Noël). Salonst. f. Pte. M. 1.25.

Op. 51. Weihnachten (Noël). Salonstück für Pianoforte M. 1.35.

Fran Buchholz

im Riesengebirge

Preis 1 Mark

ist vorrätig in jeder Buchhandlung.

Billige Musikalien.

Katalog als Führer für Lehrer und Schüler versende gratis und franko.

Hermann Lau, Musik-Verlag, Danzig.

In der Edition Peters erschienen neue Lieder und Klavierstücke von

Grieg

Opus 48—52.

Ach bitte, den schönen Walzer noch einmal! So wird man bestimmt überall wo man

„Funkelnde Sterne“

gespielt hat. — Hunderte von Lesern können die bereits bestätigten „von Courad Winkler op. 11. Für Pianoforte a. 120 Mark.

Verlag von Julius Schneider, Berlin C., Weinmeisterstr. 5.

Das Musikalien-Antiquariat

v. C. Peters, München, Glückstr. 13, versendet gratis Katalog Nr. 4 Klaviermusik, Nr. 5 Streich-, Blas- und Kammermusik.

Für Komponisten.

Ein Verleger sucht gute, charakteristische und methodische Solostücke für Pianoforte, von leichter oder leicht schwerer Ausführung. Versiegelte Billets aus Nr. G. 3603 mit Angabe des Inhalts und des Honorars ummunt Rudolf Mosse in Leipzig entgegen.

Kolossaler Lacherfolg!

In unterzeichnetem Verlage erschien:

Der Impresario

und

das erste Auftreten

seines weltberühmt.

Männerquartetts.

Humoristische Scene mit Deklamation von

A. Grässner.

Partitur und Stimmen 3 Mk.

Für Stiftungsfeier,

gesellige Unterhaltungs- und

Konzertabende.

Quedlinburg,

Chr. Friedr. Viewegs

Buchhandlung.

in Leipzig.



Für den armen Kölnier Musiker gingen ferner ein: von M. A. in Magdeburg 50 Pf., W. S. in Stahütte 50 Pf.

1.	Flotow	4.
2	Elbe	14.
3.	Lortzing	6.
4.	Isolde	9.
5.	Xenophon	15.
6.	Mierzwinski	5.
7.	Edith	11.
8.	Neapel	1.
9.	David	3.
10.	Eckert	10.
11.	Leuan	2.
12.	Save	8.
13.	Ohio	12.
14.	Horeb	7.
15.	Nakakov	13.

[illegible]

Echte Briefmarken! Billig!

 6 Regent 20 Pf. 20 Multral
 40 Pf. 5 Rosen 25 Pf. 6 Bulgar
 20 Pf. 6 Gilt 25 Pf. 5
 Unbo 30 Pf. 49 Deutsch Incl.
 18 Kr. 60 Pf. 6 Pinal 20 Pf. 6 Griechen 20 Pf.
 4 Guatem. 25 Pf. 6 Pap. 20 Pf. 6 Sao 20 Pf.
 580 Pf. 15 Pf. 7 Lombard. 20 Pf. 3 Pers. 30 Pf.
 10 Rumän. 20 Pf. 3 Somo 30 Pf. 20 Schmd.
 30 Pf. 20 Schweiz. 30 Pf. 5 Serb. 15 Pf. 30
 Spanien 10 Pf. 6 Arab. 20 Pf. 4 Tunis 20 Pf.
 6 Turt. 20 Pf. u. c. Alle verschiedenen. Preis-
 listen gratis. **H. HART. Neumünster, Sleswig.**

und kostet bei 60 Seiten Umfang (grösstes Notenformat) nur 2 Mark

ist die **beste aller** bis jetzt erschienenen. (Wochenblatt.)
Eine Aufgabe, die mit **glänzendstem Gelingen** gelöst ist. (Klavierlehrer.)
Zu systematischem Studiengebrauch
geordnet in 4 Bänden, je 2 M.

Musiker-exikon

kl. 8°. 34 $\frac{1}{4}$ Bogen broschiert M. 3.—, in eleg. Leinwandband M. 3.50.

Musiker wie Musikfreunde kommen häufig in die Lage, sich über die Notabilitäten auf dem Gebiete der Tonkunst informieren zu müssen.

Die Anschaffung der vorhandenen umfassenden und daher teureren Quellenwerke erschwert indes meistens dahin zielende Bestrebungen.

Der Verfasser hat es daher unternommen ein Handbächlein zu bearbeiten, welches, für den praktischen Gebrauch bestimmt, hauptsächlich den Bedürfnissen des grossen Publikums angepasst ist. Sein Bestreben ging dahin, über ältere und jüngere, bedeutende und oft genannte Mueiker, über ihr Leben und ihre Werke knappen aber zuverlässigen Bericht zu erstatten und dabei das Charakteristische und Wissenswerte nach Möglichkeit zu berücksichtigen.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

(Qualität, Bezeichnung und Aufmachung gesetzlich geschützt.)
Vorzügliche Neuheit für Damenhandarbeiten!
Vorrätig in allen renommierten Tapissier- u. Garnhandlungen!

**Sächsische Wollgarnfabrik, vormals Tittel & Krüger,
Kammgarn-Spinnerei, Färberei, Tapisserte-Manufaktur, Plagwitz-Leipzig.**

Für Zitherspieler die beste
und billigste
Bezugsquelle.
Fabrik u. Versand v. Zithern
größt. zithernverlag von F. Ed.
Hoernes, Trieb, k bayr. Hof-
lieferant. Illustr. Preislisten gratis
und franko.
Medaillen München und Antwerpen.

Musik Class. u. mod. 2-8. Hbdg.
Quart., Meisler, Arlen etc.
**Die Internationale Universi-
tät** Bibliothek, 700 Hrs.

Jede Nr. 20 Pf. Seu rev. Assl. Vorzsl.
Stich u. Druck, starkes Papier. Elegant anseht.
Albums à 1.50, rev. v. Hlemann, Jodaschastich.
Gebrnd. Musik a. Edilloum, Humoristika.
Verzeichnisse gratis und franko von
Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Harmonium
In Pianoform z. äusserst bill. Preis.
empf. H. Richartz i. Commern. Preis gr.

Violinen, Zitarren, Gitarren, Flöten, Harmonikas, Spielodesen.

Symphonien, Arien, Harmoniums, Pianos, Vogelorgeln, Ocarinen, Bierkrüge und Alben mit Musik, Notenblätter etc.

P. H. Hahn & Co., Dresden-A.

Aug. Kessler jr.

(früher J. C. Schuster)
Musikinstrumenten- und Saiten-Fabrik
in Markneukirchen (Sachsen)
empfiehlt alle Arten von Streich-, Blas-
u. Schlaginstrumenten, deren Bestand-
teile, sowie deutsche u. italien. Saiten
unter Garantie zu äusserst billigen
Preisen

Unübertreffliche Neuheit!
ENGROS EN-DETAIL EXPORT

SYMPHIONION

NEUESTES MUSIKWERK
in der Art der
Schweizer Spielautos
mit aus-
wechsel-
baren
STAHL-
MUSIK-
SCHREIB.



versch. GröÙen
z. drehen
& selbst
spielend
(Musik)
Preis-
über
sämtl.
Musik-
strömung
gram & franco

Preis: 9 bis 140 Mk.-

With Dietrich Leipzig Grimm Str. 11
Musikalien und Musikinstrumente

4. Fachliche Zusammenhänge
für häusliche und kirchliche Zwecke.



URBACH
Neue
Klavier-
Schule.

Preis kpl. Mk. 4.50
Th. II. u. Mk. 3.50
überfr. durchver-
g. Anordnung n.
Lieferung des
stufen u. d. nien-
den Anstaltung
wohl sämtliche Kon-
serven, aufre-
den Schale, selbst
le rühre Pre-
lavinne, Neue
Adagio, Neue
Zeig. v. 7. 66.
Heinrichs Hofens

Verlag, Magdeburg.

Moritz Hamn,
Musikinstrumenten-Fabrik,
Markenkirchen 1. S.

Ich empfehle in nur besten Qualitäten
und zu billigsten Preisen alle Arten
Orchester-Instrumente, Zithern
(Spezialität), Gitarren, Mandolin-
nen und Saiten, Schweizer- und
Leipziger Spielwerke, Phanta-
sie-Artikel mit Musik, Mund-
und Zithernmusik in reichster
Auswahl.
Nichtkonvenientes tausche bereitwilligst
um. Ausführliche Preisliste unentgeltlich
um. Ausführliche Preisliste unentgeltlich
um. Ausführliche Preisliste unentgeltlich

Pianophon
Drehklavier
das preiswertigste Instrument der Welt
Preis Mark 120
Noten & Meter 1 Mark.

Symphonion
Spielwerk mit wechselbaren Noten
zum Drehen und selbstspielend
schon von 9 Mark an.
Ausserdem: Manocora, Harmonicon,
Ariston, Clariophon, Eola,
Clarinella sowie Spielwerke,
Accordeons, Zithern, Violinen
etc.
Illustr. Pracht-Katalog gratis u. franko.

H. Behrendt
BERLIN W., Friedrichstrasse 160.

Saiten-Instrumente
(Violinen, Cellen,
Zithern, Guit., etc.)
Hamma & Co.
Saiten-Zithern, Guit.,
Stuttgart.

Soeben erschien und
wird gratis und franko
versandt:
Neuener Illustrierter
Pracht-Katalog
über
Saiten-Instrumente
(Violinen, Cellen,
Zithern, Guit., etc.)
Hamma & Co.
Saiten-Zithern, Guit.,
Stuttgart.

Zithern
eigenen Fabrikats unter Garantie.
Versand sämtlicher
Musik-Instrumente
zu Fabrikpreisen.
Illustr. Preisliste gratis und franko.
H. Jacob, Instrum.-Fabrik,
Stuttgart.

KARN
ORGEL-HARMONIUMS
IN ALLEN GROSSEN
FÜR
HAUS, SCHULE, KIRCHE
CAPELLE, LOGE.
BESTE QUALITÄT, GROSSE AUSWAHL
BILLIGE PREISE
EMPFOHLEN VON DEN ERSTEN AUTORITÄTEN
ILLUSTR. PREISBUCH GRATIS
RICHARD SCHREIBER.
Hamburg, Kehrwieder 5.
General-Vertretung für Europa.

RIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur echt wenn jeder Topf
den Namenszug *Riebig*
in **BLAUER FARBE** trägt.

Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Drogen-
Geschäften, Apotheken etc.

P. J. Tonger,
Hof-Musikalien-
und Instrumenten-Handlung,
Köln a. Rhein,
Inhaber des deutschen Patents
der Wünnenbergischen Patent-
Flöte, versendet Prospekt und
Preis-Verzeichnis kostenfrei.

MUSIK
Instrum. o. Artikel. — Nur gut nat. besten Werk zu billig. Preisen
Gutes Lager. — Schnellste Lieferung. — Umtausch gestattet.
Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstr., Trommeln, Harmonika
— Spielpläne, Musik rke. Musikgeschäfte aller Art.
— Grosse Musikalien-Lager, billigste Preise. — Preis. gratis-Ko
Instr.-Fabr. ERNST CHALLIER (Rudolph's Sohn), DIESEN

Estey-Cottage-Orgeln
(emerik. Harmoniums), das schönste, preiswürdigste Harmonium der Welt
für Kirche, Schule und Haus (über 25000 in Gebrauch) empfiehlt zu beque-
men Bedingungen im Preise von Mk. 250 bis Mk. 3000

Rudolf Ibach
Barmen, Neudweg 40, Köln, Neumarkt 1, A. Berlin, S.W., Alexanderstr. 26.

PIANINOS und Flügel
Gerhard Adam, Wesel.
— Fabrik besteht seit 1828. — Vielfach prämiert,
u. a. mit Goldener Medaille. Billige Preise und günst.
Bedingungen. Frankfurterzeugung. 5jährige Garantie.

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu
beziehen:
Zum Jahrgang 1890
der
Neuen Musik-Zeitung
(und zu allen früheren)
Elegante
Einbanddecken
à Mk. 1.— sowie
Prachtdecken à M. 1.50
(rot, grün oder braun), letztere mit Schwarz-
und Golddruck-Pressung.
Verlag von Carl Grüninger, Stuttgart.

Musikalien
In allen denkbaren
Anordnungen zu
billigen Preisen.
Schnelle Liefe-
rung, da fast alle
guten Sachen vor-
rätig.
Müßiger Bege-
hrte für solches
Verlangen.
Einrichtung von
Musikalienhand-
lungen.
Rückgabe Müßiger
bilden Klagen.
Musikalienhand-
lungen.
Carl Glöck & Sohn
Bah. Neupost.

Wild, E. Volz.
Markeskirches 1. S.
Gegründet 1866
Zith.-Instrum. u.
Saiten-Fabrik.
Klein-Ver-
sanderst. Hand.
Anspr. vorzügl.
billigsten Bezugs-
quelle. Illustr.
Preisvergr. gratis
und franko.

Streichinstrumente und Zithern
vers. „zur Probe“ ohne Nachnahme.
Otto Jäger, Frankfurt a. O.
Illustr. Preisliste gratis und franko.

Kétronome (Mälz).
Anerkannt bestes Fabrikat.
Ohne Uhrwerk Mahag. M. 8.—
11 Qual. m. Uhrw. „ 9.50
1. „ prima „ 11.—
mit Glocke mehr „ 3.—
Versendungsgegenwärtig
Ensend. od. Nachn. 1 Betr.
A. Mühlroth, Berlin S.W.
Friedrichstrasse 37 a.
Thier- und Metronom-Fabrikant.

Rich. Maune,
Breslau-Löbtau,
Gebiet von Branden-
burg für
Zimmer und Straße.
Auffhänge, Unter-
stühle in je. Lage
verstellbar. Trage-
stühle, Stühle, Ge-
bäude, verstellbare
Rohstoffe u. i. w.
Katalog gratis.

Orgel neu für kleine Kirche oder
Konzertsaal billig gegen bar
oder auf Raten zu verkaufen. Off.
unter No. M. 958 an Rudolf Mosse,
Mannheim.

Violine,
wohlgeklungene Imitation einer Meister-
geige mit welchem, angenehmem Ton
ausserst handlich, gut erhalten, mit
schöner Bauart und sehr gut inspie-
elnd, ist zu verkaufen. Das In-
strument wurde von sachverständiger
Seite geprüft und warm empfohlen.
Preis 130 Mk. Offerta unter C. S. I.
Vielingens a. d. E. Württemberg.

C. W. Quilliz-Landsberg a. W.
Gegründet 1827.
Versand von Feinsten

Punsch-Essenzen
eigener Herstellungs-
Kaiser-Punsch . . . M. 3.50
Ananas-Punsch . . . „ 3.—
Schlummer-Punsch . . . „ 3.—
Sherry-Punsch . . . „ 3.—
Berg-Punsch . . . „ 2.50
Schwede-Punsch . . . „ 2.50
Schnellste Bereitung eines vorzüglichen
Punches. Auf ein Liter Wasser 1/2 Liter
Punsch-Essenz.

Eine Kleinstenthülle je eine Flasche
der obigen 6 Marken:
16 Mark.
Verpackung nach Kiste frei.

**Violinen, Celli,
Saiten, sowie alle Mus.-instr.**
am besten und billigsten direkt
von der Instrumenten-Fabrik
C. G. Schuster jun.
255 u. 66, Eilbacher-Strasse,
Markenskirches 1. S.
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

Ein lustiger Ritt
von Otto Fischer ist das beliebteste
— „Lustspiel“ —
Erwiesen durch die Redaktionen von:
Bazar, Uebn. Land u. Meer, Schorers-
Familienblatt, Zur guten Stunde, etc. etc.
B. H. H. auf B. Breslau.

Bienenkörbe
mit Vanille oder Nuss-Geschmack
und beweglichen Bienen daran
Wochenlang frisch u. wohlgeschmeckt
Versand von 4 Mark an.
Einschliesslich Porto u. Verpackung
B. H. H. auf B. Breslau
Spezialität: Bienenkörbe.

**Wiele
Neuheiten
in Schuss-, Hieb-
Stich-Waffen.**
Preislisten gratis.
Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 169.

Einzel-Ausverkauf
von
**20 000 Schuss-, Hieb- und
Stich-Waffen**
um jeden Preis.
Mein weltbekanntes blühendes
Waffen-Versandgeschäft will ich
(da ich nicht zur Ruhe setzen will)
verkaufen. Der Preis des Ge-
schäftes mit meinem Hause Fried-
richstr. 159 (beste Lage Berlins)
ist 500 000 Mark. Anzahlung
100 000 Mark. Eine Villa am Rhein
oder in der Schweiz nehme ich
in Zahlung. Branchenkenntnis
nicht nötig, weil das gute geschulte
Personal mit übernommen werden
kann.

**Berlin W.,
Hippolit Mehles.**
Friedrichstrasse 159
dicht an den Linden.

4711
**GLYCERIN-CRYSTALL
SEIFEN.**

In den Gerüchen: Rose, weisse
Rose, Malglockchen, Reseda,
Vollhorn und Eau de Cologne.
Der hohe Glycerin-Gehalt in Verbin-
dung mit feinsten Seifenpulver und
Vorzüge, die diese Seife für Personen
mit empfindlicher Haut unentbehrlich
machen, durch den köstlichen Wohl-
geruch ist die der Liebhaber der feinen
Damenwelt geworden.
F. E. D. MÜHLENS
„Glockengasse No. 4711“
KÖLN.

L. P. SCHUSTER.
Markenkirches 1. S.
Illustr. Kataloge gratis u. franko.

XI. Jahrgang Nr. 22.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Gröninger, Stuttgart-Leipzig (vorm. P. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich 6 Nummern (72 Seiten) mit zum Teil illust. Text, vier Musik-Beilagen (16 Groß-Quartseiten) auf bestem Papier gedruckt, bestehend in Instrum.-Kompos. und Liedern mit Klavierbegl., sowie als Extrabeilage: 2 Bogen (16 Seiten) von Dr. A. Svoboda's Muskr. Musikgeschichte.

Inserate die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 75 Pfennig.
Kleinere Annahme von Inseraten bei
Rudolf Mosse,
Stuttgart, Leipzig, Berlin und dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 1 Mark. Mit Rhein-land-Verbindung im deutschen Postgebiet Mk. 1.30, im Weltpostverein Mk. 1.60. Einzelne Nummern 25 Pf.

Ludwig van Beethoven und Gräfin Giulietta.

Historische Erzählung von J. Barber.*

Die meisten Biographen Beethovens gefallen sich darin, die letzten Lebensjahre des Meisters als durchaus freudlose hinstellen; man spricht von Entbehrungen, die er dulden mußte, malt mit peinlichster Genauigkeit die elende Wohnung aus, in der er jahrelang lebte und verzicht hinzuzufügen, daß er keineswegs gezwungen war, so zu leben, sondern daß es seiner Eigenart entsprach, sich absondern, in den denkbar einfachsten Verhältnissen, unbeeinträchtigt durch gesellschaftliche Beziehungen, arbeiten zu können. Beethoven war, ungeachtet seiner oft schroffen Außenseite, der erklärte Liebhaber der adeligen Damen Wiens. Fürstin Lichnowsky hatte ihn in ihrem Palais ein geistliches Heim bereitet, man feierte ihn in Salons wie einen gottbegnadeten Künstler, er war bei Hof ein gern gescheiter Gast, die schöngeistigen Damen der Welt hielten ihn für glücklich, ihn in ihren Salons zu sehen, die Günst seiner Freunde hielt jede materielle Sorge von ihm fern, dennoch sah man Beethoven in sich geküßelt und unzugänglich, abstoßend und launenhaft. Sein Jugendfreund Gerhard von Brenning, einer der wenigen, die es wagen durften, ihn in seinen Grübeleien zu fördern, fragte ihn einst, da er mit ihm im Schönbrunner Schlossgarten promenierte: „Sage mir Ludwig, hat es dir die schöne Giulietta angethan?“ Beethoven stand wie fest gebannt; seine Lippen bewegten sich, er rang nach Worten, vermutlich um den Freund, der es gewagt, seines Herzens süßestes Geheimnis in so unzügender Weise zu berühren, gebührend zurecht zu weisen, doch als ob ihr Bild jetzt vor seine



W. A. Remy. (Zelt I. S. 252.)

Seele träte und ihn mit Zaubergewalt zur Einskehr mahnte, verklärte ein feuchter Glanz die eben noch jorntunkelnden Augen, die gerunzelte Stirn glättete sich und er warf sich an des Freundes Brust, während heiße Thränen ihm über die Wangen rollten.

hoben, ich — — — „Der junge Graf Palhork“, unterbrach Gerhard, „hat geschworen, die seiner Mutter angethane Verleumdung ihr heimzuzahlen!“ „Sprich mir nicht“, entgegnete Beethoven unwillig, „von diesem albernen Geden, heute nicht, wo du

Gerhard.“ „Stützte er, „weicht du, was eine heilige reine Liebe ist?“ „Und ohne des Freundes Antwort abzuwarten, fuhr er begeistert fort: „Sie, sie hat sie mir eingelöst, mir eine Ahnung davon gegeben, welche Seligkeit in dem Verhältnis zweier Menschen liegt, die einander ganz verstehen und nur den einen Wunsch haben, für und miteinander leben zu können.“ „Und doch scheint dich diese Liebe nicht glücklich zu machen“, entgegnete Gerhard von Brenning, sich mit dem Freunde in einer dicht bewachsenen Anpflanzung niederlassend. „Du bist abgeköhlten ja gereizt, beleidigt deine treuesten Freunde, verläßt, nachdem du kaum deine Anhänger begrüßt, jede Gesellschaft, in der du mit ihnen zusammenkommst.“ „Verlange nicht von mir“, unterbrach Beethoven, „daß ich, wenn das Auge sie verlangend nicht und danach lechzt, den Zauberblanz des Irthums in sich aufzunehmen, daß ich da fache Schmeicheleien anhöre, mit gleichgültigen, oberflächlichen Menschen verkehren soll!“ „Du weicht“, mahnte Gerhard, „daß auch du deinen Gönnern Mitleid schuldig bist. Die guten Freunde könnten sich sonst in schlimme Feinde verwandeln!“ „Ah bah“, entgegnete Beethoven unwillig, „du weicht, die langweilige Gräfin Palhork! Ich nehme“, fuhr er gereizt fort, „auch heute den damals gethanen Anruf: „Vor solchen Schreien spiele ich nicht!“ keineswegs zurück! Hättest du, der du kein Musiker von Beruf bist, den Strom dieser edlen Melodien an dir vorüberfließen lassen und dabei ruhig nebenan das Geflüster und Geflüster dieser Alltagsmenschen mit anhören können, die abtöten kein Verständnis für die Wunder der Tonwelt haben?“ „Es hätte genügt“, entgegnete Gerhard, „wenn du dein Spiel unterbrochen und um Ruhe gebeten hättest!“ „Befähige dich wer kann“, sagte Beethoven, „Der junge Graf Palhork“, unterbrach Gerhard, „hat geschworen, die seiner Mutter angethane Verleumdung ihr heimzuzahlen!“ „Sprich mir nicht“, entgegnete Beethoven unwillig, „von diesem albernen Geden, heute nicht, wo du

* Nach Mittheilungen einer Verwandten Beethovens.

eine Saite in meinem Herzen angeschlagen, die voll und gewaltig durchtönt." Und wie in sich versunken, mit verklärtem Blick und durchgeistigten Zügen sah er da, stumm, regungslos, die Augen nach oben gewendet.

"Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schweigt das Herz in Seligkeit."

stimmte Gerhards von Brenning an.

"Getroffen," entgegnete Beethoven, des Freundes Hand ergreifend und mit Innigkeit drückend. "Dir, dem Genialen meiner Jugend, drängt es mich mitzuteilen, wie namenlos glücklich mich der Verkehr mit Gnielitta macht. Sie ist das edelste, hotblutige Weib, das ich je kennen gelernt, ihre Bildung, ihre hohe Auffassung der Kunst befähigt sie, mir Gefährin in der besten Bedeutung des Wortes zu sein!" "Wie stimmt aber," warf Gerhards von Brenning ein, "diese Gefühlsseitigkeit zu der nervösen Heißbarkeit, die wir jetzt an dir wahrzunehmen?" "Beethovens Gesicht verfinsterte sich wieder. "So lange ich noch fürchten muß," entgegnete er nach einer Weile, "daß mir der Beiz des geliebten Weibes streitig gemacht werden kann, wird Liebe und Frieden meinem Gemüt fern bleiben!" "Ich verstehe," entgegnete Gerhards teilnehmend, "man erzählt sich, daß Gräfin Gnielitta die Hand ihrer Tochter dem Grafen Hallenberg —" "Nenne den Namen des Unglücklichen nicht, der sein Ausruf auf dieses gottbegnadete Weib hat!" fiel Beethoven ein. "Wieder deine alte Heißigkeit," entgegnete beglückend Gerhards. "Du weißt, welchen Anteil ich an deinem Glück nehme, daß ich dir, wo und wie immer möglich, zur Erlangung desselben helfen möchte; laß uns also in Ruhe beibringen, wie deine Unglückseligkeiten stehen, was du so hoffen, was du zu fürchten hast." "Ander, Freund!" rief Beethoven mit Innigkeit. "Ja, ich weiß, du bist mein zweites Ich. So will ich dir denn auch beichten, wie ich sie kennen und lieben gelernt, dir vertrauen, daß ich ohne sie nicht leben kann!"

Vertraulich schloß Gerhards seinen Arm in den des Freundes. "Laß uns zur Gloriette emporstiegen!" sagte die er. "Was du mir jetzt mitzuteilen hast, vertritt die hier unten wohnende Empfindung nicht; das ist Höhenpoesie, die dort, wo die Seele freier atmet, gewisser und gewandter sein will!" "Wenn du meine Seelenstimmung so verstehst," antwortete Beethoven, "so erleidest du mir die Mitteilung. — Also höre! Es mögen ungefähr drei Monate her sein, als ich eines Morgens im hellen Fort aufwachte. An einer Wiegung des Weges begegnete mir eine junge Dame, deren schönes, seelenvolles Auge mich freiste. Ihre jugendliche Gestalt und das offene, reich gefasste Haar, welches den bleichen weißen Hals umwollte, gefielen mir; — sie gewahrt, daß ich sie anblide, ihr hotblutiges Erdborn sagt mir, daß — doch wozu die in Worten sagen, was ich dir in Tönen längst mitgeteilt? — Als ich nach Hause kam, schrieb ich, überwältigt von dem Eindruck, den meine der Waldenauflauf entlegene Aphrodit auf mich gemacht, den Anfang zu meiner D-dar-Symphonie. Es jaudzte in mir auf, wie die Töne des Liebes atmenen Lachgettos, mit süßen Klangfarben wollte ich das Bild einer gewaltigen, alles begehrenden Liebe schildern!" "Und es ist dir gelungen, Freund!" unterbrach freundlich erregt Gerhards von Brenning. "Sehr bald lernte ich sie im Salon der Baronin Ertmann kennen," fuhr Beethoven fort; — "ihre Mutter, die nichts von unserer Begegnung zu wissen schien, schilderte mir Gnielittas Liebe für die Kunst und legte es mir nahe, mich ihrer ferneren Ausbildung anzunehmen. Wer war ieliger als ich? Gnielitta ward meine Schülerin. Niemand ahnte, was sie mir außerdem war, wie ich in ihr die Priesterin meiner Kunst, mein heiligstes Ideal verehrte! Aus ihrem Umgang schöpfte ich neue Kraft und Anregung; im Sonnenlicht dieser durchgeistigten Liebe fand ich eine Welt belebender Gedanken zu neuen Schöpfungen. Gnielitta wirkte gar bald, was sie mir war; ihre glühende Liebe, ihre tiefe Zuerkennung ist seitdem meines Lebens Glück. Doch," — Beethoven verstummte. Totenblässe überzog das eben noch leuchtende Gesicht; "Gerhards," fuhr er nach einer Pause fort, "Gerhards, wenn ich daran denke, daß — daß sie berechtigt einem andern angedehnt sollte, —" "Ist es bisher zu deiner Verständigung zwischen euch gekommen?" forschte der Freund. "Julius' Mutter und die alte Gräfin Hallenberg," fuhr Beethoven ruhiger werdend fort, "sind Jugendfreundinnen; sie haben, wie ich höre, einander in früheren Jahren gelobt, daß ihre Kinder ein Paar werden sollen. Julius' umfassende Gelehrsamkeit, ihr Gedankenreichtum, ihre Beobachtungsgabe begeistern den jungen Grafen Hallenberg ebenso sehr,

wie ihre blendende Schönheit. Er glaubt, sie verstehen und würdigen zu können und hat bereits um ihre Hand angehalten." "Und Julia?" forschte Gerhards. "Julia hat mir unter Thränen geantwortet, daß sie kein anderes Glück kenne, als die meine zu werden, daß dies der Ahnenstolz ihrer Familie indes unmöglich mache." — "Anerkennend," sagte Gerhards tief ergriffen, "seht verthe ich dich! Man huldigt dem Künstler, schmachtet seinem Ehrgeiz, daß er sich berechtigt glaubt, die edelste Perle sein zu nennen und wagt er es, die Hand nach ihr auszustrecken, so weist man ihn in die Schranken zurück, die das Standesvorurteil aufgestellt!" "O diese schwindende Verworfenheit," rief Beethoven mit dem Fuß stampfend. "Ich verachte diese lächelnde, gläserne hohle Welt, dieses Leben des Scheins und der Unwahrheit! Willst du es mir verargen, daß sie alle, die im Banne der Vorurtheile stehen, mir gleichgültig sind, daß ich die Gesellschaft suche, die solchen Grundtügen huldigt, ja sie ganz verlassen würde, wenn ich nicht sie in diesen Kreise wüßte, die die einzige, die mich versteht, die auch trotz Vorurteil und Ahnenstolz tren zu mir hatten wird!"

Beethoven sah es nicht, wie der Freund ungläubig mit den Händen zuckte. Zweifel er an der Verständigkeit und Kraft ihrer Liebe? Schwiegend traten die beiden Männer den Heimweg an. Als sie von einander gingen, fragte Beethoven: "Glaubst du, daß ich Gnielitta erlangen werde?" "Ich wünsche dir von Herzen Glück!" sagte Gerhards ausweichend.

(Fortsetzung folgt.)



W. A. Memy.

Der Mann, dessen wohlgetroffenes Bild wir heute bringen, ist insofern seiner übergroßen Reichthum leider nicht in dem Maße als Komponist und Musikpädagoge allgemein bekannt geworden, als er es verdiente. Dr. Wilhelm Mayer, der sich in der Lebenszeit, Mayer ist kein Name, mit dem man sich einen Namen machen könne, als Komponist das Verdienst um W. A. Memy gewährt hat, ist zuvörderst berechtigt, unter den Komponisten der Gegenwart einen der ehrenvollsten Plätze einzunehmen.

W. A. Memy ist als der älteste Sohn des Advokaten Dr. W. Mayer in Prag am 10. Juni 1831 geboren. Unter günstigen Verhältnissen aufgewachsen, gewöhnt er eine sorglose, glückliche Jugend. Sein Vater, selbst sehr musikalisch, wußte schon früh im Sohne die Liebe zur Tonkunst zu wecken. Stundenlang konnte der Knabe neben ihm am Flügel sitzen und den Melodien aus Mozarts, "Don Juan" und "Zauberflöte" lauschen.

Mit 15 Jahren genoss Memy den ausgezeichneten Unterricht des bekannten Theaterleiters und Direktors der Prager Orchesters C. F. Reich. Zwei Jahre später fand in einem Konzerte der Söken-Akademie zu Prag die Aufführung von Memy's erstem Orchesterwerke (seiner Ouvertüre zu Snes, "Die Fanatiker in den Gärten") statt. Publikum und Kritik spendeten reiches Lob; es blieb jedoch dieser Erfolg ohne Einfluß auf Memy's nächsten Studienplan. Derselbe bezog, dem Wunsche des Vaters folgend, die juristische Fakultät der Prager Hochschule, an welcher er 1856 den juristischen Doktorgrad erwarb. Während seiner Universitätsstudien vernachlässigte er aber keineswegs die künstlerischen Ideale. Er lebte mitten in der Musik-Virtuosokratie der böhmischen Metropole. So verkehrte er viel im Hause der Frau von Labenburg, des Professors Curtius und namentlich des kunstsinigen Professors Gernat, wo er auch wissenschaftliche und andere geistige Anregung in Fülle empfing. Bei Gernat lernte er den berühmten Kunsthistoriker Professor Springer kennen. Mit dem weltbekannten Musikhistoriker Dr. Wih. Aug. Ambros war Memy seit früher Jugend eng befreundet. Auch Palach, der böhmische Historiker, hatte ihm sein Heim geöffnet. Die Hauptvertreter der modernen Tonkunst, Schumann, Chopin, Berlioz, Rich. Wagner, begannen ihren Einfluß geltend zu machen. Dieser, sowie auch die Thatsache, daß Memy alle seine Kompositionen aufzuführen lassen und hören konnte, und daß es ihm ermöglicht war, die damals schwer zugänglichen Partituren Webers, Waischners, Merseburgs, Anders, Saléus und später auch die von Berlioz und Wagner zu studieren, brachten vielfach Memy's Talent zu früher

Reife. Besonders seine meisterliche Behandlung des Orchesters weist auf die genannten Vorbilder hin. Die Partituren der französischen Meister zumal hatten es ihm angethan, und es heute ist Memy's Orchesterbehandlung davon beeinflusst, so daß dieses Stück Franzosen mit zu den Charakter-Eigenheiten des Komponisten Memy gehört.

1856 trat Memy in den Staatsdienst (in Wien und Budapest); allein auf die Dauer war es für ihn unmöglich, die Musikstimmung zu unterdrücken, die unter dem Eindrucke, eine verheißene Existenz zu leben, in ihm wach wurde. Aus dieser Zeit ist nur wenig Neues aus Memy's Feder geflossen. Dafür legte er den Grund zu seiner wirklich bewundernswürdigen Vielseitigkeit auf anderen Gebieten; er pflegte besonders Aesthetik, Welt- und Kunstgeschichte.

Schreiber dieser Zeilen hatte in späterer Zeit oft Gelegenheit, über Memy's Wissen im Gebiete der indischen Geschichte, Literatur und Mythologie zu staunen; die Beschäftigung mit dem alten Indien nennt Memy selbst sein "Stiefkind". Seinem eigentlichen Berufe endlich Folge leistend, verließ Memy 1861 den Staatsdienst. 1862 wurde ihm die Stelle eines artistischen Direktors des "heimatlichen Musikvereins" in Graz verliehen, welche er bis 1870 bekleidete. In dieser Eigenschaft dirigierte er die Abonnements-Symphoniekongerte des genannten Vereines und führte die unmittelbare Oberleitung über die Vokal- und Instrumentalschule des Vereines, in welcher er selbst den theoretischen Unterricht erteilte. In diese Zeit fällt auch die Komposition einiger Orchesterwerke, so einer Ouvertüre zu Byron's "Sardanapal", seiner ersten Symphonie (in F-dur) und der symphonischen Dichtung "Helena". Letzteres Werk zeichnet sich durch eine geradezu glühende Leidenschaft aus, während die Ouvertüre ein glänzendes Orchesterfolorit anknüpft. Diese drei Werke wurden wiederholt mit Erfolg in Graz, Prag und Leipzig ("Enterpe") zur Aufführung gebracht.

Aus verschiedenen Gründen, unter welchen derjenige, sich eingehender der Komposition hingeben zu können, nicht der unwichtigste war, resignierte Memy auf seine Retorsionstellung und entwickelte von da ab bis heute eine umfangreiche Thätigkeit als musikalischer Pädagoge im höchsten Sinne des Wortes. Bald war er einer der geschätztesten Lehrer der Landes-hauptstadt Etemar's, sowohl was den Klavier- und Gesangs- wie auch den theoretischen Unterricht jeder Art betrifft. Der letztere ist aber nützlich sein Hauptgebiet. Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, das Glück hatte, ein Schüler Memy's zu sein, kann die pädagogische Bedeutung dieses Mannes erst ganz würdigen. Man kann sich nicht leicht eine größere Beherrschung des Stoffes, vor allem aber eine geistvollere und anregendere Art des Vortrages vorstellen, wie die Memy's. Die Demonstrationen Memy's an Beispielen großer Meister, die in den Vortrag eingetragenen geistreichen Vergleiche und Aporien bringen den Schüler mit Vielseitigkeit über die trockensten und schwierigsten Partien hinaus. So kommt es denn auch, daß Memy sich einer ganz außerordentlichen Beliebtheit als Lehrer erfreut, welche sich auch öffentlich gelegentlich Memy's 1867 stattgehabten Jubiläum feier 25-jährigen Gräzer Künstler- und Lehrervereinigung zu zeigen Gelegenheit hatte. Die Jubilationen, welche ihm da entgegengebracht wurden, waren von einer Herzlichkeit, die seinen Zweck an der Aufmerksamkeit der allgemeinen Stimmung aufkommen lassen konnte. Von fast allen Schülern kamen aus fern und nah Glückwunschkarte und Telegramme. Eine Deputation von in Graz lebenden Schülern überreichte ihm eine prachtvolle geklebte Kassetten mit einer Adresse und den photographischen Porträts seiner sämtlichen weiblichen und männlichen Schüler. Zur Abonnements-Kongerte des "heimatlichen Musikvereins", welches am gleichen Tage stattfand, an welchem Memy 25 Jahre früher sein erstes Konzert als Direktor dieses Vereines dirigiert hat, wurde unter Leitung eines seiner Schüler, welcher jetzt die Stellung einnimmt, seine neueste (dritte) Symphonie (die "romantische") angeführt und vom Publikum mit Jubel aufgenommen; der Jubel wurde nützliche Malegerufen und durch Vorberkänge und Orchesterliche abgegrenzt. An demselben Abend war ein Festbankett, welches in glänzender Weise verlief und in heiterster Stimmung, durch Künstlerhumor gewürzt, endete. Der Kaiser von Oesterreich zeichnete Memy durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josef-Ordens aus, was um so ehrenvoller ist, als Memy seit fast 20 Jahren nur als Privatlehrer wirkte. Aus vielen Herren Ländern kamen Schüler zu Memy, aus hohen und aus niederen Lebensstellungen, mit großer und mit milderer Begabung. Allen widmet

er die gleich liebevolle Aufmerksamkeit und Pflege, der Grafentochter, die im Wagen vorfährt, wie dem armen Schullehrer vom Lande, der im Schnee einen einsamhübschen Weg zurücklegen hat. Eine stattliche Anzahl in der Kunstwelt hochgeschätzter Namen wird wohl den besten Beweis für die Vortrefflichkeit der Meisttate der Rémigischen Lehrthätigkeit liefern. Es seien nur genannt die Komponisten: Herr. Renv. Antoni, Adolf Doppler, Josef Gaus, Richard Gauderer, Dr. Wilhelm Kienzl, G. R. v. Knezel, Felix Weingartner, Viktor Jach (darunter sehr bekannte Opernkomponisten), ferner die Kapellmeister: Dr. Fritz Brelinger (Leipzig), F. Hummel (Graz), Richard Salla (Kapellmeister in Wiedeberg und berühmter Violonvirtuose), Fritz von Säurener (Tresden) und abernals Felix Weingartner (Kapellmeister in Mannheim). Durch acht Jahre hielt Rémig auch musikeoretische Vorträge an der K. Lehrerbildungsanstalt.

Trotz dieser aufregenden Lehrthätigkeit schuf Rémig seit 1870 eine stattliche Reihe größerer und kleinerer Werke, von welchen leider nur ein geringer Teil durch den Druck veröffentlicht worden ist, während das Meiste im Munde des Komponisten ruht, was nicht nur im Interesse des Meisters, sondern auch des musikalischen Publikums lebhaft zu bedauern ist. Die hervorragenden Schöpfungen Rémigs aus dieser Zeit sind: ein Phantasielied (Mottino), aufgeführt in einem Wiener philharmonischen Konzerte unter Dessoff, ferner in Prag und Olmütz, eine Orchesterphantasie (aufgeführt in Prag), ein einzelnendes „Häufiges Lieberpiel“ für Chor und Soli mit Begleitung von 2 Klavieren (in Prag und Graz aufgeführt), eine zweite (Fur) und dritte Symphonie (Es dur), erstere für kleines Orchester (in Prag und Graz aufgeführt), ein zweites Lieberpiel „Zestliche Noien“, nach Wärdtschen Gedichten, für drei Solostimmen, Chor und zwei Klaviere, als op. 16 bei K. B. Frisch in Leipzig erschienen (aufgeführt zweimal in Graz, einmal in München), eine Konzertsopra (wie Rémig das Werk selbst bezeichnet), „Waldfraulein“ (aufgeführt in Graz und Würzburg a. D.), welches Werk sowohl mit Orchesterbegleitung, als auch mit Begleitung von zwei Klavieren vorliegt und eine vierhändige Ballettmusik. Unter den „Zestlichen Noien“ sind noch im Druck erschienen: 12 Kinderlieder (Prag, Beseh), 3 Lieder für gemischten Chor, op. 1 (Wien, Wegler), 6 Lieder für eine Singstimme, op. 2 (Wien, Wegler), 2 Lieder für Mezzosopran, op. 13 (Wien, Granz), 2 Männerchöre mit Begleitung von 4 Hörnern, op. 18 (Leipzig, Rabus Nachfolger) u. v. a. Außerdem hat Rémig eine von größter Sachkenntnis zeugende Instrumentationslehre angeordnet unternehmen, von welcher ungefähr zwei Drittel fertig sind und deren boldige Vollendung in hohem Grade wünschenswert wäre. Es erübrigt noch, einiges wenige über den Charakter Rémigs als Komponisten zu sagen: Der Grundzug seiner Werke ist eine von dem Stande innigster Empfindung beehrte Noblesse des Ausdruckes; durch die schwärmerische Lieblichkeit seiner Melodie und Harmonik bricht oft ganz unvermutet ein Zug dämonischer Glut, der aber bald wieder unterdrückt wird und zuweilen einer gewissen schalkhaften, oft aber auch mysteriösen Wit Platz macht, von welcher Rémig gerne in rätelhafsten Worten spricht, welche aber nur demjenigen klar werden kann, der mit Rémigs inneren Erlebnissen ganz vertraut ist und zwischen den Zeilen, sagen wir: zwischen den Notenköpfen zu lesen versteht. Technisch hervorzuheben ist besonders Rémigs feinsinnige, äußerst bewegliche Rhythmik, welche sich oft bis zum Nervösen steigert, und seine — wie bereits erwähnt — meisterhafte Orchesterbehandlung. Der lebenswichtige Künstler, dessen geistvolle und schöne Frau seinerzeit als Konzertsängerin die beste Interpretin der Gesangswerte ihres Gatten war, steht jetzt im 60. Lebensjahre und leidet trotzdem keine Einschränkung seiner pädagogischen wie komponistischen Thätigkeit, steht er doch eben im Begriffe, eine neue Symphonie zu vollenden.

Die Musik in der vierten Dimension.

I.

R. L. — Unserer Zeit war es vorbehalten, die geisthaften Qualitäten unserer Erde oder auch anderer Welten in ihren Eigenschaften und Gewohnheiten genauer zu belauschen und sie endlich sogar zu photographieren. Unendlicher Jubel erhob sich über diese letzte Errungenschaft, der aber nicht so berechtigt war,

wie es den Anschein haben könnte. Denn was will das sagen, daß man endlich über das Kenzere der Geister ins Klare gekommen ist, im Vergleich zu der Thatsache, daß man schon längst über ihre Begriffe von Musik genau orientiert war? Das Kenzere ist zufällig und kann wechseln, nach seinen musikalischen Reigungen und Begriffen aber beurteilt man den Charakter des Menschen wie des Geistes mit tödlicher Sicherheit. Eine kleine Studie über die Musik in der vierten Dimension dürfte daher geeignet sein, das Selbstbewußtsein der Herren Geisterphotographen etwas herabzuschmücken und ihnen etwas mehr Respekt vor unseren Musikern einzuschälen, welche schon lange vor Erfindung des Mikrophons und überhaupt ohne alle Instrumente die Geister belauschten, und das Gehörte durch Niederschrift auch ihren weniger feinhörenden Mitmenschen zugänglich gemacht haben. Mit den Begriffen von Zukuntem und Unmüß scheint es allerdings in der Geisteswelt noch dürrig bestellt zu sein. Zwar werden hier und da Wunderdinge von konzentrierenden Geistern erzählt, gewöhnlich sind aber diese Erzählungen so löcherig verbißt, daß sie nicht sehr beweiskräftig sein können, oder sie beruhen auf nochweisbaren Verwechslungen mit den Hieselöcher des Windes, der sich in irgend einem alten Dachziegel oder Kaminloch gefangen hatte und um Freiheit winkelte, so daß zu glauben der Geisteswelt eigentlich noch nichts Erhebliches bekannt ist. Ein direkter Gegenbeweis wird aber schon seit den Zeiten der Gebrüder Davenport — seit einigen Jahrzehnten — in allen spiritistischen Sitzungen dadurch geliefert, daß die Geister die ihnen zur Verfügung gestellten Instrumente, Geigen, Gitarren, Glöden u. dergl. inimmerlich mißhandelt und lieber so allerhand schreckhaftem Lufte, als zum Vortrag ausständiger Kompositionen bemüht haben. Auch die entsetzlich trostlose und milde Tanzmelodie der Prasthe in dem Danse macabre von Saint-Loeas ist sehr beweisend. Wie kann man überhaupt nur Tanzmelodien auf der Prasthe spielen! Indessen sind die Alten über diese Frage noch nicht geschlossen, vielleicht ist in der vierten Dimension die unnatürliche Ausbildung noch nicht so allgemein wie bei uns, was vielleicht einige „gute Leute, aber schlechte Musikanten“ für einen Vorzug zu halten geneigt sein könnten. (Der soll man hier nicht lieber sagen: „schlechte Leute, aber gute Musikanten?“ Wird der genigsten Erwägung des Lesers empfohlen.) Einzelne Virtuosen gibt es sicherlich schon jetzt im Jenseits, es sei nur an die bekannte Thasthe erinnert, welche der Tartarischen Zerkelsohle zu ihrem Namen verholfen hat. Weigater Macstro hatte sich beim Sehen einer Violinsonate derartig verkomponiert, daß ihm schließlich ein tüdigerer Schlag ins absolute nicht mehr gelingen wollte. Da er sich im nachts der f f f Gottseibens und spielte ihm mit einer wahrhaft teufelischen Technik einen von ihm selbst komponierten Schlag aus. Teils entsteht, teils entfällt iyrong der Macstro aus dem Zeit, schied das eben Gehörte sofort nieder, glaubte aber selbstigen bösen Geiste gegenüber — der ja die Komposition wahrscheinlich selbst geklohten hatte — nicht zu einer strupföden Respektierung fremden geistigen Eigentums verpflichtet zu sein und ließ die Sonate unter seinem eigenen Namen in die Welt gehen. Wer weiß aber, wie sich der betrogene Teufel in seiner verborgenen Antoreneileit vielleicht gerächt hat!

Beizend besser ist es mit der Vokalmusik der Geister bestellt. Dieselbe ist, wenn nicht bei allen, so doch bei einigen Geisterarten ziemlich entwickelt und es löst sich sogar wie bei uns von einem italienischen, französischen, deutschen Stil, so auch von verschiedenen Stilen in der Geisteswelt sprechen. Bei

einer Prüfung dieser Frage muß man übrigens immer im Auge behalten, ob der betreffende Geistergefang wirklich charakteristisch ist, das heißt: ob die Geister im besonderen Fall wirklich so singen, wie ihnen der Schnabel gemachen ist, oder ob sie zum Scherz oder zu irgend einem anderen Zweck menschliche Stile nachahmen. Daß sie dies mehr oder weniger gut können, dafür sind zahlreiche Beispiele vorhanden. So z. B. singt Mephisto in der Gnomischen Margaretha einen zwar etwas absonderlichen Stil, hält sich aber im ganzen doch auf den in dieser Welt hergebrachten Formen. Natürlich! Er will ja seine diabolische Abtammung möglichst verbergen. In ähnlicher Lage befindet sich die Königin der Nacht, die immer mit menschlicher Stille rechnen muß. Ihre unheimliche Stelenfertigkeit verrät zwar ihre überirdische Herkunft, doch bequemt sie sich sonst den menschlichen Aufnahmen möglichst an. Wähle sie sich ganz unbedacht, jänge sie z. B. einen Monolog, welche ganz anderen Töne würde sie noch anschlagen! Außerdem ist hervorzuhellen, daß Gluck und Mozart die ersten waren, welche überhaupt den Mut hatten, wirkliche Geisterstöne niederzuschreiben, ein für die damaligen garten Ohren unerhörtes Wagnis! Deshalb haben beide wohl alles noch möglichst gemildert. Im Notfall verstand aber auch schon Mozart seinen Spuch mehr, wie später an seinem Komtur aus Don Juan nachgewiesen werden soll. — Die Offenbachschen Olympier sind überhaupt nicht erst zu nehmen. Sie haben sich untereinander verabredet, für die Dauer eines Theatersabend gewissermaßen einmal platonisch zu reden oder menschlich zu singen. Dies wirkt natürlich auf den Zuhörer äußerst komisch, aber auch die edlen Götter selbst amüsieren sich vortrefflich dabei. Wie ganz anders aber, wenn die Geister unter sich sind, oder wenn sie keine Mühsucht auf menschliche Ohren nehmen, vielleicht denselben sogar imponieren wollen! Bei solchen Gelegenheiten muß man seine stilistischen Studien machen. Ein ganz besonderer Fall ist hier wieder hervorzuheben. Wie obige Menschen keine Lieder haben, so können auch die allerhöchsten der bösen Geister nicht singen. Oder ist es vielleicht auch eine gewisse Wassertheit, wenn Samiel und „der Meister“ im Dampf der Aufregung ihrer höchsten Achtsprüche verschwinden und in vornehmer Nähe ihre orakelhaften Sentenzen („schle treffen, sieben offen“) von sich geben? — Derartige große Herrschaften singen also gar nicht. Auch der Gesang der niederen Geister ist nur so so, kann noch Gesang zu nennen, in solchen Fällen, wo sie sich recht bössartig zeigen, sich als räudende Elementargeistern aufspielen wollen. Es sei hier an den unheimlichen Chor im zweiten Finale des Don Juan erinnert, der mit konstanter Wosheit das kleine a singt. Gewiss singen die sonst ziemlich melodiös angelegten Wassergeister in Lindine ihre mehrfach wiederholte Warnung an den treulosen Hugo: „Gedenke deiner Pflicht, beuge Meines nicht!“ stets auf denselben Ton. Andere Beispiele lassen sich aus dem folgenden wohl noch beibringen, vergleiche die Worte des Komturs auf dem Friedhofe, das wilde Heer in der Volksfälscht u. s. w.

Von diesen Ausnahmefällen abgesehen, singen die Wassergeister den lebenswichtigsten Stil im Geistesreich. Durch ihren Aufenthalt in dem melodiös plätschernden und wogenden Wasser hat sich ihr Ohr auch für die Reize einer gefälligen Melodie geschärft, und dies kommt in ihrem Gesang deutlich zum Ausdruck. Wie lieblich und einnehmend singen nicht die meerenschlingenden Stauunverwandten der Vorigen (Lindine, Kühleborn und dessen Untertanen! Sogar ihr Schmerz ist weich und süßlich, und strömt in den rührendsten Melodien aus.

Aufleborn:



D sehr zu = rüd, mein ei = tel Sch = nen ist nur ge = stült, o sehr zu = rüd,

Chor der Wassergeister:



Schwaneufang, Schwaneufang tö = net wie = der auf dich nie = der,

(Fortsetzung folgt.)

Drei Lieder aus Goethes Leben.

Von Ad. Gründler.

(Fortsetzung)

II.*

Es Jahre später setzen wir den Großherzoglich weimarischen Geheimrat von Goethe das oberbairische Alventaud durchschreiben, um endlich, „fast zu alt“ ichen, wie er meint, den einen Gedanken seiner Jugend anzuführen: Italien zu sehen.

Die Postkutsche hatte ihn von dem köstlich gelegenen alten Kloster Benediktbeuren langsam hinaufgebracht zum Klostersee, wo ihm die ersten Schönebäume entgegenwinkten, und nun ging's weiter noch aufwärts, zum Waldenfer. Es war in der vierten Nachmittagsstunde, und die Sonne brannte, nach vielen Regentagen, stürmisch genug für Anfang September.

Etwas eine Stunde mochte noch des Wegs bis zu dem trümmertlich im Kranz immergrüner Tannenwälder ruhenden Waldenfer sein, als dem Reisenden ein „artiges Abenteuer“ begegnete. Sein Wagen holte zwei Fußwandler ein: einen würdigen Alten, der sorgsam seine Harle trug, und neben ihm ein dunkeläugiges Mädchen von etwa elf Jahren, das eine runde Schachtel mit kaum mühsamer Sorgfalt im Arm trug, als der Vater sein Instrument. Beide schienen, ihrem Gange nach, müde von längerem Wandern und baten, ob der vornehme Herr nicht die kleine mit in den Wagen nehmen wolle. Goethe ließ sie zu sich einsteigen, wobei sie mit großer Beuligkeit die Schachtel zu ihren Füßen stellte, und ergabte sich an dem zutraulichen Gepolde des eigenwilligen Geschöpfes, das für seine jungen Jahre schon viel von der Welt erfahren hatte, mit der Mutter bereits zu Fuß nach Maria-Güßeladen gewandert war und jetzt in München vor dem Kurfürsten und seinem ganzen Hof sich auf der Harle hatte hören lassen.

Diese mannigfachen Ergebnisse hatten das Kind weit über seine ankere Entwicklung hinaus gereift und nachdenklich gemacht, und die junge Stirn zog sich über den schwärmerischen braunen Augen leicht in eigenwilligen Falten aufwärts. Doppelt anmütig und feissend wirkte, im Gegensatz hierzu, der kleine harmlose Unbehagene in Weiteitungen aller Art; sie vertraute dem teilnehmenden Fremden ebensowohl ihre feste, glänzige Zuvorficht an die Wundernacht der Winter Gottes an, wie auch ihre kindliche Freude über die in der runden Schachtel befindliche Gestalte, mit bunten Bändern verzierete, neue Münchner Harle.

Das seltsame Kind agierte nicht, wach besonders Interesse seine Erzählung dem reisenden Herrn erregt hatte; es agierte nicht, daß es einer der größten Dichter von Gottes Gnade war, der seinem unschuldigen Geschwäg lauschte und die wunderbare Gestalt mit dem sehnstvollen Auge im jungen Kindesauge festsitzte in seine Phantasie aufnahm, um sie künstlerisch verklärt der fragenden und rätselnden Welt zu schenken — als Mignon in einem seiner höchsten Meisterwerke, dessen Anfänge er eben vollendet in Weimar zurückgelassen.

„Nach Vögen geh' wir jetzt, zur Messe,“ plauderte die kleine; „gelt, da wollen Sie auch hin? — und wenn ich Sie dort treffe, schenken Sie mir einen schönen Zahnmärz, nicht?“

„Ja, Kind, den sollst du haben. Aber du mußt mir heut noch etwas auf deiner Harle vorspielen, wenn ich auch gerade kein Kurfürst bin! Willst du?“ „Gern, Herr! wenn wir die Harle taugt! Der Diakant hat sich heut herangeschmitten von der Luft; das weisest auf Wetter auf morgen.“

„Gut Weiter! könnt' es brauchen, hier und in Italien!“

„Italien! — Herr, dahin geht Euer Weg? Oh, könnt' ich mit Euch ziehen!“ Und in tiefer sehnsüchtiger Lust leuchteten die ausdrucksvollen Augen des Kindes auf bei dem bloßen Klang des Namens: Italien. Von diesem Worte an war es vorbei mit allem kindlichen Gepolde der kleinen; nur mit feinstem Glanz hing fortan ihr schwermütiger Blick an den fernsten, leuchtendsten Berggipfeln, auf deren Häuptern Wölken lagerten.

Abend war's. Ernt umsäumten die finstern Tannen den stillen See, auf dessen zitternde Wellen

* Siehe: Goethe, Italienische Reise, Kap. 18 bis auf den Bräun.

der Mond sein silbernes Neg warf. Weiße Wölken zogen leicht wie bunte Schlei über sein rundes, milchweißes Antlitz hin, — ebenso sanft vorüberwollend, wie die leise verschmelzende Accorde einer Aeolsharfe, die über den Wasserpiegel hin ausgespannt war.

Zu der Holzveranda des einfachen Gasthauses saß Goethe, sich dem poetischen Zauber solcher Abendstunde hingebend. Da drangen Harfentöne an sein Ohr, — nicht die verhallenden Klänge der Aeolsharfe von oben her, sondern feste Harfengriffe aus der Nähe neben ihm. Er horcht auf; sein Herz erregt sofort die kleine Melodienflut, die ihres Versprechens nicht vergaß, und ihm ist, als sähe er ihre schmachtige Gestalt, ihre glanzvollen Augen vor sich, wie nun, nach flüchtigem Harfenvorspiel, auch ihre Stimme sich erhebt und, in der Art freier Improvisation, mit süßen weichen Melodien ihre schmerzliche Sehnsucht singt nach dem sonnigen Land des Südens.

Melodienlos lauscht der Dichter; regungslos bleibt er sitzen, das Haupt träumerisch in die Hand gestützt, auch nachdem der Sang längst beendet, die kleine leise und etwas enttäuscht, wieder davon geschlichen ist. In seinem Herzen glüht in dieser wunderbaren Stunde das Lied auf, welches bis auf unsere Zeit als der bereite und überausgehende Ausdruck aller menschlichen Sehnsucht nach fernem, nur dunkel von uns geahnten, schönen Welten gilt; das Lied, welches die bedeutendsten unserer Komponisten, einen Richard, einen Götter, einen Beethoven an der Spitze, zur unwillkürlichen Darstellung begeistert und bezwungen hat; das Lied, welches Goethe dem großen Roman einfügte, der ihn zu jener Zeit beschäftigt; das Lied:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunkeln Land die Goldorangen glüh'n,
Ein lauter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Mägte still und hoch der Kerkel steht,
Kennst du es wohl?“

Dahin! dahin!

des Kontrapunktischen Konfessionswerks den mit feineren Saiten bezogenen, zarter gestalteten Weigen.

Die Vermittlung der Musikantenstube, die Dade ihrer Manern und die Schönheit des einzigen Feuers derselben genügt an fünf junge gebildete Männer, welche im Jahre 1848 wegen des Beitritts zu einem deutschen Verein in Prag kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt und zu zwanzigjährigen Aufenthalt in den Gefängnissen der Festung Komorn beurlaubt wurden. Musikalisch, wie sie alle waren, zimmerten sie sich selber aus trockenem, hartem Holz Streichinstrumente und unterhielten sich mit der Ausführung von Quartetten und Duosetten, gerade so wie die fünf jungen Männer auf der nebenstehenden Darstellung.

Einer dieser Komorner Festungsmusikanten wurde vor Kurzem von uns erndt, die Geschichte dieser musikalischen Selbsthilfe in der „Neuen Musik-Zeitung“ zu schildern. Er hat es freundlich zugesagt und hätte auch sein Wort gehalten, wenn ihn, den angenehmen Wiener Schriftsteller, nicht unglückliche Umstände dahingerafft hätte, zu welchem sein vieljähriger unruhiger Aufenthalt in Komorn den Grund legte. Nehmen wir an, daß die fünf offenbar nicht mit Glücksgütern ausgestatteten Musiker unseres Bildes sich jeden Kummer von der Seele spielen und daß sie an sich die befreiende, erlösende und verbösende Macht der Tonkunst geradezu erfahren, wie die Instrumentenmacher und Musikanten in der Festung Komorn.



Carmen.

Novellette von E. Franz.

In Sonnenstraß stahl sich zwischen den Gardinen in das Zimmer der Sängerin, streifte die von einem Maifartbouquet behüllten Wästen der Tondichter und glitt spielend über den Teppich des Fußbodens. Nether dem Flügel hing ein großer Vorbeerkranz mit schweren Wandschleieren, neben dem Notenständer sah man eine riesige Blumenkrone und einige Kränze. Sonnenstrahlen tanzten in dem stillen Zimmer mit weit des Ursinns, in welchem Paula Hüller, die gelehrte Sängerin, ruhte. Sie saß unbeweglich, zu ihren Füßen lag ein beschriebenes Blatt Papier. Wie war sie schön, diese junge Künstlerin, die in ihrer Kehle so entzückenden Wohlklang barg und der verwundete Liebhaber des Publikums geworden ist. Und doch — so sieht seine Glückliche aus. Ihre Augen starrten vor sich hin, ein schmerzlicher Zug umschwebte die feingekrümmten Lippen, die dunklen Brauen waren zusammengezogen. So tief war sie in Gedanken verloren, daß sie das Eintreten ihrer Gesellschafterin ausständig nicht bemerkte. Dieser konnte Paulas stichtige Verstimmlung nicht entgehen und als sie, näher tretend, ein Blatt Papier am Boden liegen sah, drängte sich die Frage auf ihre Lippen: „Haben Sie diese Nachricht erhalten?“ „Nein,“ entgegnete die Künstlerin, „was mich verstimmt, ist nichts Neues, nur eine alte, längst begrabene Geschichte; aus diesen Zeilen, die ich soeben unentwärtet in einem Frack meines Schreibstisches gefunden, starrte sie mir, gleich einem Medusenkopfe, entgegen.“

Mit diesen Worten las sie das Blatt vom Teppich auf und zerrte es in unzählige Stücke. „Mir thut es leid, Sie so schmerzlich erregt zu sehen,“ sprach Fräulein Ade, „und um so mehr, als Sie heute wieder nach längerer Zeit in Ihrer Glanzrolle auftreten. Ich bedaure sehr, daß mein Kopfschmerz mich hindert, der Vorstellung beizuwohnen. Carmen soll ja, so dürfte ich, eine Ihrer herrlichsten Leistungen sein.“ „Wirklich weit ich der flatterhaften und herzlosen Eitelheit dieser Dyer gleiche,“ sprach Paula mit Bitterkeit. „Wie können Sie sich so vernehmen,“ rief Fräulein Ade, „Sie, die Güte und Mäßigkeit selbst.“ „O ja,“ sprach die Sängerin in demselben Tone bitterer Ironie, „ich gebe von den Täuflern, die ich einnehme, den Armen reichlich Almosen, ich suche das Unglück der Notleidenden zu lindern — dennoch war ich im Stande, mitteillos ein Herz zu brechen.“

„Sie thun sich Unrecht.“ — „Nehmen Sie an meiner Seite Platz,“ liebes Fräulein,“ sprach die Sängerin, „ich werde Ihnen eine Episode meines Lebens erzählen und dann urteilen Sie, ob ich zu viel gelagt habe. Vor einigen Jahren war ich im Operntheater zu *** engagiert. Mein Partner war zuweilen der Tenor Erwin Roland, ein junger Mann, der



Das Streichquintett.

Nach einem Bilde (siehe S. 265) von P. Pils.

Die fünf jungen Männer, welche in einer dürftigen Stube sich mit dem Einstudieren eines Streichquintetts befaßen, saßen ganz bei der Sache und man sieht es ihrem Gesichtsausdruck an, daß sie in den Genuss des Zusammenklanges ihrer Instrumente verfiel. Was sie spielen mögen? Vielleicht eines der zehn Mozartschen Quintette oder Hummels Quintett, welches der mit musikalischer Ueberlegenheit darin blinkende erste Geiger für die fünf Streichinstrumente arrangiert hat. Der zweite Geiger knipst eben auf seiner Violine ein Vizzicato, während der Viadist mit olympischer Gelassenheit seinen Part herabschreibt.

Der junge Mann mit dem blühenden Lockenkopf läßt sein Violoncell weich und süß klingen; — man merkt es seinem findenden Auge an, daß er mit Empfindung vorzutragen weiß. Einen Gegenang zu ihm bildet der Bassgeigenspieler; er sieht, seinem Instrument nicht mächtig, etwas dreh an. Mit Gemüthsweichheit und mit seinen Vortragsgeschickern läßt sich auf seinem hoch gewölbten, mit dreien Zagen versehenen Tonbogen eben nicht spielen; es hat nur den Grundton des Quintetts fest, sicher und markig zu halten und überläßt mit phlegmatischer Ruhe den Vortrag der aus dem Herzen quellenden Melodie und das Ausführen

nicht nur schöne Stimmnittel besaß, sondern auch durch das Feuer seines Vortrags das Publikum bezauberte — ach, nicht allein das Publikum, auch mich bezauberte er. Als er mir seine Liebe bekannte, überwältigte und rührte mich sein leidenschaftliches Ungestüm; was ich für ihn empfand, hielt ich damals für Liebe, jetzt weiß ich, daß es Verblendung, geschmeichelte Eitelkeit war.

In wenigen Monaten, sobald mein Kontrakt zu Ende gekommen, sollten wir Hochzeit halten, Roland bestand darauf, ich müsse der Bühne entsagen. Ich ging, wenn auch widerstrebend, darauf ein, aber bald fühlte ich mich sehr unglücklich. Was ich in jener Zeit durch Erwins rasende Eifersucht zu er-

Graf D**s las. Er schrieb mir, daß er den Augenblick kaum erwarten könne, in dem er mich als seine Gattin heimführen werde. Möglicherweise war es, als fiele ein Schatten auf den von einer Lampe erleuchteten Platz; obwohl ich die Augen auf das Blatt geheftet hatte, ward ich mir bewußt, daß ich nicht mehr allein war. Ich blickte empor und sah — wie soll ich Ihnen mein Entsetzen beschreiben — sah Erwin Roland vor mir. Bleich, mit verzerrten Zügen, mit unbändig funkelnden Augen stand er da und blickte mich an. Erlassen Sie mir die genaue Schilderung der furchtbaren Szene, an die ich nicht denken kann, ohne zu zittern. Die bittersten Vorwürfe, die wildesten Anklagen kamen von Rolands Lippen, ja er drohte mich

Ich würdigte seinen Brief keiner Antwort.“ Sie sind tief zu beklagen,“ sprach die Gesellschaftlerin, „Sie, die Vielweibere, haben viel gelitten.“ Lassen Sie mich jetzt allein,“ fragte die Sängerin, „ich muß mich zu fassen suchen, ehe ich vor das Publikum trete.“

Ein paar Stunden später sang Paula mit bezaubernder Stimme und virtuoser Gesangsart die reizende Habanera. Von dem Beifall des Publikums bezaubert, von der pikanten Musik Bizets lebhaft angeregt, war jede Spur von trüber Stimmung verschwunden. Im Verlaufe der Oper wurde ihr Vortrager plötzlich von Heiserkeit befallen und mit Verdruss vernahm Paula, ehe sie sich vor dem vierten Akt nach



Das Streichquintett.

bulden hatte, spottet jeder Beschreibung und doch wagte ich nicht, die Kette zu brechen, die mich so schwer drückte. Da lernte ich einen jungen Kavalleren kennen, er faßte eine so heftige Liebe zu mir, daß er mich hat, ihm Herz und Hand zu schenken. Graf D. war nicht nur reich und von altem Adel, er war auch lebenswürdig und wußte mein Herz zu gewinnen. Ich sagte den Entschluß, das Band, welches mich an den Sänger knüpfte, zu lösen, ihm zu bekennen, daß ich nicht seine Gattin werden wollte. Als mein Kontrakt zu Ende und der für die Hochzeit bestimmte Zeitpunkt herangerückt war, verzeihe ich heimlich und dann erst hatte ich den Mut, Erwin den Abschiedsbrief zu schreiben. Ich hoffte ihn nie wiederzusehen. Gutes Hoffen!

In einem schönen Maiabend war es, als ich auf der Veranda saß und einen liebevollenden Brief

zu morben, wie ich sein Lebensglück genossen hatte. Außer mir vor Angst kündete ich in das Zimmer und riegelte die Thür hinter mir zu. Die Erinnerung an jene schreckliche Stunde verfolgte mich lange bei Tag und bei Nacht. Ich habe Roland seitdem nicht gesehen, aber selbst jetzt noch nach zwei Jahren gequält ein geringfügiger Anlaß, um jene Bangigkeit zurückzurufen.“ „Hat die Angst vor des Sängers Nachse Sie auf die Hand des Grafen verzichten lassen?“ fragte Minna Rabe. Ein bitteres Lachen tönte von den Lippen der Künstlerin. „Das nicht,“ sagte sie, „aber bald wurden die Briefe des Grafen kürzer, seine Liebesbetreibungen gezwungener, endlich schrieb er mir, daß sein Herz gebrochen sei, da der unbezwingliche Widerstand seiner Familie es ihm unmöglich mache, mich zu heiraten; an Sorge seines Lebensglücks stehend, werde er jedoch immer meiner gedenken.“

der Garderobe begab, daß der Künstler erklärte, er vermöge die Partie des Don José nicht zu Ende zu singen und es müsse Herr Roll, ein noch recht unbedeutender junger Tenor, für ihn einspringen.

Das war allerdings für die arme Carmen nicht erfreulich, sie fürchtete, die hochdramatische Schlüsselszene der Oper werde durch das unbeholfene Spiel des Ersatzmannes statt einen erschütternden einen lächerlichen Eindruck machen.

Der vierte Akt begann, die spanischen Tänze wurden getanzt und nachdem das kleine Duett Carmens und Escamillos gesungen war, drängte sich die auf der Bühne versammelte Volksmenge den Reitern nach in den Gärten.

Jetzt fiel Paulas Blick auf Don José, der, ein Bild der tiefsten Verzweiflung, an der Mauer lehnte. Ein Schrei entfloß ihren Lippen, denn statt des

hüllten, als jungendlichen Tenoristen sah sie, in der malerischen hanteligen Tracht, Erwin Roland vor sich. Bravostriche erklangen aus dem Zuschauerraum, man fand ihren Ausdruck des Schreckens von erschütternder Naturwahrheit. Jetzt näherte sich ihr Don Jozé und sang vor der unactuellen Geliebten auf das Arie. Wie rührend klang seine Stimme bei den Worten: „Ach, ich will dir ja nicht drohen, ich bitte!“ und wie flammte er gleich darauf in leidenschaftlicher Wut empor, als Carmen seinem Nicken keinen Hohn entgegenbrachte. Wie nun hatte Paula die Schlüsselszene der Oper so gespielt als heute, denn diese Carmen verriet, daß unter ihrem Trosch sich Todesangst barg; während von ihren Lippen kalter Hohn floß, zitterten ihre Glieder. Wahnsinnige Mordlust loderte in Erwins Augen, als er sie, die in den Girkus zu flüchten gedacht, zurückfichle. Jetzt sah sie den Dolch in seiner Hand blitzen, ein Schrei der Todesangst entfloß ihren Lippen; der Dolch sankte nieder und lautlos laut Carmen zu Boden. Während der heilige Sierkämpfer bei den Klängen des Toradorliedes aus dem Girkus trat, brach brandender Beifall los. Das Publikum, hingefallen von der Naturwahrheit, mit welcher die erschütternde Scene dargestellt worden, gab seinem Enthousiasmus in lärmender Weise Ausdruck; aber so groß und anhaltend auch der Beifall war, so ungetrübt man nach Don Jozé und Carmen rief, zeigte sich die Künsterin nicht. Fremden und Unrührte bemächtigten sich des Publikums. Endlich erschien Paula, bleich, sichtlich erschöpft und verbeugte sich dankend, ihr Wärter ließ sich aber nicht blicken. Todmatt folgte die Sängerin heim, fast hatte sie, als Roland mit klammernden Augen den Dolch gegen sie gestreckt, geirrt, daß der Schein zur Wirklichkeit, daß Erwin sie töten würde. Einer Thumacht nahe, war sie nicht gleich im Stande gewesen, den Hervortreten des Publikums Folge zu leisten. Roland war, kaum daß der Vorhang gefallen, fortgeritten. Müde sank Paula dahin auf ihr Lager, aber lange floß sie der Schlaf. Ja, Erwin lebt noch, lebt und haßt mich zugleich, dachte sie, und hat sein seine Augen, die wie Leidenstisch seine Gefanges, seine Wut, seine Verzweiflung verraten; warum hatte er diese, eben diese Mollie übernommen, wollte er sich an mir rächen, wollte er mich töten und konnte sich doch im entscheidenden Augenblick nicht dazu entschließen? Wird er mich auch fortan, gleich einem Nachgeirrt, verfolgen und mein Gemüt nie zur Ruhe kommen lassen?

Als endlich ihre müden Augen sich im Schlafumner schlossen, ankam sie verworrene, fädeliche Träume. Ihr war, als sei sie allein in einem finsternen Walde, befrüchtigte hörte sie Schritte hinter sich. Sie konnte im Dunkel nicht erkennen, wer ihr folgte, aber doch wußte sie, daß es Erwin Roland sei. Unbeschreibliche Angst bemächtigte sich ihrer, sie floß weiter und weiter — immer hörte sie des Verfolgers Schritte hinter sich. Endlich verlor sie die Fährte ihr den Dienst, sie brach erschöpft zusammen und barg das Antlitz in den Händen. Da hörte sie schwerwiegende Klänge, jene liebliche Melodie, welche den dritten Akt der Oper Carmen so stimmungsvoll einleitete. Sie ließ die Hände sinken — nun war es nicht mehr dunkel um sie her — o Gott — vor ihr lag Erwins blutende Leiche und eine Stimme jagte: „Er hat sich selbst den Tod gegeben.“

Diesem furchtbaren Traumbild folgte rasch ein anderes. Ihr war, als stünde Erwin an ihrem Bett und weise sich mit wutverzerrtem Antlitz über sie. Paula wollte um Hilfe rufen, brachte aber keinen Laut hervor, da umspannte er mit beiden Händen ihren Hals, wie Eisenstrahlen preßten seine Finger mehr und mehr ihre Kehle zusammen — die Tränmen rang nach Luft, machte eine heftige Bewegung und erwachte.

Die Morgenfonne schien freundlich in das Zimmer und hier aufstehend blickte Paula um sich; aber obgleich die entsetzlichen Bilder verschwunden waren, konnte die Sängerin den Eindruck, den sie ihr gemacht, nicht überwinden. Bleich und müde erschien sie am Frühstückstisch. Minna hatte gefragt, ob sie sich unwohl fühle. „Das nicht,“ entgegnete die Sängerin, „allein wenn Sie hören, was sich gestern abend ereignet hat, werden Sie wohl begreifen, daß meine Nerven erregt sind.“ „Ich begreife es,“ sagte Fräulein Nabe. „Gestern las ich in der Zeitung, daß der bekannte Tenorist Erwin Roland, welcher der Vorstellung der Oper Carmen in einer Loge bewohnte, auf Ansuchen des Direktors die Rolle des plöglig heiser gewordenen Sängers übernahm.“ „Sie werden verstehen, daß es mich an und für sich tief erregte makte, diese Scene mit Erwin Roland zu spielen,“ sprach Paula, „doch können Sie sich keinen Begriff davon machen,

was ich litt, als seine Mide, sein leidenschaftliches Spiel mir verriet, daß er noch ebenso heiß für mich fühlte als früher.“

Eben wollte Fräulein Minna antworten, als die Hofe hertrat und Paula einen Brief überreichte. Als diese den Brief auf die Schriftzüge der Adresse heftete, wechelte sie die Farbe. Mit zitternden Händen entfalte sie das Blatt, welches nur folgende drei Zeilen enthielt:

Erwin Roland
Anna Nabe
Verlobte.

„Haben Sie diese Nachricht erhalten?“ fragte Fräulein Nabe wie geirrt. „Ja, o nein,“ antwortete die Sängerin und steckte häufig das Blatt zu sich, sie wollte nicht sagen, daß Don Jozé sich über Carmens Nerven getöset habe. Die Schrecknisse, welche ihre Einbildungskraft ihr vorgezaubert, waren zerfallen. Deinen hätte die Sängerin sich unbedingt freuen sollen — trotzdem war, so erzählte man, die Dina an diesem Tage verdrückter und launenhafter den je.



Musikalisches aus dem germanischen Alterthume.

Von Hans Zimmer.

I.

Die ersten Nachrichten, die uns in zwar nur kurzen, doch desto zielbewußter charakterisierenden Strichen vom kulturellen Leben unserer Vorfahren erhalten sind, verdanken wir selbstverständlich einem Mann, von dem wir noch zweifeln dürfen, ob er wohl überhaupt selber einmal die deutschen Gänge betrat: Tacitus, dem Vater der Römer (54—117 n. Chr.). Von der Verberbung der römischen Staatsmaschine wandte er sich schweigend weg zu dem aufsteigenden jungen, noch unzerfetzten Geschichte des germanischen Mittelalters und Nordens, und die Grund dieses seltsamen Landes ist sein für uns bedeutendstes Werk, die Germania, die er im Jahre 98, man möchte sagen: ausgemünzt hat. Es konnte nicht fehlen, daß er in dieser ersten Kulturgeschichte des inneren Deutschlands auch auf die dichterisch-musikalischen Verhältnisse eingehen mußte, vor denen halb staunend, halb erschreckt, sein römisch empfindliches Ohr sich an rauhere Klänge gewöhnte. Gleich im zweiten und dritten Kapitel erwähnt er mutig-gemeinliche Lieder, in welchen man den zweigedichteten Gott Tuijo, dann einen vielleicht als Donar zu deutenden, dem römischen Hercules nahe verwandten Hros, endlich Gründer und Ursprung des ganzen Götteralters besang. Solche Gesänge, von Mund zu Mund sich vererbend, vertraten dem Anekdote nach die Stelle der Chroniken, der Annalen, der Zeitungen, wozu man sagen, aber nicht ruhig am Herdfeuer angehört und gelernt, sondern gehalten, wenn Mann an Mann in den Kampf zog. — Viel wichtiger indessen scheint uns das dritte Kapitel, weil es uns die Bekanntschaft vermittelt mit einer gewaltigen, eigenthümlich ergreifenden Art der Kampfeslieder, die Tacitus barditus nennt. In anderen, spätereinigen Werken, so selbst bei dem im vierten Jahrhundert die Germania chronologisch weiterführenden Ammianus Marcellinus findet man wohl für barditus fälschlich barritus gebraucht, aber damit kann nur das Gebrüll von Gefanten, nicht der wenn auch noch so wüste Gesang von Menschen bezeichnet werden. Ob aber barditus mit Jakob Grimm herzuweisen ist vom altindischen, in der Snorra Edda uns überlieferten bardhi (der Rand, der Schild), oder mit Müllenhoff von bard (der Vort), das mit Unsicherheit zu beurtheilen, ist jetzt noch unmöglich, wenn uns die erste Erklärung auch als wahrscheinlich anpricht. So viel ist sicher, daß dieser barditus nicht die Kampfeslieder an sich, nicht ihre Texte, sondern allein die Art, wie man sie vortrug, bedeutet. Der Rand des Schildes bis an die Öffnung des Mundes erhebend, sang, oder schrie man vielmehr in die Mundung hinein und erreichte dadurch eine Converstärkung und Schallwirkung, an deren Ausfall man überdies die Entstehung der Schlacht glaubte erkennen zu dürfen. Welch eine Wirkung oder ein solcher barditus zu erzielen im Stande sein mußte, kann man dem Zeugnis des Ammianus Marcellinus entnehmen, daß er im

Laufe des zweiten Jahrhunderts vom römischen Heere eingeführt wurde, indem zwischen die einzelnen Glieder der Legionen eine beträchtliche Anzahl Germanen eingereiht wurde, um im entscheidenden Augenblick den Vorstoß zu beginnen. Natürlich ist nicht zu erwarten, daß auch bei den Römern germanische, epische Kampflieder als Texte untergelegt worden seien, sondern vermuthlich sind einzelne Aute, wie etwa unser Surtur, zur Verwendung gekommen.

Eine graume Zeit nach des Tacitus hochwichtigen Mittheilungen herrscht eine gewaltige Ebbe in den Zeugnissen über kulturelle Betätigung in der germanischen Vorzeit, also zugleich auch über die Musik. Erst Kaiser Julianus Apostata (361—368) erzählt uns in seinem schon des sonderbaren Titels wegen aufstakenden „Bartholäus“ von atemlosigen Liedern, die er in wenig schmeichelhafter Weise mit dem Geräch der wilden Vögel vergleicht. Aber auch hier in seiner, reizender Zug! Während der feine Römer seine verdächtigten Ohren beleidigt verschließt, sieht er es topfischselbst an, daß die Alemannen selbst sich über ihre Leistung ganz unvorhersehen freuten.

Auch der Historiker Anianus (309—390), der, lange Zeit in Gallien als römischer, hochgeachteter Beamter sich aufhaltend, im Jahre 373 von Bingen bis Trier den Rhein herauf und die Mosel herabfuhr, gibt uns erwünschten Bericht. Die Munit der germanischen Krieger ergötze ihn in dem Grabe, daß er bestoch, den lieblichen Eindruck in einer Abtheilung „Mollia“ zu bannen.

In dieser, der vorzüglichsten, die uns von ihm erhalten ist, gedankt er mit großem Vergnügen an seine Gesänge, die, dilsigentlich erfunden, eine Art Schnaderhupel viellecht, dazu dienten, ein harmloses Nicken zwischen dem Schiffer im Kahn und dem Wälderer an Ufer zu entspannen. Ein klassisches Beispiel für diese Necklieder finden wir übrigens in dem Göttergange des nordischen Harbardslied, das uns die Edda anbewahrt hat.

So viel über die Zeit vor der germanischen, großen Wanderung! Wir müssen gestehen, daß diese Zeugnisse spärlich gefast sind. Wir erfahren in ihnen nicht, ob ein ausgebildeter Stand von Rhapsooden die deutschen Gänge durchzog, wir können nicht daraus schließen, daß die kleine Garfe, die wir für spätere Zeit als Begleitungsinstrument in Anspruch nehmen dürfen, schon jetzt beliebt war, oder überhaupt nur gekannt. Aber möglich mag es wohl sein, daß die Stürme der Völkerverwanderung manches Zeugnis, manche Erinnerungen begraben, die uns das Dunkel hätten erhellen helfen. Dafür indessen entschädigen uns teilweise die manchen feilsenden Zug, mancher Götterbildchen, möchten wir sagen, erhaltenen Ueberlieferungen aus der Völkerverwanderungszeit selbst, auf die wir in einem folgenden Aufsatz näher eingehen werden.



Das Rückertlied in Schweinfurt.

M. H. Stolz blühte ganz Deutschland am 18. und 19. Oktober auf den Forderungen, den Patrioten, den Weisen Mäcker; ehrfurchtsvoll denkte es sich vor dem gewaltigen Sänger der „Germanischen Sonette“, dem großen Dramen, aber unig vertraut schlugen die Herzen entgegen dem Dichter des „Liebesfrühlings“, der auf dem Seitenstiel in der Menschendunst so harmonischen Widerhall weckte und dessen Weisen so viele berufenen Jünger der Tonkunst zum Komponieren begeisterten. Und so erfüllte es sich längst, was jetzt wieder geschieht:

„Des Dichters Denkmal wird gesungen,
Nicht nur gebaut aus Erz und Stein.“

„Erz und Stein“ reden denn endlich auch in mächtiger Zunge — „endlich“; dieses Rückertbild ist eine Art Schmerzensfund. Schon seit 1877 haben sich die rechtlichen Schweinfurter wader abgemüht, diesen schuldigen Tribut dem großen Sohne ihrer Stadt zum 16. Mai 1888, dem hundertsten Gedenktag der Geburt Rückerts, zollen zu können, umsonst. „Geburt aber bringt Noth“ fürstlicher Munificenz, und so geschah's, daß in diesem Jahre, an den Tagen der Leipziger Völkerschlag, deren verhallender Donner einst niemandem befehlender ins Herz getöht hatte, als unserem Mäcker, die lang geplante Fier nur um so würdiger sich entwickelte.

Von nah und fern waren die Gäste herbeigekirrt, darunter Träger unserer Namen — leider auch ein

gar gewallthätiger Herr: Jupiter Pluvius. Aber ungeladenen Gästen weist man die Thür: kein Eingang für den launischen Gott in die fast unheimlich gedrängt volle, prächtig geschmückte Halle, wo am Abend des 18. Oktober der erste Festball stattfand. Frau Müllers spielte dabei, wie sich's gehört, eine hervorragende Rolle: der „Festmarsch“ aus der Oper „Tannhäuser“, das „Vorpiel zum 5. Akt aus König Manfried“, dann die von zwei Söhnen „Sinfonietta“ in „Mist gekleidet“, „Deutsches Lied“ und „Vogelgesang“ Niderens (für Männer- und Knabenchor) hielten tapieren Schritt mit den warmen Begrüßungs-, Gedächtnis- und Guldigungsreden der durchaus gelungenen Abendfeier. Endlich Vertiefung der zahlreichen Telegramme und, wiederum von Müllers umgeben, sechs zum Teil prächtig durchgeführte, „lebende Bilder“ zu Niderens Dichtungen, das letzte eine gerechtfertigte Verherrlichung der Stadt, welche ihren berühmten Sohn feierte. Der Entlassungsakt ging am Sonntag den 19. Oktober 2 Uhr nachmittags vor sich. Die Vereine nahmen Aufstellung vor dem Denkmal, dem gegenüber sich das Rathaus und das Gedächtnis Niderens befindet. Auf zwei Tribünen versammelten sich die Ehren- und Festgäste, während der Martinus selber, sowie die umliegenden Häuser von Zuschauern dicht besetzt waren. Die vorzügliche Musik des Würzburger Infanterieregiments leitete die Feier durch einen „Festmarsch“ ein, worauf die vereinigten Gesangsvereine Schweinfurths die Beethovenische Hymne: „Die Ehre Gottes“ stimmungsvoll vortrugen. Einer „Welke-rede“ folgten die begeisterten Festworte des Stuttgarter Professors Dr. C. Weher, der seit mehr als 20 Jahren in zahlreichen biographischen und kritisch-literarischen Schriften Niderens Wesen und Werte erfolgreich geschildert hat. Darauf sprach Felix Dahn von ihm fast verfallen, „Festvortrag“, nach dessen letzten Worten die Hülle fiel: Trompeten-Fanfaren, Kanonenschläge und brausender Jubelruf verkündeten der Stadt, daß das Denkmal ihres großen Dichters frei unter Gottes Himmel dastünde: fürwahr ein schönes Bild! Von zwei berühmten Münchner Künstlern, Prof. Neumann und Thiersch, angeführt, trägt es auf einem Granitsockel drei Figuren. Oben die Gestalt des Dichters: ein würdiger Greis, im Sessel lehrend, aber ein auf den Knien ruhendes Buch gebend, die durchgeistigten Züge von hinneren der Klarheit. Unten zu beiden Seiten zwei weibliche Idealgestalten: zur Rechten des Dichters die lyrische Muse, zur Linken die Muse der Wissenschaft.

Nach der erfolgten Übergabe des Denkmals an die Stadt fand die Niederlegung der von allen Universitäten und zahlreichen Städten Deutschlands gesandten Kränze statt und darauf der aus 1200 Personen bestehende, überallgehend prächtige Festzug, der von der Mainburger Straße ausgehend, überall mit jubelndem Beifall und Blumenregen begrüßt wurde. Während ein Festbankett und Lichterhulden Einen der schönsten Punkte des Programms bildete die Beleuchtung des Monumentes. Immer und immer wieder suchte der frohe Blick das Bild des Mannes, der nun doch, seinem einstigen humoristischen Protest zum Trotz, „mit feuernden Augen“ auf die Welt zu neuen Tritten schaute, und der wiederum die herzergreifenden Worte gesprochen hatte:

„Von allen Ehren mir am meisten wert
Ist die, womit die Vaterstadt mich ehrt.“



Aus dem Musikleben der Gegenwart.

s. Stuttgart. Das zweite Abonnementskonzert brachte als hochinteressante und musikalisch wertvolle Novität die dritte Symphonie des Sinfonisten J. S. Bach. Der Komponist nennt sie „lyrische“ Symphonie und dies mit vollem Rechte, denn in allen vier Sätzen waltet eine poetische Grundstimmung, welche das Wort oder der Rhythmus nicht so innig und ergreifend ausdrücken könnte wie der Ton. Aber steht jetzt bei der Höhe des Schaffens; er beherrscht die Orchestration in einer wahrhaft glänzenden Weise und ist ein Meister des Tonfasses, wie es alle Teile seiner Symphonie, besonders aber die treffliche Doppelgänger im letzten Satze beweisen. Das aus sechs Noten bestehende Thema, welches dem „Wunden Reigen“ zu Grunde gelegt ist, spricht eben wegen seiner Einfachheit und auch deshalb an, weil es nicht in überkontrapunktlicher Durchführung, son-

dern mit lebendigster musikalischer Sphäre und mit Humor bearbeitet erscheint; wird doch das Thema einmal selbst von drei Bauteilen angeklungen, welche sonst nicht als Soloinstrumente aufzutreten pflegen. Der dritte Satz, welchen der Komponist „Abendfeier“ nennt, behandelt Themen, die durch ihre lyrische Weichheit die Teilnahme des Zuhörers erfassen. Gerade in diesem langjamen Satze nimmt der Ton-poet aber bereits das Wort; er läßt die Abendglocken erklingen, man hört das Abendgebet der Landente in Choralform und vor allem läßt er sein eigenes musikalisches Empfinden in amüsenform anstöhnen. Das Scherzo, „Großer Ausbruch“ benannt, ist ein wahres Kabarettstück frischer, prächtiger Instrumentation und ansprechender Melodik. Es fand auch von Seiten des Publikums volle Anerkennung, wie auch die anderen Teile der Symphonie, welche von Dr. Paul Kengel ausgezeichnet dirigiert und vom Orchester tadellos ausgeführt wurde, großem Beifall begegneten. — Frau Leonie Gröbner-Heim spielte mit intensiver musikalischer Verfassung und mit technischer Unfehlbarkeit ein Klavierkonzert von Mendels mit Orchesterbegleitung; das ungewöhnliche Können dieser trefflichen Pianistin zeigte sich auch darin, daß sie dieses dreiteilige Konzert answändig spielte. Herr Karl Mayer sang mehrere Lieder mit viel Geschmack und feinen Vortragsmitteln. — Im ersten Kammermusikabend wurde neben der Kreuzkronen von Beethoven, welche von den Professoren Singer und Brändner angezeichnet zu Gehör gebracht wurde, das Concert für Klavier, Geige, Viola und Cello in G moll op. 25 von Johannes Brahms hier zum erstenmal aufgeführt. Es trägt durchaus die Merkmale einer genauen Schöpfungskraft und beiderseitiger musikalischer Erfindung und wurde von den Herren Singer, Brändner, Seig und Wien vorzüglich gespielt.

Berlin. Der ausgezeichnete Organist der Neuen Kirche, Herr Hermann Deder, ein Schüler Hauptis, veranstaltete ein geistliches Konzert. Die Hauptnummer des Programms bildete ein neues Werk J. S. Bachs: Kanonische Variationen über den Choral: „O daß ich tausend Zungen hätte.“ Das Werk ist Professor Haupt gewidmet und gegenwärtig noch Manuskript. In diesen fünf Variationen entfaltet Meister Bach eine kontrapunktische Kunst, die wahrhaft erstaunlich ist: erstaunlich nicht bloß wegen der schwierigen Aufgaben, die der Komponist sich selbst hierbei gestellt hat (z. B. Kanon in der Septime zum Cantus firmus (Bar. 3), fünfstimmiger Doppelkanon in der Oktave (Bar. 4) und schließlich: Fuge mit Cantus firmus im Kanon in der Oktave, lechstimmig), sondern vor allem wegen der Art und Weise, wie diese Aufgaben gelöst sind. Nirgends empfindet man, daß dem musikalischen Ausdruck Gewalt angethan wird, daß die Stimmführung unbeholfen, die Melodiebildung steif, die Harmonie sehr gedrückt und unmarialisch wird. Alles fängt sich, als müßte und könnte es nicht anders sein. Gerade dies aber ist für jeden Kanon das Hauptfordernis und je mehr und je vollkommener der Komponist diesem genügt, desto vorzüglicher ist seine Arbeit. Fast ist als Kontrapunktler längst anerkannt und hochgeschätzt; in diesem letzten Werke aber scheint er sich selbst übertroffen zu haben. Die gewaltige Steigerung von der ersten Variation bis zur letzten Fuge, die frisch quellende Phantasie, die sich in der Erfindung immer neuer und interessanter Kontrapunkte dokumentiert, beweisen am besten, daß das Werk nicht müßsam am Studierische ausgeüßelt, sondern der Phantasie eines Meisters entsprungen ist. Herr Deder spielte das an Schwierigkeiten überreiche Werk mit schönem Gelingen. Nicht minder vortrefflich war der Vortrag der C-moll-Sonate und zweier Choralvorspiele Bachs und dreier Fugen Moores Alb. Becker. Fr. Marie Schmiedlein und M. von Schellhorn unterstützten den Konzertgeber durch Gesangsvorträge auf das Beste.

Dr. Heinrich Reimann. Berlin. Das erste außerordentliche musikalische Ereignis der diesjährigen Winterzeit war das zweite Konzert des Billigarmen Orchesters unter Leitung des Herrn Dr. Wilow. Zu demselben trat nach mehr als fünfjähriger Pause Frau Lilli Lehmann zum erstenmal vor das Berliner Publikum, welches, wie selbstverständlich, die Gelegenheit benützte, die geschätzte Künstlerin mit Bezeugungen außerordentlicher Sympathie zu überschütten. Frau Lilli Lehmann sang die D-dur Arie mit dem großen Recitalis aus Mozarts Don Juan und die große Scene und Arie aus Beethovens Fidelio. Der Wohlklang und die Kraft des herrlichen Organs strahlten in aller Frische und Schönheit; der dramatische Ausdruck und die Innigkeit und Tiefe der Empfindung aber schienen

gegen früher weit eher zu als abgenommen zu haben. — Jedenfalls wird es nur wenige Künstlerinnen geben, welche den herrlichen E-dur-Satz der Beethovenischen Arie mit gleicher Wärme und Vertiefung der Empfindung vortragen können. Trotz alledem darf nicht übersehen werden, daß Frau Lilli Lehmann in erster Linie darstellende Künstlerin und nicht Konzertgängerin ist, daß also die Bühne und nicht das Konzertpodium der Ort ist, von dem aus sie die höchste und vollendetste Wirkung zu erzielen vermag. Hoffentlich läßt die Gelegenheit, sie auf der eigentlichen Stätte ihres Mahnens bewundern zu können, nicht allzulange auf sich warten. — Zu demselben Konzert hörten wir als Novität eine Serenade von Rob. Schönn, in vier Sätzen, ein freundliches, amüßiges Werk. Der Komponist gibt sich als das, was er ist: als feinsinniger Musiker, der nicht gewagte Schritte unternimmt, sondern durch Verharmung in herkömmlichen Formen, durch amüßigen Reiz gefälliger Melodik, kurz durch alles das, was uns als Musik in gutem alten Sinne zu bezaubern liebt, Eindruck zu machen befreit ist. In der Instrumentierung scheint Brahms das Muster gegeben zu haben; auch die Melodik des ersten und die Trios des zweiten (übrigens am wenigsten gelungenen Satzes) erinnern an das Wiener Meister. Die kontrapunktischen Klänge bewahrt der Komponist im allgemeinen recht geherrt, ohne sich in Finessen zu verlieren. Die Aufnahme des Werkes von Seiten des Publikums war nicht gerade eine begeisterte, aber immerhin dankbare. Erich Weinhard.

— Köln. Neben zwei interessante Novitäten ist von hier zu berichten. Die erste, „Constantin“, Oratorium von G. Wierling, gelangte im alten Gürzenich-Konzert, die zweite, „Die Legende von der heiligen Elisabeth“, Oratorium von Liszt, einige Tage später im hiesigen Stadttheater zur erstmaligen Aufführung. Beide fanden günstige Aufnahme. Wierlings Bedeutung liegt in dem außerordentlichen Geschick, mit welchem er die Chormassen zu behandeln und hier speziell in kontrapunktischer Verarbeitung der Motive Steigerungen hervorzuheben versteht, die mitunter an die besten Vorbilder unserer Oratorienkomponisten gemahnen. Weniger glücklich ist er in der Erfindung der Motive selbst und im Ausmalen der einzelnen Stimmungszustände. Aus diesem Grunde fand sein Werk hauptsächlich in den eigentlich musikalischen Kreisen Anerkennung, während sich das große Publikum ziemlich indifferent verhielt. Das Lisztische Oratorium hatte man schon bei Gelegenheit des vor einigen Jahren hier stattgehabten Dünstfischerfestes kennen gelernt, als Novität ist es also für uns nur insofern zu betrachten, als es hier zum erstenmal nach dem Wiener Meister zur feinsten Darstellung gelangte. Ob man damit dem Werke einen Dienst erwies, ist nicht ohne weiteres zu bejahen. Wohl besteht daselbst aus Szenen, die sich für den Theatersapparat vortrefflich eignen und sich auf das glänzendste verwerten lassen; doch geht in den Szenen selbst ein so geringes Maß von Handlung vor, daß wir uns für die auftretenden Personen nicht erwärmen, nicht begeistern können. Auch die Lisztische Musik entbehrt der dramatischen Kraft. Es ist nicht zufällig, daß von allen Lisztischen Originalkompositionen nur einige seiner Haydnischen populär geworden, während alle Versuche, auch den großen Bekanntheit und Instrumentalwerken des Meisters zu größerer Verbreitung zu verhelfen, sich bisher als vergeblich erwiesen. Die rhapsodische Gefaltungsweise findet sich mehr oder weniger in allen Kompositionen Liszts ausgeprägt, vom kleinsten Lied an bis zu seinen Oratorien, nur wirkt sie nirgends so befreudend, um nicht zu sagen erhaltend, wie in seinen geistlichen Schöpfungen. Auch in der Musik zur heiligen Elisabeth sieht man unter diesem Eindrucke. Die Motive sind oft von eigenständlichem Reiz, doch durch die gleiche Behandlung, in der sie immer wiederkehren, gehen sie meist ihrer Wirkung verlustig. Ebenso lassen die schier unerzählbaren Terzen- und Sextenketten, die einem mühen entgegenstreiten, und der Unklang, daß im ganzen Werk — welches Liszt selbst mit dem Worte „Oratorium“ bezeichnete — nicht ein einziger polyphoner Satz enthalten ist, die Begeisterung nirgends zur eigentlichen Höhe gelangen. Von ergreifendem Eindruck war die Vortragsweise und Glühendheits-Verklärung, welche letztere auch nach der musikalischen Seite hin die feinsten Darstellungen einschließen zum Vorteil gereichte. Das Werk war mit seltener Liebe einstudiert und mit glänzender Anordnung in Szene gesetzt worden und wird voraussichtlich bei dem katolischen Teil der hiesigen Bevölkerung nachhaltige Eindruckskraft ausüben. Von den Mitwirkenden ist in erster Reihe Frau Stahmer-Andrichen anzuführen, welcher es gelungen war, in der Titelpartie

eine poetische, von lichter Weiße umflossene Frauengestalt zu schaffen.

A. G. Frankfurt a. M. Das zweite Museums-Konzert brachte als orchesterale Gabe unter anderem die D-dur-Symphonie von Joh. Brahms, welche höchst schwungvoll ausgeführt wurde (der dritte Satz mußte wiederholt werden). Von den Solisten des Abends: Frau Meta Hieber (Sopran) aus München und Professor G. Maye (Violon) aus Brüssel, errang sich letzterer die Palme des Abends. Ueber der einnehmenden Schönheit seines Tones, seiner eleganten und unschätzbaren Technik, seiner niemals getrüben Intonation und seiner prägnanten, animierten Darstellungsweise vergak man gern die Willkürlichkeiten im Vortrag des Mendelssohn'schen Konzertes und die Flachheit der veralteten Grätschen „Thello“-Phantasia, welche sich sonderbar genug in der Gesellschaft dreier Säue aus der zweiten Violon-Sonate J. S. Bachs ausnahm. Frau Hieber, welche unserem Museumspublikum eine neue Erscheinung war, errang sich mit ihrer zwar nicht großen, aber gut ausgebildeten und angenehm klingenden Sopranstimme und mit ihrer verständlichen, musikalischen Art, dieselbe zu verwenden, einen freundlichen Erfolg.

Ein neues Streichquartett, op. 80 in C-moll von A. Pajzini, dem Direktor des Mailänder Konservatoriums, welches in einem Kammermusik-Abend der Museums-Gesellschaft zum Vortrag kam, hat einen zwar nicht großen und weittragenden, wohl aber sehr freundlichen Jubel in auffallend knappen Formen. Was hier und da die Haltung des Quartetts nicht ganz die von den klassischen Meistern gelte sein, so ist aber nirgends eine Häufung und Ueberladung in dem rein klassisch-klassischen Element zu bemerken, vielmehr muß man dieser Komposition durchgängig Feinheit und Reiz des Klanges nachrühmen.

Leipzig. Die neue, in einem Gewandhaus-Konzert unter der Leitung des Komponisten zur ersten Aufführung gebrachte Symphonie (B-dur, Manuskript) von Heinrich von Herzogenberg, hat eine beifällige Aufnahme gefunden. Allen aufgestellten Pathos und sanfterfühlenden Wesen sagt der Komponist hier Lebwohl; sinnige Minut, die im dritten Satz einem gefunden, volkstümlichen Humor vorübergehend das Feld räumt, führt weit das Wort und über dem Ganzen breitet sich ein so wohlgesagtes Verlangen aus, als ob darin der Ruf Schillers: „Das Leben ist doch schön!“ seine musikalische Illustration gefunden habe. Als zu den Höhen und Tiefen einer erschütternden Leidenschaft will und kann diese Symphonie nicht vordringen und diejenigen, die, einseitig geübt, von der Symphonie ausschließlich großartige Eindrücke begehren, finden begreiflicherweise hier nicht ihre Rechnung: die Fremde musikalischer Kleinmaturerei inbess werden milderer Anregung und Genuss dieser Mensch verdanken. Ohne in der Instrumentation zu raffinierten Effekten sich zu versteigen, erzielt doch der Komponist ein blühendes Orchester-kolorit, das überall mit dem jeweiligen Gedanken und dessen thematischer Entwicklung sich deckt. So zählt diese Herzogenberg'sche Symphonie zwar nicht zu den Schöpfungen, deren überwältigende Uebervoll die Zeitgenossenschaft antreiben und spätere Geschlechter in Atem erhalten könnten, wohl aber zu denen, bei denen der sinnige Kunstfreund gelegentlich gerne verweilt, wenn jene kein allfremdes Amt ansticht.

Wernhard Vogel.

München. Es hat sich hier ein Vokalquartett, bestehend aus den Frauen Günthner und Vogler-Edelmann, und den Herren Vogler und Hartmann, gebildet, welches unter Mitwirkung des Pianisten Carlo del Grande aus Florenz demnächst eine Konzertsaison über Stuttgart, Worms, Heilbrunn, Tübingen, Göttingen, Kesslingen, Kirchheim u. L. und Elm unternehmen wird. Dieses Quartett, welches mit dem Münchner (früher Regensburger) „Madrigalquartett“ nicht zu verwechseln ist, hat sich vorläufig zur Durchführung nachstehenden Programms vorbereitet: Italienische, deutsche und englische Madrigale von Palestrina, Donati, Verdi, Marzio, Leo Hasler, Senf, Lechner, Dowland, Morley u. c.; deutsche und ausländische Volkslieder in der Bearbeitung von Jul. Maier; a capella-Gesänge von Heinrich Hofmann, Wierling, Jenger u. a.; Gesänge mit Pianoforte, als z. B. italienisches Liebespiel von Arnold Kern, vierstimmige Gesänge von demselben, ukrainische Liebeslieder von Ivan Kner, Zigeunerlieder und Liebeslieder von Brahms, serbisches Liebespiel von Demicheli, albanische Lieder von Lunkauf, ein Tanzdrama von F. Hofmann u. c. Ueber das Stimmmaterial und die Leistungsfähigkeit der vier Persönlichkeiten, sowie über ihr künstlerisches Zusammenwirken kann nur das allerbeste gesagt werden.

Vor allem heißt Frau Günthner, Mitglied der hiesigen Hofkapelle, eine Sopranstimme von süßem Klang und zeichnet sich durch eine treffliche Schule aus. Auf näherer Details eingegangen, würde zu weit führen, und soll auf Grund eigener Wahrnehmung nur konstatiert werden, daß das „Münchner Vokalquartett“ ein reichhaltiges Programm bereits mit außerordentlicher Feinsichtigkeit, sowohl was den vokalen Zusammenklang als die geistige Auffassung belangt, angearbeitet hat. Wir zweifeln nicht, daß die beabsichtigten Künstler überall, wo ein gebieter musikalischer Geschmack herrscht, einen bedeutenden Erfolg nicht ermangeln werden.

Mar Jenger.

Kondon. Das diesjährige erste Crystal Palace-Konzert hatte besonderes Interesse durch die Mitwirkung zweier Leipziger Künstler, nämlich der Herren Hans Witt und Julius Klengel. Ersterer erwies sich als ausgezeichneter Dirigent und das Cellosolozist des Herrn Klengel, welches von ihm meisterhaft gespielt wurde, gefiel auch hier ungemein. Dasselbe ist kurzweg als eine wertvolle Bereicherung der Cellolitteratur anzusehen. Alle technischen Schwierigkeiten, an denen das Stängelt reich ist, überwand Herr Klengel mit spielender Leichtigkeit und bewies wiederum, daß er zu den bedeutendsten Cellisten der Gegenwart zu zählen ist. — Im dritten Crystal Palace-Konzert zeigte sich Herr Emil C. Sauer wieder als ein Geiger allerersten Ranges. Sein voller, weicher Ton, die außerordentliche Technik und unschätzbare Reinheit seines Spieles bewährten sich ebenso glänzend in dem klassischen Violonkonzert, wie in Saint-Saens' Introduction und Londo capriccioso. — In London ist ein neues Opernunternehmen unter den Direktoren Patri und L. Connor begründet worden, welches den Titel „Grand national opera Company“ führen und das englische Opern-Repertoir pflegen soll.

J. Friedrich Nicolas Manssopf.



Kunst und Künstler.

Der Stuttgarter Hofkapellmeister Herr Dr. Paul Klengel, bekanntlich ein feinsinniger Komponist, hat sich mit der annehmen Klavierpädagogin Fräulein Emma Hiller verlobt.

Im Jahre 1891 wird in Stuttgart das dritte Musikfest stattfinden, und zwar im Monat Mai. Beethoven's zweite Symphonie und ein Oratorium von Mendel sollen die Hauptwerke sein, welche das Musikfest vorführen wird.

Der Stuttgarter Verein für klassische Kirchenmusik hat unter der kräftigen Leitung seines Direktors, des Prof. Dr. Faust, jüngst ein Kirchenkonzert, in welchem das Oratorium „Die letzten Dinge“ von L. Spohr in dankenswerter Weise zur Aufführung gelangte. Die Solisten Frä. Marie und Johanna Brackenhauer, sowie die Herren Gromada und Balluff wurden ihren schwierigen Aufgaben gerecht. Einen günstigen Eindruck ließen besonders die gut studierten Chöre zurück.

Wie man uns schreibt, wurde vom eidgenössischen Sängerverein in St. Gallen ein Lied für Männerchor, vom Lehrer Herr Otto Schwarzloje in Nidderlehen, präsentiert.

Wie man uns aus Graz berichtet, wurde der Leiter des dortigen „Steiermärkischen Musikvereins“, Herr Dr. Wilhelm Kienzl, vom 1. Januar 1891 ab als erster Operndirigent am Stadttheater in Hamburg unter ausgedehnten Bedingungen verpflichtet. Wir werden demnächst in einer Biographie die Thätigkeit dieses Komponisten würdigen, der auch als Schriftsteller nicht Unbedeutendes geleistet hat.

In Karlsruhe wurde unter Felix Mott's genialer Leitung die „Elisabeth-Regende“ aufgeführt und ließ einen bedeutenden Eindruck zurück. Die Wirkung der Musik wurde durch Vorführung lebender Bilder gehoben. (Vergleiche mit dem Briefe aus Köln.)

In Strassburg ist der erste Kapellmeister des dortigen Stadttheaters, Hugo Seibel, nach einer Krankheit von wenigen Tagen verchieden. Er hat früher in seiner Vaterstadt Berlin, in Königsberg, Breslau und zuletzt in Graz als Kapellmeister gewirkt.

Man teilt uns aus Graz folgendes mit: Kapellmeister Wilhelm Tichach hat wieder eine größere Komposition vollendet, die demnächst im Verlage von C. F. W. Siegel in Leipzig erscheinen wird.

Es ist dies „Arion, der Löwe Meister“, dramatisches Längemäße für Soli, Männerchor und Orchester; Dichtung von Julius Sturm.

Heinrich Hofmann hat ein neues Chorwerk „Götter“, komponiert, welches in Magdeburg mit großem Erfolg aufgeführt worden ist.

Dem Feldmarschall Grafen v. Moltke wurde zur Feier seines 90. Geburtstages auch eine musikalische Festschmückung in Berlin dargebracht. Der Beginn eines großartigen Festkonzertes hat die Berliner Liebertafel dem gelehrten Jubilar zwölf geistliche und weltliche Chöre vorgezungen. Dem „Berliner Tageblatt“ zufolge prägte der Feldmarschall, ein großer Musikfreund, den Joachimshausen Quartett-Abenden mit besonderer Vorliebe anzuwohnen. In den letzten Jahren war Meister Joachim ein gern gesehener Gast im Hause Moltkes. Besonders oft läßt sich der Feldmarschall eine alte hebräische Melodie vorspielen, von welcher auch Lenin zu einem tiefempfindenden Gedichte begeistert wurde. Bekanntlich ist auch Fürst Bismarck ein großer Freund der Tonkunst.

Wie man uns aus Berlin schreibt, ist man dort mit dem Plane beschäftigt, ein zweites großes Opernhaus im Westen der Stadt zu errichten. Es sollen in demselben bei billigen Eintrittspreisen das Musikdrama, die große und die Spieloper, sowie Ausstattungsstücke und Ballette gegeben werden. Der bekannte Bühnenleiter Angelo Neumann will für dieses Unternehmen, das mit einem Kostenanwande von 350000 Mk. errichtet werden soll, die besten Gelangskräfte gewinnen.

In Strassburg hat sich der „Elsaß-Lothringische Sängerbund“ gebildet, welchem 68 Vereine mit 1829 Sängern beigetreten sind. Zu Pfingsten 1891 wird dieser Bund in Strassburg ein Gesangs-fest abhalten und mit demselben ein Wettstreit der Bundesvereine verbinden.

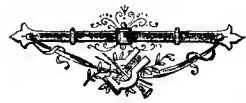
In Vester Theaterkreise erzählt man sich die Geschichte der jüngsten Engagements-Verhandlungen zwischen dem Intendanten des Opernhauses Beniczky und dem Tenoristen Julius Perotti. Herr von Beniczky soll nämlich Herrn Perotti, um diesen Liebhaber-tenor fest zu fassen, an die Forderung der Oper zu stellen, erwidert haben, seine Bedingungen zu formulieren. Perotti erwiderte kurz und bündig: „Für acht Monate 30000 Gulden Gage und — die Eisenkrone.“ (Ein hoher Orden.) Der Intendant habe darauf repliziert: „Ueber die Eisenkrone verfüge ich nicht, ich kann Ihnen also diese nicht bewilligen; über die 30000 Gulden verfüge ich, diese gebe ich Ihnen aber nicht!“

Graf Göza sich, dessen Klavierkonzerte sich eines guten Rufes erfreuten, soll zum Intendanten des ungarischen Nationaltheaters in Budapest ernannt worden sein.

Wielke die Nachrichten aus Paris schildern aus dem verfließenden Erfolg des dritten Aktes aus „Lohengrin“ von Rich. Wagner in der dortigen Großen Oper, in welcher eine Wohlfühlgeistesstellung für einen alten Künstler gegeben wurde. Auf dem Programm wurde nur ein „Duo aus Lohengrin“ angekündigt. Die Sängerin Frau Rosa Caron, welche die Rolle der Elsa sang, bestand darauf, daß auch das Vorpiel und der Brantchor aufgeführt werden. Ein rauschender allgemeiner Beifall folgte der Aufführung und die Zeitungen besagen es, daß „alberne Vorurteile“ bisher die Bekanntheit mit dieser schönen Oper vereitelt haben und fragen, wann man das ganze Werk sehen und hören werde. (Wir werden demnächst Bild und Biographie der für Rich. Wagner begeistert aufgenommenen Sängerin Rosa Caron bringen. D. Red.)

Die Stadt Paris hat einen Preis von 10000 Fr. für ein musikalisches Werk angesetzt, dessen Inhalt der Geschichte oder der Legende entnommen ist; ein religiöser Stoff ist ausgeschlossen. An dem Preisausreiben dürfen sich nur französische Komponisten beteiligen.

Der Tenorist Emil Göze hat die Einladung erhalten, an 50 Abenden in den Hauptstädten Mexikos aufzutreten. Der Künstler, welchem für seine Plauerisatzen außer Hotel und freier Reise ein Einkommen von 150000 Mark zugesichert worden ist, dürfte in der nächsten Spielzeit der an ihn ergangenen Einladung Folge leisten.



Neue Musikalien.

(Sammelwerke.) Vor vierzig Jahren etwa gehörte ein kleines Verzeichnis dazu, um sich für eine musikalische Bibliothek das Beste von älteren und zeitgenössischen Tonwerken anzufassen. Jetzt verfügt man über prächtig ausgestattete, kritische, mit einem bequemen Fingerringe versehene Ausgaben unserer besten Komponisten, welche um wenig Geld erhältlich sind. Die *Weltfirma Litolf* in Braunschweig hat in ihrer „Kollektion“ eine Fülle bedeutender Tonwerke herausgegeben; so das „wohltemperierte Klavier“ (Präludien und Fugen) von J. Seb. Bach, deren Ausgabe in zwei Bänden Louis Köhler besorgt hat. Von demselben tüchtigen Kenner Bach'scher Musik sind auch die „Inventionen und Symphonien“, die englischen und französischen Suiten sowie die berühmten Gavotten, Sarabanden, Bourrées u. s. w. des großen Tonmeisters in mühselhaft redigierten Ausgaben bei Litolf erschienen. Die musikalische Bedeutung der Bach'schen Tonwerke leuchtet nur durch ein hervorragendes Spiel dem großen Publikum ein und war es namentlich der leider zu früh verstorbenen Pianist Langhoff, welcher Bach'sche Fugen mit unvergleichlicher Meisterhaftigkeit vorgetragen hat.

Etwas man sich in die allerdings schwierigen Bach'schen Klavierstücke hinein, so erfreut man sich an der ursprünglichen Melodie, an der vielgestaltigen, lebendig pulsierenden Rhythmik, an der klaren und durchsichtigen Harmonik derselben und wird es immer entscheidender begreifen, warum der große Leipziger stattd. bei allen Musikern von hohem Range eine so ausnahmslos hohe Verehrung findet.

Die Nummern 180 und 181 der *Kollektion Litolf* enthält schätzbar Saiten für das Pianoforte von G. F. Händel; darunter beginnt man reizenden Stücken in F-moll, feingestimmten Nubien; da solchen ausmütigen Motive und seine Durchführungen mitunter einen wahren Eschenschein. Allerdings hängt an manchen Stellen ein kleines Fälschen; allein die musikalischen Gedanken fluten so dem großen Komponisten zu, welcher bekanntlich in 14 Tagen die Oper *Alcina* und den *Messias* in 24 Tagen geschaffen hat.

Nr. 300 derselben Sammlung bringt 48 Etüden von F. Kertini, welche nicht nur die Fingerfertigkeit schulen, sondern auch durch ihren musikalischen Gehalt volle Befriedigung gewähren.

Nob. Schumann ist in der *Kollektion Litolf* in den Nummern 1652, 1660, 1663 und 1687 vertreten, welche die jungen und weisen Kapellisten, die ungemein schwierigen Konzerte des nach Wagner, die symphonischen Etüden und sieben *Andanten* bringen. Alle Tonstücke, welche da geboten werden, erweisen den hohen Rang, welchen Schumann in der Reihe unserer großen deutschen Tonkünstler einnimmt. Es bleibt unbegrifflich, daß H. Wagner, in Selbstanerkennung verfallen, die Bedeutung dieses Komponisten nicht erkennt und all' diejenigen mit seiner entscheidenden Abneigung bedacht hat, die in Schumann einen bedeutenden Dichter verehren.

Gropius ist in der typographisch prächtig ausgestatteten *Sammelwerke Litolf's* stark vertreten. Die *Polonaisen* (Nr. 1046), *Walzer* (1044), *Scherzos* (1034), *Präludien* (1050), *Nachstücke* (1045) fürs Klavier enthalten ungemein wertvolle Inspirationen, von denen man sich fürs Leben nicht trennen kann, wenn man in ihr Verständnis eingebracht ist und die technischen, nicht geringen Schwierigkeiten überwinden hat. Selbst die Etüden behandeln stets einen edlen musikalischen Gedanken und auch unter den *Präludien* finden sich Motive von hohem Klangreize. Um die beiden Händen zugeordnet Weitzgriffe rein und klar zu spielen, dazu gehört allerdings eine stark vorgeschulten Geschicklichkeit.

Nr. 1923 der *Kollektion Litolf* enthält die vortrefflich besetzte Violinschule von L. Spohr, welche für den praktischen Unterricht von A. Blumenfeldt bearbeitet und ergänzt wurde.

(Orgelstücke.) Von kirchlicher Musik liegen uns vor drei Choralkomplexe für Orgel von G. Kleinig (Heinrichshofens Verlag in Magdeburg), durch aus geborgene Produkte, bei welchen einem die Wahl noch thun kann zwischen dem fast-schlechten Vorbild in „Ich bleib mit deiner Gnade“ und dem frischen, freudigen „O, daß ich tausend Jungen hätte“. Doch dürfte wohl Nr. 3 zu „Lobe den Herrn, o meine Seele“ das bedeutendste sein. Die Vorbilder sind in der Form der Choralkomposition verfaßt und können deshalb (insbesondere Nr. 3) auch selbständig, etwa bei Kirchenkonzerten vorgetragen werden. In das

technische Können des Organisten stellen sie keine zu großen Anforderungen.

(Märche fürs Klavier.) Jubiläums-Festmarsch von Robert F. (Verlag von W. Bartholff Nachf. in Düsseldorf.) Eine tüchtige Komposition, welche platte Melodien vermischt und auf eine gute Harmonisierung Gewicht legt. — Frühlings-Engung von C. Schwick. (Deri. Verlag.) Weicht ebenfalls der trivialen Märchenschablone aus und behandelt eine liebliche Melodie. — Hosi! Österreichs Banner von Adolf Fischgold. (Verlag von S. Weiner in Prag.) Für Militärmusik gut geeignet; macht seinen Anspruch auf Ursprünglichkeit. — Hosi!-Marsch von H. Fährbach jun. (Verlag von Wilhelm Hansen in Kopenhagen und Leipzig.) Ein reizendes Stück, welches auf eine volkstümliche Melodie mehr acht hält, als auf die harmonische Durchführung. — Vorwärts! von Karl M. (Selbstverlag in Hagenbühl, Pfalz.) Eine sorgfältige Arbeit, welche das melodische Element mit gefälliger Harmonisierung verbindet. — Trauermarsch zum Gedächtnis der Kaiserin „Augusta“ von C. D. H. (Verlag von Reinhold Müller in Marburg.) Da es an guten neuen Trauermärschen mangelt, so können Kapellmeister gerade nach diesem edel gehaltenen Stücke greifen, um es mit Erlaubnis des Komponisten für Kapellen zu instrumentieren. Natürlich ist auch der Vortrag derselben auf dem Piano empfehlenswert. — Festmarsch von Franz Herzog. (Verlag von W. W. Klambs Buchhandlung in Kempten.) Das Titelblatt ist mit dem Bilde des Fürstbischofs Cardinal Franz Graf von Schönbörn geschmückt, dessen Anwesenheit in Prag dieser Marsch zu begrüßen bestimmt war. Der Satz dieses Märches ist von ungewöhnlicher Gelehrtheit, was besonders im Trio zur günstigen Geltung kommt. Eignet sich zum Vortrag bei feierlichen Anlässen erster Art ganz vorzüglich. — Nothenburger Festmarsch von Joh. Kohler. (Verlag von J. Kohler in Nothenburg a. d. T.) Beachtenswerte Komposition eines Tonkünstlers, von dem auch die charakteristischen Nothenburger Festspiel-Gesänge stammen. Dem gefälligen musikalischen Inhalte entspricht auch die artistische Ausstattung auf dem Titelblatt dieses Märches. — Deutscher Bundeskühnenmarsch von Heinrich Landwehr. (Verlag von F. K. Angulin in Berlin.) Frische, gewöhnlich klingende Melodie, welche ihren Zweck, rasch marschierende Festbrüder zu erheitern, gewiss nachkommen wird. — Spreewald-Marsch von Johannes M. (Verlag von Paul Bormann in Köthen im Spreewald.) Legt auf die Gefälligkeit der Melodie bei einfacher Harmonisierung mehr Gewicht als auf Originalität des Motivs. Das Titelblatt mit einem hübschen Tonbild versehen. — Festmarsch von Julius W. (Verlag von A. Schmidt in Meisel.) Dieses Stück springt aus dem Rahmen musikalischer Tugendware heraus; es bringt in der Föhrung der Melodie und in der harmonischen Durchbildung Ursprüngliches und sorgfältig Gelegtes. Dies ist um so mehr auszuwerten, als sich dieser Marsch als Erstlingswerk vorführt. — Feld-Friedrich zog mit seinem Heer. (Emmerich'sches Soldatenlied für Bass oder Bariton mit einer in Form eines alten Militärmärsches gehaltenen Klavierbegleitung, auch als Marsch für Pianoforte allein spielbar, von Karl Schnabel. (Verlag von H. Hoffmann in Striegan.) Mann in ununterbrochenem Studentenleben wegen seines heiteren Textes und wegen der leicht singbaren frischen Melodie Anklang finden. — „Gruß an Riga“ von Theodor Stolz. (Verlag von J. Deubner in Riga.) Nicht ohne rhythmischen Reiz; in musikalischer Beziehung ohne hochgehende Ansprüche. — Edmund-Marsch zu vier Händen von F. S. (Verlag von F. C. Lendart in Leipzig.) Es ist das 367. Werk des Komponisten; man kann sich also denken, daß er auch für das Ergehn birchdiger, beim Unterrichte gut verwendbarer Stücke einiges Gewicht bewahrt. Der Marsch wird auch junge Gemüter vollständig befriedigen. — Gruß an Krefan. Gavotte von Paul Wittmann. (Verlag von Carl Nichte in Leipzig-Neubühl.) Dieser dem Festmarschall Grafen v. Moltke gewidmete Marsch erhebt sich über unsittliche Durchschmiedung durch seine besonders im Trio sympathisch hervorretende Melodie, sowie durch seine gewandte Harmonisierung. — Das Vieh zücht. Das ist das Marschalbium in der Ausgabe Steingräber, welche von M. Schwalm mit Gesicht und tüchtiger Sachkenntnis besorgt wurde. Dieses für jeden Klavierpieler begehrenswerte Album enthält vier Bände (Nr. 423–426); die zwei ersten bringen deutsche, preussische und ausländische Armeemärsche, der dritte Band berühmte Märche von Grötrn, Mozart, Beet-

hoven, Weber, Beethoven, Michaelis, Gluck, Bellini, Schubert, Morley und Mendelssohn, während der letzte Band Trauermärsche von Händel, Beethoven, Bach, Cherubini, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann und H. Wagner enthält. Die jetztig Märche dieses vorzüglich redigierten Albums (Verlag von Steingräber in Leipzig) sind mit historischen Notizen dort versehen, wo es gilt, auf Alter und Abkunft der Armeemärsche aufmerksam zu machen. Während die beiden ersten Bände vorzugsweise Freunde unseres tapferen Heeres interessieren werden, entspricht der Inhalt des dritten und vierten Bandes dem Geschmack eines jeden, für edle Tonwerke eingetommenen Musikfreundes.



Literatur.

Es gibt einen ganz besonderen Zweig des Schrifttums, die Geistesliteratur, welche vor Weinachten am üppigsten blüht. In dieser Richtung der Literatur gehören drei Sammlungen von Gedichten, welche von Edwin Bormann verfaßt und im Selbstverlage (Leipzig) erschienen sind. Bormann ist eine Spezialität unter den deutschen Dichtern; er ist nicht nur ein Meister der metrischen Form, sondern verfügt auch über Bild, Phantasie und über eine Prosa, welche sich besonders glänzend in seinem „Buch des Naturfortschritts“ kundgibt. Es enthält durchweg humoristische Lieder mit Eingeweihten und mit Abbildungen, welche die lustigen Pointen seiner Gedichte oft in der ergötzlichsten Weise heransuchen und deren Wirkung steigern. So sieht man an der Seite eines Entdeckungsfreisenden, dem ein „Hohelied“ gewidmet wird, einen trauernden Jüngling, dessen Tadel mit fräftigen Regeln beiseite sind, damit er auf Weltsehers mit seinem Herrn, dem „Kühnen Forschermann“, sicher aufsteigen kann. Das Gedicht „Des Meisters Traum“ gewidmet Schwächen Richard Wagners in wüßiger Weise. Ungemein launig sind die „Kul-digungsgeheile an Heinrich Schumann von einem alten Leipziger“, der auch in seinem schäfflichen Dialekt einen „Hymnus an die Musik“ den Liebeden vom „Mittelfortschritt“ einbreitet hat. — Nicht minder amüßend und aufprechtend sind die „Schellenlieder“ von Edwin Bormann. Die typographisch mageren mit ausgestatteten Sammlung von Gedichten enthält neben Verhören auch Sprüche und launige Epigramme. Eines davon lautet: „Er sprach: Ich bin ein Optimist im strengen Sinn, — und wo das Bier am besten ist, da geht er hin.“ Aber liegt es neben anderen wertvollen lyrischen Gedichten das feineren reineren Poem „die Symphonie“. — Ein wahres Prachtwerk mit farbigen Initialen und mit zierlichem Plankenswerk im mittelalterlichen Geschmack und des-jelben Dichters „Minnelieder und Spielmannswesen“. „Minnelieder“, die enthalten eine Auswahl lyrischer Dichtungen deutscher Poeten aus dem 12. und 13. Jahrhundert, so des Kaisers Friedrich VI., des Dietmar von Aist, Wilton von Sevelingen, Heinrich von Veldese, Heinrich von Ruge, H. von Worungen, Mein-mar von Hagenau, Walther von der Vogelweide, Heibart von Neuntal, des Tannhäuser, Friedrich von Sonnenburg, Konrad von Würzburg, Ulrich von Lichtenstein u. a. m. Es sind vorzuziehende Nach-dichtungen der Lieder unserer Minnesänger, für ein Weihnachtsfest ganz besonders geeignet.

Das *Magazin für Literatur* des J. und A. Landes“ erscheint jetzt unter einem neuen Titel und unter einer neuen Redaktion. Diese Wochenchrift nennt sich jetzt viel zweckmäßiger „Das Magazin für Literatur“, und die Zeitung derselben hat der geistvolle, vielseitig gebildete Kritiker Otto Men-ann u. s. o. f. übernommen. Gleich die erste Nummer, welche unter der neuen Leitung erschienen ist, zeigt eine Reihe hochinteressanter Beiträge von Ernst v. Wildenbruch, Gotthard Schmidt, Ota Hansen, Rudolf Henke, Hermann Sudermann und vom Redakteur. Das *Magazin* will seinen Stoff ausschließlich aus den geistigen Schöpfungen der Gegenwart schöpfen, ohne eine einseitige und eigenwillige Parteilichkeit zu verjagen. Es erscheint in Berlin W. im Verlage von F. & P. Lehmann.



Das schönste Weihnachts-Geburts-
tags-Namensgabe, Hochzeits-, Jubi-
läums-Geschenk ist und bleibt eine
weibstättliche **Heinrichsche**
Zimmerventilator.



Ein Hoch

dem neuen Heinrich-Motor.

Wer kennt sie nicht, die hebliche
Fontäne,
Die oft man sieht im Zimmer und
Salon,
Wer hört nicht gern, wenn sie den
Strahl entsendet,
Dem Myrmeln zu, des Plätschens
süßem Ton?

Wer schaut nicht gern, vom Pflanzen-
grün umgeben,
Dem Spiel der Fischelein zu, die klein,
behend
Sich tummelnd in dem klaren Nass
erquickend
So lebensfroh im kühlen Element?

Und wenn in Sommers dummer Mit-
tagsschwele
Miasmendunst jeden Raum er-
füllt,
Wer atmet da nicht auf, wo klar und
perlend
Ein Wasserstrahl dem Grottestein
entquillt?

Wenn kahl vom Wintersturm entlaubt
die Pflanze,
Wenn längst erstarrt zu Eis der See,
Wer ruft nicht gern in seines Hauses
Räumen
Der Pflanze Grün, des Bache-Pläts-
schens wach?

Von nun an kann so leicht in jedem
Hause
Die Zimmerventilator der Fontäne Pracht
Und jedes Hindernis ist aufgehoben,
Denn jahrelanges Denken hat's voll-
bracht.

D'rum dankt dem Meister, der die
Müh' nicht scheute,
Das zu vollbringen, won es längst
sich a-hni
Ein jeder, der an grüner Pflanze
Sprießen
Und der an Wassers Rauschen sich
gewöhnt.

Um dem Motor, der die Fontäne speiset,
Zu geben möglichst Vollkommenheit
Hat jahrelanges Denken und Pro-
bieren
Heinrich, unser Meister, nicht ge-
scheut.

Nun ist's vollbracht, nun treibt die
kleine Flamme
So still und kaum bemerkbar den
Motor,
Nun sprudelt ohne störendes
Sorgen
Nach jedem Wunsch der kühle Strahl
empor.

Stimmt mit mir ein, wo für Natur
und Leben
Ein warmes Herz und zarte Sinne
noch:
„Es leb' Heinrich, Zwickaus wack-
rer Meister,
Der den Motor vollbracht, er lebe
hoch!“

Dr. H. B.
Dem Erfinder in Dankbarkeit ge-
widmet im Namen aller Naturfreunde
und Liebhaber des wahrhaft idealen
und praktischen sanitären Zim-
mersmuskels.

Im Frühjahr 1880.
Kataloge versendet gratis
Louis Heinrich, Zwickau i. S.,
Mechanische Werkstätte,
Fontän u. Fabrik.

Die
Leinenhandweberei von
A. VIELHAUER in Schönbach i. B. versendet
versendet alle Arten von Geweben für
Anstaltungen, Leib-, Bett-,
Haus- und Tischwäsche zu den
billigsten Engros-Preisen.
Muster u. Warenverzeichnis gratis
und franko.

Neue Mark-Albuns. Weihnachts-Musik. Für Weihnachtsaufführungen!

Zur Ergänzung meiner beliebten Weihnachtsalbons erschienen neu
(2) die nachfolgenden 2 Bände.

Für deren Brauchbarkeit, Billigkeit und gute stoffliche An-
ordnung, mag nachfolgende Inhaltsangabe sprechen:
Carl Rühles Weihnachts-Albuns.

Band V. Vierhändiges Weihnachts-Album.
17 vierhändige leichte Fantaisien und Charakter-
stücke von R. Wohlfahrt u. a. Preis 1 Mk.

Inhalt: Nr. 1. O da fröhliche Weihnachtszeit. 2. Des Jahres letzte Stunde.
3. Es ist ein Ros' entsprungen. 4. Der Kinder Bitten. 5. Vom Himmel hoch.
6. O Tannenbaum. 7. Weihnachtsglocken. 8. Weihnachtbescherung.
9. Der Christbaum im Himmel. 10. Christnacht. 11. Was bringt der Weih-
nachtsmann. 12. Morgen, Kinder, wird's was geben. 13. Ihr Hirtin er-
wacht. 14. Freut euch ihr lieben Christen. 15. Der Kinder Weihnachtslied.
16. Weihnachts-Revue (W. Berndt). 17. Stille Nacht, heilige Nacht.

Band VI. Der Weihnachts-Abend des jungen Violinisten
14 leichte Weihnachtsfantasien und Charakterstücke
von H. Necke u. a.

Für Violine allein Preis 1 Mk. — Für Violine u. Pianoforte Preis 2 Mk.

Inhalt: Nr. 1. O sanctissima. Fantasie. 2. Stille Nacht, heilige Nacht. Fan-
tasie. 3. Der Weihnachtsengel. Charakterstück und Festspiel mit ver-
bindendem Text. 4. Des Jahres letzte Stunde. Fantasie. 5. Morgen, Kinder,
wird's was geben. Fantasie. 6. Süsser die Glocken mit klingen. Fantasie.
7. Nun singen wir das schönste Lied. Fantasie. 8. Es ist ein Ros' ent-
sprungen. Fantasie. 9. Knecht Rupprecht. Marsch von H. Necke. 10. O
Tannenbaum. Fantasie. 11. Altdäisches Weihnachtslied. Fantasie. 12. Du
lieber frommer heiliger Christ. Fantasie. 13. Alle Jahre wieder. Fantasie.
14. Weihnachtsfest-Revue (nach W. Berndt, für Violine von Necke).

Die früher herausgegebenen 4 Bände erschienen gleichzeitig in
neuen Auflagen.

Band I enthält 20 auserlesene Weihnachtslieder für eine
und mehrere Singstimmen mit leichter Klavierbegleitung.

Band II enthält 8 umfangreichere brillante Weihnachts-
Fantasien und Charakterstücke für Pianoforte in
mässiger Schwierigkeit.

Band III unter dem Titel: „Weihnachtsklänge“ enthält
1 Weihnachtsmelodram, und 7 mässigere Weihnachts-
stücke für Pianoforte.

Band IV unter dem Titel „Am Weihnachts-Abend“ enthält
1 Weihnachtsstück für Pianoforte mit verbindendem
Text. 6 mässigere neue Weihnachtsfantasien und
6 neue Weihnachtslieder für 1 und 2 Singstimmen mit
Pianofortebegleitung (leicht).

Carl Rühles Musikverlag in Leipzig.

Heinrichstrasse 6/7.

Köln: P. J. Tonger, Hofmusikalienhandlung.

Berlin: W. Sulzbach, W. Taubertstr. 15.

Peter Thelen, SW. Friedrichstr. 233.

„Rühle & Hunger, W. Friedrichstr. 58 und S. Moritzplatz.

2. Auflage. Verlag G. A. Leopoldt. Hamburg. Rathausstrasse 16.
mit Benutzung von beliebten Volksmelodien. 2. Auflage.
von Gust. Gebhard.
Preis Mk. 4.20 bei
Frankozusendung,
für Pianoforte, Viol. u. 6 Kinderinstr. (Cello ad lib.)

P. J. Tonger,
Hof-Musikalien-
und Instrumenten-Handlung,
Köln a. Rhein,
Inhaber des deutschen Patents
der Wünnenbergschen Patent-
Flöte, versendet Prospekt und
Preis-Verzeichnis kostenfrei.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

J. G. Ed. Stehle.

Legende der hl. Cäcilia.

Für Soli, Chor u. Orchester. Op. 43.

— Neue verbesserte u. einzige berechtigte Ausgabe. —

Deutsch, englisch, französisch und italienisch.

Klavierauszug mit Text 6 M. Jede Chorstimme 30 Pf. Textbuch
20 Pf. Partitur und Orchesterstimmen in Abschrift (auf Wunsch
leihweise).

Stehles Legende, zahlreich und mit lebhaftem Beifall angeführt, ist
ein Werk im dramatischen Stile, von frischer Originalität und ein-
drucksvoller Wirkung.

Hochinteressantes Geschenkswerk!

Einziges deutsches illustriertes

Pracht-Album

der

Pariser Welt-Ausstellung 1889.

Herausgegeben von

Eduard Hubert, Direktor des „Monde illustré“.

Gross-Folio-Format, 152 Seiten, ca. 400 Illustrationen, 100
Vollbilder, zahlreiche Doppelbilder und zwei Panoramas in
vierfacher Grösse, in eleganter Ausstattung, Original-Umschlag
in fünf farbigem Buntdruck. Text in deutscher Sprache.

Preis 5 Mark

(in Prachteinbande gebunden M. 8.—, Einbande allein M. 2.—).

Gegen Beifügung weiterer 50 Pfennig für Frankatur
franko zu beziehen von

Carl Grüninger in Stuttgart.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 11. Januar schreiben
hierüber:

„Kurz, wer das Glück hatte, die Weltausstellung des
letzten Jahres zu besuchen, dem wird das neue Werk ein hochwill-
kommenes Andenken sein — und dem, der nicht am Sonntagsge-
weil hat, wird es bis zur Grenze des möglichen einen Ersatz für
den Besuch bieten. Von künstlerischen Standpunkte aus betrachtet,
steht übrigens das Album auf einer Stufe, die nur wenige derartige
Publikationen erreichen.“

Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

E. Polko

Musikalische Märchen.

Neue durchgesehene Ausgabe in 2 Bänden.

1. Band 2. Aufl. — 2. Band 12. Aufl.

Mit Titelbildern in vornehmen Einband mit Goldschnitt
gebunden je 6 Mk., einzeln käuflich.

„Schon seit langen Jahren sind wir als M. M. ein
lieber Zuhörer, an welchen ich mich immer der
schönen und angenehmen Atmosphäre jener Literatur
wahrhaft erfrischt und gesund trinke! Ich habe das Er-
scheinen dieses trefflichen Buches in seinem neuen, so
prächtigen und geschmackvoll ausgestatteten Gewand dop-
pelt freudig begrüßt, weil ich weiss, dass dadurch dem
bedürfnis der lesenden weiblichen Jugend ein grosser Dienst
erwiesen wird.“
N. von Eschstruth.

Überall vorrätig!

Neue Klaviermusik
(1890.) zu 2 Händen. (1890.)
Bago, S., Op. 22. Zweite Sonate. M. 2.25.
Bruckner Fock, G. H. G. v., Op. 6. Zwei slawische
Tänze. M. 2.25.
Ferraria, L. E., Walzer. M. 2.—. Tarantelle M. 2.25.
Fielitz, A. v., Op. 6. Kinder des Südens. 3 Klavier-
stücke M. 2.50.
Hofmann, Heinrich, Op. 101. Sechs Stücke. 2 Hefte,
je M. 2.50.
Lányi, E., Op. 21. Ans der Einsamkeit. 5 Klavier-
stücke. M. 2.25.
Moore, Graham, F., Valse capricieuse. M. 1.50.
Röntgen, Jul., Op. 25. Variationen und Finale über
ung. Csárdás. M. 3.50.
Sauer, Emil, Auslichten Tagen. 5 Miniaturen. M. 3.—.
Wallnöfer, Ad., Friedens-Liga-Marsch. M. 1.50.
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Schwarze Seidenstoffe

ca. 180 verschiedene Qualitäten — direkt an Private — ohne Zwischenhändler:
von 95 Pf. bis Mk. 16.80 per Meter nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn porto- und zollfrei — Muster umgehend. —

G. Hennebergs Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in **Zürich** (Schweiz).

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Neu! Lieblinge der Volkskonzerte. Neu!

Album musikalischer Nippsachen für Pianoforte 2hdg.

Beachtenswertes
Weihnachtsgeschenk für
Pianofortespieler.

Preis 1 Mark.
Elf brillante, aber nicht
schwierige Charakterstücke sind es, die in diesem

Beachtenswertes
Weihnachtsgeschenk für
Pianofortespieler.

Neuen Mark-Album

dem musiktreibenden Publikum geboten werden, Stücke, die in jedem Orchester-Volks-Konzert reichen Beifall erzielen, also auch **Da Capo-Stücke des Pianoforte** in Haus und Salon sind. Dieses Album wird bald in keiner Familie fehlen, es schafft Vergnügen, macht Lust zum Spiel und jedes der darin enthaltenen Stücke ist ein kleines Meisterwerkchen instrumentaler Tonmalerei. — Die Titel der einzelnen Nummern sagen das Nähere:

Necke, H., op. 223. Taubenflug. — Eilenberg, H., Die beiden Finken. — Cooper, W., Zur Gitarre. — Necke, H., op. 224. Nachtigallenschlag. — Kirchner, F., op. 340. Die Glocken des Strassburger Münsters. — Matthey, Jul. Herm., Vögel in den Zweigen. — Hartmann, H., op. 78. Osterglocken. — Soltans, N., Kuckuck-Polka. — Necke, H., op. 227. Die Mühle im Waldthal. — Kirchner, F., op. 341. Der Vögelin Abendgesang. — Cooper, W., Mandolinata, Spanisches Ständchen.

Also 11 brillante hübsche Vortrags- und Bravourstücke für nur 1 Mark.

Zu beziehen von
CARL RÜHLE'S Musikverlag
in Leipzig, Heinrichstrasse 6/7.

In Köln vorrätig bei P. J. Tonger, Hofmusikhandlung,
„ Berlin bei Rühle & Hunger, S. Moritzplatz,
„ W. Sulzbach, W. Taubenstrasse 15,
„ Peter Thelen, 84 W., Friedrichstrasse 233,
sowie in allen grösseren Musikhandlungen.

Neues Mark-Album für Pianoforte aus
Carl Rühle's Musikverlag in Leipzig.

E. Naumann,
Uhrenfabrik und Ver-
sandgeschäft.
Leipzig, Königsplatz 6.
Vereinigtes Preisverzeich-
nisse von R. Gustoren,
Wanduhren, Weckern und
Taschenuhren, Ketten, Gold-
waren

C. L. Flemming
Klosterstein b. Schwarzenberg i. S.
Compf. kleine Letzterwagen f. Kinder u. Er-
wachsene m. abgedr. Eisenachs.
Mit be-
schlag.
25 60 100 Ko. Tragfähig-
keit. — 12, — 18, — M. pr. St. bla. —
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. d. r.
Weihnachtsgeschenk f. Kind u. Erwachsene.

Thierack's
pulverisierte
**Spar-
kerze**
für Haus- und
Bücherleuchte
mit Petroleum-
oder Gas-
beheizung.
Achtung! Wichtig für Hausfrauen.
Bedeutende Ersparnis an Zeit u. Geld.
Da die Sparkerze als ein in Hand zu bringendes Seilen-
stück 5-10 % weniger kostet als ein sonstiges billiger.
Alleinig. Fabrikant A. Thierack, mit Seilenfabrik Pfisterwalde.
zu haben in halb Preuss.-Städten in allen besseren Drogerien.
Kolonialwaren- und Lebensmittelhandlungen.

Strickgarne
zu Engrospreisen. — Muster franko.
Ulshofer & Leyrer, Bremen.
Damentuche, Lama
empfehlen billigst gegen Radnagel. Carl
Fenster, Radnitz u. Reichenbach i. V. Reiter
k. Pfund 3 Mk. 60 Pf., geringere 2 Mk. 50 Pf.

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu
beziehen:
Zum Jahrgang 1890
der
Neuen Musik-Zeitung
(und zu allen früheren)
Elegante
Einbanddecken
a Mk. 1.— sowie
Prachtdecken à M. 1.50
(rot, grün oder braun), letztere mit Schwarz-
und Golddruck-Pressung.
Verlag von Carl Grüninger, Stuttgart.

Garantie-Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von von Eiten & Keussen, Crefeld.
a) 50 aus erster Hand, in jedem Maasse zu beziehen.
Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen
u. weissen Seidenstoffen, glatt und gepustert, Poulard u.
Robseide-Stoffe, Sammete und Peluche etc. zu Fabrikpreisen.
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten."

Lipsia-Häkel-Wolle
(Qualität, Bezeichnung und Anmachung geistlich geschützt.)
Vorzügliche Neuheit für Damenhandarbeiten!
Vorrätig in allen renommierten Capisserie- u. Garnhandlungen!
empfiehlt
Sächsishe Wollgarnfabrik, vormals Tittel & Krüger,
Rammarn-Spinnerei, Färberei, Capisserie-Manufaktur, Plagwitz-Lipsia.

7 mal prämiert mit ersten Preisen.
Violinen,
sowie alle sonst. Streichin-
strumente, Stämme Violon z.
Studiren (Patent) Zitterern
in all n Formen, Gitarren u.
Blasinstrumente, Schulenzu-
all. Instr. Reparaturatelier.
Eig. Franz. Kumpfhorn von
Wühler, Saxofon, Léopard u.
Anst. Preiscontante werden
gratis n. franco zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrum.-Fabrik, Zrenschach.

Christbaum-Unterfah
mit Musik u. Mechanik.
durchschneidet der
jetztiger leicht-
gängiger lang-
5jährige
Garantie.
Neu pa-
tentiert.
Eben 16000 abgesetzt! Prospect gratis.
Alleinig. Fabrikant & Patent-Inhaber:
J. O. Eckardt, Stuttgart.

Würfelf Cacao
technisch
Cacao-Vero
in Würfelform.
Jeder Würfel
ist in Staniol verpackt
sind
100 Würfel — 1 Pfd.
In Cartons à 25 Würfel 75 Pf.
à 10 — 30 —
Hartwig & Vogel
DRESDEN.

Reichhaltiges Sortiment in:
Versilberten Gegenständen.
Holzgalanterie und Eisen-gal.,waren,
Figuren von Elfenbein-Masse (als echt).
Feinere Korbwaren.
Artikel für
Holzmalerie u. Kerbschnitt-
Arbeiten.
Vorgezeichnete Gegenstände
z. Besticken aus Filz, Tuch etc.
Paul Zennegg, Canstatt.
Illustr. Special-Preislisten für nko.

Eine echt ital. Violine, ein
prachtvolles Solo-Instrument ist um
1000 Mk. zu verkaufen. Alles Nähere
postlagernd H. L. 42 Stuttgart.

Fleisch-Hack-Maschine
„PERFECTION.“
Die neueste, verbesserte und billigste
für Familiengebrauch
mit Warststopf-
Vorrichtung.
Patentiert in
Deutschland, Eng-
land u. Amerika.
Vorrätig
in 2 Größen.
No. 1.
Hackt 1 Pfund
No. 2.
Hackt 2 Pfund
No. 3.
Hackt 3 Pfund
Preis von 8 bis 16 Mark.
Einach. — Bezeichnung.
Practisch. — Billig.
Beste der Welt.
Zu haben in allen grösseren Geschäften
Europas für Haus- u. Klebenbedarf.
Hauptniederlage für Wiederverkäufer
Hugo Winkhaus, Köln a. R.
E. G. Ebers — Hamburg.
Man verlange ausdrücklich Maschine „PERFECTION.“

N° 4711
WEISSER FLIEDER
neuer hochfeiner Wollge-
sch. **FERD. MULHENS**
Glockengasse, 4711 Köln

Konversations-Lexikon der **Tonkunst.** Von Robert Müsioł.

Preis: Broschiert M. 5.—,
eleg. gebunden M. 6.—

Das vorliegende Lexikon beantwortet die wissenswertesten Fragen aus der Biographie, Geschichte, Aesthetik, Formen- und Instrumentalanlehre etc. der Musik in kurzer, aber erschöpfender Weise.

Professor Breslaurs **Klavierschule**

Preis: Broschiert M. 4.50
(auch in vier Einzelheften à M. 1.50).

3.
Ausg.

Besondere
Vorzüge:

Verbindung von Ton und Wort. Systematische Schulung der Finger und des Handgelenks. Einführung in die Elemente der Theorie und der musikalischen Formlehre. Geschichte Wahl des Übungstoffes. Weckung der inneren Teilnahme für den Unterricht. Proapakta mit Gutachten erster Fachautoritäten gratis und franko vom Verleger Carl Grüniger in Stuttgart.

Musikalische **Kunstaussdrücke.**

Von
F. Litterscheid.

Originell broschiert Preis 30 Pf.

Ein praktisches, in erster Linie für Musikschüler bestimmtes Nachschlagewerk, in dem hauptsächlich das für den Musikunterricht Notwendige und Wissenswerte Platz fand.

Musikal. Jugendpost.

Illustrierte Jugend-Zeitschrift.

Preis pro Quartal M. 1.—

Inhalt: Erzählungen, Märchen, Episoden aus dem Jugendleben berühmter Tonkünstler. Belohendes, Unterhaltendes und Erheiterndes. Zahlreiche Illustrationen, Rätsel, Spiele, Gedichte, Belletristik, leichte, melodische Klavierstücke zu 2 und 4 Händen, Lieder, Duette, Kompositionen für Violine und Klavier von den beliebtesten Komponisten. — Musikalische Gesellschaftsspiele. **Probennummern gratis.**

Bandausgabe sehr passendes Weihnachtsgeschenk.

Jahrgang I—V eleg. geb. Preis à M. 5.—

Zu
beziehen
durch jede
Buchhandlung

Für kleine Leute.

Mit illustriertem Umschlag broschiert Preis M. 1.20.
Vorstehende Stücke, in welchen der Komponist die Thematik mit Geschmack behandelt, sind wie geschaffen dazu, Anfängern Lust zum Spielen zu erwecken.

Die Jahreszeiten in Liedern.

1. Der Frühling. 2. Der Sommer.
Je 16 u. 15 Kinderlieder für 1 Singstimme mit leichtester Klavierbegl.
Komponiert von **Edmund Koldke**. (Op. 23 u. 24.)
2 Hefte. Mit illust. Umschlag br. à M. 1.20. Op. 22—24 zus. M. 3.—
Wir empfehlen diese Sammlung leicht spiel- und singbarer, melodischer Lieder des allbeliebtesten Komponisten, in denen mit grossem Geschick den verschiedensten Stimmungen in der zu neuem Leben wieder erwachenden Natur, sowie den Empfindungen des kindl. Herzens Rechnung getragen ist, allen Eltern u. Lehrern zur Anschaffung für das musikal. Jung-Deutschland.

Ole Bull der Geigerkönig.

Ein Künstlerleben.

Frei nach dem Original der
Sarah C. Bull bearbeitet von
L. Ottmann.

Mit dem Kupferstich-Portrait des Künstlers.
89. 223 Seiten.

Der Lebenslauf und Bildungsengang Ole Bulls ist ein hochinteressanter; die Ergebnisse desselben in fast allen Ländern Europas, sowie Amerikas, seine Beziehungen zu den ersten Kunstgrößen und Musikprotektoren seiner Zeit, werden in obiger Biographie, auf authentische Quellen gestützt, in fesselnder Weise zur Darstellung gebracht. Freunde und Verehrer des Künstlers, dessen Berufsthat mit jener Paganinis weiterführe, sowie alle ansiehenden Musiker werden auf obiges schöne und gehaltvolle Werk aufmerksam gemacht.
Dasselbe ist für den herabgesetzten Preis von M. 1.50 (früherer Ladenpreis M. 3.50) zu beziehen.



oder direkt vom
Verlage.

Musikalisches **Künstler-Album**

11 Original-Kompositionen von
**Kammerlander, Kieffel,
Lachner, Prestele, Rheinberger und
Weillner** nebst Zeichnungen von Paul, Traub
und Zehme. Gross Royal-Format.
Ausgabe I: In geschmackvoller und solid gearbeiteter Leinwand-Mappe mit Schwarzdruck-Pressung. (Früher 16 Mark; Preis jetzt 4 Mark.)
Ausgabe II: In geschmackvoller und solid gearbeiteter Leinwand-Mappe mit Golddruck-Pressung. Inhalt auf farbigem Kupferdruckpapier. (Früher 29 Mark; Preis jetzt 5 Mark.)
Bei gewöhnlicher direkter Anschaffung sind noch 50 Pf. für Porto beizufügen.
Ein ebenso prächtiges als billiges Geschenkwerk.

Katechismus der Harmonielehre

von
Prof. Louis Köhler.

Mit zahlreichen Notenbeispielen.

Broschiert M. 1.—
in Leinwandband geb. M. 1.60.

Dieses für den Selbstunterricht bestimmte Werk gehört zu den letzten und gediegensten Arbeiten des rühmlichst bekannten Musikpädagogen und Theoretikers und ist aus dem Grunde von vorzüglicher, seinen Lesern gründliche Kenntnisse der Harmonie in erschöpfender und leichtverständlicher Behandlung zu verschaffen und ihnen die Möglichkeit zu bieten, bei gutem Willen und einigem Fleiss den Weg durch das musiktheoretische Gebiet sicher zu durchschreiten.

Robert Müsioł.

Kl. 8°. 34 1/2 Bogen. Preis brosch. M. 3.—
in eleg. Leinwandband M. 3.50

Musiker wie Musikfreunde kommen häufig in die Lage, sich über die Notabilitäten auf dem Gebiete der Tonkunst informieren zu müssen. Wir empfehlen in diesem Falle

Robert
Müsiołs

Musiker-Lexikon

Der Verfasser hat es unternommen, da die Anschaffung der vorhandenen umfassenden und daher teuren Quellenwerke dahin zielende Bestrebungen meistens erschwerte, ein Handbüchlein zu bearbeiten, welches für den praktischen Gebrauch bestimmt, hauptsächlich den Bedürfnissen des grossen Publikums angepasst ist. Sein Bestreben ging dahin, über ältere und jüngere, bedeutende und oft genaunte Musiker, über ihr Leben und ihre Werke knappen aber zuverlässigen Bericht zu erstatten und dabei das Charakteristische und Wissenswerte nach Möglichkeit zu berücksichtigen.

Musikalisches

Fremdwörterbuch.

Von Dr. G. Piumati.

Preis: Elegant broschiert 30 Pf.

Der Autor, Lehrer am Konservatorium zu Köln, stellt sich der Aufgabe, eine einfache, aber genaue Erklärung der üblichsten Fremdwörter im Gebrauche der Musiksprache mit Angabe der Aussprache und der notwendigsten Regeln zu bringen.

XI. Jahrgang Nr. 23.

Stuttgart-Leipzig 1890.



Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. J. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich 6 Nummern (72 Seiten) mit zum Teil illust. Text, vier Musik-Beilagen (16 Groß-Quartseiten) auf starkem Papier gedruckt, bestehend in Instrum.-Kompos. und Liedern mit Klavierbegl., sowie als Extrablätter: 2 Hogen (16 Seiten) von Dr. A. Svoboda's Instr. Musikgeschichte.

Inserate die fünfgepaltene Nonpareille-Zelle 75 Pfennig. Kleinere Annahme von Inseraten bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin und dessen Filialen.

Preis pro Quartal bei allen Postämtern in Deutschland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Buch- und Musikalien-Handlungen 1 Mark. Mit Kreuzbandversicherung im deutschen Postgebiet Mk. 1.30, im Weltpostverein Mk. 1.60. Einzelne Nummern 25 Pfg.

Ludwig v. Beethoven und Gräfin Ginietta.

Historische Erzählung von
J. Barber.

11.

Einige Wochen später hatte Fürstin Radnowsky eine Soirée veranstaltet, zu der auch Gräfin Ginietta geladen war. Den ersten Teil des Abends füllten musikalische und deklamatorische Vorträge, worauf getanzt und gespielt wurde. Beethoven, der vom Fürsten wie der Sohn des Hauses gehalten, von der Fürstin gebührendst wurde, sollte heute seine Cis moll-Sonate vortragen. Bisher hatte sie noch niemand gehört; man war gespannt, empfing den Künstler, als er auf dem Podium erschien, mit einem Beifallsturm, doch eben, als er sich am Flügel niederlassen wollte, streifte sein Blick Gräfin Ginietta, die mit dem jungen Grafen Hallenberg im eifrigen Gespräch verwickelt schien. Eine Minute stand Beethoven ratlos, dann, den Stuhl bei Seite werfend, lief er wie ein Rasender davon und war während des ganzen Abends nicht auffindbar. Der Portier hatte ihn ohne Hut und Mantel hinausgehen sehen, ein Diener, der ihn nachging, um ihn zu fragen, ob er einen Wagen wünsche, hatte eine Chaise erhalten; drei Tage ließ er sich dann im Palais Radnowsky nicht sehen, als er am vierten Tag wieder kam und



Sängerin Melba. (Zeit. f. S. 278.)

lagte tief erregt: „Glauben Sie mir, ich konnte nicht spielen!“ „Und weshalb nicht?“ forschte die Fürstin. Beethoven schwieg. „Ich habe,“ begann die edle Frau, wie um ihm die Mitteilung zu erleichtern, „meine Stimme so gut als möglich zu beruhigen gesucht, denn noch, da man sich so sehr getrennt, Ihr neues Werk zu hören, war die Enttäuschung eine so große.“ — „Und meine Enttäuschung vielleicht eine noch größere,“ unterbrach Beethoven die Fürstin. Diese blickte ihn fragend an. Nachdem er ruhiger geworden, rückte er einen Schemel an den Divan, auf dem die Fürstin Platz genommen, und ihr vertrauensvoll in die noch immer schönen, auf ihm mit wahrer Teilnahme ruhenden Augen blickend, begann er: „Sie wissen, Frau Fürstin, wenn ich meine Cis moll-Sonate gewidmet, dem einzigen Mädchen, das ich liebe, dessen Besitz ich um jeden Preis erringen muß. — Doch heut' morgens, als ich sie hier vorstellte, ihr in Tönen, die meinen Gefühlen entsprachen, meine Hoffnungen, Befürchtungen, all' die Qualen eines Menschenherzens vortrug, wechselten wir Schwüre ewiger, unauflöslicher Treue. Dein neues Werk,“ jagte sie mir, „ist keine Schöpfung deiner Phantasie, nein, ein Bekenntnis, das mir dein Denken und Fühlen erschleiert; es umschwebt diese Komposition ein Geheimnis, das mich persönlich berührt ergreift, als ob ein Freund mit Tränen in den Augen zu mir

sprache. — Ich wußte, daß sie mich verstanden, war glücklich und als ich mich entschloß, mein neues Werk zum Vortrag zu bringen, dachte ich nur an die eine, zu der es mit warmen Begrüßungen sprechen sollte. — Da fühlte ich sie im traulichen Gespräch mit dem jungen Grafen Hallenberg! Meiner Sinne nicht mächtig, eile ich davon, laute, tante, bis ich endlich an der Dornbacher Kirche Halt machte und erschöpft auf dem Treppenvorplatz niederfiel!

„Armer Freund,“ sagte die Fürstin, „wird es Ihnen denn so schwer, sich in die Menschen zu finden? Gräfin Julia hat früher nur eine sache Schmeichelei, die ihr der Graf gezeigt, abgesehen, da vermuten Sie gleich einen Trennbruch, kompromittieren sich und das arme Mädchen, zerstören Ihre Gesundheit, indem Sie bei Nacht und Stille im leichten Gesellschaftsleid einen zweiseitigen Marich machen. Glauben Sie mir, daß Sie durch solche Absonderlichkeiten Ihrem Ziel näher kommen?“ Aber was soll ich thun? — rief Beethoven fast verzweifelt. „Ich weiß, daß ich ein unglücklicher Mensch bin, dem jede Gewalt über sich fehlt, daß ich vielwillt, wenn mein Geschick mich zum, einem noch grauenvolleren Unglück entgegenheißt! — Das ist es eben, was mich reizbar macht!“ — Julians Mutter hat bei einem Arzt Erkundigungen über meine Krankheit eingelegt, der Thelpe soll ihr, wie mir Julia schonend mittheilt, gesagt haben, daß wenig Hoffnung für mich vorhanden sei, mein Gehör wieder zu erlangen. Wird die Gräfin ihre Tochter einem tauben Manne geben? Werde ich mein Glend ertragen, ohne die Freundin an meiner Seite zu sehen, die mir allein ein Lichtstrahl in dieser Finsternis sein könnte? O der Gedanke, taub zu werden, die Harmonien, die ich andern erschließe, nicht mehr vernennen zu können, dieser Gedanke macht mich rasend. — Das ganze Leben scheint mir eine endlose Legie; ein nicht zu bannender Schmerz erfährt mich, wühlt sich mir ein in die Tiefen der Seele, unmachtet meinen Sinn, zerstört — doch Verzeihung Fürstin! — unterbrach er sich, „daß ich Sie mit meinen Klagen langweile! Ich weiß ja, daß ich mein Unglück allein tragen muß, deshalb flüchte ich die Menschen, bin am liebsten allein, wo ich niemand für mein Thun und Denken verantwortlich bin!“

Bestigend legte die Fürstin ihre Hand auf die hohe Stirn des jungen Mannes. „Beruhigen Sie sich,“ sagte sie freundlich. „Sie verstehen Ihre Freunde und die Aufgabe, die Sie vom Standpunkt Ihrer Kunst zu erfüllen haben! Leben Sie sich selbst und Ihren Ideen und Sie werden in Ihrer selbst geordneten Welt glücklich sein, die Ihnen unvergänglichen Ruhm bereitet!“ „Haben Sie Dank, edle Frau, für Ihre Trostesworte,“ sagte Beethoven, „sie sind gut gemeint! Mit dem Ruhm aber heilt man nicht die kranke Seele, noch weniger körperliche Gedreben, die ach, — für mich wie für jeden andern geistigen Tod bedeuten.“

Sobald meldete ein Diener Gräfin Guicciardi nebst Tochter. „Soll ich sie empfangen?“ fragte die Fürstin. „Ich bleibe, bis ich mich beruhigt, im Nebensaal,“ entgegnete Beethoven und verschwand hinter einem Vorhang. Als bald traten die beiden Damen ein, komtesse Julia anfallend blaß, sprach wenig, die Mutter desto eifriger von ihrem Lieblingsplan, in den nächsten Tagen schon mit der Tochter eine Reise nach Italien anzutreten. „Und Sie reisen gern?“ fragte die Fürstin das junge Mädchen. „Mama meint,“ entgegnete die komtesse ansehnend, „daß das südliche Klima mir gut thun wird.“ „Julia hat Schmerzen,“ warf die Gräfin ein, „die sie verlieren muß; ich denke, daß eine Luftveränderung da nothwendig ist!“

In diesem Augenblicke trat Beethoven ein. Julia ward dunkelrot; die Gräfin that kaum, als ob sie ihn bemerke. Diese Gelegenheit wahrnehmend, ging Beethoven-Konzert, das der Meister selbst leiten sollte, war angeordnet worden. Auf der Thron-Tribüne hatten die zu demselben erschienenen Monarchen bereits Platz genommen, man hatte noch Ludwig van Beethovens. Jetzt erschien er, von tosendem Beifall begrüßt; ohne sich zu beugen, griff er zum Dirigentenstab. — Nach ihm der Beifall dieser ausserordentlichen Gesellschaft so laut, daß er ihn nicht einmal eines Dankes würdig hielt? Ludwig van Beethoven, der Meister der Töne — war taub; er hörte wohl mit gereinigtem Ohr, das leiseleise versagte. Doch noch er dirigierte, da repte es sich in ihm, als zögen aus lichter Höhe himmlische Melodien zur Erde herab, als himmelstürmte der Engel Chöre in seine Symphonie mit ein, als flog der schaffende von Schöpfers-geheim die allgemainen Menschlichkeit. Mächtig und mächtiger schlugen die Tonwogen zusammen, fester

und feiner schlossen sie sich in wunderbarer Harmonie aneinander, ein reißender Bergstrom, der in gewaltiger Bewegung, an Klüften vorbeist, seinem Ziel zu-eilt. — In einer Seitenloge sieht man eine schöne, auffallend bleiche Frauengehalt, die von einem nervösen Zittern befallen scheint. Versteht Gräfin Julia Hallenberg, was diese jetzt so rührend klagenden Töne sagen wollen? Fühlt sie, daß sie aus dem Herzblut des Meisters hervorgeht, die Klage seiner gemordeten Liebe sind? Halb ohnmächtig lehnt sie in ihrem Lehnstuhl, ihre Augen schließen sich, doch als der letzte Ton der A-dur-Symphonie verhallt, da sieht sie wie begeistert auf, ihre kleinen Hände stimmen in den donnernden Beifall mit ein, der dem Meister von allen Seiten gellend wird, Vorbeerkünfte, Blumen, Bouquets fliegen zu hunderten vor ihm nieder, sie sagen ihm, daß man seine Kunst ehrt. Den Beifall der Menge, das Staunen und Tacapio-Hufen hört er nicht, kein Ton dringt an sein Ohr, als aber jetzt aus jener Seitenloge ein Vorbertrauf geworfen wird, da starrt es in seinen Augen mächtig auf, in seligen Augenblicken blickt er den Kranz an seine Lippen, Groll und Haß ist vergessen, die alle Stut lodert wieder in ihm auf. Ihre Blicke des gegenseitigen einander zum erstenmal nach sechs Jahren, unheilvollen Jahren. — Der Meister sieht nicht, wie die Kaiserin von England die Arminen von ihrer Brust nimmt und sie ihm zuwirft, wie die Kaiserin von Oesterreich, die Königin von Bayern ihrem Beispiel folgen, wie ihre Throner wie Siegesfähnen wehen, für ihn ist der Augenblick nur darum so groß und so ergreifend, weil er sie wieder gesehen.

Ziel ergreifen schreitet er wieder zum Dirigenten-pult; der A-dur-Symphonie folgt in wunderbarer Vollkommenheit die Ausführung des „Ruhe Britannia“. Alles ist entzückt, auch die Monarchen klaffen Beifall; der laube Mann hört ihn nicht, erst durch Stapell-meister Umstand wird er aufmerksam gemacht, wie Verbeugung zu machen. Die wirkliche Welt ist für ihn verschwunden; — auf den Wüchschwingen seines Geistes fliegt er hin zu ihr, der einst so Geliebtesten. Er will, er muß sie sprechen, ihr sagen, was er ihrem wegen gelitten.

(Schluß folgt.)

Ziel ergreifen schreitet er wieder zum Dirigenten-pult; der A-dur-Symphonie folgt in wunderbarer Vollkommenheit die Ausführung des „Ruhe Britannia“. Alles ist entzückt, auch die Monarchen klaffen Beifall; der laube Mann hört ihn nicht, erst durch Stapell-meister Umstand wird er aufmerksam gemacht, wie Verbeugung zu machen. Die wirkliche Welt ist für ihn verschwunden; — auf den Wüchschwingen seines Geistes fliegt er hin zu ihr, der einst so Geliebtesten. Er will, er muß sie sprechen, ihr sagen, was er ihrem wegen gelitten.

Es war zur Zeit des Wiener Kongresses. Man veranstaltete allerhand Festlichkeiten, um die in Wien weilenden hohen Personen zu unterhalten. Auch ein Beethoven-Konzert, das der Meister selbst leiten sollte, war angeordnet worden. Auf der Thron-Tribüne hatten die zu demselben erschienenen Monarchen bereits Platz genommen, man hatte noch Ludwig van Beethovens. Jetzt erschien er, von tosendem Beifall begrüßt; ohne sich zu beugen, griff er zum Dirigentenstab. — Nach ihm der Beifall dieser ausserordentlichen Gesellschaft so laut, daß er ihn nicht einmal eines Dankes würdig hielt? Ludwig van Beethoven, der Meister der Töne — war taub; er hörte wohl mit gereinigtem Ohr, das leiseleise versagte. Doch noch er dirigierte, da repte es sich in ihm, als zögen aus lichter Höhe himmlische Melodien zur Erde herab, als himmelstürmte der Engel Chöre in seine Symphonie mit ein, als flog der schaffende von Schöpfers-geheim die allgemainen Menschlichkeit. Mächtig und mächtiger schlugen die Tonwogen zusammen, fester

und feiner schlossen sie sich in wunderbarer Harmonie aneinander, ein reißender Bergstrom, der in gewaltiger Bewegung, an Klüften vorbeist, seinem Ziel zu-eilt. — In einer Seitenloge sieht man eine schöne, auffallend bleiche Frauengehalt, die von einem nervösen Zittern befallen scheint. Versteht Gräfin Julia Hallenberg, was diese jetzt so rührend klagenden Töne sagen wollen? Fühlt sie, daß sie aus dem Herzblut des Meisters hervorgeht, die Klage seiner gemordeten Liebe sind? Halb ohnmächtig lehnt sie in ihrem Lehnstuhl, ihre Augen schließen sich, doch als der letzte Ton der A-dur-Symphonie verhallt, da sieht sie wie begeistert auf, ihre kleinen Hände stimmen in den donnernden Beifall mit ein, der dem Meister von allen Seiten gellend wird, Vorbeerkünfte, Blumen, Bouquets fliegen zu hunderten vor ihm nieder, sie sagen ihm, daß man seine Kunst ehrt. Den Beifall der Menge, das Staunen und Tacapio-Hufen hört er nicht, kein Ton dringt an sein Ohr, als aber jetzt aus jener Seitenloge ein Vorbertrauf geworfen wird, da starrt es in seinen Augen mächtig auf, in seligen Augenblicken blickt er den Kranz an seine Lippen, Groll und Haß ist vergessen, die alle Stut lodert wieder in ihm auf. Ihre Blicke des gegenseitigen einander zum erstenmal nach sechs Jahren, unheilvollen Jahren. — Der Meister sieht nicht, wie die Kaiserin von England die Arminen von ihrer Brust nimmt und sie ihm zuwirft, wie die Kaiserin von Oesterreich, die Königin von Bayern ihrem Beispiel folgen, wie ihre Throner wie Siegesfähnen wehen, für ihn ist der Augenblick nur darum so groß und so ergreifend, weil er sie wieder gesehen.

Ziel ergreifen schreitet er wieder zum Dirigenten-pult; der A-dur-Symphonie folgt in wunderbarer Vollkommenheit die Ausführung des „Ruhe Britannia“. Alles ist entzückt, auch die Monarchen klaffen Beifall; der laube Mann hört ihn nicht, erst durch Stapell-meister Umstand wird er aufmerksam gemacht, wie Verbeugung zu machen. Die wirkliche Welt ist für ihn verschwunden; — auf den Wüchschwingen seines Geistes fliegt er hin zu ihr, der einst so Geliebtesten. Er will, er muß sie sprechen, ihr sagen, was er ihrem wegen gelitten.

Die Sängerin Melba.

Die Lebensgeschichte der Sängerin Mme. Melba ist bald erzählt; ihre Wege ist das ferne Ozeanum, wo Minnie Mitchell, als erste Tochter Sir David Mitchells, eines reichen Grundbesizers in Richmond (Wesbourne), geboren wurde. Der Reichthum des Vaters gestattete, den Kindern eine vorzügliche Bildung angedeihen zu lassen, eine in Australien nicht so einfache Sache. Uner-gewöhnliche Begabung und große Liebe zur Kunst, namentlich zu Musik und Gesang, trübten Minnies Reizerei mit dem besten Geiste. Daß auch reiche Leute ihren Kindern die beste Mühsal in Geschlechts-bildung und Förderung der Talente sichern, hat Minnie Mitchell an sich erfahren; das wandelbare Glück hatte den gemeinsamen Unternehmungen des Vaters und Gatten — Mrs Mitchell hatte sich bereits mit 18 Jahren mit einem aus Irland stammenden Handels-herrn, Marquet Armstrong, vermählt — seine trügerische Laune in vollem Ernste gezeigt; Mrs. Armstrong entschloß sich schnell, Bernstängerin zu werden. Wahrlich, sie war dazu bornen! Schon ihr erstes Auftreten als Konzertsängerin in den großen Städten des australischen Kontinents brachte ihr die Gewißheit, daß sie nur wenig, die betretene Laufbahn zu verfolgen habe. Den Reichthümern erkaufte Freunde folgend, ging Mrs. Armstrong nach Europa, um bei Frau Professor Warden sich deren vorzügliche Schule anzueignen; ihren Gesangsstudien widmete sie sich während eines Jahres und nur eine ganz außer-gewöhnliche Eingabe, unterstützt von so reichen geistigen und natürlichen Mitteln, wie sie die gottbegnadete Künstlerin anwies, vermochten in einem verhältniß-mäßig kurzen Zeitraum das aus Mrs. Armstrong zu machen, was sie heute ist: die vielbewunderte Künstlerin, die würdige Nachfolgerin der Patti, Uccia, Nilsson, Albani, ohne — und das sei ganz be-wunders-betont — dem „Virtuosentum“ zu hulbigen. Mme. Melba — dies ihr im Aufstange an ihre Deimal Melbourn gewählter Künstlername — ist eine wahr-haite Künstlerin, welche, wenn auch immer großen Vorbildern nachzusehen, dennoch selbständig schafft, individualisiert, sich dem Geiste des Komponisten und

des Dichters anpoht und denselben doch zugleich beherzigt und hierin ein Feingefühl und ein Künstlerverständnis verrät, das nicht allein ihre vorzügliche Lehrerin Marchesi, sondern auch einen Gönner und Thomas enthielt.

Die Stimme der Melba ist ein ausgereicherter Sopran von heller Färbung, an Umfang und Reinheit jenem Adelina Patti's gleichkommend, „sympathisch“, wie ihn große Künstler, „verführerisch“, wie impressionable Gemüther ihn bezeichnen, jedenfalls in seinen Würde anspiechend. Die Leichtigkeit der Behandlung ihrer Stimme, deren vollständige Ausgleitung in der hohen Lage, die mathematisch zu nennende Neutonalität in Trillern und die ausgezeichnete Fokalisation im allgemeinen lassen mit großer Frau Marchesi's vorzügliche Führung erkennen, für deren Schule Frau Melba einen wirklichen Triumph bedeutet. Damit ist zugleich gesagt, daß Mme. Melba in der älteren, sogenannten italienischen Gesangsart allein heimlich ist und ihr Meiservorteil beweist, daß sie diesen Rabulen nicht überdreht. Die Zukunft muß lehren, ob sie eine ebenso gute Meiservorteilantin der jüngeren Richtung werden wird; ihr reiches Talent läßt das Beste hoffen, ihr Wunsch und Wille, auch in dieser die Probe zu bestehen, wurde uns aus ihrem eigenen Munde kund.

Die noch kurze Künstlerlaufbahn, welche Mme. Melba hinter sich hat, ist nicht weniger interessant als ihre vorbereitende. Nach ihrem Ausreifen in einer Matinee der Frau Marchesi nach absolvirtem Studienjahre wurde sie sofort zu einer Tournee von Maurice Strakoski engagiert; ihr erstes Auftreten auf der Opernscene erfolgte in Brüssel, wo sie sich im königlichen Theater dem Publikum als Gilda vorführte; der künstlerische Erfolg war ein vollkommener und schloß zugleich mit dem Glückwünschen ihren sichern Aus für die Zukunft. Dann folgte „Lafine“ von Delibes, welcher mit Fremden das Studium dieser Rolle selbst leitete; ferner „Violetta“, deren Wiedergabe gesanglich ein großer Erfolg war, was das dramatische Gepräge dieser Rolle anbelangt, jedoch noch zu wünschen übrig ließ. Eine nicht minder schwierige Rolle gelang Frau Melba folgende weicherhaft darzustellen: „Lucia“ in Donizetti's gleichnamiger Oper; hier entfaltete die Künstlerin in der Wahrsinnigkeit zugleich das erforderliche, schauspielerische Talent; der gesangliche Teil war über jeden Vergleich erhaben. Ihr Erfolg als „Ephelia“ war derselbe wie bei der Rolle der „Julietta“, welche letztere Meister Gönner, dessen Liebhaber Mme. Melba längst geworden ist, mit derselben eigne einführte hatte. Ihre jüngste Schöpfung, welche sie ebenfalls der liebevollen Führung des Meisters verdankt, ist Margarete. Dieses Gretchen ist Fleisch und Bein, Gung und Leben, Verzweiflung und Tod in süßlicher Glut des Temperaments und zugleich in feinstem sentimentalem Dufte gegeben.

In London, wo Mme. Melba im vergangenen Jahre als Mitglied der Royal Italian Opera im Covent Garden Theatre sang, gewann sie die Herzen mit dem ersten Schlag. Auch gedrückte väppler interessierten sich für diese in so überaus kurzer Zeit vollendete Künstlerin in hohen Grade. In Windsor Gasse hatte Mme. Melba die Ehre, von der Königin Viktoria und unter Kaiserin Friedrich empfangen zu werden, über deren huldvolles Wesen sich Frau Melba ganz entzückt ausdrückt. Die Königin von Belgien empfing die Künstlerin in ihrer Kage beim Debit als „Ephelia“ zugleich mit Ambrose Thomas, der seit 17 Jahren Brüssel mied, wie jedoch die Reise von Paris nach Belgien's Hauptstadt scheute, wenn es galt, einer neuen Leistung der Melba zu lauschen.

Ein Gastspiel während der Weltausstellung von 1889 in Paris führte die Künstlerin der Franzosen in der Großen Oper vor, und konnte nach der glänzenden Aufnahme desselben ein festes Engagement nur eine Frage der Zeit sein. Diese Frage wurde sehr schnell gelöst; seit dem Festspiel dieses Jahres gehört Frau Melba der Pariser Oper an, deren weißwunderbarer Stern sie ist.

Ihr Bildnis, welches wir heute unserer Lesern vorführen,* überhebt uns über die äußere Erscheinung der Künstlerin zu sprechen; hinzuzufügen wollen wir nur, daß Mme. Melba mit vollendetem Körperbau, Schönheit ein überaus sympathisches, vornehm Wesen verbindet, und daß ihre gräßliche Art, sich zu geben, sehr bestrickend ist. Ihre Jugend verpricht noch eine

weitere Entwicklung ihrer Kunst — Frau Melba zählte nämlich eben 24 Jahre. In Brüssel und London sang sie italienisch, für Paris änderte sie schon in Brüssel die französische Sprache, welche sie sich in kurzer Zeit ganz zu eigen gemacht; ihr gegenüber verstimmt leicht die Capriciosität der Franzosen gegen den fremden Accent, der sich ja fast wie ganz verliert, jedoch weniger im Gesang als in der Konversation hörbar bleibt. Der Komponist Delibes sagte in einem entscheidenden Momente in Bezug auf diesen Umstand: „Und wenn sie perfisch singt, wenn sie nur singt!“ Ueber das Erlernen der deutschen Sprache ist die Künstlerin der Ansicht wie alle Ausländer: „Wenn's nicht so sehr schwer wäre!“ Die deutsche Musik hat dagegen in ihr eine große Verehrerin; über Wagner's „Gisla“ befragt, antwortete sie uns entzückt: „Ah, Elsa, c'est mon idéal!“ Hoffen wir, daß sie uns in Zukunft Gelegenheit gibt, sie auch als „Gisla“ zu bewundern, denn „Idealisieren“ das ist der rechte Ausdruck für die Auffassung und Wiedergabe aller Rollen, welche Frau Melba bisher zur Geltung brachte, und denken wir in Bezug auf die Sprache wie Meister Delibes: „Wenn sie nur singt!“ —



Die Musik in der vierten Dimension.

II.

R. L. — Nach der Sage von Mitter Hugos Burg, sowie nach der romanischen Erzählung zu schließen, sind Kühleborn und die Seinigen Bewohner der Donau. Hier ist ja auch das von alther bekannt, aber doch stets jugendliche Donauweibchen zu Hause, welches mit einknickenden Weiden die vorüberziehenden Ritter in ihren schimmernden Palast lockt.

Andante.

In mei-nem Schlosse ist's gar fein, komm,
Mit = ter, feh = re bei mir ein, komm
In mei-nem Schlosse ist's gar gut ge = baut. u. f. w.
oder:
Larghetto.
Ich thron' auf Eil = ber = wel = len, und
leb' in blauer Flut, ich winck dich zum Ges =
sel = len, und bin dir, Trauter, gut.

Sollte es nun Zufall sein, daß an den Ufern der Donau so viele unserer schönsten Melodien entstanden sind? Oder sollte nicht vielmehr seinen Ohren, vielleicht unbekannt, der Gesang der Wassergeister vernehmbar sein, dessen Nachklang dann von dort aus in die Welt gehen? Hierüber haben wir auch sichere Zeugnisse, daß die Rheingebirge ebenso melodisch angelegt sind. Was die Lorelei angeht, wissen wir uns zwar auf die Autorität Heines verlassen, daß sie nämlich eine „wunderbar, gewaltige Melodie“ gelungen habe. Für die größeren Massen der

Rheingebirge ist aber Meubelschloß's Opernfragment „Lorelei“ entscheidend. Wenn sich freilich diese Gesänge demnach zu anhören, als wären dieselben in einer inbrunnenden Niederstiel von einem mühsamen Trümmen für geschulten Ohr einklinkend, so mögen wohl Meubelschloß's unartistiche Zeichnungen die ursprüngliche Strömung etwas gemildert haben. Einzelne der Rheingebirge haben offenbar sogar höheren klangvollständigen Untergrund genossen, wie dies aus den Gesängen der Nibelungen, wie sie in Wagners Rheingold aufgezogen sind, deutlich hervorgeht. Während diese übrigens Melodien und Rhythmen verbunden, bechränkt sich der Rweg überdies eigentlich nur auf letzteren. Er möchte sich bei den Nibelungen durch seine musikalischen Talente beliebt machen, doch vermag sich bei ihm, als einem Erbgut, sofort der Mangel des Sinns für Melodie.

Dah auch die Bewohner des Meeres nicht von denen der Flüsse in ihrem musikalischen Geschmack abweichen, zeigt schon die von Homer verbriefte Erzählung von den Sirenen, sowie auch das Lied des Meerwunders, welches Weber im Othello verwendet hat.

Außer den homerischen Sirenen erziehen übrigens solche noch im Hörfeld, vergleihe Taubhäuser, wo dieselben im Ballettcorps verwendet werden. Mit ihren kurzen Nerven läßt sich jedoch nicht viel beweisen. Auch Goethe muß einmal Wassergeister belauscht haben, wenigstens findet sich ein Gedicht bei ihm unter dem Titel: „Gesang der Geister über den Wassern.“ Wenig musikalisch, wie er war, hat er aber nur den Text, nicht auch die Komposition aufgeschrieben. Ganz anders als diese melodischen Wassergeister klingen uns die Erd-, Luft- und Feuergeister.

Am nächsten kommen ihnen noch die Luftgeister, die Elfen, wie denn auch die Luft dem Wasser am nächsten verwandt ist, nur noch beweglicher, bewegter, noch weniger mit Wasser versehen, als das Wasser. Dem entsprechend bewegen sich die Elfen noch immer eine ausgesprochene Vorliebe für Melodie, doch fällt die Melodie wie ein, geschliffen, fänelnd dahin. Tempo, Zeit und Rhythmus stehen im schroffensten Gegensatz zu dem Weichheit der Wassergeister. Während man aus dem Gesang der letzteren die breit und ruhig ansteigenden Bögen ihres feinsten Elementes heranzieht, vielleicht auch etwas Sentimentalität — sie haben ja sehr nahe „aus Wasser gebaut“ — spricht aus den Melodien der Elfen das stolze des Jephthas und ihre innerlich leichte, lustig gaulende Natur. Im „Othello“, dem „Sommernachtsstraum“ und den „Lustigen Weibern“ wird der aufmerksame Hörer leicht die genügenden Belegstellen hierfür finden. Auch sei an das Meubelschloß'sche Duett: „Ein Leben wär's im Meerele“ erinnert, in welchem die Fliegen, Gailen u. f. w. auch an Elfen idealisiert sind, wie ja die Elfen des Sommernachtsstraums auch die Geister der Bohnenblüte, der Wette u. f. w. sind.

Man könnte fragen, weshalb hier nicht auch die im „Parität“ den Zauberverbunden Klingelns entscheidenden Geister als Beweismittel angeführt sind. Mit diesen hat es aber eine besondere Bewandnis. Es sind gar keine wirklichen Geister, sondern nur künstliche Blendwerke Klingelns. Diese Blumen sind nicht „in Luft und Sonne“ gewachsen, sondern unter einem magischen, tragisch schwül leuchtenden und wärmenden Lidte. Sie verbreiten einen narzisstischen Duft, dessen Einklang der unbefangene Parität zwar überwindet, der aber den großen Feindesind Wagner, weil er stark vom Baume der Erkenntnis gegangen hat, verärgert deträht, daß er sich hier einmal in recht bedenklich orientalischen Tönen wiegt. Ebenso dürfen Gail'sche Töchter nicht angeführt werden, die wir hauptsächlich nur aus den Schilderungen ihres — vielleicht etwas eiteln — Vaters bei Schumbert kennen. In dem Gabelchen Wert: „Gail'sche Töchter“ scheint übrigens der Beweis geliefert zu sein, daß besagte Erbbrünnisse sich mehr zu den Wassergeistern, als zu den Luftgeistern rechnen, was ja wohl nach ihrem feinsten, unbegleiteten Aufenthaltsort auch erklärlich ist.

Wie einerseits Wasser- und Luftgeister, so stehen andererseits die Erd- und Feuergeister in näherer Verwandtschaft. Diese beiden Geisterarten haben ihre Stärke vorzüglich in ihrer eigentlichen Rhythmis, die Melodie wird bei ihnen sehr vernachlässigt, oder eigentlich weniger „die Melodie“ als das „Melodische“. Sie haben keine Interpunktion in ihrem Gesang, sondern immer am liebsten in eiligen Noteln und Schreien ihre Sätze ohne Pause zu Ende. Sie scheinen es schon in hohem Grade melodiös zu finden, wenn sie plötzlich aus der höheren Strasse in die tiefere umschlagen und umgekehrt. Sie singen sehr häufig unisono, wenn sie aber sich einmal zur

* Wir verdanken das Bildnis der Frau Melba der in Paris erscheinenden großen illustrierten Zeitung „Le monde illustré“, welche in Bild und Wort der französischen Kunst der Gegenwart ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Le monde illustré bringt alle neuen Opern und Dramen in eingehender Beschreibung mit vorzüglichen Illustrationen.

Mehrstimmigkeit aufschwingen, ist keine Tonart vor ihnen sicher; mit ihrem häufigen und sprunghaften Wechsel würzen sie ihren Gesang.

Am schönsten und deutlichsten ist dies in „Ganz Heilig“, der klassischen Oper für Erdgeistergesang, zu hören, 3. B.:

Chor der Erdgeister.

Sopran u. Alt.

Tenor u. Bass.

ho! wie fröhlich, seht wie stolz und trübsig, wie stolz und trübsig, wie stolz und trübsig, willst dich u. ber- he- ben, auf der Er- be- le- ben? Ge-mach, die Men- schen- nach! O ho! O ho! wie fröhlich, seht wie trübsig! O ho! ho! ho! ho! ho!

In dem Gesang der Erdgeister bildet sich die ganze Eigenart ihres Charakters, ihrer Lebensweise und ihrer Wohnungen ab. Während die Wassergeister stets etwas sentimental, die Luftgeister ewig heiter sind, sind die Erdgeister stets finster und ernst, ja zuweilen sogar etwas böseartig. Die oben gegebene Probe würde wieder ein Wasser- noch ein Luftgeist überhaupt aus dem Munde bringen. Erstere würden sie zum mindesten in eine ungerade Taktart umsetzen, das Tempo verlangsamen, mehrstimmig singen, kurzum, sie würde gar nicht überzuerkennen sein. Und wie sollte sie zu einem lächelnden Gesengeficht stehen! Als wenn die Vögelchen des jüngsten Gerichts, oder diejenigen, welche die Manern Jerichos demolierten, von Fäden gebildet würden. Aus dem Gesang der Wassergeister hört man sofort ihre Lebensweise, das besessene Schwimmen und Gleiten auf den Wogen heraus und man glaubt ihre kristallinen Schößler zu sehen; der Gesang der Luftgeister ist, wie ihre hauptsächlichste Beschäftigung, ein lustiger Tanz; in dem Gesang der Erdgeister spricht sich das taumelgebändigte Grollen eines in harter Tagesarbeit verbräunten Sinnes aus. Starr und ungelöst, wie die Felsen des Erdinneren, die ihnen zur Wohnung dienen, sind ihre Melodien und doch wieder kauerlich und großartig, wie eine unabsehbare Felsenwölbung.

Die Grenze zwischen Erd- und Feuergeistern ist schwer zu ziehen. Diese wohnen ja nur eine Etage tiefer als die Erdgeister und es mag wohl manigfache Verkehr zwischen ihnen stattfinden. Sie unterscheiden sich nicht besonders in ihrem äußeren Auftreten und auch in ihrem Gesang ist keine große Verschiedenheit zu bemerken. Wer will 3. B. entscheiden, zu welcher Kategorie der unsichtbare Chor beim Beginn der Volksfischlucht im Freischütz gehört? Zu sehen ist der Unterschied leicht, denn der Chor ist eben unsichtbar, zu hören ist auch kein rechter Unterschied von der Manier der Erdgeister, antönig heulen sie ihre schauerlichen Sprüche:

Mich des Mondes siel aufs Kraut, Uhu!
Spinneweb' ist mit Blut befant, Uhu!
Ob der Abend wieder grant, Uhu!
Ist sie tot, die zarte Braut, Uhu!
Ob' noch fuhrt diese Nacht, Uhu!
Ist das Opfer dargebracht! Uhu!

und schlugen in dem jedesmaligen Ausruf: „Uhu!“, der die einzelnen Zeilen beschließt, ganz nach Erdgeistermanier in die höhere Reizzone um, so daß uns dies Uhu etwa die Idee von einem höllischen Zöbeler geben kann. Und doch muß man diese unsichtbaren Chorleiter als Untergebene Samiels wohl für Feuergeister halten. Deutlich erkennbare Feuergeister sind aber wohl diejenigen, welche im „Donpfer“ und im „Spöhrchen „Jau!“ anstreteten, sowie die Furien im „Glückchen „Orpheus“ und der wieder einmal unsichtbare Chor im letzten Finale des Don Juan. Auch

das in der Volksfischlucht durch die Luft brandende wilde Heer ist wohl hierher und nicht etwa zu den Luftgeistern zu rechnen. (Schluß folgt.)

Die Tonkunst

in einer menschlichen Gestalt darzustellen und derselben jenen Ausdruck zu verleihen, welcher der wirklichen und befechteten aller Kunstformen angemessen ist, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Bildnerei und Malerei.

Die griechische Plastik gab bekanntlich aumtlichen Freiangehalten Instrumente in die Hand, wenn sie die Tonkunst als Person vorführen wollte. Dieser trafen es die Mäler des Mittelalters und der Renaissancezeit, die Wirkung der Musik zu veranschaulichen. Das himmlische Behagen, welches in uns die Tonkunst wahrnimmt, verdeutlichen sie dadurch, daß sie unter die Scharen der im Himmel versammelten seligen Geister aufziehende Engel stellen.

Wer kennt nicht die wunderlieblichen Bilder von Fra Gioiolo in den Mägen zu Florenz, welche uns reizvolle Engel teils singend, teils auf verschiedenem Tonzeug spielend vor Augen führen? Die Mägen dieser Engel weihen einen menschlichen Liebreiz in demselben Sinne auf, in welchem die griechischen Dichter ihre „melodischen“ Freiminnen in Liebern und Epigrammen priesen.

Ein anderer italienischer Mäler, welcher jugendliche und aufsteigende spielende Engel mit bestrickendem Schönheitszinn zu Füssen der Madonna darzustellen verstand, war Gian Bellini, dessen edelstes Bild mit manieren, unschmelzenden Engelskneben sich bekanntlich in der Sanktiner der Kirche San Jacinto zu Venedig befindet.

Auch Paolo Veroneis hat die Tonkunst häufig und immer mit Gleichmaß allegorisiert; so n. a. in der Villa Maier im Venetianischen. Von eindrucksvoller Poesie ist auch ein Bild meines deutschen, zu wenig gewürdigten Mälers Amperger, welcher in seinen Bildern zahlreiche Gesellschaften von Engeln auf Chören, oder in der Luft einen Reigen schwebend singen und musizieren läßt.

Der Mäler Martin Feuerstein hat in mehreren Bildern auf die Bedeutung der Musik, besonders in der Gruppe der Engel, in anmutender Weise hingewiesen. Ein wirklicher Einschnitt ist es, daß eines der Putti zu den Füßen der geigen spielenden Frau Musica sein Ohr an eine Muschel lehnt, um die köstlichen Luftschwingungen in derselben zu vernehmen, welche an das ferne Raufchen der anwogenden See so poetisch erinnern.

Die Erfinder der Barcarole.

Die Polka „Menschliche Märchen, Phantastien und Skizzen“ (Leipzig, Joh. Andr. Barth) liegen in einer neuen, zeitgemäß umgestalteten, reich und geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe vor; Band I in 22, Band II in 12. Auflage. Die letzte Thematik spricht mehr als jede Anpreisung für den Wert des Werkes. Von der früheren Generation wurden, namentlich vom zarten Geschlecht, die Schöpfungen dieser Dichterin, welche den Zauber der Frische und Herzenswärme für sich haben, nahezu verblühten. Die Erzählungen, welche sich zumeist mit Episoden aus dem Leben berühmter Künstler beschäftigen, sind mit stilistischer Feinheit und mit dem ganzen Aufwand reicher Phantasie und Gestaltungskraft geschaffen, welche den Ruhm der geistreichen Verfasserin begründet haben. Damit die Fremde guter Lektüre selbst den Wert des schönen Werkes beurteilen können, teilen wir mit Bewilligung des Verlegers folgende Erzählung mit:

Wie Musik klingt doch das Wort Barcarole. — An Lantentlänge denkt man, an plätschernde Wellen, an stillen reizenbes Ständchen: „Zur Gitarre“ — und als Belohnung den Mond am Himmel, als Staffage den Canals grande, bühner Paläste mit mattenleuchten Fenstern und roten Seidenvorhängen, Balkone mit Orangenbäumen und Oleander. — wiederwallender, bronchender Müt, das Anfließen eines weichen Gewandes, leise Aderbische im Wasser — das ist die Szenerie für die Barcarole. Eine Barcarole ist die Barcarole, ein Liebeslied der Schiffer, bald ästhetisch fröhlich, zum Preise irgend einer Mondblau oder Minetta, bald verzweifelt und jodestruend, wie jene Klage des Gondollers unter den Fenstern der armen Dendronia:

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria —

Wer mag wohl die erste Barcarole gesungen haben? Jede musikalische Form hat ihre Erfinder, so auch die Barcarole, und wenn die Musikgelehrten ihren Erfinder nicht anzuspüren vermögen, so gelingt's vielleicht dem Dichter.

In der bella Venetia lebte einst, etwa um das Jahr 1603, ein schlichter Barbiere, Apollini mit Namen, mit seinem einzigen Sohne Saluatore, der das einkindliche Geschick seines Vaters fortführen sollte zum Ruhme der Familie, die seit unendlichen Zeiten Barbiere und Haare verknüpfte. Nun war aber der junge Saluatore der schönste Jüngling, der jemals die Hände in den Eisenhaken getaucht, und der gewandteste, leichtfertigste oberden. Man nannte ihn in der ganzen Stadt nur den „Apollino“ und die Frauen hätten sich am liebsten einen Bart wachsen lassen, um nur einen Grund zu haben, von ihm bedient zu werden. Die vornehmsten Senatoren vertrieben sich dem jungen Saluatore, er war in den stolzen Palästen bekannter als in seinem eigenen Hause, erlebte alle Tage die wunderbaren Abenteuer und hätte hundert Hände haben müssen, um alle die einkindlichen Beistellungen anzunehmen, die ihm wurden.

Leider vollbrachte er zum Schimmer seines Vaters mit seinen beiden Händen anfallend wenig von all' jenen Dingen, die zu dem Geschäft des Barbiere gehören — eine ungewöhnliche Leidenschaft hielt ihn nämlich in einem Grade gefangen, daß er alles darüber vergaß und seine vornehmsten Kunden sitzen ließ, wenn die Geliebte in seinem Arme ruhte. Er war nämlich Musiker mit Leib und Seele und spielte die Geige, daß den Nachbarn Hören und Schen verging. Mehr wunderbar als schön waren eben diese Töne, und mit der Reinheit nahm es der Spieler durchaus nicht genau. Wie so oft die Menschen auf jene Eigenschaften und Kunstfertigkeiten am höchsten sind, die, bei Mäde belchen, es am wenigsten verdienen, während sie ein wirkliches Talent, das Licht eines wirklichen Vorzugs unbeachtet lassen und unter den Scheffel stellen, — so ging es auch dem jungen Apollini in bezug auf sein unglückseliges Geigenwesen, während er die reizendste Tenorstimme, die je in einer Menschenbrust gewohnt, so gering achtete wie eine Geldbörse, die man in Massen tagtäglich am Wege findet. — Es war ein Glück, daß seine Freunde ihn oft geradezu zwingen, ein Lied anzustimmen, das köstliche Gut wäre sonst vergessen und verroht. Mit Begeisterung nahm man allezeit seinen Gesang auf — er selber ersand ja auch die Melodien zu den Versen, die man ihm gab, — während bei seinen wilden Phantastien auf seiner

ermittelte Weise den Takt dazu. Und zugsam kicherten gar bald Fenster um Fenster, es tändelte auf den Balkonen, und mancher Blumenkranz fiel auf den Sänger. So schön hatte seine Stimme wie geflügelte, und doch eigentümlichen Klang hatte noch niemand vernommen. Die Wagen plätscherten die Begleitung, dann und wann fiel der Haß eines fernem Glöckchens dazwischen, die schöne Menschenstimme schwelte wie auf Flügeln darüber und geseufte dahin wie auf Schmetterlingsflügeln, schmelzlich, bezogen, einträchtig, traumhaft. Wie viele Väter Salvator sang — niemand hatte sie gezählt — aber von dem Balkon der schönen Frau Benedias fiel eine Note an das Herz des Sängers in demselben Augenblick, als in dem Straßensimmer Gleanoras das Licht erlosch. Wenn seine vornehme Gönnerin, deren weiße Hand die Note hinaufschickte ließ, geahnt hätte, daß jener halberbiete Juchelruf, der sich auf die Lippen Salomons drängte, nicht ihre Gabe galt, um die ihn Tantele beneidet hätten, sondern einer armen, kleinen Zuhlerin des Conservatorio della Pietà, um die sich niemand kümmerte!

Seitdem sang Apollini jeden Abend die Geliebte in dem Schlummer, und beide drängten sich die Götter um die Stunde um sein kleines Not, und es wurde Mode, diesen eigentümlichen Reizen des schönen Sängers zu lauschen. Und jeden Abend tauchte ein neues Lied auf, bald süß und wiegend, bald jugendliche Weisen, bald fest und fröhlich, bald todestraunig und tragend, aber immer mit jenem wunderbaren Accompaniment von Auberichlägen und Vageneräulen. Als die kleine Zuhlerin des Conservatorio della Pietà klang wieder gehend und die glückliche Braut des glücklichen Sängers geworden war, da hörte man die Zuhler allabendlich in den Göttern seine Lieber nachahmen und mit den Andern dazu schlagen, — und der Volkssmund nannte sie sofort Barcarole, „in den Barcken zu singen.“ Da hat denn der Salvator die Noten zu den Versen aufgeschrieben, und ihnen auch wohl eine neue Weile gemacht, die sich allzeit süßlich leicht nachsingen ließ. Die gelehrten Meister schüttelten die Köpfe vor Verwunderung, wie geschickt das Kind des Volkes seine Kunst ansetzte. Nachher ging er in die Schule bei seiner jungen Frau, und sie muß wohl eine ebenso geschickte Lehrmeisterin gewesen sein, als der Ehemann ein gewandter Schüler war, denn es steht fest, daß Salvator Apollini sich mit großem Glanz in der Komposition von Opern verstand, in denen Gleanora, deren Stimme immer noch wie eine Viola di Gamba klang, auftrat.

Aber so lebhaft man ihn auch fortan bis an das Ende seines Lebens als Musiker feierte, die liebste Erinnerung war und blieb ihm doch der Triumph jenes Abends, als er in seiner kleinen Barke lag — und das Licht in dem kleinen Fenster der Straßen erlosch — als die Note der schönen Frau an sein Herz fiel, und er seine erste Barcarole sang.



Das Weihnachtsfest eines Wunderkindes.

Von Carl Werner.

I.

Die Familie des Herrn Wanief war in der That zu groß. Nicht zu groß, vom statistischen Standpunkte aus — sechs Kinder sind ja keine Unzahl — wohl aber vom räumlichen. Denn Herr Wanief bewohnte mit Kind und Kegel ein Stübchen, dessen Fenster noch dazu in einem engen Lichtlof gieng. Er hatte eigentlich zwei Stübchen, aber das eine, dessen Thüre auf die Nebengasse hinausführte, wo das Hineinstand, bildete das Verkaufsgebinde. Herr Wanief war nämlich ein Krämer, ein Viktualienhändler; das, was man in Berlin einen Wustler, in Wien einen Weistler nennt. Das Geschäft mit den Unschlitzkerzen, dem eingestampften Sauerbrant, dem Kleinholz, dem Schweinefett, dem Weisgebäd, der Extraktur und den Fuhrmannspeisichen und Strohpfantoffeln ging anfangs, so klein es war, nicht schlecht. Aber als nach und nach ein Kind nach dem andern kam, schien es nur mehr ein Pfundel einzuwürgen! Das erste Kind war ein Knabe gekommen, und so ward der kleine Emanuel ge-

tauft. Was da eine Freude bei dem jungen Ehepaar! Wurde der Knabe gebaptist! Korallen erhielt er uns viele Kerndchen, damit man aus ihrer Farbe erkenne, ob ihm was fehle, und damit er nicht „verschrien“ werde, und später erhielt er sogar von seinem Vater, dem Jüngstgebornen Onkel Bubl, eine „Feigelswurzel“ mit Silberfaden zum Erleichtern des Zahnens. Als aber dann ein Mädchen kam, dann wieder ein Junge, dann wieder ein Mädchen, dann wieder ein Junge, dann wieder ein Mädchen, da nahm das Interesse am kleinen Erbschreiber gewaltig ab, und sogar dem Onkel Bubl wurde das Patreschen zu viel und er wurde „falsch“ gegen die Viktualienkente. Die Feigelswurzel vererbte sich von Kind zu Kind (der silberne Stiel war längst schon verlegt und verfallen), und die Mädchen des Größeren gingen immer auf den kleineren über, und das Zimmerchen hinter dem Verkaufsladen schien einzugehen und zusammenzuschließen wie eine gedörrte Pflanze. Und eine der frühesten Erinnerungen Manis (so hieß man den Aelteren, der freilich selber nur drei Jahre hoch war) war das kleine eiserne Zeichen zur Winterzeit, mit sechs Paar geringen Minderungen drum herum, welche auf schmerzende Halspfoten glösten, und er selber hielt das Jüngste, das Neugeborene, auf dem Arme und überwachte das Schmoren der Wespel und wiegte bauschen das Ländchen, sobald es Klageklänge vernahmte sich; Mani mußte eben stets dem Jüngsten Kinderwärterdienste verrichten. Das waren kleine Spielkinder, das war sein Spielzeug, denn nach der kleinen tollkühnen Klänge, die er einst an einem Jahrmarschtag von Onkel Bubl bekommen, hatte er nie wieder ein Spielzeug erhalten. Die Klänge waren wie ihm auch sein höchster Schatz, in ihr konzentrierte sich ihm all die mannigfachen Spielsachen reicherer und glücklicherer Kinder. Sie erzählte ihm mit ihrem hünen, weinungslosen Geizir all die Märchen, die einem Kinderherzen so notwendig sind wie die Muttermilch, und die er aus seinem Märchenbuche lesen konnte, da er nie eins besaß. Die Geschichte vom „Mitternachtsritt von Sabenis“ war das einzige, das er jemals erzählen hörte (von der Sonne der Voranstele im ersten Stock), und das „verontete“ er auf der Spielgeige, so gut es ging. Den kleineren Geschwistern vertraute er die Fiedel nie an, aber er sirpte ihnen darauf vor, wenn sie sich an den Händen faheten, um das Zeichen tanzten und dabei plärten:

„Minga, Minga, Reize,
Sind wir unter“ . . . so und so viel.

„Der Bursche hat Talent!“ äuferte Onkel Bubl eines Tages, und brachte ihm eine alte wirkliche Geige, die er von einem zu Grunde gegangenen und seitdem verpöhlten Musiker an Zahlungsschuld zurückgehalten hatte.

Eine wirkliche Geige! Ein wirkliches Instrument! So alt und rüßig es auch sein mochte. Der kleine Mani verstand alle Gassenhauer auf derselben nachzuwimmeln, die er von den Verkäufsten auf der Straße hörte. „Der Bube hat wirklich Talent!“ sagte ihm auch Vater Wanief, und ein Musikgelehrter aus dem Vorstadttheater-Orchester, der im Viktualienladen Waniefs seinen Bedarf an Wurst, Becken und Kleinholz zu decken pflegte, wurde als Sachverständiger berufen, bestätigte offiziell das Verdikt und ertheilte dem kleinen Unterricht auf der „Winkel“, gleichsam als „Interessen“ seiner sich stets verwehrenden, nebezahlten Viktualienkinder.

Und Mani hatte wirklich Talent, vielleicht war's auch nur Folge der Ausdauer, Folge des Hungers, daß die Fiedel sein einziges „Spielzeug“ geblieben war. Sogar der Orchesterkapellmeister interessierte sich für ihn und gab ihm hier und da Unterricht, und eines Tages durfte sich das Wüchsen sogar in einem Konzerte hören lassen, und seitdem fand es in der ganzen Nachbarschaft fest, daß ein „Wirtuoso“ in ihm stecke, und Vater Wanief, dem diese Idee zugleich mit seinem Kinnel zu Kopf stieg, ließ ihm das jenseitige, nachsichtige Haar lang wachsen, obwohl der knifflige Paganini nach den Unterrichtsstunden und Produktionen wieder das Kinnel (es war diesmal wieder ein Mädchen und wurde „Wuschchen“ genannt) lauten, herumtragen und einwiegen mußte.

„Jetzt fehlt nur noch ein Impresario,“ sagte Onkel Bubl, und der fand sich ebenfalls. Das kam so. In dem großen Zehnhause, in welchem sich der Viktualienladen befand, befand sich auch ein Wirtshaus, und in diesem Wirtshause saß eines Tages ein durchreisender showman, ein etwas herabgekommenener Maritätenmann und momentan vacuierender Kornat, mit dem Wirtse an einem fleischfarrenden, flebrigen Tische des Extrazimmers. Es war eine

jener heißen Sommernachmittagsstunden, wo alles uns freie liegt und die Stadtbühnen leer stehen. Der Wirt „zur grünen Trommel“ war ehemals auch „vom Geschäft“, nämlich Diener und Komparie eines berühmten Tauschspielers gewesen, und kamte den Impresario noch aus jener Zeit.

Diefer Impresario war schäbig-elegant in einen ewigen Salouanzung gekleidet, hatte die Finger voll fahcher Brillantinge und eine Bufenabel mit einem verdocht glitzernden Rubinsteine. Er sprach seinen unbedeutenden Säckel-Sargen aus allen Weltfrachten zusammengeleitet, der sich nicht wiedergeben läßt in der Schriftsprache und der von niemandem verstanden wird, als von Eingeweihten oder von modernen Romanistikerlern, welche sich auf „aristokratische Novellen“ verlegt haben.

„So halt du also die Sängerin anigeben?“ fragte der Wirt.

„Webe mir nichts von dem Weibe!“ sagte Monsieur Genriot entsetzt. „Denke dir nur, sie wurde von dem Wohlleben tollstolisch umwunden. Alles lachte, wenn man eine Sigora Amoretti angekündigt las und ein Lustballon trat aus Rodum! Aber das ist ja der selbige Vabladel! rief alles, und verlangte sein Eintrittsgeld zurück. Ich setze mich also mit ihr auseinander und wir trennten uns.“

„Freundschaftlich?“

„Nun, Mann! Hast du jemals gehört, daß ein Impresario sich von seiner Künstlerin ohne Kravall getrennt hätte? Ich belange sie noch wegen Ehrenbeleidigung und präbete ihr zwei blonde Perücken. Sie that das Geheiligste, was sie unter solchen Umständen thun konnte, und hat sich dem Eingelangel zugewendet.“

„Und hast du noch keinen Erfolg?“

„Küßt mich überhaupt nicht ein“, nochmals mit einer Sängerin herumschmeißen, eher noch mit einem fünfzigjährigen Kalbe. Sängerninnen reitieren sich auf die Damer nie. Und seien sie noch so brillant; sobald man mit einer Jahreskontrakt für eine Tonrenee gemacht hat, verlieren sie wie durch Zauberei ihre Stimme, werden faul und altern.“

„Wahr, oder nur so wahr?“ sagte der Wirt zur grünen Trommel voller Mißgefäll. „Was wirst du aber jetzt herumschreiben? Eine Albinos?“

„Wirst du mich beleidigen? Bin ich denn ein Menageriebesitzer? Habe ich mich je mit Niesenhäuten oder Ziegen „entweicht“? Nein. Ich sehe mich nach einem „Wunderkind“ um. Nach einem kleinen Virtuosen. Das vernachlässigt die meisten Menschen, und so ein Knirps ist ganz in unserer Gewalt, sobald man ihn den Eltern abgekontrahiert hat. Er muß gehorchen wie ein Fiedel, muß essen, was wir übrig lassen, und braucht nur jährlich ein neues Niesenhäutchen aus Wollfamt und ein paar seidene Hals-schleifen.“

„Ich wüßte dir so was.“

„Nicht möglich! wo?“

„Hier im Hause. Kleiner Junge, der sich sogar schon in Konzerten probiziert hat.“

„Wann? Küßt junior?“

„Keine Spur. Geht.“

„Deshalb besser! Ur-Nesse von Bientemps oder Ewori. Eltern?“

„Verständlicher Viktualienladen. Jede Wurst wird einzeln vom Selcher geholt. Ein Dugend Kinder.“

„Das ist so wie geschaffen für mich! Wo ist die Thür?“

Und so kam es, daß der kleine Emanuel Wanief ein Wunderkind wurde.

Der kleine Mani hatte das Elternhaus verlassen — verlassen, um es wohl nie und nimmer wiederzusehen, denn Monsieur Genriot hatte den Knaben seinen Eltern förmlich abgekauft. Sie hatten sich aller Rechte über ihn gegeben; aber nicht aus Lieblichkeit, aus Gleichgültigkeit, sondern aus Liebe für das erste Kind, für das Weihnachtsgeschenk ihrer jungen Ehe, aus Sorge für ihn, und um seinem Glücke nicht im Wege zu stehen. Denn der Impresario hatte ihnen ein glänzendes Bild vom Leben eines Virtuosen entworfen, vom dem beneideten Schicksale eines Wunderkindes. „Was könnte er bei uns werden?“ hatte der arme Vater gesagt, „nichts — ein Pfadholz — ein Labendiner, wenn's hoch kommt. Und er mußte Not und Gled mit uns teilen, während so . . .“

„Aber, mein Kind so von mir lassen!“ weinte das Mutterherz. „Es so ganz anheimgeben einem Fremden!“

„Wirst du dir den Vorwurf machen, dein Glück verfehrt, ihn Ruhm und Reichthum vorenthalten zu haben, Mutter!“

Frau Wanief schwieg. Aber das bedang sie sich

aus, daß Mari noch seinen Geburtstag daheim feiere — war man doch schon in der Weihnachtswoche. Und in der ganzen Zeit ließ sie ihr ältestes Kind nicht von der Seite. Mari war wie in einem Traume. Er sah glänzende Bilder vor sich und dabei war ihm so bang. Die kleineren Geschwister glockten ihn fast christlichstolz. „Wenn diese Mutter weinte, sagte er: „Ich will viel Geld haben, und alles will ich euch schenken!“ — Er kam sich selber so erwachsen, so alt vor, der arme kleine. Und das Jüngste — Witzchen! — ob es ihn wohl vermessen würde. Während der kleine Tannenbaum mit den wenigen Kerzen in der Hinterstube leuchtete am Weihnachtsabend, da hielt Mari das Witzchen am Arme und sagte mit leuchtenden Augen in die Vekteln leuchtend, indes die übrigen Geschwister sich über die wenigen vergoldeten Äpfel und Nüsse entzückten: „Nächstes Jahr wird Witzchen die Sache schon besser verstehen, Mutter. Ich will alles Geld, was ich einnehme, nach Hause schicken, und davon will Witzchen einen großen, großen Weihnachtsbaum tragen, bis an die Decke hinauf, mit Juckerwerk und Nüssen und den schönsten Wänschen. Als Schwester eines Virtuosen muß es immer elegant anschaufeln sein.“

Der Vater lachte, die Mutter weinte, die Äpfel glänzten und braußen fielen stumm, weise, gleichgültige Fioden.

(Zusatz folgt.)



Musikalisches aus dem germanischen Altertum.

Von Hans Zimmer.

II.

Dem Andrang der Sonnen weichen, strömten in breiten Wellenzügen die mittelgermanischen Völkerstämme am Ende des vierten Jahrhunderts südwestlich hinab, der ungewohnten Sonne heißerer Länder entgegen, ohne Heim, ohne Ruhe, ohne Ziel, um endlich — ein tragisches Gruppenbild auf dem Theater der Weltgeschichte! — ohnmächtig ringend, bald nacheinander unterzugehen, die einen in Kämpfe, die anderen verkommen durch das schlechte, lodende Gift byzantinischer Sittenverderbnis. Und dennoch hatte gerade diese alles zeretzende Leberkultur neben den tödlichen Wunden, die sie den großen germanischen Trümmern geschlagen, auch ein paar blühende Rosen fruchtig um ihre blauen Haare geschoben.

Unter den Völkern der großen Wanderung ragen nun Hauptstämme die Ostgoten vor, die einzigen überlebenden, die in Theodorichs Heldengestalt einen neuem Wertbeitrag zur späteren Volkslage gaben. Es war im Jahre 448, daß sich der Römer Valensius mit einer Gelandschaft in Attilas Heerlager begab und regelmäßig kurze Notizen verfaßte, die neben acht römischer Großprederei eine Menge blendender Streichlichter zukünftiger Natur enthielten. Kurz nach dem ceremoniellen Empfang der Gelandschaft stieg man ihnen ein reiches Ehrenmahl auf. Zwei Götter — Barbaren nennt sie mit leichtem Nasenrumpfen der Römer — traten vor Attila auf und sangen Lieder mit Texten, die des Gebieters Siege und Mannestugenden rühmten und bei den Hören einen tiefen, gewaltigen Eindruck hinterließen. — Auch der Grottoener Bischof Jordanes, von Geburt selbst ein Gote, berichtet in seinen 551 geschriebenen „Getica“, daß sich das anmaßliche Hirtengeschlecht der Ostgoten an seinem Hofe mit einer Anzahl von Sängern umgab, die bestimmt waren, vor ihnen oder vor Gästen die Taten der Vorfahren unter Kartenbegleitung in schwingenden Liedern zu preisen, und daß diese Art von Gesängen fast einen historisch-genealogischen Ausstrich verleiht. — Wenn schon aus den beiden genannten Zeugnissen mit unumstößlicher Gewißheit hervor geht, daß die Ostgoten zu einer Zeit, wo die anderen germanischen Völkerstämme noch höchstens nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, beim Anzug zum Kampfe, bei der Sonnenwendfeier, in Massengesängen sich übten, oder der einzelne nur ganz für sich allein der Herzensstimmung in ungeschulten Tönen freien Lauf ließ, bereits eine bestimmte Kaste berufsmäßiger Sänger funktionierten, so erweitert der folgende Bericht unsere Anschauung insofern noch ganz bedeutend, als er zeigt, wie sich der Stand der Maphoden von den

Ostgoten aus allmählich auch auf die anderen Völker verzweigte. Der Galabrer Magnus Anselmus Galabodorus, diplomatischer Betrauer und Geheimkanzler des Ostgotenfürsten Theodorichs des Großen, ließ seine politische Korrespondenz, die verdienstmäßig in damaliger Zeit als muntergeliebte angesehen wurde, etwa im Jahre 500 als eine Art Schablonensammlung für angehende Staatsmänner zu zwei bündeligen Büchern vereinigen und teilt im 40. und 41. Briefe des zweiten Bandes mit, daß sich der Frankenkönig Chlodwig von seinem Freunde Theodorich einen geschickten Sänger für seinen Hof habe ansuchen lassen und daß sein Gebieter in der artigen Weise die Erfüllung dieses Wunsches gewährte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es auch hier ein berufsmäßiger Maphode gewesen sein muß, um den es sich handelte. — Nun noch ein letztes ostgotisches Zeugnis, das seinerzeit in der Wissenschaft mündlich viel Staub aufgewirbelt hat! Der byzantinische Kaiser Konstantin V., Vorschlagene (912–944) muß sich einer großen Anzahl von Maphoden erfreut haben, sonst hätte er kaum ein so reichhaltiges Buch verfaßt, wie sein Werk „Ueber die Gewandte am byzantinischen Hofe“. Mit peinlicher Genauigkeit folgt er darin dem Jahre Schritt für Schritt, von Monat zu Monat, zählt die einzelnen Feste, ihre Bedeutung, die bei ihnen verabreichten Speisen und Getränke und so behandelt er auch die zwischen Weihnachten und Hochneujahr liegenden sogenannten zwölf Nächte. Am ersten Tage dieser Festreihe begann das Götterfest. Im großen Speisesaal, wo an einer langen Tafel neunzehn Klöße gedeckt waren, traten die Kirchsparten der „Blauen“ und „Grünen“ auf, um eine Art Kampfspiel aufzuführen. Jede Partei führt, in Pelze gekleidet und mit Xarven, Schilben und Alten versehen, zwei Götter mit sich, die einen Tanz mit dem Kusse „kul“ beginnen und dann ein Lied mit eigenständiger Melodie anstimmen, in dem einige ältere Germanisten fälschlicherweise die Worte Nana (Natin) des germanischen Gottes Walder) und ibor (Gber) erkennen wollten. Aber mag das Lied gotisch sein, oder vulgärlateinisch: für uns bleibt die eine, wichtige Thatsache bestehen, daß gotische Maphoden bis in die Säulenhallen des byzantinischen Kaiserpalastes gebrungen sind.

Weniger als über die Ostgoten können wir über die übrigen Völker der großen Wanderung sagen. Die Zeugnisse fließen hier spärlicher, zum Teile vieldeutig, weil diese Stämme nur eine kürzere Dauer gehabt, oder politisch zurücktraten, das ganze Interesse zeitgenössischer Schriftsteller also vollkommen absorbiert wurde von dem stürmischen Gange der Ostgotengeschichte. — Der bereits erwähnte Jordanes berichtet uns auch über die stammesverwandten Westgoten. In Kapitel 41 seiner „Getica“ erzählt er, daß nach der Schlacht auf den fatalen Schlachtfeldern im Jahre 431, wo Attilas Gottesgeschick zerbrochen auf dem blutgetränkten Boden lag, der gefallene Westgotenkönig Theodorich I. (419–431) unter Gefängen begraben worden sei. Auch in den Briefen des gallischen Bischofs Apollinaris Sidonius (471 bis 489) findet sich eine Stelle, aus der wir außer der Thatsache, daß er westgotische Hochzeitsgesänge kannte, entnehmen, daß der westgotische König Theodorich II. (453–466) sich nach dem Mähle Lieder vorsingen ließ und ganz besonders das Saitenspiel liebte.

Einen ergreifenden Zug aus der Vandalengeschichte zur Zeit ihres letzten Erlöschens im Brande der afrikanischen Sonne übernimmt uns der byzantinische Geschichtsdarsteller Procop in seinem „Vandalischen Kriege“. Im Jahre 534 war der letzte Rest der Vandalen im Gebirge Bapna vom römischen Feldherrn Varas eingeschlossen und in Gefahr, auf ihrer besetzten Burg zu verhungern. Allein vergeblich forderte Varas ihren Anführer Gelimer auf, sich zu ergeben, der, halb trotzig, halb kindlich weich, in einem griechisch gehaltenen Schreiben von seinem Gegner ein Wort erbat, der Seinen Lieder zu spielen, einen Schwamm, seine lebenden Augen zu kühlen, ein Saitenspiel, um ein Lied zu singen, das er gebietet vom Niedergang der Vandalen. Wir schließen daraus, und das ist von der weiträumigen Wichtigkeit, daß der Maphodenstand nicht als unerschöpflich galt, sondern daß selbst die höchsten Kreise — wie bei den skandinavischen Völkern im Norden — die Handhabung der Harpe persönlich verstanden.

Ueber die Burgunden gibt Apollinaris Sidonius in seinen „Carmina“ (Lieder) Auskunft, allein er kann es sich nicht verlagern, die Saitenspiele, die er erwähnt, als Kenner etwas von oben herab als „barbarisch“ zu belächeln. In einem anderen Werke, den „Getica“, rühmt er den römisch-burgundischen Statthalter Syagrus, daß er sich nicht allein in der lateinischen

Dichtung, sondern zugleich auch in burgundischen Liedern verlor.

Endlich ein Wort noch über die Langobarden! Papst Gregor I., der Große (gestorben 604), ein feuriger Hirt, eiert in seinen Dialogen III, 28 dagegen, daß dieser Stamm den Teufel, womit er jedenfalls Wotan bezeichnet, einen Hirschkopf unter Abingung eines verruchten Liedes genötigt hätte. Da dieses Lied den Worten des heiligen Vaters noch als im Zusammenhang mit einem feierlichen, langsamem Tanze zu denken ist, dürfte es jedenfalls ein sogenannter Reiz gewesen sein.

Dies sind die Zeugnisse über die musikalischen Verhältnisse zur Zeit der Völkerwanderung.



Aus dem Musikleben der Gegenwart.

s. Stuttgart. Im dritten Abonnementskonzerte wurde eine interessante Novität von Joh. Ant. Mayer, Hofmusiker und Lehrer am hiesigen Konservatorium, angeführt: „Der Geiger vom Gmund“ für Orchester, Chor, Tenor und Violoncello. Dieses Tongemälde behandelt einen glänzlich gewählten Stoff in durchaus gewandter und ansprechender Weise: es bietet frische, gesunde, gefällige, den Zeit bedürft und angenehme melodische Musik. Die Vorzüge des Tonjahres zeigen sich besonders in den Chören, welche mit reinen Vinschlagungen und mit amnestischen Violoncellos wohlklingend abwechseln. Das Orchester schildert den Gang zum Hochgericht der geistlichen Wirtin und strebt insofern nach einer geistlichen Tonsprache, als es einer jeden Geliebtheit, Hebertreueheit und Gerechtigkeitserhebung. Die Aufnahme dieser Musik, welche unter Dr. V. Mengers einflussvoller Leitung tadellos aufgeführt wurde, war eine recht günstige. Herr Konzertmeister Prof. Zinger spielte den Violoncello meisterhaft und stimmungsfähig Valtus brachte seine köstliche Stimme wieder zur vollen Geltung. Von Novitäten sind noch einige ganz empfindbare, musikalisch sehr angenehme Lieder von Paul Mengers herzuheben, welche von Fr. Hiller mit elegantem Verständnis vorgetragen wurden.

s. Stuttgart. Die Sängerin Nikita bewies in ihrem Konzerte, daß sie in kolorierten Gesänge Bedeutendes bringt, ohne auf der tabellösen Höhe desselben zu stehen; ihre Triller sind nicht tonloser und nicht eckig; auch klingen einige Töne der zweigeteilten Klave geistlich und kläglich. Dagegen jingt das fröhliche chromatische Gänge, gebrochene Accorde und Fortissimo jählich und geklärt; auch ihr ihr mezzo voce und ihr Pianissimo von angenehmer Wirkung. Sie trug unter den Zugaben auch einen hübschen Walzer von Pianisten Liedling, ihrem Konzertpartner, vor; dieser meistert schwierige Klavierstücke mit großer technischer Geländigkeit, spielt jedoch mitunter platte Kompositionen. Ungleich höher als Pianist steht Herr Stavenhagen, welchen wir im zweiten populären Konzerte des Stuttgarter Niedertranzes kennen lernten; er macht sein hervorragendes technisches Können künstlerischen Aufgabedienstbar und bringt u. a. Klavierstücke von F. Schubert durch sein geschmackvolles Spiel zu einer lebendigen Gestaltung. Daß seine Vielseitigkeit auf einer eminenten Höhe steht, bewies er durch den ausgezeichneten Vortrag der 12 Maphoden von Wagner. Neben ihm glänzte der Baritonist Scheidemann; er kam, lang und liegte auf allen Klängen bei dem bestechenden Wohlklang seiner edlen, kräftigen Stimme und bei der Vielseitigkeit seiner Vortragsweise. Fr. G. Hiller bewährte sich abermals als tüchtige Sängerin, deren leicht hingehauchtes Piano besonders reizend ist. Der vorzüglich gelungene Chor des Vereins sang unter der trefflichen Leitung des Prof. W. Fiedler u. a. auch zwei schöne Chöre von Prof. W. Spidell.

H. B. — Stuttgart. Nach längerer Abwesenheit von seiner Vaterstadt Stuttgart bot uns Herr Pianist Karl Schuler in einem eigenen Konzerte, welches er mit seiner Gemahlin Frau Charlotte Schuler-Zurin gab, einen großen künstlerischen Genuss. Wir dürfen mit Fug und Recht Hrn. Schuler einen ganz hervorragenden Klavierpieler und ausgezeichneten Musiker nennen, denn es Ernst ist mit seiner Kunst, wie auch durch sein ganzes Spiel ein tiefer, reifer Geist geht. Sein Musiktag ist vorzüglich, welchem bei aller Energie und Kraft jedoch auch die weichen Tönen zu Gebote stehen. Ein ausgereiftes feines Programm hatte dieser

Künstler zusammenge stellt, das uns sein musikalisches Können im besten Lichte zeigt und an die Anschaubarkeit und das Gedächtnis derselben die größten Ansprüche stellt. — Frau Charlotte Schuler-Lutten zeigte in ihren Vorträgen gute Schule und gute Tonbildung und hat eine Stimme von weichem, schönem Klang, welche modulationsfähig ist und bei fleißigem Studium der ausgeübten Sängerei einen ehrenvollen Platz in der Musikwelt sichern wird.

M. S. — München. Vor etwa einem Jahre errang in einer Prüfungsfestung der Gesangsakademie in München eine junge Amerikanerin die Bewunderung des Publikums durch ihre feinnünnige Wiebegerade verschiedener Lieder, durch die merkwürdige sichere Technik, die jedoch keine Schwierigkeiten kannte. Unbefangen trat die junge Dame neben das Klavier und sang, die schwärmerischen Augen ins Weite gerichtet, ohne Noten und mit so eigenwilligem Ausdruck, als spräche sie ihre eigenen Gedanken in Tönen aus. Mit derselben Unbefangenheit und Sicherheit führte Fräulein Mary Obermayer nennlich bei ihrem ersten Auftreten vor dem verdienten Münchner Publikum ihre Rolle als Nole Finget in der Mailänder Oper „Die Mädchen des Grenitens“ durch. Keine Bewegung verriet die Aufsteigerin, keine leicht erklärlie Besorgnis beinträchtigte die Präzision ihrer Melodien — im Gegenteil, Fräulein Obermayer hat die schwierige Rolle der Nole zu einer so originellen und vortheilhaften ausgestaltet, daß man der jungen Amerikanerin eine große Zukunft prophezeien kann. Man muß nur beobachten, daß die so wohlgeschulte, besonders in der kunstgerechten Verwertung des Pianissimo ganz bewundernde Stimme der jungen, so hochbegabten Künstlerin zu wenig stark ist, um ihr jedes Gebiet des dramatischen Gesanges zu erschließen.

M. F. — Götting. Am Hoftheater zu Götting ging vor kurzem Albert Frauchetti's Musikdrama „Asraël“ unter rauschendem Beifall in Szene. Die Darstellung und Ausstattung des herrlichen Werkes war eine musterghltige. Die Titelpartie (Tenor) wurde von Herrn Mahling gelungen, einem noch sehr jugendlichen Sängler, der zu den tüchtigsten Hoffnungen berechtigt. Namentlich wirkte das Ave Maria im letzten Akte durch die wunderbare Weichheit, mit welcher es der junge Künstler vortrug, in erschütternder Weise auf alle Hörer ein. Frauchetti's Wert ist in Deutschland außer in Götting nur noch in Hamburg aufgeführt worden, wo es neben vorzüglichen Kräften auch eine feinstaste Ausstattung erfordert. Am Göttinger Hoftheater tauchen die neuen Dekorationen aus bewährter Meisterhand, sie stammen aus dem weltberühmten Atelier der Herren Professoren Brückner u. s. w. Die Aufführung machte sich noch Herr Hofkapellmeister Faltis in hervorragender Weise verdient. Bei den letzten Proben hatte Herzog Ernst selbst die Regie geführt.

J. S. Hamburg. Im ersten philharmonischen Volkskonzert hatten wir Gelegenheit, eine neue Komposition von Professor Arnold Strug, unter dem einheimischen Künstler, zu hören, eine Suite für Orchester. Sie besteht aus drei Sätzen, die „Nächtiges Wandern“, „Unter der Linde“ und „Am Wildbach“ betitelt sind. Das Werk hat einen fremdlichen Eindruck hinterlassen. Das Prinzip des Kontrastes ist überall gewahrt, die Instrumentation eine durchsichtige, den Gehören des Wohlklanges entsprechende, der musikalische Gehalt ein melodisches, Klang ist musikalischer Optimismus, sogar dem „Nächtigen Wandern“ weis er eine freundliche Seite abzugewinnen. Ein lebenswüthiges, vielgestaltiges Stimmungsbild gewährt uns der zweite Satz. Im dritten ist der Komponist zuweilen unter die Wellen des Meeres geraten. Er läßt seinen Wanderer vom Meeresrand träumen; aber nicht lange, denn eine kalte Sturzseele scheint ihn zu befehlen, daß er in Gottes schöner Natur sich befindet und selbst ein schäumender Wildbach seinen Anlaß gibt, über Nirwana zu meditieren. Das vom Komponisten geleitete Werk fand eine freundliche Aufnahme. — Im zweiten Konzert der philharmonischen Gesellschaft wurde zum erstenmal ein neues Werk von Anton Rubinstein aufgeführt, eine Ouvertüre zu dem Schafspeereischen Drama „Antonius und Cleopatra“. Wenn wir die Ouvertüre in wenigen Worten charakterisieren wollen, so sind es zwei stark kontrastierende Gegenstände, die dem Ganzen die musikalische Färbung geben: ein kriegerisches, heldenmüthiges Motiv und ein lyrisches, sinnlich-schwärmerisches. Das letztere, Cleopatra-Motiv wollen wir nennen, ist von großer Schönheit und zieht sich gleichsam als roter Faden durch das Werk. Ein drittes Thema in Fanott und Weigen tritt hinzu, doch schwebt jenes der Cleopatra stets über dem Ganzen. Letzteres hat

zwar die Kontrapunktsfischen Aufstellungen der beiden anderen zu erheben, aber die schöne ägyptische Bühlerin, die Rom in seinem Bereich zu ihren Füßen sehen wollte, geht als Siegerin aus dem Kampfe hervor. Der Durchführungssatz zeigt die üblichen Rubinsteinischen Schwächen. Von großer Schönheit ist jene Stelle in der Durchführung, wo zu dem im Bläserchor liegenden zweiten Thema und dem Tremolo der Weigen, die Celli das dritte antimmen. Die Ouvertüre schließt mit einer Ari Hypothese; der tragische Ausgang fehlt. Aber im Ganzen ist die auf Wirkungsvollen Steigerungsmomenten reiche Ouvertüre, die in freier Form gehalten ist, ein Werk, das Eindruck auf Beachtung hat. — Das Programm des zweiten Bilow-Konzerts enthielt eine neue norwegische Knappe von Joh. Svendsen für Orchester. Besonders künstlerischen Wert vermögen wir der Komposition nicht zuzusprechen, ihr Hauptreiz liegt im unautonomen Motor und im originellen instrumentalen Gewand der einzelnen Motive, die ein lokales Gepräge haben und in Tanzform gehalten sind. — Im dritten philharmonischen Konzert dirigierte Herr Anton Reppach aus Frankfurt die Ouvertüre zu seiner Oper: „Der Sturm“. Die Erfindung der Themen macht auf Originalität keinen Anspruch, aber der Komponist ist ein tüchtiger Kontrapunktsfist und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in dieser Ouvertüre viel Geist fließt. Aber er operiert zu sehr aus dem Vollen und für jeden witzigen Schauplatz fest er das volle Orchester mit 3 Tönen, 3 Violinen, Kontrabass und in Bewegung. Die Ouvertüre könnte auch heißen: „Viel Lärm um Nichts.“ Der ungeschickte Galban tritt uns auf Schritt und Tritt entgegen und gar oft werden wir an seinen Gluck erinnert: „Sol die Welt auch fürs Lehren eurer Sprache.“ Aber ein gewisser Schwung und geschickter Aufbau läßt sich dem Werke nicht absprechen, das enorme Anforderungen an das Orchester stellt.



Kunst und Künstler.

— Zwischen der Münchner Hoftheaterintendant und dem pensionierten Kammerjäger Nachbaur ist ein Konflikt ausgebrochen. Nachbaur, heißt es, habe durch den Mißbrauch eines längeren Gespieltungsvertrags mit der Direktion des Dresdener Stadttheaters die maßgebenden Bestimmungen seiner Pensionierung verletzt. Herr Nachbaur glaubt eben, daß er als Sänger ewig jung bleibt, während er der mehr künstlerischer Eufist sich längst von der Bühne zurückgezogen hätte.

— Wir erhalten folgenden Brief: Der Beginn der musikalischen Winterkampagne in München brachte neben prächtigen Aufführungen von neuemstudierten Opern, „Carmen“, „Die Mädchen des Grenitens“, „Die Nacht Herr Pantalon“ u. s. w., neben Konzerten der musikalischen Akademie und des Gesangsvirkwollen Wierzwinsk auch die erste der von Kennern besonders hochgeschätzten Soreen des Walterquartetts. Diese Quartettabende bieten stets musikalische Genüsse ersten Ranges und es entseile diesmal besonders die meisterhafte Wiebegerade des wunderbar tongewaltigen Esdur-Quartetts (op. 127) von Beethoven die Zuhörer zu wahren Stürmen des Beifalls. Auch an Werken von Dittersdorf und Haydn bewährte sich das hohe Können der vier Künstler in vollem Maße, deren virtuose Leistungen stets vom feinsten musikalischen Geschnade durchdrungen sind.

M. S. — In Mannheim hat sich, wie man uns schreibt, unter des Musikdirektors Karl Dirich Leitung ein neuer gewistlicher Chorverein gebildet, der Dramen und auch kleinere Chorwerke zur Aufführung bringen und in der Saison der Konzerte veranstalten will. Die neue Vereinigung zählt bereits an 130 fugebende Damen und Herren.

— Am Stadttheater in Stralsburg ist an Stelle des verstorbenen Herrn Seidel Herr Wilh. Bruch, bisher in Freiburg i. B., zum ersten Kapellmeister ernannt worden.

— Im Januar 1891 gelangt am Dresdner Hoftheater Franchetti's Oper „Asraël“ zur Aufführung, und wurde der Hoftheatermeister Kantsky mit der Ausführung der überaus reichen Ausstattung für diese Oper betraut.

— Der um das Musikleben Hamburgs hochverdiente Konfinkler Johann Theodor Friedrich Wob. Vallemant ist nach kurzer Krankheit im 85. Lebensjahre gestorben.

— Im Mittenwald (Oberbayern) ist dem Geheimemacher Matthias Rlog (gest. 1743) ein Denkmal errichtet worden.

— Aus Budapest berichtet man uns: Franz Grtel spielte an seinem 80. Geburtstage Mozarts D moll-Klaviersonate, zu welchem er musterghltig im Geiste Mozarts gehaltene Skadenzen komponierte. Es wurden begeisterte Ovationen dem Jubilar dargebracht, dem Begründer des ungarischen Musikdramas, der philharmonischen Konzerte und dem Komponisten der Oper Hunnady Lászlo, welche hier nahezu 300 Kopien erlebt hatte.

— Pietro Mascagni wird jetzt einer preisgekrönten einaktigen Oper wegen in Italien als neuer nationaler Komponist, als der Nachfolger Verdis, sehr gefeiert. Vor kurzem noch war er arm und unbekannt, jetzt ist er ein gemachter Mann. Sein Verleger Sonzogno hat bei Mascagni eine neue Oper bestellt. Die Oper Mascagni nennt sich Cavalleria rusticana und zeichnet sich durch Originalität und melodische Erfindung aus.

— In Paris ist César Franck, einer der verdienstlichsten, wenn auch nicht bekanntesten französischen Komponisten aus dem Leben geschieden. Chabrier, d'Abn, Bruneau und andere jüngere Komponisten verdanken seinem Unterricht ihre Weiterbildung in der Harmonik und Orchesterbehandlung. Als Komponist war Franck sehr thätig. Er schrieb mehrere Dramen. Sein bedeutendstes Werk, die Singspiele (Béatitudes), sind noch nie anders als in Bruchstücken aufgeführt worden. Sein letztes Werk ist Psyche, eine Symphonie mit Streichorchster hinter der Szene, welche mit Erfolg aufgeführt worden ist. Wie sehr Franck ausschließlich in der Musik und für die Musik gelebt hat, geht daraus hervor, daß er sein Hauptwerk, die Singspiele, während der Bombardierung von Paris zu komponieren anfang und in diesem Umstande nichts Außerordentliches sah.

— Im Eden-Theater in Paris, dem größten Saal, wird zu Ende des Winters eine vollständige Aufführung von Wagners „Tristan und Isolde“ stattfinden. Es ist die Reklamation des „Echo de Paris“, welcher Henry Bauer und Gustave Mendes, zwei begeisterte Apostel Richard Wagners, angehören, die vorseit für geladene Gäste diese Vorstellung veranstalten. Von dem Erfolge derselben wird von dem Intereffe, das diese Vorstellung erwecken wird, hängt es ab, ob und wieviele Vorstellungen für das zahlreiche Publikum nachfolgen sollen. Die Besetzung ist folgende: Tristan, Herr Gellé; Isolde, Frau Rosa Caron; Brangäne, Frau Fritze-Mabier. Das Orchester wird von Lamoureux geführt.

— Adeline Patti soll so schwer erkrankt sein, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. Ihr Sans in Venedig ist fortwährend von Leuten bezeugt, welche jeden Augenblick die traurige Kunde von dem Tode der berühmten Sängerei zu hören fürchten.

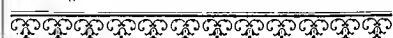
— Tschaiskowsky feierte am 18. November das 25jährige Jubiläum seiner musikalischen Thätigkeit. Die Petersburger „Musikalische Gesellschaft“ veranstaltete ein großes Symphonie-Konzert, in dem ausschließlich Werke des Jubilars aufgeführt wurden und dessen Leitung Anton Rubinstein übernommen hat.

— Für das in New York mit unendlichen Mitteln ins Leben gerufene, im Herbst 1891 zu eröffnende Konservatorium der Musik werden schon jetzt in Europa namhafte Beiführer gesucht. Unter anderen haben der Leipziger Konzertmeister Hans Sitt und Dr. W. Langhaus vortheilhafte Vträge erhalten, an dieser Anstalt zu lehren.

— Die Subskriptionen für das zu erbauende „Deutsche Opernhaus“ in Chicago hatten bereits vor Monaten die Summe von 230.000 Dollar erreicht; es steht außer Zweifel, daß das auf 400.000 Dollar benehme Bankapital in Kürze vollständig gesammelt sein wird.



Dieser Nummer liegt eine Postkarte bei, welche sich auf die Preisabstimmung bezieht. Wir bitten unsere geehrten Abonnenten, den Inhalt derselben recht genau zu beachten und die Rücksendung spätestens innerhalb 14 Tagen zu veranlassen.
Die Red.



Neue Musikstücke.

(Sammelwerke.) Im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig sind nachstehende wertvolle Werke erschienen: Philipp Scharwenka's Klavierstücke; zwei Bände. Der erste Band enthält drei Sonaten, von denen eine edler und musikalischer ausfällt, als die andere. In der alten, bewährten Form sprechen uns prächtige Motive und meisterhafte Durchführungen derselben an; man spüre nur das Andantino der G-moll-Sonate, um zu erkennen, auf welcher Stufe ursprünglicher Schöpfungsraft und musikalischer Reife Philipp Scharwenka steht. Der zweite Band enthält Tänze: vier Mazurken, zwei Ländler, ein Menuett und einen Walzer, welche meist durch den Reiz der Melodie, sowie durch den Wohlklang der Harmonisierung für sich einnehmen, ohne daß sie sämtlich auf derselben Beredtheit ständen. — Heinrich Hofmann: Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Das Heft enthält zwanzig Lieder, welche sich fast durchwegs durch Zurechtfinden des Ausdrucks, durch bereichende Veredelung der gutgewählten Texte in Tönen, und durch Geschmack in der Begleitung auszeichnen. Besonders wirksam sind die Lieder: „Mein“, „Frühlingsgewächsen“, „Die Vertäffte“, „Ich hab' es nicht“, „Lebensstimmung“, „Kreuzfahrt“ und andere. — Sammlung ausgewählter Motive und Tänze für das Pianoforte. Durchgehen und teilweise eingerichtet von C. Bauer. Dieses tüchtig redigierte Sammelwerk enthält Nachstücke von Chopin, John Field, J. Blumenthal, A. v. Hefzian, H. Hofmann, Hans Sinder, H. Heiberg, Fr. Stallbrenner, H. Klünder, Mendelssohn, F. Scherzer, A. Rubinstein, H. Schumann, C. Thalberg, W. Wet, J. Wiehowski und J. Wieniawski. Der Herausgeber hat die Stücke der Spielereignung zurecht mit Fingerzügen versehen. — In einer Volksausgabe sind auch Fichtel's Notizen für das Klavier erschienen; es sind in dieselbe achtzehn Nachstücke aufgenommen und von Carl Reinecke mit Fingerzügen versehen. — No. 888 der Volksausgabe (Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig) enthält Nob. Schumann's Klavierstücke für das Pianoforte zu vier Händen eingerichtet, während Nr. 889 die Fr. Liszt's gewidmete, für das Klavier zu vier Händen von August Horn eingerichtete Phantasie (op. 17) darbietet und Nr. 1198 Beethoven's „Nunen von Alben“, im Klavierauszug mit Text von T. Richter, enthält. Diese Ausgaben zeichnen sich durch Sorgfalt der Redaktion und durch Sammelbarkeit des Notendrucks aus. — In demselben Verlage erschienen Franz Schubert's Werke in mehreren Serien; die XII. davon enthält die Tänze fürs Klavier in 16 Heften. Man staunt auch in diesen munteren und geistigen Notendruck die unerschöpfliche Erfindungsquelle des großen Meisters an; besonders eindrucksvoll sind die Wiener Damen-Ländler (op. 67) und die instrumentalischen Walzer (op. 50). Typographisch ist diese Ausgabe sehr gefällig ausgefallen.

Im Verlage von Felix Siegel in Leipzig erschienen „Ausgewählte Klavierwerke“ von Robert Schumann; sie enthalten die „Kinderreihen“ und das „Album für die Jugend“, sind von Dr. Hugo Riemann kritisch durchgesehen und mit Fingerzügen versehen. Für die Jugend bietet diese Edition Siegel ebenso wie die von Dr. Riemann befohrte Phrasierungsausgabe, „ausgewählte Klavierwerke“ von Mendelssohn eine musikalisch wertvolle Weisheitslehre. Die letztere enthält Kinder- und Charakterstücke, sowie das Capriccio in F-moll. — Aus der Kollektion Litolff in Braunschwieg liegen nun zwei Heft Balladen und Romanzen von Hans Sommer vor; sie sind für eine mittlere Stimme sehr wirksam gefast. Es ist bei dem Charakter dieser Gesänge selbstverständlich, daß sie das dramatische Element in erster Linie zur Geltung bringen; es geschieht dies in durchaus annehmender, oft in ergreifender Weise. Die Klavierbegleitung dieser stimmungsvollen Balladen und Romanzen kann nur von tüchtigen Spielern zum tadellosen Vortrag gebracht werden. Bei Henry Wolff ist auch das „Lieder und Gesänge“ enthaltende Schumann-Album (Band VI) erschienen, welches etwa fünfzig Lieder unseres genialen Tonichters in elegantem Notendruck enthält.

Der Musikalienverlag Carl Wasmuth in Germania hat als tausendtes Stück seiner Verlagswerke ein Jubiläumalbum herausgegeben, welches nur Klavierstücke norwegischer Komponisten nebst deren

Viduitzen bringt. Dieses prächtig ausgestattete Album ist dem König Oscar II., dem „Beschützer der Künste“, gewidmet und enthält Beiträge von Edvard Grieg, Ole Bull, Nothe Bader-Gröndahl, Chr. Sindring, Johann Svendsen und anderen bei uns weniger bekannten Komponisten. Unter diesen Stücken befinden sich mehrere, welchen Mangel und Ursprünglichkeit in der Erfindung nicht abzusprechen ist. Unverkennbar ist der Einfluß der melancholischen Volkslieder der Norweger auf den Stimmungscharakter dieser beachtenswerten, sich von musikalischer Klarheit meist fernhaltender Klavierplecen. — Es gibt Liederjäger, welche verzweifelt sind, weil der Musikalienmarkt so wenig neue Lieder bringt. Das von Wilhelm Hansen (Kopenhagen und Leipzig) verlegte Lieder-Album von G. F. G. Hornemann bringt zehn Lieder zu Texten von Björnson, Bergsjö, C. Lemke, Seine und einen Zwieselfang zu Worten von Henrik Widen. Sie sind meist für eine mittlere Stimme geeignet, sind tief empfindend, musikalisch ansprechend und halten sich von Gemeinplätzen und Trivialitäten fern.

Carl Rübsien's Musikverlag (vorm. A. J. Töngers) in Leipzig, demnächst in seiner neuerwählten empfindlichen Fingerring-Bibliothek eine Reihe von Lieblingskonzerten und das „Album klassischer und moderner Vortragsstücke für Violoncello und Piano“ unter dem Titel „Da Capo“ heraus. Es enthält Stücke unserer ersten Tonhelden in geschichtlicher Reihenfolge und empfiehlt sich zum Vortrage bei Hauskonzerten ganz vorzüglich.

(Klavierstücke.) Das Robert Fuchs's, Professor am Wiener Konservatorium, zu neuen Kompositionen gehört, welche über eine Fülle musikalischer Grundgedanken verfügen, in der Durchführung derselben nicht dieselben Harmonisierungsformen enthalten und es vermögen, durch ihre Tonwerte dem Zuhörer eine poetische Ergreifung zu vermitteln, beweisen seine Klavierstücke, welche den Gesamtteil „Sommermärchen“ (op. 30) bilden. (Verlag von H. Simrock in Berlin.) Diese Stücke, 16 an der Zahl, füllen zwei Hefte und weichen untereinander in bezug auf melodische Lieblichkeit, Ursprünglichkeit der Motive und rhythmischen Reiz. Sie sind nicht schwer zu spielen und gleichwohl kann manche von ihnen ein Virtuosen ersten Ranges mit Erfolg im Konzertsaal vortragen, weil die musikalische Kunst derselben eine ungewöhnliche ist. — In demselben Verlage erschienen noch zwei Hefte leichter Klavierstücke von Robert Fuchs unter dem Titel „Jugendalbum“ und zwei Lieferungen kurzer, leichter, vierhändiger Stücke, „Miniaturen“ betitelt. Beide enthalten wahre Liebesbriefe für junge Klavierpieler, denen man zu Weisheiten nichts Ehleres schenken kann, als diese fein komponierten Stücke, die sich ohne Annahme der „Kinderreihen“ Schumanns zur Seite stellen können. Auch ein jeder anspruchsvoller Pianist wird an diesem Jugendalbum sein volles Behagen finden. — In der Edition Peters (Leipzig) sind von Nob. Fuchs (op. 48) zwei Hefte „Traumbilder“ zu 4 Händen erschienen, welche sich für etwas vorgebildene Klavierpieler eignen und alle Vorzüge der Kompositionsweise des geistvollen Tonichters im vollen Maße aufweisen. — Zweites Klopffuch für Klavier von Anton Rubinstein (op. 114). (Leipzig, Verlag von Bartholf Senff.) Die fünf Stücke, welche dieses neueste Klavierwerk des berühmten Komponisten enthält, stellen für den Vortragenden keine leichte Aufgaben, denn nur, wer die Tonarabesken derselben sicher und gracios zu spielen trifft, wird eine günstige Wirkung mit diesen Plecen erzielen, wo das Zielwerk die Melodie inest überwiegend. Liebliche Themen behandeln die Mazurka und das letzte Stück: „Allegro non troppo“, die sich für den Konzertsaal sehr gut eignen. — Ein sehr gefälliges Stück ist die Nocturne von Ernst Henfer (op. 12) (Verlag von Alt & Ehrig in Köln a. Rh.), welche von vorgebildeten Spielern zur tüchtigen Geltung gebracht werden kann. Das Titelblatt ist mit einem geschmackvoll ausgeführten Tonbild versehen.

(Klavierstücke und Lieder für die Jugend.) Musikalischer Kindergarten von Carl Reinecke. Verlag von J. Heinrich Zimmermann in Leipzig und St. Petersburg, New York von G. Schirmer. Der erste Band enthält Vortragsstücke im Umfange von fünf Tönen, welche von kleinen Händen gern gespielt werden dürfen, weil diese kurzen Stücke immer etwas musikalisch Ergreifendes, den Ausdruck einer Stimmung, ein Lied oder eine Ballade, einen Choral oder einer Tanzweise bringen. Der zweite Band bietet gleichfalls im Umfange von 5 Tönen leicht gelegte Lieblingsmelodien, unter welchen unsere besten Komponisten vertreten sind. Die Reihe der

selben beschließen einige Plecen aus einer komischen Oper vom Herausgeber, trefflich für Geschmack und Auffassung eines Kindes berechnet. — Merkwürdige Klavierstücke für die erste Unterrichtsstufe enthält „Hells ABC“. Zutreffend ist auch der Verweis auf die Länge 2 Hefte. (Verlag von Wilhelm Hausen in Leipzig und Kopenhagen.) Neben einem hübschen, leichten Choral findet man auch eine „Abendstimmung“ (Abendstimmung), eine Gavotte, ein sehr nettes Ständchen „Naar Dagen kälter“ (Wenn der Tag abneigt), den gar nicht üben „Walzer des Grokavaters“ und andere Liebeswürdigkeiten für zarte Hände. — Preislaure technische Grundstücke des Klavierpiels. (Verlag von Breitkopf & Härtel Nr. 967, Leipzig.) Emil Bressan, der Verfasser der ausgezeichneten Klavierschule, hat die Gewissung, daß dieses sein methodisch-pädagogisches Werk in allen Ländern Europas ebenso wie in Amerika Verbreitung gefunden hat und in vielen Auflagen erschienen ist. Die „technische Grundlage“ ist eine Ergänzung zu seiner Klavierschule; sie zeichnet sich durch sichere Führung des Schülers in den Elementen des Klavierpiels, in der Fingerziehung, Bildung der Tonleiter und der Hauptaccorde aus. — Zum Gebrauche in Lehrerbildungsaufstufen und Musikschulen, sowie zum Privatunterricht eignet sich eine Sammlung auf gewählter Lieblingsstücke von Robert Meißner, welche unter dem Titel „Praktischer Führer beim Klavierunterricht“ in Dresden bei Chr. Fried. Vieweg in Ausgaben für 2 und 4 Hände erschienen ist. Das Sammelwerk enthält methodisch geordnete, klassische und moderne Kompositionen von unseren tüchtigsten Tonichtern, neben einigen Stücken vom Herausgeber. Unter den vierhändigen Stücken befinden sich Plecen von Weber, Schumann, Schubert, Beethoven, Mozart und Brahms. — „Musikalische Fibel für kleine Kinder“ — 26 Anfangsstunden in 5 Tönen und geordneten Schritten von W. Wet. (Verlag von Felix Siegel in Leipzig.) Ein von tüchtigen methodisch-pädagogischen Gesichtspunkten angelegtes Werk, welches gleich in den Anfängen des Unterrichtes die Phantasie des Kindes erregt und einen guten gebundenen Aufschlag, sowie die Gewissung der technischen Sicherheit beider Hände im Auge hält. — Eine wertvolle musikalische Gabe für die Jugend ist das Singpiel in 2 Aufzügen, „Jung Rubens“ von C. Sainte-Marie; für Sopran und Altstimmen mit Klavierbegleitung zu vier Händen komponiert von Art. Grelth. (Verlag von Jos. Nebl in München.) Das Singpiel beginnt mit einer geschickten, musikalisch gehaltenen Ouvertüre, welche auch in einer Sonderausgabe für vier Hände erschienen ist. Der Ouvertüre folgen ein Spinnelied, eine Arie, ein Jagtelied, Choral der Landleute, womit der erste Akt schließt. Der zweite Akt bringt „Chor und Tanz“, zwei Romanzen und Duette. Sehr natürlich, an welchen musikalischer Unterricht erteilt wird, werden dieses hübsche Singpiel zur Freude und Erbauung ihrer Schüler vorzüglich verwertet können. — 70 Kinderlieder für 1 Singstimme mit Pianoforte. (Githon Steingraber Nr. 82, Leipzig.) Wilh. Tichitz hat zu pädagogisch tauglich gewählten Texten vollständige Lieder für eine kindliche Singstimme mit leichter Klavierbegleitung eingerichtet. Sie eignen sich zum Gebrauch in Vorbildungen und Elementarklassen von Knaben und Mädchen, in Kindergärten, sowie in häuslichen Kreise. — Kinderlieder für 1 Singstimme mit Klavierbegleitung von Guido Nakowski (Verlag von G. W. Fricke in Leipzig) und „Lieder aus der Kinderwelt“ von Ida Becker (Verlag von Adolf Fürstner in Berlin) sind in der Erfindung der leicht ins Gehör schlagenden, gefälligen Melodien sowie in der Wahl der Texte sehr glücklich gewesen, was um so mehr anzuerkennen ist, als für die Jugend das „Reiz gerade gut genug ist.“

(Lieder.) Im Verlage von Alt & Ehrig in Köln a. Rh. ist eine Reihe von Liedern erschienen, unter denen nur zwei jene von Ernst Henfer hervorheben. Sie sind: „Zu neuen“, „Gartenweg“, „Weim Wandern“, „Zur Nacht“ betitelt, sind für verschiedene Stimmungen nach Auswahl gefast, und zeichnen sich durch ihre edle Melodie und durch eine Klavierbegleitung aus, welche sich gracios im den Gesang anpaßt. — Einen mehr volkstümlichen Charakter tragen fünf Lieder von Josef Reich zu Texten von Giedrich, Julius Wolf, Geibel und Uhland; sie befriedigen musikalisch und werden eben ihres fästlichen Grundtones wegen recht gefallen. Das Titelblatt ist durch ein nettes Tonbild geschmückt. — Bei Grenndorfer oder Gesangsstücke werden sich auch zwei Lieder von Adalbert Spiller einmischen: „Auf deinen Spuren zog das Glück“ und „Frühling“.

(Beilage zu S. 289.)

Briefkasten der Redaktion.

Anfragen ist die Abonnements- und Druck-
tätigkeit beizubehalten. Ausnahme: Briefkasten
werden nicht beantwortet.

O. R., Odenwald. Sie wünschen zu wissen, ob es „Stimme Violinen“ gibt. Die Streichinstrumentenfabrik der Gebrüder Wolff in Kreuznach hat sie erfunden. Wolffs „Stimme“ besteht aus einem Mahagoniholzrahmen und hat weder Decke noch Boden. Im übrigen ist sie der gewöhnlichen Geige ganz gleich. Das Eigenartige der Erfindung liegt nun darin, daß eine solche Stimme Violine doch nicht hochklingen, sondern in gedämpfter Stimmung leicht erklingt, der Art aber, daß der Spieler die Reinheit der Töne und den Effekt der Striche vollkommen genau prüfen kann, ohne im Lebenszimmer jemanden zu stören. Die bedeutendsten Autoritäten, unter diesen Wilhelmj und Sarasate, teilen sich über diese Erfindung zum stimmend ausgesprochen haben.

C. B., Zittau. Mit dem gewöhnlichen neuen „M“ im Stiefel der M. M. 3. (das bisherige ist weniger schön als fittig) gedient wir Ihnen ein kleines Reklamespielchen zu machen, das Sie hoffentlich erlernen wird. Die Mittelstellung, welche bereits veröffentlicht ist, war leider unrichtig.

K. C., Violine. Lassen Sie von einem Geigenmacher in Ihrer Marktschule die Anzahl prüfen und bestätigen, daß durch den Ton der Violine die Infinität gerechtfertigt wird (es gibt bekanntlich viele unrichtige Ansatze). Haben Sie darüber Sicherheit, so finden Sie durch ein Zeitungsinstrument einen Liebhaber für das Instrument und seien Sie vorsichtig in Bezug auf die Heberlebung derselben ohne hinreichende Bürgschaften. Ein Geigenhändler wird und kann keinen Liebhaberpreis bezahlen.

M. A., Wien. Früher haben Sie sich mit der deutlichen Orthographie näher zu befassen und mit der Grammatik anzunehmen, dann erlauben Sie daran, „Journalist“ zu werden!

E. F., Metz. Studieren Sie fleißig die Kompositionen, die sowie Bücher über Orchesterleitung. Werte voll wird für Sie das eben erwähnte Werk: Der vollkommene „Mitbringer“, Theorie und Praxis, erläutert von Professor Dr. C. Kling. Musikverlag von Louis Dertel, Hannover, sein.

Zeska 100, Pilsen. Leicht ausführbare Operetten in einem Akte (im Verlage von Aug. Graus in Hamburg erschienen): M. Herzog, „Der Kaiserhelfer“, Offenbach, „Gleiwitz oder Hahnen und Trompeten“, J. v. Suppe: „Leichte Kavallerie“, F. v. Suppe: „Leichte Kavallerie“, „Der Reifentanz“, „Jehn Mädchen und kein Mann“. Bei Joh. André in Offenbach a. M. sind mehrere Singspiele erschienen: „Mit, Meißelbauern“, und „Die sieben Haden“ neben einigen Mädchenbüchlein. Der Direktor W. D. ist hat im Musiktheater des Kaiserlichen, Wien.

G. P., Crastel. 1) Morbidezza heißt Weichheit, Sanftigkeit, Zartheit. 2) Marx und Reichmann werden Sie zu einer genaueren Kenntnis der einzelnen Instrumente führen, auch Herr Verlags Schrift über die Instrumentation. Der von Ihnen angeführte M. unbekannt. 3) Das von Carl Nölde in Leipzig verlegte Werkchen von A. Schönbauer, „Praktische Anleitung zum Selbststimmen und zur Ausbesserung kleiner Reparaturen des Pianofortes“, Preis 80 Pf., wird Ihren Zwecken entsprechen. Erfahrungsgemäß für-

Als das neueste und verbreitetste Werk seiner Art liegt jetzt = vollständig = vor:

MEYERS KONVERSIONS-LEXIKON

vierte Auflage, mit 3600 Abbildungen im Text, 550 Illustrationstafeln, Karten und Plänen.

16 Bände und 1 Ergänzungs-Registerband in Halbfranz gebunden zum Preis von je 10 Mark (6 Fl.).

Jede Buchhandlung kann den ersten Band zur Ansicht vorlegen und bequeme Bezugsbedingungen einräumen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Militär-Musikschule

Berlin S.W., Jerusalemstr. 2.
Vorberufungsanstalt z. Militärkapellmeister, genehmigt vom König. Kriegsministerium am 26. Juni 1882. Nach beendeten Kursus erhalten die ausgebildeten Kapellmeister Aspiranten ein Zeugnis der Beförderung. Theoretischer Unterricht auch schriftlich.
H. Buchholz, Direktor der Anstalt.

Avis für Violinlehrer

Opfern-Perlen pourris
von Carl Schatz
sind in 4 Ausgaben erschienen:
a) für 1 Violin Preis 50.— 80 Pf.
b) für 2 Violinen Pr. 80.— 1.00 Mk.
c) für 1 Violon und Pianoforte, Preis 1.00 Mk.
d) für 2 Violinen u. Pianoforte Preis 1.00 Mk.
Diese 4 Ausgaben der beliebtesten Opfern sind in streng fortwährender Reihenfolge erschienen: beide Instrumente gleichmäßig schwer. Jeder Violinlehrer wird dieses vorzügliche Arrangement willkommen heißen. — Durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen, oder auch direkt von
Hercules Hinz, Altona (E.).

„Liederquell“
25 Lieder, 1. Teil, 2. Teil, 3. Teil, 4. Teil, 5. Teil, 6. Teil, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil, 101. Teil, 102. Teil, 103. Teil, 104. Teil, 105. Teil, 106. Teil, 107. Teil, 108. Teil, 109. Teil, 110. Teil, 111. Teil, 112. Teil, 113. Teil, 114. Teil, 115. Teil, 116. Teil, 117. Teil, 118. Teil, 119. Teil, 120. Teil, 121. Teil, 122. Teil, 123. Teil, 124. Teil, 125. Teil, 126. Teil, 127. Teil, 128. Teil, 129. Teil, 130. Teil, 131. Teil, 132. Teil, 133. Teil, 134. Teil, 135. Teil, 136. Teil, 137. Teil, 138. Teil, 139. Teil, 140. Teil, 141. Teil, 142. Teil, 143. Teil, 144. Teil, 145. Teil, 146. Teil, 147. Teil, 148. Teil, 149. Teil, 150. Teil, 151. Teil, 152. Teil, 153. Teil, 154. Teil, 155. Teil, 156. Teil, 157. Teil, 158. Teil, 159. Teil, 160. Teil, 161. Teil, 162. Teil, 163. Teil, 164. Teil, 165. Teil, 166. Teil, 167. Teil, 168. Teil, 169. Teil, 170. Teil, 171. Teil, 172. Teil, 173. Teil, 174. Teil, 175. Teil, 176. Teil, 177. Teil, 178. Teil, 179. Teil, 180. Teil, 181. Teil, 182. Teil, 183. Teil, 184. Teil, 185. Teil, 186. Teil, 187. Teil, 188. Teil, 189. Teil, 190. Teil, 191. Teil, 192. Teil, 193. Teil, 194. Teil, 195. Teil, 196. Teil, 197. Teil, 198. Teil, 199. Teil, 200. Teil, 201. Teil, 202. Teil, 203. Teil, 204. Teil, 205. Teil, 206. Teil, 207. Teil, 208. Teil, 209. Teil, 210. Teil, 211. Teil, 212. Teil, 213. Teil, 214. Teil, 215. Teil, 216. Teil, 217. Teil, 218. Teil, 219. Teil, 220. Teil, 221. Teil, 222. Teil, 223. Teil, 224. Teil, 225. Teil, 226. Teil, 227. Teil, 228. Teil, 229. Teil, 230. Teil, 231. Teil, 232. Teil, 233. Teil, 234. Teil, 235. Teil, 236. Teil, 237. Teil, 238. Teil, 239. Teil, 240. Teil, 241. Teil, 242. Teil, 243. Teil, 244. Teil, 245. Teil, 246. Teil, 247. Teil, 248. Teil, 249. Teil, 250. Teil, 251. Teil, 252. Teil, 253. Teil, 254. Teil, 255. Teil, 256. Teil, 257. Teil, 258. Teil, 259. Teil, 260. Teil, 261. Teil, 262. Teil, 263. Teil, 264. Teil, 265. Teil, 266. Teil, 267. Teil, 268. Teil, 269. Teil, 270. Teil, 271. Teil, 272. Teil, 273. Teil, 274. Teil, 275. Teil, 276. Teil, 277. Teil, 278. Teil, 279. Teil, 280. Teil, 281. Teil, 282. Teil, 283. Teil, 284. Teil, 285. Teil, 286. Teil, 287. Teil, 288. Teil, 289. Teil, 290. Teil, 291. Teil, 292. Teil, 293. Teil, 294. Teil, 295. Teil, 296. Teil, 297. Teil, 298. Teil, 299. Teil, 300. Teil, 301. Teil, 302. Teil, 303. Teil, 304. Teil, 305. Teil, 306. Teil, 307. Teil, 308. Teil, 309. Teil, 310. Teil, 311. Teil, 312. Teil, 313. Teil, 314. Teil, 315. Teil, 316. Teil, 317. Teil, 318. Teil, 319. Teil, 320. Teil, 321. Teil, 322. Teil, 323. Teil, 324. Teil, 325. Teil, 326. Teil, 327. Teil, 328. Teil, 329. Teil, 330. Teil, 331. Teil, 332. Teil, 333. Teil, 334. Teil, 335. Teil, 336. Teil, 337. Teil, 338. Teil, 339. Teil, 340. Teil, 341. Teil, 342. Teil, 343. Teil, 344. Teil, 345. Teil, 346. Teil, 347. Teil, 348. Teil, 349. Teil, 350. Teil, 351. Teil, 352. Teil, 353. Teil, 354. Teil, 355. Teil, 356. Teil, 357. Teil, 358. Teil, 359. Teil, 360. Teil, 361. Teil, 362. Teil, 363. Teil, 364. Teil, 365. Teil, 366. Teil, 367. Teil, 368. Teil, 369. Teil, 370. Teil, 371. Teil, 372. Teil, 373. Teil, 374. Teil, 375. Teil, 376. Teil, 377. Teil, 378. Teil, 379. Teil, 380. Teil, 381. Teil, 382. Teil, 383. Teil, 384. Teil, 385. Teil, 386. Teil, 387. Teil, 388. Teil, 389. Teil, 390. Teil, 391. Teil, 392. Teil, 393. Teil, 394. Teil, 395. Teil, 396. Teil, 397. Teil, 398. Teil, 399. Teil, 400. Teil, 401. Teil, 402. Teil, 403. Teil, 404. Teil, 405. Teil, 406. Teil, 407. Teil, 408. Teil, 409. Teil, 410. Teil, 411. Teil, 412. Teil, 413. Teil, 414. Teil, 415. Teil, 416. Teil, 417. Teil, 418. Teil, 419. Teil, 420. Teil, 421. Teil, 422. Teil, 423. Teil, 424. Teil, 425. Teil, 426. Teil, 427. Teil, 428. Teil, 429. Teil, 430. Teil, 431. Teil, 432. Teil, 433. Teil, 434. Teil, 435. Teil, 436. Teil, 437. Teil, 438. Teil, 439. Teil, 440. Teil, 441. Teil, 442. Teil, 443. Teil, 444. Teil, 445. Teil, 446. Teil, 447. Teil, 448. Teil, 449. Teil, 450. Teil, 451. Teil, 452. Teil, 453. Teil, 454. Teil, 455. Teil, 456. Teil, 457. Teil, 458. Teil, 459. Teil, 460. Teil, 461. Teil, 462. Teil, 463. Teil, 464. Teil, 465. Teil, 466. Teil, 467. Teil, 468. Teil, 469. Teil, 470. Teil, 471. Teil, 472. Teil, 473. Teil, 474. Teil, 475. Teil, 476. Teil, 477. Teil, 478. Teil, 479. Teil, 480. Teil, 481. Teil, 482. Teil, 483. Teil, 484. Teil, 485. Teil, 486. Teil, 487. Teil, 488. Teil, 489. Teil, 490. Teil, 491. Teil, 492. Teil, 493. Teil, 494. Teil, 495. Teil, 496. Teil, 497. Teil, 498. Teil, 499. Teil, 500. Teil, 501. Teil, 502. Teil, 503. Teil, 504. Teil, 505. Teil, 506. Teil, 507. Teil, 508. Teil, 509. Teil, 510. Teil, 511. Teil, 512. Teil, 513. Teil, 514. Teil, 515. Teil, 516. Teil, 517. Teil, 518. Teil, 519. Teil, 520. Teil, 521. Teil, 522. Teil, 523. Teil, 524. Teil, 525. Teil, 526. Teil, 527. Teil, 528. Teil, 529. Teil, 530. Teil, 531. Teil, 532. Teil, 533. Teil, 534. Teil, 535. Teil, 536. Teil, 537. Teil, 538. Teil, 539. Teil, 540. Teil, 541. Teil, 542. Teil, 543. Teil, 544. Teil, 545. Teil, 546. Teil, 547. Teil, 548. Teil, 549. Teil, 550. Teil, 551. Teil, 552. Teil, 553. Teil, 554. Teil, 555. Teil, 556. Teil, 557. Teil, 558. Teil, 559. Teil, 560. Teil, 561. Teil, 562. Teil, 563. Teil, 564. Teil, 565. Teil, 566. Teil, 567. Teil, 568. Teil, 569. Teil, 570. Teil, 571. Teil, 572. Teil, 573. Teil, 574. Teil, 575. Teil, 576. Teil, 577. Teil, 578. Teil, 579. Teil, 580. Teil, 581. Teil, 582. Teil, 583. Teil, 584. Teil, 585. Teil, 586. Teil, 587. Teil, 588. Teil, 589. Teil, 590. Teil, 591. Teil, 592. Teil, 593. Teil, 594. Teil, 595. Teil, 596. Teil, 597. Teil, 598. Teil, 599. Teil, 600. Teil, 601. Teil, 602. Teil, 603. Teil, 604. Teil, 605. Teil, 606. Teil, 607. Teil, 608. Teil, 609. Teil, 610. Teil, 611. Teil, 612. Teil, 613. Teil, 614. Teil, 615. Teil, 616. Teil, 617. Teil, 618. Teil, 619. Teil, 620. Teil, 621. Teil, 622. Teil, 623. Teil, 624. Teil, 625. Teil, 626. Teil, 627. Teil, 628. Teil, 629. Teil, 630. Teil, 631. Teil, 632. Teil, 633. Teil, 634. Teil, 635. Teil, 636. Teil, 637. Teil, 638. Teil, 639. Teil, 640. Teil, 641. Teil, 642. Teil, 643. Teil, 644. Teil, 645. Teil, 646. Teil, 647. Teil, 648. Teil, 649. Teil, 650. Teil, 651. Teil, 652. Teil, 653. Teil, 654. Teil, 655. Teil, 656. Teil, 657. Teil, 658. Teil, 659. Teil, 660. Teil, 661. Teil, 662. Teil, 663. Teil, 664. Teil, 665. Teil, 666. Teil, 667. Teil, 668. Teil, 669. Teil, 670. Teil, 671. Teil, 672. Teil, 673. Teil, 674. Teil, 675. Teil, 676. Teil, 677. Teil, 678. Teil, 679. Teil, 680. Teil, 681. Teil, 682. Teil, 683. Teil, 684. Teil, 685. Teil, 686. Teil, 687. Teil, 688. Teil, 689. Teil, 690. Teil, 691. Teil, 692. Teil, 693. Teil, 694. Teil, 695. Teil, 696. Teil, 697. Teil, 698. Teil, 699. Teil, 700. Teil, 701. Teil, 702. Teil, 703. Teil, 704. Teil, 705. Teil, 706. Teil, 707. Teil, 708. Teil, 709. Teil, 710. Teil, 711. Teil, 712. Teil, 713. Teil, 714. Teil, 715. Teil, 716. Teil, 717. Teil, 718. Teil, 719. Teil, 720. Teil, 721. Teil, 722. Teil, 723. Teil, 724. Teil, 725. Teil, 726. Teil, 727. Teil, 728. Teil, 729. Teil, 730. Teil, 731. Teil, 732. Teil, 733. Teil, 734. Teil, 735. Teil, 736. Teil, 737. Teil, 738. Teil, 739. Teil, 740. Teil, 741. Teil, 742. Teil, 743. Teil, 744. Teil, 745. Teil, 746. Teil, 747. Teil, 748. Teil, 749. Teil, 750. Teil, 751. Teil, 752. Teil, 753. Teil, 754. Teil, 755. Teil, 756. Teil, 757. Teil, 758. Teil, 759. Teil, 760. Teil, 761. Teil, 762. Teil, 763. Teil, 764. Teil, 765. Teil, 766. Teil, 767. Teil, 768. Teil, 769. Teil, 770. Teil, 771. Teil, 772. Teil, 773. Teil, 774. Teil, 775. Teil, 776. Teil, 777. Teil, 778. Teil, 779. Teil, 780. Teil, 781. Teil, 782. Teil, 783. Teil, 784. Teil, 785. Teil, 786. Teil, 787. Teil, 788. Teil, 789. Teil, 790. Teil, 791. Teil, 792. Teil, 793. Teil, 794. Teil, 795. Teil, 796. Teil, 797. Teil, 798. Teil, 799. Teil, 800. Teil, 801. Teil, 802. Teil, 803. Teil, 804. Teil, 805. Teil, 806. Teil, 807. Teil, 808. Teil, 809. Teil, 810. Teil, 811. Teil, 812. Teil, 813. Teil, 814. Teil, 815. Teil, 816. Teil, 817. Teil, 818. Teil, 819. Teil, 820. Teil, 821. Teil, 822. Teil, 823. Teil, 824. Teil, 825. Teil, 826. Teil, 827. Teil, 828. Teil, 829. Teil, 830. Teil, 831. Teil, 832. Teil, 833. Teil, 834. Teil, 835. Teil, 836. Teil, 837. Teil, 838. Teil, 839. Teil, 840. Teil, 841. Teil, 842. Teil, 843. Teil, 844. Teil, 845. Teil, 846. Teil, 847. Teil, 848. Teil, 849. Teil, 850. Teil, 851. Teil, 852. Teil, 853. Teil, 854. Teil, 855. Teil, 856. Teil, 857. Teil, 858. Teil, 859. Teil, 860. Teil, 861. Teil, 862. Teil, 863. Teil, 864. Teil, 865. Teil, 866. Teil, 867. Teil, 868. Teil, 869. Teil, 870. Teil, 871. Teil, 872. Teil, 873. Teil, 874. Teil, 875. Teil, 876. Teil, 877. Teil, 878. Teil, 879. Teil, 880. Teil, 881. Teil, 882. Teil, 883. Teil, 884. Teil, 885. Teil, 886. Teil, 887. Teil, 888. Teil, 889. Teil, 890. Teil, 891. Teil, 892. Teil, 893. Teil, 894. Teil, 895. Teil, 896. Teil, 897. Teil, 898. Teil, 899. Teil, 900. Teil, 901. Teil, 902. Teil, 903. Teil, 904. Teil, 905. Teil, 906. Teil, 907. Teil, 908. Teil, 909. Teil, 910. Teil, 911. Teil, 912. Teil, 913. Teil, 914. Teil, 915. Teil, 916. Teil, 917. Teil, 918. Teil, 919. Teil, 920. Teil, 921. Teil, 922. Teil, 923. Teil, 924. Teil, 925. Teil, 926. Teil, 927. Teil, 928. Teil, 929. Teil, 930. Teil, 931. Teil, 932. Teil, 933. Teil, 934. Teil, 935. Teil, 936. Teil, 937. Teil, 938. Teil, 939. Teil, 940. Teil, 941. Teil, 942. Teil, 943. Teil, 944. Teil, 945. Teil, 946. Teil, 947. Teil, 948. Teil, 949. Teil, 950. Teil, 951. Teil, 952. Teil, 953. Teil, 954. Teil, 955. Teil, 956. Teil, 957. Teil, 958. Teil, 959. Teil, 960. Teil, 961. Teil, 962. Teil, 963. Teil, 964. Teil, 965. Teil, 966. Teil, 967. Teil, 968. Teil, 969. Teil, 970. Teil, 971. Teil, 972. Teil, 973. Teil, 974. Teil, 975. Teil, 976. Teil, 977. Teil, 978. Teil, 979. Teil, 980. Teil, 981. Teil, 982. Teil, 983. Teil, 984. Teil, 985. Teil, 986. Teil, 987. Teil, 988. Teil, 989. Teil, 990. Teil, 991. Teil, 992. Teil, 993. Teil, 994. Teil, 995. Teil, 996. Teil, 997. Teil, 998. Teil, 999. Teil, 1000. Teil, 1001. Teil, 1002. Teil, 1003. Teil, 1004. Teil, 1005. Teil, 1006. Teil, 1007. Teil, 1008. Teil, 1009. Teil, 1010. Teil, 1011. Teil, 1012. Teil, 1013. Teil, 1014. Teil, 1015. Teil, 1016. Teil, 1017. Teil, 1018. Teil, 1019. Teil, 1020. Teil, 1021. Teil, 1022. Teil, 1023. Teil, 1024. Teil, 1025. Teil, 1026. Teil, 1027. Teil, 1028. Teil, 1029. Teil, 1030. Teil, 1031. Teil, 1032. Teil, 1033. Teil, 1034. Teil, 1035. Teil, 1036. Teil, 1037. Teil, 1038. Teil, 1039. Teil, 1040. Teil, 1041. Teil, 1042. Teil, 1043. Teil, 1044. Teil, 1045. Teil, 1046. Teil, 1047. Teil, 1048. Teil, 1049. Teil, 1050. Teil, 1051. Teil, 1052. Teil, 1053. Teil, 1054. Teil, 1055. Teil, 1056. Teil, 1057. Teil, 1058. Teil, 1059. Teil, 1060. Teil, 1061. Teil, 1062. Teil, 1063. Teil, 1064. Teil, 1065. Teil, 1066. Teil, 1067. Teil, 1068. Teil, 1069. Teil, 1070. Teil, 1071. Teil, 1072. Teil, 1073. Teil, 1074. Teil, 1075. Teil, 1076. Teil, 1077. Teil, 1078. Teil, 1079. Teil, 1080. Teil, 1081. Teil, 1082. Teil, 1083. Teil, 1084. Teil, 1085. Teil, 1086. Teil, 1087. Teil, 1088. Teil, 1089. Teil, 1090. Teil, 1091. Teil, 1092. Teil, 1093. Teil, 1094. Teil, 1095. Teil, 1096. Teil, 1097. Teil, 1098. Teil, 1099. Teil, 1100. Teil, 1101. Teil, 1102. Teil, 1103. Teil, 1104. Teil, 1105. Teil, 1106. Teil, 1107. Teil, 1108. Teil, 1109. Teil, 1110. Teil, 1111. Teil, 1112. Teil, 1113. Teil, 1114. Teil, 1115. Teil, 1116. Teil, 1117. Teil, 1118. Teil, 1119. Teil, 1120. Teil, 1121. Teil, 1122. Teil, 1123. Teil, 1124. Teil, 1125. Teil, 1126. Teil, 1127. Teil, 1128. Teil, 1129. Teil, 1130. Teil, 1131. Teil, 1132. Teil, 1133. Teil, 1134. Teil, 1135. Teil, 1136. Teil, 1137. Teil, 1138. Teil, 1139. Teil, 1140. Teil, 1141. Teil, 1142. Teil, 1143. Teil, 1144. Teil, 1145. Teil, 1146. Teil, 1147. Teil, 1148. Teil, 1149. Teil, 1150. Teil, 1151. Teil, 1152. Teil, 1153. Teil, 1154. Teil, 1155. Teil, 1156. Teil, 1157. Teil, 1158. Teil, 1159. Teil, 1160. Teil, 1161. Teil, 1162. Teil, 1163. Teil, 1164. Teil, 1165. Teil, 1166. Teil, 1167. Teil, 1168. Teil, 1169. Teil, 1170. Teil, 1171. Teil, 1172. Teil, 1173. Teil, 1174. Teil, 1175. Teil, 1176. Teil, 1177. Teil, 1178. Teil, 1179. Teil, 1180. Teil, 1181. Teil, 1182. Teil, 1183. Teil, 1184. Teil, 1185. Teil, 1186. Teil, 1187. Teil, 1188. Teil, 1189. Teil, 1190. Teil, 1191. Teil, 1192. Teil, 1193. Teil, 1194. Teil, 1195. Teil, 1196. Teil, 1197. Teil, 1198. Teil, 1199. Teil, 1200. Teil, 1201. Teil, 1202. Teil, 1203. Teil, 1204. Teil, 1205. Teil, 1206. Teil, 1207. Teil, 1208. Teil, 1209. Teil, 1210. Teil, 1211. Teil, 1212. Teil, 1213. Teil, 1214. Teil, 1215. Teil, 1216. Teil, 1217. Teil, 1218. Teil, 1219. Teil, 1220. Teil, 1221. Teil, 1222. Teil, 1223. Teil, 1224. Teil, 1225. Teil, 1226. Teil, 1227. Teil, 1228. Teil, 1229. Teil, 1230. Teil, 1231. Teil, 1232. Teil, 1233. Teil, 1234. Teil, 1235. Teil, 1236. Teil, 1237. Teil, 1238. Teil, 1239. Teil, 1240. Teil, 1241. Teil, 1242. Teil, 1243. Teil, 1244. Teil, 1245. Teil, 1246. Teil, 1247. Teil, 1248. Teil, 1249. Teil, 1250. Teil, 1251. Teil, 1252. Teil, 1253. Teil, 1254. Teil, 1255. Teil, 1256. Teil, 1257. Teil, 1258. Teil, 1259. Teil, 1260. Teil, 1261. Teil, 1262. Teil, 1263. Teil, 1264. Teil, 1265. Teil, 1266. Teil, 1267. Teil, 1268. Teil, 1269. Teil, 1270. Teil, 1271. Teil, 1272. Teil, 1273. Teil, 1274. Teil, 1275. Teil, 1276. Teil, 1277. Teil, 1278. Teil, 1279. Teil, 1280. Teil, 1281. Teil, 1282. Teil, 1283. Teil, 1284. Teil, 1285. Teil, 1286. Teil, 1287. Teil, 1288. Teil, 1289. Teil, 1290. Teil, 1291. Teil, 1292. Teil, 1293. Teil, 1294. Teil, 1295. Teil, 1296. Teil, 1297. Teil, 1298. Teil, 1299. Teil, 1300. Teil, 1301. Teil, 1302. Teil, 1303. Teil, 1304. Teil, 1305. Teil, 1306. Teil, 1307. Teil, 1308. Teil, 1309. Teil, 1310. Teil, 1311. Teil, 1312. Teil, 1313. Teil, 1314. Teil, 1315. Teil, 1316. Teil, 1317. Teil, 1318. Teil, 1319. Teil, 1320. Teil, 1321. Teil, 1322. Teil, 1323. Teil, 1324. Teil, 1325. Teil, 1326. Teil, 1327. Teil, 1328. Teil, 1329. Teil, 1330. Teil, 1331. Teil, 1332. Teil, 1333. Teil, 1334. Teil, 1335. Teil, 1336. Teil, 1337. Teil, 1338. Teil, 1339. Teil, 1340. Teil, 1341. Teil, 1342. Teil, 1343. Teil, 1344. Teil, 1345. Teil, 1346. Teil, 1347. Teil, 1348. Teil, 1349. Teil, 1350. Teil, 1351. Teil, 1352. Teil, 1353. Teil, 1354. Teil, 1355. Teil, 1356. Teil, 1357. Teil, 1358. Teil, 1359. Teil, 1360. Teil, 1361. Teil, 1362. Teil, 1363. Teil, 1364. Teil, 1365. Teil, 1366. Teil, 1367. Teil, 1368. Teil, 1369. Teil, 1370. Teil, 1371. Teil, 1372. Teil, 1373. Teil, 1374. Teil, 1375. Teil, 1376. Teil, 1377. Teil, 1378. Teil, 1379. Teil, 1380. Teil, 1381. Teil, 1382. Teil, 1383. Teil, 1384. Teil, 1385. Teil, 1386. Teil, 1387. Teil, 1388. Teil, 1389. Teil, 1390. Teil, 1391. Teil, 1392. Teil, 1393. Teil, 1394. Teil, 1395. Teil, 1396. Teil, 1397. Teil, 1398. Teil, 1399. Teil, 1400. Teil, 1401. Teil, 1402. Teil, 1403. Teil, 1404. Teil, 1405. Teil, 1406. Teil, 1407. Teil, 1408. Teil, 1409. Teil, 1410. Teil, 1411. Teil, 1412. Teil, 1413. Teil, 1414. Teil, 1415. Teil, 1416. Teil, 1417. Teil, 1418. Teil, 1419. Teil, 1420. Teil, 1421. Teil, 1422. Teil, 1423. Teil, 1424. Teil, 1425. Teil, 1426. Teil, 1427. Teil, 1428. Teil, 1429. Teil, 1430. Teil, 1431. Teil, 1432. Teil, 1433. Teil, 1434. Teil, 1435. Teil, 1436. Teil, 1437. Teil, 1438. Teil, 1

ren solche von Laienhand vollzogenen „Reparaturen“ die Mechanik eines Klaviers gewöhnlich ihrem Ruin entgegen.

M. A. Königsberg. Die „Musik-Zeitung“ ist anfangs dreimal in einem Quartal erschienen; dagegen wurde von jenen Abonnenten remonstrierend, welche eine musikalische Zeitschrift in einem Vierteljahr der neuen Musik-Zeitung beilegt.

Br. Pl., Esseq. 1) Entweder sehr fein erzählte Anekdote oder seine. 2) Den Preis des „Chorleiterbuchs“ wird Ihnen der Verleger mitteilen. 3) Sie erhalten beim Musikalienverleger Aug. Graun in Hamburg und bei Joh. Andre in Offenbach a. M. Martinetfougerte mit Orchesterbegleitung um mäßige Preise.

J. W., Gorkum. Ihr Lied zu dem Terte von Paul Werner: „Wirtschäferlein“ trifft den schönsten Volkston an.

C. B., Bremen. Die Novelle: „Die polnische Gräfin“ ist von der Verfasserin „der berühmten Liebespaare“ und „der berühmten Freundschaften“ geschrieben.

Eifrige Leserin der Neuen Musik-Zeitung. Göthe konzertierte jüngst in Berlin und Leipzig mit großem Beifall. Ihre Frage wegen Fr. S. in der Konversations-Ecke.

F. T., Holland, Zwolle. Rühles Violinschule, vollendet von Fr. Schubert. (Dresden, Louis Bauer).

A. K., Oedenburg. Sie haben mit Ihrer Behauptung von den enharmonischen Intervallen vollkommen recht; nachzuweisen sind die Tonunterstützungen nicht auf dem Klavier, wohl aber auf Streichinstrumenten. Im übrigen haben schon die Griechen den Halbtonschritt geteilt und von Drittel- und Viertelnoten gesprochen.

Paradiesvogel. Ein jeder tüchtiger Geigenspieler wird Ihnen über beides Aufschluß geben. Für so weit ausgepönte Anfragen leider kein Raum in der Konversations-Ecke vorhanden.

J. W., Kamenz. Die Zitherchule von Bager wird sehr empfohlen. Carl Mühlke in Leipzig hat einen reichen Verlag für Zithermusik.

A., Hohenstein. Ihr Wunsch in der Konversations-Ecke erfüllt.

Th. P., Smiritz. In bezug auf das Spiel des Violine von Mozart können wir Ihnen raten, beim Beginn des Faltes das D halten zu lassen, die linke Hand zu heben und ruhig die Rechte mit derselben anzuschlagen. Dasselbe Verfahren beim 2. und 3. Falte; nur müssen Sie bei Beginn jedes Faltes das Pedal neuerdings heben.

S. C., Breslau. Sind mit Dnos reich versehen.

Joh. Georg Leeb, 1791. 1) St. Gemmings „praktische Violinschule“ (Heimlichhofen) gilt für eine vorzügliche Elementarlehre. 2) Violinos Gilden und Gavrieli, L. Schubert: „Rechte und progressive Duette über berühmte Stücke unserer großen Meister.“ 3) B. B. Viottis Duette, später F. Brunner's Gilden, P. Moser und Novelli's Gavrieli (in der 2. Auflage ist die 1. Auflage enthalten). 4) Das Instrument muß vor allem auf die Qualität des Tons geprüft werden. Der Name allein hat gar keinen Wert.

J. R. in K. 1) Männerchöre geben herans die Verleger Johann Andre in Offenbach a. M., Aug. Graun in Hamburg, Carl Mühlke in Leipzig, Hans Licht in Leipzig und F. Litolf in Braunschw. 2) Das Honorar für ein Männerquartett richtet sich nach dem Gehalt desselben und nach der Berühmtheit des Namens des Komponisten. Lieber-

Verlangen Sie gratis und franko den Weihnachts-Katalog von CARL HOLL, Goldwarenfabrik, Cannstatt.

Versand gegen Nachn. od. vorher. Barsendg. (auch Marken).
Aufträge von 50 Mark an werden franco effektiert. Nichtgefallendes wird umgetauscht od. d. Betrag zurückbezahlt.
Verkauf nur direkt an Privatkundschaft.



No. 1604 Hemdknöpfen m. 8. künstl. Brillanten. Gold Double : : : M. 3.— „ „ „ 1,50
No. 2321 Ohrschrauben m. 8. künstlichen Brillanten 14 k. Gold M. 10.— Silber Mk. 5.— per Paar.
No. 1587. Echt silberner Stockknopf M. 11.25, mit 16 k. M. 2.— mehr.
No. 1435. Broche-Châtelaine für Damen echt Silber mit verg. Kugeln n. Schleife M. 15.
No. 1553. Verlobte ter Humpen. M. 22.70.

Steinway's Pianofabrik Hamburg,

St. Pauli, Neue Rothenstrasse 20-24
ist das einzige deutsche Etablissement der Pianofortefabriken und Weithrma

Steinway & Sons, New York, London, Hamburg, und steht in keinerlei Verbindung mit jenen Fabrikanen, welche angeblich „Steinway System“ bauen, oder sich „Nachfolger“ nennen.

Die bedeutendsten Steinway-Erfindungen sind durch deutsche Reichs- und amerikanische Patente geschützt und dürfen daher nicht nachgeahmt werden.

Garantie-Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von Elfen & Keussen, Crefeld.

alles aus erster Hand, in jedem Maasse zu beziehen.
Stets das Neueste in schwarzen, farbigen, schwarzweissen und weissen Seidenstoffen, glatt und gemustert. Poulard u. Rohseide-Stoffe, Sammete und Feinche etc. zu Fabrikpreisen.
Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Dr. med. Lahmann's
Nährsalz-Cacao= und Chocolate
die einzig wirklich gesunden Cacao-Präparate weil ohne Zusatz schädlicher Alkalien hergestellt, finden zumal auch wegen ihres hohen Nährwerthes täglich mehr die Anerkennung aller Kreise.
Man verlange Gratisproben aus den alleinigen Fabrikanen
Hewel & Veithen in Köln a. Rh.

Man verlange das Fabrikat
OTTO HERZ & Co.
und beachte diese Schutzmarke
auf der Sohle.
OTTO HERZ & Co. FRANKFURT a. M.
GRAND PRIX ST. LOUIS 1904
GRAND PRIX PARIS 1889
GRAND PRIX PARIS 1887

Die besten Flügel und Pianinos liefert Rud. Ibach Sohn

Hoflieferant Sr. Maj. des Deutschen Kaisers.
Barmen, Neuerweg 40, und Köln, Neumarkt 1. A.

Neue Mark-Albums. Weihnachts-Musik. Für Weihnachtsaufführungen!

Zur Ergänzung meiner beliebten Weihnachtsalben erschienen neu
(2) die nachfolgenden 2 Bände.

Für deren Brauchbarkeit, Billigkeit und gute stoffliche Anordnung, mag nachfolgende Inhaltsangabe sprechen:
Carl Rühles Weihnachts-Alben.

Band V. Vierhändiges Weihnachts-Album. 17 vierhändige leichte Fantasien und Charakterstücke von R. Wohlfahrt u. a. Preis 1 Mk.

Inhalt: Nr. 1. O da fröhliche Weihnachtszeit. 2. Des Jahres letzte Stunde. 3. Es ist ein Ros entsprungen. 4. Der Kinder Bitten. 5. Vom Himmel hoch. 6. O Tannenbaum. 7. Weihnachtsglocken. 8. Weihnachtsbescherung. 9. Der Christbaum im Himmel. 10. Christnacht. 11. Was bringt der Weihnachtsmann. 12. Morgen, Kind-r, wird's geben. 13. Ihr Hirten erwacht. 14. Freut euch ihr lieben Christen. 15. Der Kinder Weihnachtslied. 16. Weihnachts-Röville (W. Berudt). 17. Stille Nacht, heilige Nacht.

Band VI. Der Weihnachts-Abend des jungen Violinisten 14 leichte Weihnachtsfantasien und Charakterstücke von H. Necke u. a.

Für Violine allein Preis 1 Mk. — Für Violine u. Pianoforte Preis 2 Mk.

Inhalt: Nr. 1. O sanctissima. Fantasie. 2. Stille Nacht, heilige Nacht. Fantasie. 3. Der Weihnachtsengel. Charakterstück und Festspiel mit verbindendem Text. 4. Des Jahres letzte Stunde. Fantasie. 5. Morgen, Kinder, wird's was geben. Fantasie. 6. Was die Glocken im Himmel sagen. Fantasie. 7. Nun singen wir das schönste Lied. Fantasie. 8. Es ist ein Ros entsprungen. Fantasie. 9. Knecht Ruprecht. Marsch von H. Necke. 10. O Tannenbaum. Fantasie. 11. Altes deutsches Weihnachtslied. Fantasie. 12. Du lieber frommer heiliger Christ. Fantasie. 13. Alle Jahre wieder. Fantasie. 14. Weihnachtsfest-Röville (nach W. Berudt, für Violine von Necke).

Die früher herausgegebenen 4 Bände erschienen gleichzeitig in neuen Auflagen.

Band I enthält 20 auserlesene Weihnachtslieder für eine und mehrere Singstimmen mit leichter Klavierbegleitung.

Band II enthält 8 umfangreichere brillante Weihnachts-Fantasien und Charakterstücke für Pianoforte in mässiger Schwierigkeit.

Band III unter dem Titel: „Weihnachtsklänge“ enthält 1 Weihnachtsmelodram, und 7 mässigere Weihnachtsstücke für Pianoforte.

Band IV unter dem Titel „Am Weihnachts-Abend“ enthält 1 Weihnachtsstück für Pianoforte mit verbindendem Text, 6 mässigere neue Weihnachtsfantasien und 6 neue Weihnachtslieder für 1 und 2 Singstimmen mit Pianofortebegleitung (leicht).

Carl Rühles Musikverlag in Leipzig,

Heinrichstrasse 6/7.
Köln: P. J. Tonger, Hofmusikalienhandlung.
Berlin: W. Sulzbach, W. Taubertstr. 16.
„ Peter Thelen, SW. Friedrichstr. 233.
„ Rühle & Hunger, W. Friedrichstr. 68 und S. Moritzplatz.

RIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur echt wenn jeder Topf das Namenszug J. Riebig in BLAUER FARBE trägt.
Zu haben in den Kolonial-, Delikatesswaren- und Drogen-Geschäften, Apotheken etc.

Deutscher Sect
GEGR. 1838
Matheus Müller.
ELTVILLE IM RHEINGAU.
Hoflieferant Sr. M. des Kaisers und Königs, Sr. M. des Königs von Sachsen, Sr. M. des Königs von Mecklenburg, Sr. M. des Großherzogs von Baden, Sr. M. des Königs von Hannover, Sr. M. des Königs von Preussen, Sr. M. des Königs von Bayern, Sr. M. des Königs von Württemberg, Sr. M. des Königs von Baden, Sr. M. des Königs von Hessen, Sr. M. des Königs von Nassau, Sr. M. des Königs von Oldenburg, Sr. M. des Königs von Schaumburg-Lippe, Sr. M. des Königs von Meiningen, Sr. M. des Königs von Coburg, Sr. M. des Königs von Gotha, Sr. M. des Königs von Schwarzburg-Rudolstadt, Sr. M. des Königs von Schwarzburg-Sondershausen, Sr. M. des Königs von Anhalt-Köthen, Sr. M. des Königs von Anhalt-Desau, Sr. M. des Königs von Anhalt-Bernburg, Sr. M. des Königs von Anhalt-Zerbst, Sr. M. des Königs von Anhalt-Plötzkau, Sr. M. des Königs von Anhalt-St. Assen, Sr. M. des Königs von Anhalt-Teichleben, Sr. M. des Königs von Anhalt-Wallendorf, Sr. M. des Königs von Anhalt-Wittgen, Sr. M. des Königs von Anhalt-Zeitz, Sr. M. des Königs von Anhalt-Bernburg, Sr. M. des Königs von Anhalt-Plötzkau, Sr. M. des Königs von Anhalt-St. Assen, Sr. M. des Königs von Anhalt-Teichleben, Sr. M. des Königs von Anhalt-Wallendorf, Sr. M. des Königs von Anhalt-Wittgen, Sr. M. des Königs von Anhalt-Zeitz.

Besonders reizend ist das letztere, in welchem sich eine tüchtige Leistungskraft im Tonfange kundgibt; A. Spiller hat dieselbe auch in seinen Operetten: „Der Herr Minister“ und „Die Verlobung beim Herrn Rathmeister“ bearbeitet, welche vom Köhner Männergesangsverein in Koblenz, Söding u. a. O. mit großem Beifall aufgeführt wurden.

(Schwermere.) Unter der Linde. Volkslieder. Chorus für Männerchor mit Melodramen, verbundenem Text, Klavier und event. lebenden Sängern. Dichtung von Johanna Vahs. Komposition von Aug. Richter. (Verlag von Karl N. N. in Leipzig.) Die aufwendige Zusammenstellung der vollständigen Lieder und hübschen Zeichnungen von Fritz Schanz, L. Egler und Joh. Vahs, sowie des geschickt verfassten melodramatischen Textes gab dem komponistischen Ausrüstung zu einem ungemein sympathisch wirkenden Tonwerke, welches in seinem Männergesangsverein auszuführen sollte. Es ist eine, wirksam Musik, welche uns da geboten wird, leicht zu singen, unsicher zu begleiten, im Gebotenen machbar, mit großem Geschmackszusammenhang. — 11. Krautische Lieder (Lieder für gemischten Chor mit Klavierbegleitung komponiert von Ivan K. K. (Verlag von H. F. Berg in Frankfurt a. M.) Es sind melancholische Weisen eines gedrückten Volkes, welche da im verflümmelten Gesang vorgeführt werden, und dürfen von hohen Interesse sein für jeden, der Volksmusik liebt. Auf der Seite, ob diese Volkslieder nur im Stile des Volksmuses von K. K. erfunden, oder ob Volksweisen nur von ihm harmonisiert wurden; die Texte scheinen volkstümlich zu sein. Die Ausführung erhebt ein neues Durcharbeiten beim Vortrage. Vielleicht versteht sich J. K. K. dazu, eine Sammlung krautischer Volkslieder in ihrer ursprünglichen Form und in einfacher Harmonisierung herauszugeben.

(Weihnachtskade.) „Des fremden Kindes heil'ger Geist“ (Gesicht von Müller), Melodram von A. L. Linarz (op. 28). (Verlag von Karl N. N. in Leipzig.) Eine aufwendige, im ganzen recht hübsche, leicht hörbare Komposition! — Zur Weihnachts-, Silvester- und Neujahrs-Feier. Lieder und Klavierstücke in leichter Bearbeitung von A. K. K. (Verlag von G. K. K. in Leipzig, Dresden, Chemnitz.) Für die Jugend eine begehrenswerte Weihnachtskade, welche nicht bloß gut gewählte Weihnachtslieder, die entweder auf dem Klavier oder auf dem Harmonium begleitet werden können, sondern auch leichte Klavierstücke enthält und sehr nett ausgestaltet ist. — Zwei Weihnachtsstücke für Violin und Klavier von Gustav G. G. (op. 43). (Verlag von Otto Forberg in Leipzig.) Das erste behandelt das bekannte Choralmotiv „O sanna“, das andere ist eine Phantasie-Transkription „Stille Nacht, heilige Nacht“. Für den Geiger und für den Klavierspieler werden in beiden Stücken nicht hohe Anforderungen gestellt.

Zitherhülle von Ed. Bayer. (Verlag von P. G. H. in Trier.) Ein treffliches Werk, welches auch für den Selbstunterricht gut geeignet ist; es enthält melodische Übungsstücke und vermeidet die Intervallenübungen, welche ermüdend auf den Schüler wirken und ihm die Lust an Zitherspielen verheben. Ganz recht hat der Verfasser, wenn er bemerkt, daß ein jedes Musikstück eine Intervallenübung geübt werden könnte. Die melodischen Übungen lehnen sich je zweckmäßig an die theoretischen Winke an und behandeln meist beliebige Lieder und Tanzweisen. Der erste Teil dieser Zitherhülle hat, ein Beweis ihrer Zweckmäßigkeit und erfolgreichen Methode, bereits die dritte, der zweite Teil die siebente Auflage erlebt.

Litteratur.

Wieder-Symphonien von Schulte vom Brühl. (Verlag und Druck der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.) Ein Dichter von Gottes Gnade ist dieser Schulte vom Brühl, nach dessen in zweiter Auflage erschienenen Wieder-Symphonien ein jeder Freund echter Poesie ebenso wie ein jeder Komponist greifen sollte. Gleich die erste Gruppe der „Frühlings-Symphonien“ enthält eine Fülle von Gedichten, in denen Bekante, Empfindung und metrische Form sich vollständig annehmen und schließen und die sich für den Tonfall ungemein gut eignen. Dasselbe gilt von den anderen Gruppen der anpreisenden Sammlung, welche die Titel „Die blaue Blume“ und „Sehnsucht-Symphonien“ führen. Man lese nur ein, zweimal diese wundervollen, edelgedachten Verse und die Melodie zu ihnen wird sich bei mühsamer Lektüre von selbst einstellen. Auch die stimmungsvollen Dichtungen: „Vornege“ und „König Hönig“ wurden gewandten Komponisten Anregung zu wirksamen Tongemäßen oder Liederspielen geben. Die mit seltenem artistischem Geschmack gewählte, dem ganzen Inhalt des Buches ent-

sprechende Ausstattung macht es zu Festgeschenken besonders geeignet.

Eller, Mein Onkel Benjamin. Deutsch bearbeitet von Ludwig B. B. Dritte Auflage. (Kleiner Verlagshandlung in Stuttgart.) Wer nicht streng konservativer Gesinnung und frengeländigen Gemüthes ist, dem wird die Lektüre dieser meisterhaften Uebersetzung des französischen Originals einen hohen Genuß bereiten. Die Erzählung, welche eine prächtige Charakteristik des Dichters und seiner Zeit voranstellt, bietet schließlichen Humor, mit scharfem Verstand Beobachtetes und beifälligen Spott. Die Ereignisse des dem Freunde des Lebens zugehörigen Selbst der Erzählung, in dem die Sorglosigkeit des Künstlers mit der Enthaltsamkeit eines Philosophen sich vereinigen, sind menschlichen Verhältnissen entnommen und zum Teile von Zweckmäßigkeits-erleuchteter Wirkung; dabei sind sie mit einer Fülle großer Gedanken und Reflexionen verflochten, in denen das innige Gefühl für Natur und menschliche Interessen, der Geist für Freiheit und Gleichheit in vollkommener, farbiger und naturwunderlicher Sprache zum Ausdruck gelangen. r.

Gebilde von J. J. K. K. Zweite stark vermehrte Auflage. (Verlag von G. K. K. in Stuttgart, 1891.) — Das die Gebilde von J. J. K. K. zu sein eine zweite Auflage erleben, beweist, daß unser Volk, das sich in erster Linie mit großen politischen, sozialen und volkswirtschaftlichen Problemen beschäftigt, denn doch auch dem Gebiete der Poesie seine Aufmerksamkeit zuwendet und aus der Uebersetzung des Mittelalters mit sicherem Verständnis das Gute, Tüchtige, Aufregende herausfindet. Die Gebilde der geistvollen Poesie erheben sich denn auch hoch über das Niveau lyrischer Durchschnittserzeugnisse; — in jedem derselben merkt man die vielseitige Bildung, die klare Weltanschauung, tiefes, ja lebensdienliches Empfinden, eine lebhaft Phantasie und eine meisterhafte Beherrschung der metrischen Form. Besonders behandeln die Sonette dieser Sammlung edle Gedanken in einer harmonischen Versform. Lieder, die sich zum Komponieren gut eignen, finden sich darin genug; viele fordern bei ihrem lebhaften Empfindungsgehalt zum musikalischen Ausdruck förmlich heraus. Die typographische Ausstattung der Gebilde ist tadellos.

Wagart auf der Reise nach Prag. Novelle von Eduard Mörike. (Verlag von G. K. K. in Stuttgart, 1890.) Dieses reizende Märchen, von bestechendem Reiz, birgt in der lebhaften Form auch eine seltene Seele: die kleine Novelle gehört nämlich zu dem Besten, was Mörike geschaffen; die Charakterzeichnung Wagarts ist mit den einfachsten Mitteln eine ebenso scharfe als sympathische und der leichte, reine Stil der sinnig-fröhlichen Erzählung läßt den Leser eine sehr angenehme Stunde verbringen. r.

Allgemeiner Deutscher Musiker-Kalender für 1891. Redigiert von Bernhard Wolff. 13. Jahrgang. (Verlag von Naab & Mothow in Berlin.) Ein für jeden Fachmusiker, Musikfreund, Veranstalter von Konzerten u. s. w. unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch! Es enthält die Angabe aller musikalischen Institute und Vereinigungen in Deutschland, Österreich-Ungarn, Schweiz, Anhalt, Schweden, Norwegen, Holland und Dänemark, dann Musikeradressen, deren alphabetische Ordnung erwünscht wäre, Verprechungen von neuen Kompositionen sowie von Widern, welche sich auf die Zukunft beziehen, ein Verzeichnis von Gedächtnistagen sowie eine Opern- und Konzertsittatistik in einer meist zweckmäßigen Zusammenfassung.

Gefesandf.

Stuttgart (Kinder-Kongert). Die bliesige tüchtige Musiklehrerin Frau Amalie Elller, welche auch in ihrem Wohnort, dem hiesigen Wabert, Genuß mit Erfolg tätigt ist, gab vor kurzem ihr alljährlich wiederkehrendes Kinderkonzert im Saale der Liederhalle. Wie in den früheren Konzerten, so waren auch diesmal Saal und Galerie überfüllt und wieder zeigten Frau Herzogin Maria, nebst den Prinzessinnen Olga und Olga, die über 3 Stunden dauernde Aufführung durch ihren Besuch aus. In etwa 30 Liedern ließen sich die kleinen Schillerinnen im Alter von 5—14 Jahren hören, und war die Reinheit und gute Musiksprache, oft sogar der charakteristische Ausdruck in den Vorträgen voll anzuerkennen. Kleine Deflationen waren zwischen den Liedern eingefügt, und am Schluß führten die kleinen das hübsche Kinder-märchen „Hottappchen“ auf, das tüchtig einflutet, in musikalischer, wie dichterlicher Beziehung recht gut ging. Zu bewundern waren hier namentlich die kleinen Chöre, welche rein gefungen wurden. Der Anblick der kleinen Sängerinnen war reizend und die Zuhörer waren ganz bingerissen von der allerliebsten Aufführung. Die hiesige Lehrerin erhielt allseitige Anerkennung und auch die Frau Herzogin Maria sprach ihre Befriedigung mit deren trefflicher musikalischer Tätigkeit aus. K. St.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Etüden-Schule des Klavierspielers.

Mustersammlung von Etüden aller Stilarten in lückenloser Folge von der unteren Elementarstufe bis zu Chopin, Henselt und Liszt. Für den Unterricht bearbeitet von Conrad Kühner. 12 Hefte, je 3 M.

Diese neue, eigenartige, mit pädagogischer Sachkenntnis zusammengestellte instruktive Sammlung bietet aus den zahlreichen Etüdenwerken älterer und neuerer Zeit den für Unterricht und Hausgebrauch zweckentsprechendsten Stoff.



Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

E. Polko

Musikalische Märchen.

Neue durchgesehene Ausgabe in 2 Bänden. 1. Band 22. Aufl. — 2. Band 12. Aufl. Mit Titelbildern in vornehmem Einband mit Goldschnitt gebunden je 6 Mk., einzeln käuflich.

„Schon seit langen Jahren sind mir die M. M. ein lieber Zau ergnell, auf welchem ich mich inmitten der schwülen und ungesunden Atmosphäre jetziger Litteratur wahrhaft erfrische und gesund trinke! Ich habe das Erscheinen dieses trefflichen Buches in seinem neuen, so prächtigen und geschmackvoll ausgestatteten Gewand doppelt freudig begrüßt, weil ich weiß, dass dadurch dem Bedürfnis der lesenden weiblichen Jugend ein grosser Dienst erwiesen wird.“ N. von Eschstrub.

Ueberall vorrätig!

Verlag von Friedrich Schirmer in Berlin W., Linkstr. 42

Durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verleger ist zu beziehen:

Roman von M. Bernhard. Eva Leoni.

33 Bogen 8° (521 Druckseiten). Elegant eingebunden Preis 6 Mk.

Mit besonderer Genugthuung bieten wir mit dieser vortrefflichen Erzählung einer rasch zur Anerkennung gelangten Schriftstellerin, deren neuestes Werk z. V. in „Gartenlaube“ erscheint, ein Buch an, welches von einem hervorragenden Kritiker als „das schönste Geschenk für das weibliche Geschlecht“ bezeichnet wurde.

Ein bewundernswürdiges Schillerungsvermögen befähigt die Verfasserin von „Eva Leoni“, nicht nur in die Herzen dieser Frauen das tiefste Mitgefühl zu erwecken, sondern auch das Interesse für dieselbe bis zur letzten Zeile, dem freudigen Ausgange des Romans, fest zu halten. Wer am herannahenden Weihnachtsfeste ein geeignetes Geschenk für Damen sucht, der wähle „Eva Leoni“, ein Buch, welches wert ist, immer wieder gelesen zu werden, zur besten Lektüre für Deutschlands Frauen und Töchter geeignet.

Von der in gleichem Verlage erscheinenden Zeitschrift: „Dieses Buch gehört der Hausfrau!“ sendet die Verlagsverwaltung gern gratis und franko Probenamen!

Neue Chopin-Biographie.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig ist erschienen:

Friedrich Chopin als Mensch und als Musiker von Friedrich Niecks.

Zwei starke Bände gr. 8°. Mit 4 Portraits und faksimilierten Handschriften. Geheftet Mk. 15 netto. Eleg. gebunden Mk. 18 netto.

Neue billige, höchst elegant ausgestattete Albums.

Zu Geschenken besonders geeignet. Für Pianoforte.

Concert-Album. Enthaltend 18 Kompositionen v. Fr. Spindler, Sidney Smith, Charles Morley, Gustav Lange etc. Eleg. kart. Pr. M. 3.—

E. Friedrich, Liedergrüsse. 40 Tonstücke über bekannte Melodien, leicht und eleg. bearbeit. Eleg. kart. Pr. M. 3.—

Operetten-Album. Enthaltend 50 Operetten in Form von Potpourris, Variationen etc., leicht bearbeitet von Franz Görner. Eleg. kart. Pr. M. 3.—

Jungmann-Album. Enthaltend 40 der schönsten Lieder für Pianoforte bearbeitet. Eleg. kart. Pr. M. 3.—

Salon-Abum. Enth. 18 Kompositionen von Fr. Spindler, Franz Behr, Charles Morley, Gustav Lange etc. Eleg. kart. Pr. M. 3.—

Johann Strauss-Album. 100 Tänze in erleichterter Bearbeitung von Franz Görner. Eleg. kart. Pr. M. 3.—

Universal-Tanz-Album. Enthaltend 100 der beliebtesten Tänze in leichter Spielart. Eleg. kart. Pr. M. 3.—

Weihnachts-Album. Enthaltend 15 der schönsten Salonstücke von Fr. Spindler, W. Popp, Franz Behr, Gustav Lange etc. Eleg. kart. Pr. M. 3.—

Zu beziehen, auch zur Ansicht und Auswahl, durch jede Musikalien- und Buchhandlung.

Verlag von Otto Forberg (vorm. Thiemers Verlag) in Leipzig.

Prächtiges Weihnachts-Geschenk

für die Jugend
im Alter von 8 bis 15 Jahren.

Band-Ausgabe der Musikalischen Jugendpost.

Illustrierte Zeitschrift für die Jugend.

Mit Beiträgen erster Jugendschriftsteller und Komponisten.

Jahrgang 1890.

Mit zahlreichen, sorgfältig gewählten

❁ *Musik-Beilagen.* ❁

≡ Elegant gebunden Preis 5 Mark. ≡

Der **Württembergische Staatsanzeiger** sagt über das Buch:

Die »Musikalische Jugendpost« unterscheidet sich von anderen Jugendblättern, dass sie speciell an die Musik anknüpft und nicht nur allgemeine Unterhaltung und Belehrung zu geben unternimmt, sondern ganz besonders die musikalischen Uebungen der Jugend zu fördern und durch angenehme Einkleidung diesen Studien Reiz zu geben versteht. Vermieden ist das Einförmige und das abstoßend Lehrhafte, dagegen zeigt sich schon beim Durchblättern eine bunte Mannigfaltigkeit der Behandlung. Man findet **Erzählungen, kurze Belehrungen in ansprechender Form, Schwänke, Anekdoten, aufführbare kleine Theaterstücke, Gedichte, Märchen, Rätsel etc.** Namentlich aber kleine, **sorgfältig ausgewählte Musikstücke** (höchst bedeutende Komponisten sind vertreten), welche dem jugendlichen Fassungsvermögen und der Spannkraft kleiner Hände angepasst sind. Wer an den Genuss des Trefflichen in der Musik gewöhnt werden soll, hier findet er Unterweisung, und zwar eine solche, die gerade das rechte Mass des Freundlichen innhält, um daneben dem Ernst der Kunst Raum zu lassen und ihn zu fördern.

• Somit sei die **Musikalische Jugendpost**, die der strebsamen Jugend eine Fundgrube von Anregung, Erheiterung und Belehrung bietet, den Eltern als Weihnachtsgabe zur Anschaffung für ihre Kinder bestens empfohlen.

Stuttgart.

Hochachtungsvoll

Carl Grünigers Verlag.

Auch die früheren Jahrgänge 1886, 1887, 1888 und 1889 sind noch, soweit der Vorrat reicht, zu je M. 5.— elegant gebunden zu beziehen.

← Bestell-Zettel. →

D... Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung von

1 Musikalische Jugendpost

nebst allen Musik- und anderen Gratis-Beilagen.

Jahrgang 1890, elegant gebunden 5 Mark.

(Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart.)

Name: Wohnort: Straßenz. u. Nr.:



Neue Musik-Zeitung.

Verlag von Carl Grüniger, Stuttgart-Leipzig (vorm. P. J. Tonger in Köln).

Vierteljährlich 6 Nummern (72 Seiten) mit zum Teil Musik-Text, vier Musik-Beilagen (16 Groß-Quartseiten) auf starkem Papier gedruckt, bestehend in Instrum.-Kompos. und Liedern mit Klavierbegl., sowie als Extrabeilage 2 Bogen (16 Seiten) von Dr. R. Svoboda's Musik-Geschichte.

Inserate die fünfspaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfennig. Alleinige Annahme von Inseraten bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin und dessen Filialen.

Preis pro Anzahl bei allen Postämtern in Preussland, Österreich-Ungarn und Luxemburg, sowie in sämtlichen Sach- und Musikalien-Bandungen 1 Mark. Bei Abrechnungsbefreiung im deutschen Postgebiet Mk. 1.30, im Weltpostverein Mk. 1.60. Einzelne Nummern 25 Pf.

Ludwig v. Beethoven und Gräfin Giulietta.

Historische Erzählung von J. Barber.
(Zusch.)

III.

Im Salon der Frau von Erdmann steht Beethoven die Gräfin Gallenberg zuerst wieder. Ein stummer Händedruck, ein Blick, der in die Seelen dringt — die beiden haben sich auch ohne Worte verstanden. Die mündliche Mitteilung ist ja leider angeschlossen; das, was sich andere Menschen unter ähnlichen Verhältnissen im Stillen zu sagen haben, darf hier nur das Auge verraten. Doch nein! Beethoven weiß sich zu helfen. Versteht sie doch die Gefühle, die er in Tönen ausdrückt, besser als das gesprochene Wort!

Der Gräfin einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend, geht er zum Flügel; sein Spiel ergreift alles mächtig. Gräfin Julia ist aber zu Thränen gerührt und kann sich kaum beherrschen. Sie ahnt, was die rührend klagenden Melodien jagen wollen, ihr sind sie ein Mahnung an die Tage ihrer ersten Liebe. Bald schritt es jäh ab, dann wieder stark aufstimmend ergreifen die Töne ihr innerstes Sein, sie möchte hinstürzen zu des Meisters Füßen, seine Vergebung ersehen, doch drücken steht zornfunkelnd ihr Gemahl, dem ihre Bewegung nicht entgangen ist: — sie fühlt aller Blicke auf sich gerichtet und glaubt vor namenlosem Weh in den Boden sinken zu müssen.

Beethoven wachte sich in lautloser Abgeschlossenheit, alle Qualen seines zertrümmerten Lebens veranlassen sich in süße Harmonien; bald glaubte man die schmerzgefüllte Klage, bald das Aufjubeln der befreiten Seele zu hören und zwischen ihnen tausend harmonische Uebergänge, in denen die ganze Qual, das ganze Glück einer tiefempfundenen Liebe nachklingte.

Da Beethoven etwa nach einer halben Stunde geendet, suchte seine Wirtin diejenige, der sein Spiel gegolten. Sie war nicht mehr unter den Anwesenden. Als Graf Gallenberg sah, daß sie die Selbstbeherrschung verlor, hatte er ihr den Arm gereicht und sie, ohne sich zu verabschieden, hinweggeführt. Beethoven durchließ alle Zimmer, man räumte ihm zu, daß Gräfin Giulietta unmöglich geworden; doch hatte er es nicht gehört. Er lief wie ein Wahnsinniger davon, erst nach ihrer Wohnung, und als er hörte, daß sie nicht da sei, daß sie möglicherweise nach ihrem Vanhoben gefahren, gegen die Schindbrunner Allee hinab! Die Passanten sahen den in Sturmeschritt dahin Haupt Bahin-

eilenden, schüttelten die Köpfe und meinten: „Guter, mit dem es nicht richtig ist!“ Zum Tode erschöpft ließ sich Beethoven endlich auf einer Bank nieder; die Müdigkeit überwältigte ihn, er schlief ein.

Gegen Morgen weckte ihn ein vorbeifahrender Bauer. Jetzt erst überkam ihn das Gefühl der Verlassenheit. — Wo war er? — Ihn frohste es; er



Heinrich XXIV., Prinz Reuß i. L. (Zeit j. S. 294.)

hatte das Bedürfnis, etwas zu genießen. Ohne sich viel zu bedenken, sprang er über den Zaun, der den jenseits der Straße liegenden Garten umgab; er hoffte, irgend ein menschliches Wesen zu finden, das ihm eine Labung reichen könnte. Am Ende des wohlgepflegten Gartens gewahrte er einen reizenden Pavillon, dessen Thüren sonderbarer Weise offen gelassen waren. Er trat ein. In der Mitte des kleinen, mit Schling-

pflanzen umwundenen Mannes stand ein Flügel, zu dessen beiden Seiten die Büste Mozarts und Haydns, und dort zwischen Vorberbäumen die seine aufgestellt waren. Es berührte seine Finger die Tasten; in Tönen sezte das Weh, das sein Inneres bewegte, aus; immer bewegter wird sein Spiel. Wie der Meister sich in ergreifenden Klängen auszuvinde! — Und mit ihm weinten noch zwei schöne Augen, die Augen derjenigen, die seines Lebens Schutzgeist hätte sein sollen. Unbemert war, nachdem Beethoven einige Töne angeschlagen, Gräfin Julia eingetreten. „Großer Gott," rief sie, „er und zu dieser Zeit!“ Unwillkürlich fühlte sie, daß Beethovens Anwesenheit einem Zufall zuschreiben war, aber sie sagte sich auch, daß ihr derlei verhängnisvoll werden könne. Schon wollte sie den Meister bitten, inne zu halten, sie nicht bloßzustellen, doch sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihn in seinem Herzenstergreife zu fördern. Andächtig lauschend, einer Bildsäule gleich, stand sie da, sich mit ihm eins fühlend, in seinem Schmerz, in seiner Begeisterung, in der Verachtung der Welt, in der Liebe zu allem Edlen. Da legte sich schwer eine kalte Hand auf ihre glühend heiße Stirne. „Hier ist kein Platz für die Gräfin Gallenberg," sagte streng der Graf, und seine Gattin hinwegjährend, gab er einem Diener Befehl, den Meister zu ersuchen, zu solch' früher Stunde nicht mehr zu erscheinen. Zwischen den beiden Ehegatten kam es nun zu mancherlei Herwürfnissen. Die Gräfin wollte und konnte nicht einsehen, daß ihr Verhältnis zu ihrem Jugendfreund, dem jetzt unglücklichen, des Zuspruchs zu bedürftigen Mann, unfaßbar sei. Sie war sich bewußt, ihrem Gatten die Treue zu bewahren, waren ja ihre Beziehungen zu Beethoven rein idealer Natur und demgemäß, so meinte sie, dürfte ihr Verkehr auch nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden. Indes die böse Welt war anderer Ansicht. Beethoven hatte Freude genug, die ihm sein reines Glück nicht gönnten. Gerhard von Brenning hatte den Meister wiederholt aufmerksam gemacht, daß Graf Ballhorn, derjenige, der ihm einst wegen einer unbedachten Aeußerung Rache geschworen, seine und der Gräfin Zusammenkünfte beobachtet, vermutlich, um Graf Gallenberg von demselben zu unterrichten. „Der Glende!" rammte Beethoven wild auf. „Ernebrigt er sich so weit, daß er sich zu Spionendiensten hergibt? Was habe ich ihm gethan?" „Du hast die Worte vergessen," mahnte Gerhard, „die du ihm und seiner Mutter einst zugehen?" „Die Worte," entgegnete Beethoven, „enthielten die Wahrheit, keine Verleumdung. Noch heute würde ich ihm wie damals zu-

rufen: 'Vor solchen Schreien spiele ich nicht,' wenn er es wagen wollte, mit seinem abtönern Gepländer mein Spiel zu stören. Heute,' sagte er wehmütig hinzu, 'würde ich leider dieses abtöner Gepländer nicht einmal hören! — Ich bin ein armer, geschlagener Mann, ein Ueberflüssiger auf dieser Welt, die ich nicht so geliebt! Er verfiel in ein tiefes Sinnen, bemerkte nicht, daß Gerhard sich von ihm verabschiedete, nicht, daß der Diener einen Brief auf den Tisch legte, nicht, daß sein Neffe inzwischen eingetreten war. Dieser durchblätterte die auf seinem Schreibtisch liegenden Briefschaften, offenbar in der Absicht, sich über etwas zu unterrichten. Endlich schien er das Gewünschte gefunden zu haben. Er nahm ein rosafarbenes Papier, steckte es zu sich, indem er sagte: 'Dirte dem Vortrith gerade erwünscht kommen! Ist im Grunde ein nobler Kerl, fast wie ein Vater meine Schulden, während dieser Moralprediger — er dachte auf Beethoven — mich mit guten Ermahnungen abzuweisen sucht.' Das Vorlesende vergab, daß Beethoven bereits Tantebe für ihn gepostet, die meisten seiner Zeichnungen von seinem letzten Jahre an bekräftigt hatte und sich nur deshalb seit letzter Zeit von ihm fernhielt, weil er in Erfahrung gebracht, daß man im Begriffe war, ihn loser Striche wegen von der Universität zu verwiesen. Der Brief, den er zu sich gesteckt hatte, um ihn dem Grafen Wallhorst zu übermitteln, enthielt eine Einladung zur Gräfin Galtin; sie jedoch, er werde Galtin, wie er gewünscht, sicher bei ihr treffen, sie komme, um ihn nachsicht sprechen zu können, eine Stunde früher als die Geladenen.

Als Beethoven aus seinen Träumereien erwachte, war der Neffe mit dem Brief unbemerkt verschwunden. Er hatte nichts Giltigeres zu thun, als ihn dem Grafen Wallhorst zu überbringen. Dieser durchsah ihn und trümpfend rief er: 'Das wird fangen! Noch heute zeige ich dieses Schriftstück dem Grafen, er muß auf Beethoven schicken — die meiner Mutter zugehörte Vereidigung ist gerächt.'

Jedoch Graf Wallhorst hatte vergessen, daß Gräfin Galtin selbst in ihres eifersüchtigen Watten Augen so hoch über jeden Verdacht erhoben war, daß er nie an eine Schuld gekam, und auch jetzt seit entschlossen war, den Verleumder zu züchtigen, der es wagte, seiner Gattin Ehre anzutasten.

Als Graf Galtenberg noch am Abend desselben Tages dem Grafen Wallhorst begegnete, rief er ihm vor Zugen zu: 'Sie sind ein ganz erbärmlicher Schurke, ein Spion, für den aber ein Strich als die Angel geschaffen ist.' Graf Wallhorst erbleichte, wankte, und mußte von Freunden gehalten werden, um nicht umzufallen. Diesen Ausgang hatte er nicht erwartet. Was blieb ihm übrig, als Graf Galtenberg zu fordern? Das Neß fand bereits am Morgen des nächsten Tages statt. — Wallhorst wurde als Leiche vom Bahnhofs getragen. Wenige Tage später sah man Graf und Gräfin Galtenberg im Reisewagen die Stadt verlassen. Die Gräfin sah verwundet aus; sie hatte von ihrem Gefertigen für immer Abschied genommen und, um allen Aufregungen und Widrigkeiten zu entgehen, selbst in die Reise gewilligt. Ihr Gemahl hatte ihr Mitteilung von Wallhorsts Verleumdung gemacht, auch davon, wie er sie gerächt. An der Seite ihres Gatten sah sie die Schweiz, Paris, die Riviera. Nichts vermochte sie zu erfreuen; kam aber ein Brief von Beethoven, da leuchtete ihr Auge in seinem alten Glanz, da war sie wieder die alte, lebte Julia Guicciardi von ehemals.

Als die Kunde von Beethovens Tod zu ihr drang, versiel sie in ernste Krankheit, die sogar ihren Geist zu umwachten drohte. In lebhafte Fieberphantasien sprach sie nur von ihm, von ihrem Unglück, von ihrem Lebensüberdruß. Jedoch, ihre kräftige Natur siegte auch diesmal. — Nachdem sie genesen, sahen es, als ob sie ihrem Gatten jetzt fremdlicher gegenüberstünden. 'Un mariage à trois,' hatte Graf Galtenberg oft leuchtend gesagt, 'ist ein Weib, das anzusetzen ist nicht meinem bittersten Feinde gönne.' Gräfin Galtin starb im Jahre 1846. Ihre letzten Worte waren: 'Das Leben ist wert, gelebt zu werden!' So konnte mit Recht die Frau sprechen, welcher einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit sein Denken und Fühlen geweiht hat.

Heinrich XXIV., Prinz Ruß j. L.

Die Muse der Tonkunst besucht die Paläste der Vornehmen, wie die Pflücker der Niedrigen mit gleicher Teilnahme: kein Vorrecht der Geburt und des Reichthums kann die Wahl ihrer

Liedlinge beeinflussen, und für ihr geheimnißvolles Wirken, kraft dessen sie bald diesen, bald jenen mit der Begabung für die edle Kunst begnadet, haben die Menschen — zum Glück! — den Schlüssel noch nicht gefunden.

Ich habe an dieser Stelle vor einiger Zeit auf die bedeutende musikalische Begabung hingewiesen, welche aus den Absentionen Friedrichs des Großen zu erkennen ist. Bekanntlich hat auch seine Schwester, Prinzessin Anstie, komponirt, ebenso, wenn auch nur nebenbei und gelegentlich, seine Schwester Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth. Alle überstrahlt aber das Talent des Prinzen Louis Ferdinand. Die Musikliebe in fürstlichen Kreisen hat seither nicht im geringsten nachgelassen, und wer in denselben verkehrt, weiß, daß man dort auch in der praktischen Ausübung der Kunst, namentlich im Klavierspielen, Singen, Begleiten eines wahrhaft künstlerischen Gesangs begegnet. Versäßer dieser Zeilen wurde einmal zu einer prinzipalen Tafelrunde eingeladen. Als einer der Anwesenden irgend eine Idee auszusprechen wollte, die er nicht genau im Gedächtnis hatte, legte sich ein anderer aus Klavier, begleitete die Arie aus dem Kopf und jussierte dabei noch den Text. Es war der Großfürst Sergé Luchinsberg, der diese Probe musikalischer Gewandtheit ablegte, der nämlich, der im russisch-türkischen Kriege vor Wiena flet. Von ausgezeichneten Klavierspielern der Aristokratie seien nur die verstorbene Frau von Musbanoff und die jetzige biederliche Hofkapellmeisterin in Petersburg, Gräfin Wolkenstein, geb. Gräfin Schleinitz, genannt.

Unter den fürstlichen Komponisten, welche ihrem Talent nach auch unter den Künstlern auf einen hohen Rang Anspruch erheben dürfen, ist der begabteste gegenwärtig Prinz Heinrich XXIV. von Ruß. Er gehört einer prinzipalmusikalischen Familie an. Sein Vater hat sich in verschiedenen Kompositionen, die auf seinen Wunsch allerdings nur in Privatkreisen Verbreitung gefunden haben, als gebiegender, in den klassischen Formen vollkommen fasslicher Komponist hervorgethan. Er war es auch, der dem am 8. Dez. 1855 geborenen Prinzen Heinrich den ersten Unterricht im Klavier und Orgelspiel, sowie im Generalbass zu teil werden ließ, und den Knaben, da derselbe eine hübsche Sopranstimme besaß, fleißig Händels Oratorien vom Blatt singen ließ, wobei denn aus den eigens nach der Partitur ausgeschrieben Stimmen gelungen werden mußte. Auch Bachs Klaviermusik, welche der Vater fleißig spielte, lenkte die Neigung des Knaben sehr bald den unversehrlichen Quellen aller modernen Musik zu. Aber auch der rege Verkehr von ausgezeichneten Musikern im elterlichen Hause zu Wien, die zahlreichen musikalischen Aufführungen in demselben übten frühzeitig einen beträchtlichen Einfluss auf den musikalischen Sinn des jungen Prinzen aus. Das Hellmesbergerische Quartett, welches sich daselbst häufig versammelte, ersah ihm in musterhaften Aufführungen der Streichquartette Haydns, Mozarts und Beethovens die Schönheiten der klassischen Musik und ihrer vornehmsten Ausstattung. Ein Sängerkor machte ihn mit den capella-Gesängen der alten Italiener und Niederländer bekannt. So kam es denn, daß alle diese Meister, noch ehe Prinz Heinrich ihre Größe und Eigenthümlichkeit mit Bewußtsein zu erkennen und zu verstehen vermochte, die liebsten Freunde und Gefährten seiner Jugend wurden.

Diese musikalischen Uebungen und Anregungen durften jedoch, um die Vorbereitungsstudien für das Gymnasium nicht zu schädigen, nur nebensächlich behandelt werden; dennoch konnte es nicht fehlen, daß sie ein so reich begabtes Talent wie jenes des Prinzen zu allerhand Kompositionsversuchen ermunterten. Unter diesen befand sich ein Violinquartett, das zwar nur einen von den damaligen Spielern heute noch nicht vergessenen Heiterkeitsfolg errang — natürlich unter strengem Ausschluss der Öffentlichkeit, im väterlichen Hause —, das aber dennoch unabweisende Spuren einer gefunden schöpferischen Anlage in sich trug.

Während seines Gymnasialstudiums in Dresden genoss der Prinz den ausregenden theoretischen Unterricht des vortrefflichen Musikdirektors Witting; durch die vorzüglichen Aufführungen der Königl. Kapelle wurde er bald mit den Schätzen der Orchesterliteratur vertraut, von denen er u. a. auch Schubert und Schumann genauer würdigen lernte. Einen unvergesslichen, mächtigen Eindruck empfing er durch die Ausführung des deutschen Requiem von Brahms, der ihm seither zu einem leuchtenden Vorbilde geworden ist.

Leider aber mußte die immer gebietender sich geltend machende Schynheit, der Musik ausschließlich zu leben, vor den despotischen Anforderungen der Schule zurücktreten, ein Verhältnis oder vielmehr

Mißverhältnis, welches im wesentlichen so lange andauerte, als der Prinz nach Absolvierung des Gymnasiums die Universität Bonn bezog und in derselben Stadt als Offizier eintrat. Nachdem er 1879 den Militärdienst verlassen hatte, fand er in Leipzig, wohin er sich zur Vollendung seiner Universitätsstudien begeben, in Dr. Wilhelm Aulst, dem verdienstvollen Herausgeber der Bad-Ausgabe, und in Heinrich v. Herzogenberg zwei mächtige Förderer seiner Begabung. Namentlich der treuen, gründlichen und geistvollen Unterweisung des letztgenannten verdankte er einen großen Fortschritt in der Beherrschung der Kunstmittel. Endlich im November 1882 erfüllte er mit der Ablegung seines Doktorregimens die letzte der ihm etwa obliegenden Staudeskränkungen und konnte sich nunmehr frei und unbehindert den tonkünstlerischen Schaffen widmen. Der erste Schritt in die Öffentlichkeit war die anonym, aber mit zweifellosem Erfolg veranstaltete Aufführung eines Streichquartetts durch Hellmesberger in Wien 1881. Diefem folgten ebenfalls die Quintette in F mit zwei Violinen, in A mit zwei Violoncellen, ein Trio in E moll und Vieler. Von den zahlreichen seither geschaffenen Werken sind ein Quartett in D moll, zwei Sefte Lieder, Quintett in F und Violoncello in G moll im Druck erschienen. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregten die u. a. in Hamburg, Berlin, Köln, Krefeld aufgeführten Symphonien in D und in C moll.

Wie schon angedeutet wurde, ist der Prinz ein warmer Verehrer der Brahms'schen Tonnisse, und was die weitestliche Entwicklung des musikalischen Gedankens, den Ernst und die Tiefe seiner Tonprache anbelangt, so steht er dem Vorbilde allerdings sehr nahe. Das Gedächtnis, der pathetisch-rhetorische Zug dagegen, den wir manchmal bei Brahms gewahren, ist dem Prinzen Ruß vollkommen fremd; er darf in bezug auf die Unmittelbarkeit und Frische seiner Erfindungsgabe eher mit Schubert verglichen werden. Er ist, alles in allem, ein hervorragendes, ernst strebendes Talent, von dem man noch große Dinge erwarten darf.

Von seiner Persönlichkeit wird jeder, der mit ihm in Verührung gekommen ist, nur den gewinnendsten Eindruck davongetragen haben. In allen schuldigen Interessen und Nüchternen wohlbewahrt, geistvoll, rege in der Unterhaltung und mitunter den Sarkasmus als Gesprächswürze benutzend, versteht er es, seine Umgebung geistig zu erquickend. Er fühlt sich vollkommen eins mit den Künstlern, und seine Auszeichnung auf dem Feste des Kölner Tonkünstlervereins (geseantlich des Niedergerinischen Musikfestes in Köln 1888) hat ihm die allgemeinsten Sympathien eingetragen. Nur an seinem vorübergehenden Takt in der Unterhaltung, an der liebenswürdigen Höflichkeit, mit welcher er sich jeder Persönlichkeit, jedem Gesprächsstoff anpassen weiß, möchte man einen erlebten Vertreter seines Standes heranzukerkennen.

Otto Reigel.



Im Gannendust.

Eine heitere Weihnachtsgeschichte von Elise Polko.

Ein eifrigerer Musikfreund lebte wohl im Anfang dieses Jahrhunderts in den deutschen Landen, als der Prinz Max, Vater des nachmaligen hochgelehrten Dantes-Niederlegers, König Johann von Sachsen. — Ein musikalischer Gatte und zärtlicher Vater, kannte er keine größere Freude, als einen Abend im engsten Kreise der Seinen und im zwanglosen Verkehr mit anregenden Menschen, — aber nur mit Musikbegleitung. Die Kinder erhielten, gleichwohl ob sie sich talentvoll oder unbegabt zeigten, von frühester Jugend an den besten Musikunterricht, natürlich von italienischen Musikern, von denen damals die Hofkapelle wimmelte, die noch von dem berühmten Adolf Hasse her ihre Zusammenstellung behalten und viele recht ergaute Mitglieder enthielt. Es war ein Nachkomme und Verwandter des Lehrmeisters der musikalischen, geistvollen Maria Antonia, Ferrandini, der das Violoncello den drei prinzipalen Brüdern, Friedrich August, Clemens und Johann beizubringen verstand. Das konnte doch nicht gar so schwer sein — der Vater freute sich schon im voraus auf die Konzerte mit seinen Söhnen. Die hübsche ununter Stiefmutter der

Kind, die Prinzessin Luise, zweite Gemahlin des Prinzen Mar, bezauberte mit ihrer schönen Mittheilung jeden Hörer und sang ihre italienischen Arien wie eine Primadonna. Sie lachte aber oft wie ein Kind über die Zäuberkräfte der Geigen, und das Trio von zwei Geigen und einem Klavierpart, den der Vater zu übernehmen sich so dreuennd lehnte. Im Zusammenhange pflegte nämlich das prinzipale Brüderpaar, gänzlich unbekümmert umeinander, seine unwillkürlichen Fäße zu wandeln, Friedrich August, als der Meliste, gelangte gewöhnlich triumphierend um verschiedene Takte früher ans Ziel des Schlusses, — und sich seinen Partnern hinter sich zurück, der das freilich nie eher als am Ende der mühevollen Laufbahn bemerkte. — Der Lehrmeister lag es ruhig geistlich, mit Prinzen durfte man ja überhaupt nicht heftig werden und dann — Herradini schätzte Mittel mit diesen Deutschen, die ja von der Musik so wenig verstanden! Wer anders als die Italiener konnten überhaupt Song und Klang in dieses Land des Schnees tragen? Es war nur gut, daß sie dies einliefen!

Und so führten denn seine jungen Schüler zu allen Familienfesten von ihm geleitete Duette auf, die er dann auf dem Klavier begleitete und sich verknüpfte den goldenen Lohn ein, den diese Produktionen ihm allezeit brachten. — Diese Deutschen — wie sie doch diese Kunst liebten, von der sie so wenig verstanden! — Nun, man mußte ihnen dies Vergnügen lassen, wie einem Kinde sein Spielzeug. Zum Glück konnten ja Lehrmeister und Komponisten in Italien niemals aussterben. Man wollte ihnen schon etwas vorwärts helfen, durch italienische Musik, wenn sie — gut bezahlten.

So war denn auch das Weihnachtsfest des Jahres 1814 herangekommen, und so triibe es auch da draußen in der Welt ausnahmslos das große Fest, den Palast des Prinzen Mar durchflutete ein heller Freudenchein und es sang und klang dort vom Morgen bis zum Abend. Gewaltig schwer waren diesmal die künstlerischen Aufgaben der prinzipalen Kinder, es wurde Verwunderndes von österreichischen Hofe erwartet, ein neues Stageschönstes Lustspiel und zwei Sprichwörter sollten aufgeführt werden. In den Zwischenpausen sollte der Prinz Clemens zum erstenmal ein Violin solo vortragen. — Das unvermeidliche Duo zwischen Friedrich August und Johann leitete die Feier ein. — Aber das Sublim des verdorbenen Solos ließ die mal reichliche Thränen fließen, und nicht selten floß sogar der Violinbogen aus der Hand des Prinzen Clemens in die erste beste Ecke. Und so fiel denn eines Tages der junge Solist seinem Bruder Johann schuldend um den Hals und bedauerte ihn, bei der Weihnachtsaufführung mit ihm zu tanzen und statt seiner das abscheuliche verzwirbelte Ding zu übernehmen, er selber mühe daran zu Grunde gehen. — Im ersten Moment schlug Johann freilich die Bitte des Bruders rund weg ab, — aber es war seinem guten Herzen doch nicht lange möglich, den Bitten und Thränen von Clemens zu widerstehen und so versprach er endlich für ihn einzutreten. — Ach, wie oft, in den bangen Stunden der geheimen Proben, bereute Prinz Johann seine Willkürigkeit und vor der Gedanke an die Freude des Vaters und der natürlichen Ehrgeiz und die Stetigkeit dieser Knabenarbeit, hüben ihn mit seinem Geigenbogen dieselben Gedanken heimzulesen wie der befreite Bruder. Er begann den Herradini zu hoffen, der ihn, so oft er auch bat, auch seinen einzigen Lauf, seine Fioritur erließ. — Da trat er denn eines Morgens vor seinen Lehrmeister hin und verlangte ganz kategorisch, er solle für ihn eine einfache schlichte Melodie setzen, bei der man an Weihnachten denken könne, — sonst werde er keinen Ton geben.

Das konnte nur ein Deutscher verlangen! — Eine schlichte Melodie! Ein Ding ohne jeden Effekt! — Ja, diese Deutschen — sie waren nun einmal nicht für die Kunst geschaffen, die armen Leute! — Aber woher nun solch ein armseliges Tonstück nehmen? — Mit dem sogenannten Vater Bach war er recht nicht anfangend, der ließ sich gar nicht beikommen, wenigstens Herradini wagte keine seiner Melodien, in seiner eigenen Weise, für seinen Schüler zurecht zu fassen, und von ihm selber konnte doch kein Prinz der Erde verlangen, daß er eine kleine unverzerrte Melodie setze. — Der Lehrmeister fing an, über den Eigennuß des jungen Prinzen zu verzweifeln. Dabei verfrüchte die Zeit in rasender Eile und jeder Tag war unter diesen Verhältnissen als ein unüberbrücklicher Verlust zu bezeichnen. — Da, mitten in dieser ungewohnten Arbeit des Grübelns und Sinnens, traf den Geigenmeister der Besuch eines jungen deutschen Kollegen, eines Kapellmeisters aus Prag — der sich, wie er ihm gestand, einmal um-

sehen wollte, ob sein Bläschen in dem schönen Dresden frei werden könnte, wo er sich ein Nestchen bauen dürfte, als Musiker, Klavierpieler und Komponist. — Ein Platz für einen deutschen Musiker in der Meise an der Elbe! Es war erstlich, wie eingebildet doch solche Anfänger sich zeigten! — Aber zur reichen Komposition einer Melodie wie sie der junge Prinz sich wünschte, war der Fremde vielleicht gut genug, das war der Gedankengang Herradinis. Und so trug er seinem Gahl den verzweifeltsten Fall vor. — Der aber lachte heller und versprach Hilfe, unter der Bedingung, bei den Proben wie bei der Aufführung die Klavierbegleitung übernehmen zu dürfen. — Mit lebhaftem Vergnügen sagte Herradini zu, — würde doch dieser junge Deutsche seinem eigenen Ruhme nimmermehr auch nur einen Moment schaden. — Vielmehr war sogar mit Gewißheit eine kleine Niederlage voranzutreiben und zwar eine doppelte: denn wie konnte er denn solche Melodie so rasch aus dem Fimmel geschüttelt werden und wie vermöchte Prinz Johann sie in so kurzer Zeit zu bewältigen. Schrieb man doch schon den 18. Dezember und am ersten Weihnachtstage sollte die Aufführung sein, im Palais des Prinzen Mar.

„Wann können Sie fertig sein?“ fragte der Italiener etwas von oben herab.

„Gleich heute!“
„Keinen Scherz — ich frage im vollen Ernst.“
„Da mühte ich doch ein idiotischer Musikant sein, dem nicht zu allen Stunden irgendwelche Weise durch Kopf und Herzen flöge — und nun gar im Weihnachtsmond! Wenn Sie gestatten, setze ich mich gleich hier hin!“

„Gewiß — aber wann denn bei solcher Eile etwas Gutes herauskommen?“

„Wenn da drinnen“, hier schlug der Fremde an seine Brust — „etwas Hutes singt und klingt, ohne Zweifel. — Und obenrein ist heut mein Geburtstag! In solchen Zeiten gelingt den Menschenkindern ohnehin alles besser! Wir können morgen früh zum Prinzen gehen mit dem Musikstuck, mein lieber Herradini!“

Der Italiener schaltete ungläubig. — Was sich dieser kleine schmale unscheinbare Mann da, mit der großen Nase, einbildete! — Der Prinz würde sich wundern über diesen hinterden schlichten Begleiter. — Ob er ihm wohl zu imponieren vermöchte? — Sicher nicht! — Der Prager Kapellmeister sah schon an Herradinis Arbeitsstille, — der Italiener ließ eine Flasche Wein bringen und empfahl sich mit der Versicherung, daß der Herr Kollege am nächsten Tage sich um 10 Uhr im Palais des Prinzen Mar einzufinden habe, um von Herradini seinem jungen Schüler vorzustellen zu werden.

Als der Herr Hofgeiger nach einer Stunde sein Arbeitszimmer betrat, waren Zimmer und — Flasche leer. — Ein Zettel lag da, worauf nur die Worte standen: „Ich bin fertig. Auf Wiedersehen!“

Der Weihnachtsabend war gekommen. Im Palais des Prinzen Mar ging es zu, wie in jedem tannenbaumdurchdrungenen Bürgerhause; der liebe, fröhliche Christbaum mit seinen sterzigen Zweigen für die Kinder, die Prinzessin Luise ging mit strahlenden Augen und glühenden Wangen von einem zum andern und freute sich an dem Jubel der Leidenden und dankte Gott im stillen, daß alle die jungen Herzen voll Liebe sich ihr zugewandt. — An allen Plätzen lagen kleine Gebichte der Prinzessin Amalie — und in allen Augen leuchtete die Freude. Der Prinz Mar dachte schon an den morgenden Hauskonzertabend und mit ihm wohl der junge Geigenist, denn der Prinz Johann schlang eben seine Arme um den Nacken der Stiefmutter und flüsterte: „ich habe noch einen Wunsch!“

„Was ist's mein Kind?“

„Dart ich einem deutschen Musikmeister, der mir für morgen eine so schöne Melodie gemacht und einliefert hat, und den Herradini auch ja zum Abend aufsuchen darf, — ein Stück von meinem Weihnachtsbaum bringen?“ „Du wirst, er ist fremd und allein hier, und reist erst nach Hause nach Prag zurück, niemand wird ihn einen Christbaum anfechten.“

Die Prinzessin nicht lächelnd.

„Wo ist denn wo er wohnt?“

„In der Schlossgasse, im grünen Baum. Unser alter Paul kennt das Haus, er kann mit mir gehen!“

Es war nichts Ungewöhnliches, die prinzipalen Kinder beladen mit Parten in Begleitung des treuen Dieners in die Höher der Arken eintreten zu sehen, für welche das prinzipale Paar zu allen Zeiten offene Herzen und Hände hatte. So durfte denn auch am Christabend der junge Prinz sofort seinen Weg antreten, mit glücklichem Herzen. — Wie gewonnen hatte er ja seinen fremden Lehrmeister sofort, als er ihm auf dem Klavier die neue Melodie vorgespielt,

und imponiert hatte er ihm auch, trotz der unscheinbaren kleinen Gestalt, und dem etwas kinkenden Gang. Es stand da etwas auf der hohen Musikstirn, es leuchtete da etwas aus den dunklen Mißfaltungen, das die junge Seele selbst gefangen nahm. Eine leidenschaftliche Dankbarkeit empfand er für den Komponisten einer Melodie, die fast von selber über die Seiten seiner Geige zu gleiten schien und die ihm geistlich, wie ihm noch keine Melodie der Welt gefallen. — Was wohl der Vater morgen sagen würde?

Freilich hatte der deutsche Meister während des Lebens gar oft verzweifelt gemurmelt: „um der heiligen Cecilia willen reiner, Prinz, — sonst lasse ich Sie morgen im Stich!“ — aber das verzog ihm der junge Geiger gern. Die Melodie war gar zu lieb. Und das Allerhöchste schien ihm doch — daß sie so kurz war!

Die Weihnachtslichter in den Fenstern waren schon fast überall erloschen, der laute Jubel verstummte. Der Schnee kisterte unter den Ästen der Bänker, die Sterne griffen so groß und klar vom Himmel nieder, hier und da wurde von Kinderstimmen der süße alte Sang laut von der stillen heiligen Nacht, und die Glocken der Kirchen verführten laut der Erde den heiligsten Frieden.

Am grünen Baum, ganz oben im dritten Stock, war noch ein Fenster hell.

„Der Herr Kapellmeister ist daheim“, sagte der alte Diener. — „Nun, er ich gewiß und schrieb wieder neue Melodien nieder, — ob sie aber so hübsig waren wie jene eine“, dachte der junge Prinz. „Unmöglich!“ entschied das junge Herz, während die kleinen Füße die schmalen Treppentufen hinaufsprangen.

Ja, er sah wirklich einmahl im kleinen Stübchen, der Herr Kapellmeister aus Prag. Es war freilich weder sonderlich warm noch hell, aber der Schall der Weihnachtsklänge füllte es ganz und gar, und sog auch über ein bedrücktes Blatt hin, auf dem ein kleiner Tannenzweig lag. — Ganz schädeln, mit heiligglühenden Wangen, packte der junge Prinz seinen Stuhl und rote Wespel und vergoldete Risse aus. — Er kam sich plötzlich mit all seinen Schätzen so grenzenlos arm vor, seinem jugendlichen Mance gegenüber, der ihn eben mit großen träumerischen Augen anschaute, als lehre er aus einer fernem Wunderwelt zurück. Wie erlöst atmete der Prinz auf, als der Bescheid frühlich lachend den Stuhl ergriß und ein Stuch abdrück und in den Mund schob. — Also er ah doch Stachel, wie alle Leute!

Letztere Rede und Gegenrede flog nun zwischen beiden hin und her — dann mahnte der alte Diener respektvoll zum Aufbruch.

„Also bis morgen Abend — und rein! Nicht wahr, mein Prinz?“ lautete das scherzende Abschiedswort.

Der prinzipale Geiger nickte ein wenig bestommen. Einen reichen Blick warf er über den Tisch herüber, auf das weiße Blatt mit dem Tannenzweig. — Aber da standen keine Noten in Reich und Glied aufgeschlagen — eine feste Hand hatte nur wenige Worte niedergeschrieben, auf einen großen Briefbogen. Die jungen Augen sahen im Augen:

„Meine Mariotte!“

„Mein süßes geliebtes Bräutchen!“

Also auch eine Braut hatte er wie — andere Leute!

Der junge Prinz mußte auf dem Heimwege darüber nachdenken, ob sie ihm wohl alle Melodien vorsingen würde, die er niedersah. Wie herrlich mußte sich jene Melodie wohl singen lassen, die er jetzt studiert hatte!

Am nächsten Abend nun verlief die Weihnachtsfestlichkeit programmäßig zur höchsten Freude des Prinzen Mar, und zum höchsten Vergnügen der Hörer und Zuhörer. Die prinzipalen Brüder Friedrich August und Clemens waren diesmal nur wenige Takte auseinander, was niemand zu bemerken schien, und die jugendlichen Darsteller in dem Lustspiel: „Des Römers Stuch“ leisteten Vorzügliches. Wahre Zenation jedoch erregte der junge Prinz Johann, als er im herzlichsten geistlichen Kostüm, die Geige unter dem Arm, das Bößchen fest eingeklebt — sich vor dem Gloriarium verneigte und schallhaft den von seiner Schwester Amalie gedichteten Vers sprach:

„Und re ich auch meine Töne nicht,
Doch rein mein süßlich Herz spricht!“

Bescheiden trat nun neben ihn ein junger kleiner Mann — und legte sich an das Klavier.

Dann aber floß eine kurze weishevolle Melodie von der Seiten der Geige, und zwar ohne Stoden von der ersten bis zur letzten Note, umspielt und

gleichsam getragen von einer vollen, meisterhaft gespielten Klavierbegleitung.

Ob die Saiten ganz rein erklingen?

Der Klavierbegleiter murmelte nur einmal bei einem hohen A, dem Spieler allein vernehmlich: „Meiner, Prinz, um der heiligen Cecilia willen!“

Die Melodie entzündete alle — vor allen aber den prinzipalen Vater und Musikführer. Lebhaft schritt er auf seinen Sohn Johann zu, nahm ihn in die Arme und rief: „aber wer hat denn diese herrliche, schlichte Weise erdacht, die wie ein Weihnachtsgesang klingt. Doch nimmermehr unter guter Vertändnis!“ Das ist ja eine ganz neue Musik!“

„Hier steht er, es ist der Kapellmeister Carl Maria von Weber,“ antwortete voll strahlender Freude der Prinz Johann und zog seinen Begleiter zu dem Vater hin. „Ach, wenn er doch unser Kapellmeister werden könnte! Er würde gewiß noch viele solche Melodien schreiben, wie diese eine, und ich wollte sie alle spielen lernen!“

„Aber rein — mein Prinz, nicht wahr?“ stürzte es ganz leise an seinem Ohr.

Ob wohl ein Kläschen frei wurde für den kleinen unscheinbaren deutschen Kapellmeister bei der Dresdener Hofkapelle? —

Carl Maria von Weber hat dieselbe Melodie, die damals der Prinz Max ein „Weihnachtsgesang“ genannt, der ganzen Welt geschenkt, aber mit Text, — es war die Arie der Agathe in seinem „Freischütz“:

„Nad ob die Wolke sie verhillt,
Die Sonne bleibst an Himmelszeit!“

Sie sind und bleiben ein merkwürdiges Völkchen, diese deutschen Musiker. Trotz Schicksal und grauen Himmels brach die Sonne der deutschen Musik leuchtend hervor, alles besiegend und alle Herzen schmelzend.

Und zu den unsterblichen Lieblingen der ganzen Welt gehört auch jene fromme Melodie, die damals in dem schönen Gießhause entstand, im Weihnachtsmonat des Jahres 1814 und im Lannendust.



Die Musik in der vierten Dimension.

(Schluß.)

III.

R. L. — Aus dem Gesang dieser Feuersgeister spricht, wie bei den Erdgeistern, eine unbändige, bösartige dämonische Natur, nur daß ihr blasses flackerndes Weien ihren Melodien etwas mehr Wärme verleiht, als sich ihr letzterer findet. Dafür fehlt denselben wieder die starre Gewalt, vielmehr kommt etwas Schimmerndes, Unklüderes hinein. Vergleiche z. B. auch das Motiv des Loge im „Mheingold“. Auch hier ist ganz besonders zu bemerken, daß der Gesang desto eindringlicher wird, je bedrohlicher und unangenehmer die Geister wirken, wo sie sich in ihrer elementaren Natur recht entfüllen wollen.

Eine besondere Klasse von übermenschlichen Wesen ist noch besonders zu behandeln, es sind die Götter und ihre Voten. Von den Engeln ist hier von vornherein wieder abzusehen, sie nehmen eine Ausnahmestellung ein, indem sie eigentlich ganz menschlich klingen, vergl. Schumanns Musik zu Faust, Schuberts Meias und andere Stellen. Dies ist in dem ganzen Weien der Engel begründet, sie neigen sich liebevoll und sanft zu den Menschen herab und ihr Gesang ist darauf berechnet, möglichst angenehm in die Ohren der Menschen zu dringen. Ganz anders, wenn die Götter aus unmaßbarer Höhe ihre Sprüche ertönen lassen, oder wenn sie mahnende und drohende Gesandte schicken, die der verstockten Menschheit den nötigen Respekt vor den strengen waltenden überirdischen Mächten beibringen sollen. Die Eigenartigkeit ihres Gesanges ist schwer zu charakterisieren. Etwas Hohelutvolles liegt natürlich immer darin, dann aber zugleich auch etwas ganz Absonderliches, Fremden- und unheimliches, Unbegreifliches, dem man deutlich anhört, daß diese Klänge aus einer anderen Welt herüberdröhen. Der erste derartige Götterspruch tönte in Gluck's Meias der überirdischen Welt entgegen, als die Gottheit unter allerlei wunderbaren Erscheinungen der im Tempel versammelten Menge verflüchtete:

„Dem Sturz Admetos ist geweiht,
Wenn ein anderer für ihn nicht zum Opfer sich bent!“

Nachdem die Götter einmal diesen Ton anzuschlagen gewagt und Eindruck damit gemacht hatten, thaten sie sich weiter keinen Zwang an und immer

Adagio.



Ein anderes, ganz besonders lehrreiches Beispiel ist uns ebenfalls durch Mozart überliefert, nämlich der Kontur im Don Juan. Während der alte Herr bei Lebzeiten zwar einen recht feriden Böh sang, aber doch immer Mensch unter Menschen blieb, hat er nach seinem Tode, wo er nicht allein als Geist, sondern sogar als Vöte höherer Mächte auftritt, eine ganz andere Ausdrucksweise angenommen. Bei seinem ersten Inmanentreffen mit Don Juan tönt aus seinen Lippen: „Lach sie, Verführer! Lach sie, deinen Tegen! — her zu mir! — u. s. w. zwar der ganze Jörn eines belebigen Vaters und Kavaliers, aber gerade dieser Jörn ist so wenig geisthaft, so menschlich, daß der sehr weltlich und irdisch gestimmte Don Juan ihm immer noch vollkommen ebenbürtig gegenübersteht. Wie ganz anders, nachdem der Kontur gefallen ist! Schon die wenigen Worte, die er auf dem Friedhofe durch den Mund seiner Statue dem lachenden und versonnenden Don Juan zirkelt, charakterisieren ganz seine veränderte Stellung. Bei Lebzeiten hob und senkte sich seine Stimme in zorniger Erregung, jetzt vernehmlich er es, so seine ganze Persönlichkeit einzulegen und in olympischer Ruhe und Erhabenheit ruft er in der bequemen Mittellage der Stimme die Worte, die nicht nur Leporello, sondern auch den unbeteiligten Zuhörer erschrecken: „Dem Vaden endet schon, ehe der Tag kommt!“ und bald darauf: „Vermögner Verbrecher, gönne Ruhe den Entschlafenen!“ Jede dieser Mahnungen singt der Kontur auf einem lang ausgehaltenen Ton, der sich nur in den Schlüsseln heilt, aber majestätisch im Voraussetzlichen halten sie durch die Mondnacht und daß unter dieser ruhigen Oberfläche doch auch eine drohende Säunung herrscht, deuten die Mozartschen begleitenden Akkorde an. Noch fürchterlicher wirken die Worte des Konturs, als er später, der erhaltenen Einladung zufolge, zum Sonner bei Don Juan erscheint. Wenn man nach seinen auf dem Friedhof gesprochenen Worten glauben mußte, daß sich majestätische Ruhe und Erhabenheit einzig durch das gleichmäßige Verweilen auf einem Tone ausdrücken lasse, so wird man hier in überraschender Weise eines Besseren belehrt. Der Gesang des Konturs bewegt sich in den schärfsten Intervallen, welche menschlichen Ohren kaum als eine singenmäßige Deklamation, geschweige denn als Melodie erkennen, und doch wehen dem Hörer alle Schauer des Geistesreiches darans an. Ohne die geniale Begleitung Mozarts würden diese Töne vielleicht mehr forderbar, als erhaben wirken, da wir gewöhnlichen Menschen die mittlingenden Ober- oder Untertöne, welche diese Intervalle zu einem Ganzen verbinden, nicht hören. Aber eben deshalb hat ja Mozart dieselben in Form der Begleitung hinzugezeichnet. Es mag auch sein, daß der Kontur als Privatgeist nicht solche gewaltigen Töne anschlagen haben würde, hier aber steht er als Repräsentant des ganzen Geistesreichs, als Vöte des Schicksals, als Vöte des Todes. Es ist nicht möglich, die Eigenschaften, die hier dem Gesang des Konturs beigelegt werden, einzeln an bestimmten Wendungen oder Intervallen nachzuweisen — höchstens in der überpannten Art, wie Wilschkeff das Allegro der Overtüre zu Don Juan anlegt — es wirkt eben alles zusammen.

unverfälschter ertönen nun die gewaltigen Töne der Götterentscheidungen. Die nächste Gelegenheit fand sich in Mozarts Admetos, wo sich die Bassstimme des Schicksals ohne Sprachrohr und sonstige moderne Hilfsmittel, aber trotzdem imposant und erschütternd vernehmen ließ:

In Schuberts Liebe: „Der Tod und das Mädchen“, erscheint der Tod nicht als klapperndes Skelett, sondern als milde, wohlwollender Herrscher der Unterwelt, der vielleicht zu seinem eigenen Bedauern die Sprüche des Schicksals vollzieht. Dem Tonfall seiner Worte hört man an, daß keine Entschlüsse unabänderlich sind, wie das Schicksal unabänderlich ist, aber wunderbare Ruhe und Erhabenheit und doch zugleich Fremdbildigkeit durchzieht seinen Gesang, so daß man zu sehen glaubt, wie bei seinen letzten Worten das vorher so ängstliche Mädchen sich vertrauensvoll an seine Brust lehnt. Und wodurch erzielt er diese Wirkung? Etwa durch eufoniende Melodien? Nein, er singt, wie unter feineselchen hergebracht, möglichst monoton, aber Takt, Tempo, Stimmlage geben dem Ganzen diese Härte, sowie auch wieder die in Form der Begleitung mitsingenden Oberlinie. Die Noten brauchen nicht hierbei gesagt zu werden, sie sind in jedemmanus Hand.

Daß allerhand kleine Geister diesen hohen Herrn abgucken haben, wie sie sich räutern und spucken, ohne aber doch ihr eigentliches Wesen begriffen zu haben, liegt auf der Hand; es sei z. B. an den No-land in Meiers „Mattenfänger“ erinnert.

So wären denn wohl die hauptsächlichsten Bewohner des Jenseits nach ihren Eigentümlichkeiten durdgegangen, natürlich lassen sich die Beispiele häufen, auch wohl noch feinere Unterschiede machen, es fehlt eben noch an Vorarbeiten für eine vierdimensionale Musiklehre. Einzelne Erscheinungen sind sogar zur Zeit noch gänzlich unauferklärt. Was soll es z. B. bedeuten, daß in Weibschöns „Pantus“ plötzlich die himmlische Stimme, welche dem Pantus zuruft: „Eaul, Eaul, was verfolgst du mich?“ — zu elsi mi mla ertönt?

Und noch etwas. Wie verhält sich die Göttergesellschaft in Wagners Nibelungenring zu obigen Ansführungen? Diese Frage beantwortet am kürzesten die alte Antwort Alexanders: „Ja, Vater, das ist ganz was anders!“



Das Weihnachtsfest eines Wunderkindes.

Von Carl Werner.

(Schluß.)

Mani Banief wurde von nun an il signorino Manuel genannt, oder el señorito Mannel, oder „der kleine Manuel, das Weltwunder.“ Sin und her zog er mit dem Impresario Monsieur Henriot — üben, üben, üben mußte er ohne Unterlaß, und dabei einige schwierige Virtuositäten einlernen, die er mit wahrhaft stunner Fertigkeit herabschielte, zum Entzücken des jedesmaligen Publikums, mit großer Geiligkeit, aber ohne Verständnis, ohne Geist, ohne Seele; wo hätte er die vernennen sollen? War er

(Fortsetzung S. 298.)



Die heilige Nacht

Hallelujah dem Weltenherrn!
Das Loblied klang von Stern zu Stern
Im Echo tausendmale;
Die heilige Nacht voll Wunder war,
Es zog des Himmels Engelschar
Hinab zum Erdenhale.

Und jauchzend pries den Strahlenflug
Ein frohbewegter Wanderzug
Mit hellen Freudenpsalmen.
Wie lieblich lag das stille Land,
Des Flusses schimmernd Silberband
Beim milden Duff der Palmen.

Ein Stern erschien in reiner Pracht,
Gleich einer Blume jung erwacht
Dum Frühlingsgruß hienieden;
Aus lichten Sphären tönte Sang,
Verkündete mit Feierklang
Den Erdenbürgern Frieden!

Helene Freier v. Thüngen.

ja doch nur ein Kind, wenn auch ein Wunderkind. Die Zuhörer fanden freilich merkwürdig viel „Seele“ in der Produktion, ein erstaunliches „Genie“ — gerade so wie man es einst in dem Spiele der kleinen Milandolo gefunden hatte, und wie man es in jedem Wunderkinde finden wird bis ans Ende der Zeiten, obwohl das Regabille derselben nie über kindliche Gedankenschärfe hinaus kam.

Und seltsam, jetzt, wo Mannel so sicherheit haben und seinen mußte, daselbe, immer daselbe, jetzt erst schien das Kind in ihm zu erwachen und er hätte so gern geübt — wirklich geübt, mit Pauken, Feiern, Sackpfeifen und Meßel, wie die andern Kinder! Aber wehe, wenn er diesen Wunsch laut werden ließ, wenn Monsieur Genriot ihn darüber ertappte! . . .

„Was fällt dir ein, Bursche?“ zürnte er da wohl mit häßlichen Grimassen, das Kind mit den dünnen, gelben Händen piffend und knuffend. „Spielen! Als ob ich dich dafür fütterte! Als ob du dafür auf der Welt wärest! Deine einzige Lebensaufgabe ist, Geld zu verdienen! Verstehest du, Gampel?“

„Mir Geld verdienen? Wo?“ fragte das Kind. „Dumme Frage! Wo?“ Damit man's hat! Und glaubst du denn, ich werde dich umsonst füttern? Glaubst du, ich gebe dir so schöne Kleider, wie dein Großvater sie trägt, umsonst? Das Geld auf dem Tische bist du mir ja schuldig, und wenn du Tag und Nacht arbeitest, kannst du mir die Schuld nicht bezahlen, denn sie wächst täglich mehr an. Sobald du faul bist, betrügst und betriffst du mich, und ich kann dich züchtigen! . . .“ Das Kind buchte sich vor Schreck und Entsetzen. Der fahlsichtige Impresario hatte die grinsende Larve abgerissen und die Brutalität sprach ihm aus jedem Zuge, aus dem Ton seiner Stimme. Er fuhr fort: „Warum du Geld verdienen mußt? Weil ich deinem Vater versprochen habe, ihm manchmal Geld zu schicken — und wenn du nicht gefällst, wenn du nicht applaudiert wirst, wenn du nicht allen Herzen gewinnst, kann ich ihm nichts schicken! . . .“

Mannel erwidert: Seine armen Eltern brauchen Geld und sollten selbs erhalten! Um Geld zu verdienen, müßte er arbeiten. Waschen würde seine warmen Füßchen bekommen! Nein, er wollte arbeiten, arbeiten und lachen, damit er alle Herzen gewinne! Er drängte seine Gedanken zurück und griff nach der Bioline und versuchte ein Lächeln.

Das arme Kind! Es ist nichts entsetzlicher, als wenn ein Kind schon berechnen muß, als wenn einem Kinde schon das Lächeln der Kostgelerin angezwungen, die Falschheit eingeprägt wird!

Und wehe, wenn ihm schwere Pössagen nicht gelingen wollten! Er mußte dann hungern, bis es ging. „Mir Pössagen bekam er zu essen, soviel er wollte.“ „Denn das mußte blab.“ sagte der Impresario, „und du hast noch so rote und gesunde Waden.“ Ach, wie bald wurde das Wunderkind blaß und sah „genial“ aus! Und berechnend wurde das kindliche Gemüt gemacht, und totet — totet! Nach einem Jahre hatte Mannel das Lächeln, das schreckliche, ferozeste Lächeln einer Ballettänzerin. Die Götterwelt wurde ihm eingeprägt, die Gedankenschärfe auf schmale Kleider, auf gräßliche Zeichnungen nicht nur beim Spiel, sondern in allen Augenblicken des Lebens. Er mußte sich angewöhnen, selbst im Schlafe zu lächeln.

Armes Wunderkind! Wenn es anknackte, war es mit 16 Jahren eine verlorne Seele in einem verfallenen Leibe. Aber das sollte ihn erpakt bleiben.

Und die Kunstfreier brachten Geld ein und Applaus und Ruhm. Und die Lehren des Impresario nahmen erbarungslos und grausam ihren Fortgang. „Du mußt gegen alle Leute freundlich thun!“ ließ es. „Aber vorzüglich gegen alle Männer, die Frauen vernarren dich schon von selber. Wenn ich dir sage: der dort ist ein Millionär, dann siehst du ihn zärtlich an, machst dich an ihn heran und sagst mit bewegter Stimme: „Sie erinnern mich so an meinen Vater!“ Und umarmst ihn zärtlich bei der Hand und lebst deinen Kopf an seine Brust. Mich lobt du gegen alle Leute, nur gegen die Männer und Stellennehmer der Gasthöfe, in denen wir wohnen, ziehst du gegen mich los, schimpfst auf mich und sagst, ich lasse dich hungern. Sie werden dir dann heimlich Schwarten zufließen, und wir kommen billiger durch. Am allerfeindlichsten aber bist du gegen die Journalisten, denen folgst du auf den Hint! Wenn sie dich über deine Abkunft ausfragen, sagst du ihnen nur, was hier auf diesem Papiere steht. Ich habe dich hier eine interessante Biographie zusammengezeichnet, die du auswendig lernen mußt. Dein Vater war ein spanischer Herzog, ein Graube, deine Mutter die Tochter eines Prinzen.“ „Aber das ist ja eine Lüge!“ jagte

der Knabe, indem er all' seinen kindlichen Mut zusammennahm. „Und Lüge ist Sünde!“

Monsieur Genriot wurde grün vor Zorn. „Lüge ist eine Sünde?“ jähde er, indem er das Kind schlug. „Woher hast du den Kunnst? Die Lüge ist Geld!“

„Lügen ist Gien! Lügen heißt bei uns Arbeit!“ „Aber ich dachte, Monsieur Genriot, wenn ich nur gut Violin spiele,“ sagte der Knabe toemend unter den Schlägen.

„Nun! Damit ist nichts getan, wenn wir nicht gute Melanie machen dabei, und Melanie ist Lüge. Also!“

„Ja, Monsieur, ja!“

„Gut. Jetzt gehe und lerne. Und daß du mir bei dem Emorandoo neuen Himmel, d. h. gegen den Winter schaust, hörst du? Das nennt man, tiefes Gefühl!“

Es war in einer großen nordischen Meßbez, Das kleine Weltwunder Mannel, „Paganini redivivus“, war mit keinem Korna zu einer Weihnachtsoirote bei einem Geldhüpfen geladen, um sich dort zu produzieren.

Alle Kinder der Stadt, die armsten wie die reichsten, hatten ihren Christbaum, nur das Wunderkind nicht. In den Käufern der Reichen leuchteten auf riesigen Tannenbäumen viel Hundert Lichtlein zwischen goldenen und silbernen Äzgen voll schöner Zunderfächerchen, und ganze Spielwarenhandlungen lagen um den Porzellanstapel, in dem der heilige Baum stand. Und in der armenen Kammer der Holzwohnungen blühte ein beideschönes Baumreihen mit ein paar Kerzen und ein paar vergoldeten Küssen, und unter dem Wäandgen lag ein bißweiser grober Soden, gestrichelt von Mutterhand, bewundert von glänzenden Ständerangen.

Nur das Wunderkind sah einam in einem lahlen, trostigen Gasthofzimmer, in einem phantastischen Wirtshausgewande, die Flachschaare maderisch auf den idureweihen Krügen herabgeschäumt, und wartete auf die Stunde, auf die ideale Nachtstunde, wo die Christbäume erlöchen, die Kinder zu Bett gebracht waren, und die „Seltee“ begann, auf welcher er sich zu produzieren hatte. Der Impresario lag daneben rechnend am Schreibtische. Gedulig waren die heiligen Lichtlein in allen Käufern der Stadt erlöchen, und eine Gampage hielt vor dem Hause, die das Wunderkind abholte.

Monsieur Genriot und der kleine Mannel fuhren zu dem Geldhüpfen und traten in den Saal, in welchem die glänzende Gesellschaft lachend, plaudernd und in Reisesinn die verschiedenen Ereignissen „Kunstgenüsse“ an sich vorüberziehen ließ. Nach einer jungen amerikanischen Sängerin mit hüpfender, freistehender Koloratur kam Mannel an die Reihe. Er spielte ein halbschweres Konzertstück von Lisinski. Wie er es spielte? Es ward ihm dabei so sonderbar zu Mute. Der Saal verhielt sich gleichsam vor ihm, und die Leute und seine atlung gewordene und kindlich geliebene Seele wanderte, sie bewegte sich auf Pfählen einer unwiderstehlichen Schwindel in die Winternacht hinaus, hinaus durch die still niebermirbelnden Flocken, weit in die Ferne. Sie fand wie das Tänzchen der Sündstube seine Stelle, wo der Fuß nach machen konnte. Wie kalt es war, wie finster, wie endlos der Weg! Da aber stimmte sie plötzlich ein Lichtlein entgegen, er war daheim, das kleine Christbäumchen flimmerte in der Hinterstube der Heimat, die Eltern waren da! O die liebe, liebe Mutter! Und der gute Vater. Und er brachte ihnen Sade voll Geld heim, und ein schneeweises herrliches Kleiden für Wuzgen, ein warmes Kleiden von Seide und Pelz, und ein warmes Mäuschen, und Stücken für die Arme, denn die Schneenacht draußen war so kalt, so kalt, daß es ihn bis ins Herz hinein froz.

Der Applaus nun ihm wehte ein. Man rief da capo, und er gab ein Bravoorffid zu auf das Geheiß des Monsieur Genriot. Er wußte nicht, wie er dann in den Wagen kam und in sein Bettchen. Es war so kalt und sein Herz da, um ihn zu erwärmen. Mutter, liebe, liebe Mutter! — Er weinte sich in den Schlaf.

Er erwachte nicht wieder zum Bewußtsein. Lange kämpfte er noch gegen etwas Wasser, strömendes Wasser, das ihn mit sich forttrug.

Da plötzlich ward es hell um ihn, und warm, er war eine Lerche und schwang sich höher und höher in eine lichte blaue Frühlingstluft, noch höher, weit hinauf, bis in den Himmel und dort empfingen ihn die lieben Engel, eines derselben hatte Wuzgen auf dem Arme, und das brüdete die Arme aus und lächelte und rief ihm beim Namen.

Der Impresario war nun sein Wunderkind betrogen.

Aus dem Aufleben der Gegenwart.

s. Stuttgart. Was der bel canto bedeutet, be-
loes Hrl. Alice Darbi in zwei Konzerten auf
wahrhaft bezaubernde Weise. Der Wohlklang und
die Ausgeglichenheit ihrer Stimme, die geistvolle Atem-
ökonomie, die deutliche Textausprache, die sinnige
Interpretation des Wortes durch den Ton, die fluge
Behandlung der gedämpften Halbstimme, das An-
und Abklingen des perlenden Trillers, der Geschmeid
und die Tonbestimmtheit beim Ausführen der Ver-
zierungen, das Durchempfindene des Vortrags —
all' das schließt sich zu einer Gesamtwirkung zusammen,
die man ergreifender kaum denken kann. Der musi-
kalische Genius der lebenswürdigen Sängerin zeigt
sich besonders in der feinenvollen Auffassung deutscher
Lieder, welche sie geradezu vollendet singt. Manche
unserer Konzertgängerinnen könnten von dieser Ita-
lienerin lernen, wie man deutsche Lieder singen soll.
Für ihre künstlerische Betätigung ist es auch noch Be-
lang, daß sie auf die Koloratur, welche sie doch voll-
kommen beherrscht, kein so großes Gewicht legt wie
auf den getragenen Gesang, in welchem sie eine
Meisterin ist. Das Publikum war von ihren Lei-
stungen enthusiastisch.

s. Stuttgart. An Novitäten brachte das vierte
Abonnementkonzert ein Stück für Klavier und
Orchester von Josef Weiß und eine schottische Ma-
podie von demselben trefflichen Komponisten. Die letztere
hat in wirksamer Weise Volkswesen verpörrisiert und
gab dem Komponisten Gelegenheit, seine staunens-
werte Technik glänzen zu lassen. Das Klavierkonzert
desselben bewegt sich etwas in musikalischen Unfrieden
und verzichtet auf großartige Motive; gleichwohl
brachte es die virtuose Spieltechnik des Berliner
Klaviertisten zur vollen Geltung. Hrl. Sophie Grillich
aus Karlsruhe, früher ein Violoncello des Stuttgarter
opernfremden Publikums, sang die Variationen
von Brahms und entwickelte zumal im Triller eine
große Vollständigkeit der Stimme. Unter den von ihr
vorgebrachten Gesangsstücken fand besonders ein ge-
fühlvolles Lied von J. Brahms den Beifall des
Publikums.

Berlin. Im letzten Wagner-Vereins-Konzert
wurde S. Verlioz' „Damanation de Faust“
unter Klavierbegleitung aufgeführt. Ein glänzen-
der Erfolg, ein unbestrittener Sieg dieses hypergenialen
Werkes über alle und selbst die erbittertesten
Widerwärtigen des großen französischen Meisters! Ver-
lioz wurde zur Komposition durch den Goetheischen
Geist angetrieben. Aber gerade an diesen musikalischen
Geist soll man nicht denken, wenn man dieses
eminent feinsinnige, von Geist und musikalischer
Schlagfertigkeit überbündelnde Werk hört. Schon
die Wendungen des Textes, das phantastisch-bunt-
schöne Kleid dieses „Faust“, muten uns fremd an;
und hören wir gar ein Bruchstück Goethe'scher Poesie
in den Worten des Textes, so wird es schwer, ein
gewisses Unbehagen niederkämpfen. Faust in den
Gegen von Ungarn, bei den Klängen des Motesch-
Mardies, und Goethes „Der Schächer pugte sich zum
Tanz“ reimt sich für uns nun einmal nicht zusammen!
Für die „Meredachs-Keller-Szene“ haben wir da-
gegen mehr Stimmung, nicht minder für die Schilphen-
und Elfen-Walt in zwiten Teil. Der größte
dritte Teil mit dem Ständchen des Mephillo und
dem Trilliertanz wirkt geradezu faszinierend, nicht
mindest die phantastisch-wilde Höllenfahrt und die
diabolische Musik des Vandalismus. Grellens
Verklärung endlich entfaltet einen instrumentalen
Farben, der geradezu unerreicht und einzig in der
Musikliteratur dastelt. Die Gesänge Fausts und
Gretchens atmen freilich nicht die tiefe, sinnige Annah
und Lieblichkeit, mit welcher wir Deutsche diese Lieb-
lingsgestalten unserer Poesie zu muskeln gewohnt
sind; dafür ist die Mephillo-Partie desto genialer
gestaltet; und wenn sie, wie bei diesem Konzert, in
den Händen eines für diese Partie geradezu präde-
stinierten Künstlers wie in denen Wladimers liegt, so
ist die Wirkung eine verblüffende. Frau Herzog sang
das Gretchen, Herr Rothmühl den Faust: beide mit
vollendeter künstlerischer Auffassung und dem höchsten
Erfolge. Das Orchester spielte mit
Vorgabe und solcher Eingabe, daß mehrere Or-
chestermitglieder (auch die Mephillo-Szene) wieder-
holt werden mußten.

Grid Weinhardt.

Frankfurt a. M. In unserem Opernhaus kam
zum erstenmale die zweifelhafte komische Oper „Die
Fürstin von Athen“ von dem Mainzer Domkapell-
meister Fr. Lux zur Aufführung und zwar mit
recht freundlichem Erfolg — beim Publikum, nicht

so in gleichem Maße bei der Kritik. Das Suet dieser Miniatur-Oper ist dem Aristophaneschen Lustspiel „Frauenherrschaft“ entnommen; das Libretto ist das Werk Wilhelm Jacobins. Hätte es letzterer verstanden, dem in der That sein löstliches Vorurteil eine ebenbürtige Form zu geben; hätte er es verstanden, geistige Hilfsmittel der Operette in Anwendung zu bringen, so würde er von vornherein einen gewissen vermindernden Beigehalt vermeiden haben, den die Novität unentgeltlich beisteht. Daß die Frauen Athens im Vorgericht der Wonne der erstickten Herrschergewalt Ausbrüche thun müssen, wie man sie sonst nur in einem Hofstadtheater zu hören gewohnt ist („das war ein Götterleben! Und doch moralisch! — Götterkolossal! — Ganz idealisch! — Mit einem Worte: kolossalisch!“), war doch sicherlich mehr als überflüssig. Aus gleiche Kavatel gehört der Gesang der Aspasia und des Chores mit dem mehrfach wiederkehrenden Weibchen: „Ganz wie ich bin.“ Das Kunststückergeßte dieser Nummer fällt allerdings auch dem Komponisten mit zur Last; aber den Librettisten trifft die Schuld, diesen auf die falsche Bahn geleitet zu haben. Das wahrhaft komische wirkt durch sich selbst; es bedarf jedenfalls nicht solcher operettenhafter Zuthaten. Was die Musik der „Fürstin von Athen“ betrifft, so kann man ihr viel Gutes nachsagen: sie ist die Schöpfung eines gewiegten Musikers, der wohl abzuwägen versteht und liberal trefflich Weisheit weiß; sie ist aber nicht das Werk eines für die komische Oper prädestinierten Tonsetzers. Ein gewisser harsbackener Zug ist ihr denn auch eigen; die „Wache“ steht über der Erfindung. Einzelne Nummern ragen durch freundliche Melodie und hübsche Instrumentation hervor, andere treten durch ihre Mäßigkeit in den Hintergrund, im Durchschnitt aber ist die Musik gutes Mittelgut. Bis jetzt ist die Oper viermal mit gutem Erfolg aufgeführt worden, und es hat den Anschein, als ob sie einzuweilen fröhlich weiter leben wolle.

M. S. — München.

Mit südlicher Lebhaftigkeit dankend, erwidern nach der Erstaufführung seiner Oper „Gwendoline“ Herr General Chabrier immer wieder vor dem Münchner Publikum, das ihn mit Beifall förmlich überschüttete, wohl auch aus gerechter Entlohnung gegen einzelne Bißchen von adju patriotischen Lippen ebenfalls, wie aus herzlicher Würdigung von Chabriers Werk. Es zeigt davon, daß Chabrier Wagner kennt und seinen Stil so bewundert, daß er denselben für den allein leitenden Maßstab hält — aber Chabrier ist dabei selbständig geblieben, hat nicht nachgesehen, sondern hat mit viel Talent eine Oper geschaffen, die ihres bleibenden Wertes sicher sein darf. Die Ehre find sein angearbeitete, die Hauptarien Gwendolins und Haralds, sowie ihre leidenschaftliche, tragisch ausklingende Scene im Brautgemach sind voll origineller Wendungen, ohne jemals unmodisch zu werden. Die wenigen Schwächen der Oper liegen im Text. Gwendoline, eine Angelsächsin aus dem 8. Jahrhundert, ist etwas modern-französisch klotzt, als sie Harald, den wilden Dänen, zähmen will, und das paßt nicht zu dem Charakter einer Eckerin, zu einer leidenschaftlichen Liebenden. Fräulein Terzina hat trotzdem durch ihr großes Talent die Gwendoline zu einer möglichst einseitigen Gestalt umgekehrt und hat mit Herrn Frick, dem neugierigsten Varior der Münchner Hofoper, wesentlich zu dem glänzenden Erfolge der Oper Chabriers beigetragen.

V. L. Wien. Die Erstaufführung der Massenet'schen Oper „Manon“ im Hofopernhaus bedeutet ein musikalisch-theatralisches Ereignis allerersten Ranges. Das ist außerordentlich, ja ganz ungewöhnlichem Beifall angenommene Werk wird sicher binnen kurzem über alle Opernbühnen gehen und sich den populärsten, musikalischen Bühnenwerken beigesellen. Wessen, der gefeierte französische Komponist, hat von seinen zahlreichen Opern nur den „Cid“ an unsere Oper zu bringen vermocht, ein Werk, das ungemein gefiel; nun dürfte der „Manon“ auch bald „Der König von Navarre“ folgen. Das Libretto zu „Manon“ von Henri Meilhac und Philipp Gille (deutsch von F. Gumbert) ist dem ebenfalls fast gelesebenen, 1733 erschienenen Roman des Abbé Prevost: „Histoire du Chevalier des Grieux et de Manon“ entnommen. Das Libretto ist stark erotisch, frivol, ja schlüpfrig, aber mannigfaltig und feinfühlig. Die Musik spricht in erster Linie glänzend für das theatralische Talent Massenet's; seine verblühende Wade führt über den offensbaren Mangel an Erfindung hinweg. Leitmotiv sind vorhanden, aber nützlich verwendet. Die Duette, deren die Situation mehrere ergab, sind durchwegs glanzstündig und so recht fürs Publikum; das Duett

im Bräutigams- und Populärstücken zur Feier und Klumpenfesten gebracht. Das Orchester ist mit zanderhaftem Geschick behandelt, die Eingänge trefflich. Die musikalische Konzeption und der Satz sind im ganzen klärend. Dankbar und wirksam ist außer der schwächlichen Ballettmusik jede Nummer der Oper. Hr. Renard als Manon hat sich durch die glänzende, gefällige wie schamvollere Interpretation dieser Partie auf eine hohe künstlerische Stufe gehoben. Sie feierte hohe Triumphe. Herr van Dyck als des Grien halle außerordentliche Momente. Jahn dirigierte die Oper mit großem Geschick und Geist. Massenet, welcher der Premiere beizuohnte, wurde bejubelt. — Von Interesse dürfte die Nachricht sein, daß Goldmark den zweiten und dritten Akt seines „Merlin“ einer Umarbeitung unterzogen hat und daß das Musikdrama in seiner neuen Gestalt zunächst in Pest an der königlichen Hofoper zur Aufführung gelangen wird, deren Intendant bekanntlich der berühmte einarmige Klavier-virtuose Graf Czetz sich geworden ist.



Kunst und Künstler.

— Es verdient die vollste Anerkennung, daß der Stuttgarter Neue Singverein kürzlich „Die Jahreszeiten“ von Jos. Haydn zur Aufführung gebracht hat. Unter der kräftigen und sachkundigen Leitung seines Dirigenten, Herrn Musikdirektors Nag, wurde das großartige Konzert entsprechend zu Gehör gebracht; die Ehre waren trefflich studiert, die Solopartien waren guten Händen anvertraut, jenen der Konzertführerin Fräulein Kertma, deren Gesang zuerst unter dem Drucke von Befangenheit stand, später jedoch Unbefangenes bot, sowie der Herren A. Valluff und Fritz Plant; auch die Militärkapelle hielt sich auf ziemlich anständiger Höhe. Sehr dankenswert war die Mitwirkung des Gausstatter Schützengruppen, welcher die Zahl der Mitwirkenden auf 250 hob. Haydns ewig junge Tonfärbung fand beim Publikum eine sympathische Aufnahme.

— Der Stuttgarter Liederfranz ehrte kürzlich in einem Konzerte das Werk des Dichters Gerold. Herr Prof. Dr. Kläber hielt eine schwingvolle Rede, Herr G. Kibel trug aus den „Palmblättern“ des gefeierten Poeten einige Gedichte vor, Frau Maria Wilhelm sang u. a. ein Lied zu einem Texte von Gerold von J. A. Mayer und Herr G. Krüger spielte mehrere Harmonien. Es machte dieser Wetteiler der Tonkunst, einen Dichter zu feiern, einen erhebenden Eindruck.

— Vor mehr als zwanzig Jahren hat das schwedische Gesangsquartett in allen musikalischen Städten Deutschlands sehr viel Beifall gefunden, welchem später auch das Quartett Tschampa begegnete. Den Zusammenklang von vier geschulten Stimmen bei Liebden in Chören a capella zu hören, bietet einen hervorragenden Genuß. Diesen bot uns auch das Stuttgarter Konzert des Münchner Vokalquartetts, welches aus den Damen Frau Johanna Günthner, Fräulein Mina Müller und aus den Herren A. Wogner und A. Barthelmeid besteht. Sie trugen Madrigale, Lieder von M. Zenger, ein Liebespiel von A. Hofmann mit großem Verständnis und mit den feinsten Vortragscharakteren vor und fanden beim Publikum die vollste Anerkennung.

— Es wird uns aus Schwab.-Hall berichtet: Hier trat der Pianist Theodor Pfeiffer aus Dorn-Baden, ein Schüler von Prof. Speidel in Stuttgart und von Dr. Hans v. Bülow, auf und erregte allgemeine Bewunderung. Neben einer großartigen technischen Fertigkeit trill bei Pfeiffer eine fast hervorragende geistvolle Auffassung der Kompositionen hervor. Der Künstler spielte Kompositionen von Brahms, Chopin, Rosenbaum, Schumann, Godeard, Liszt und zwei virtuose eigene Schöpfungen, sowie eine sehr bedeutende Klavier- und Violinonate — im Verein mit dem tüchtigen Geiger Alexander — von Prof. M. Speidel, die durch ein sprühendes Finale die Zuhörer begeisterte.

— Man meldet uns aus München: Die jetzige Igl. preussische Hofoperndirigentin Emilie Herzog war ein großer Liebling des Münchner Publikums, bevor sie nach Berlin berufen wurde, und sie wurde demgemäß auch freudig begrüßt, als sie vor

kurzem unter Mitwirkung des tüchtigen Pianisten Ludwig Thuille im Odeonsaal ein Konzert gab. Emilie Herzogs absolute Sicherheit in der Beherrschung der Stimme, ihr feines musikalisches Verständnis, ihr tiefes Empfinden und die Schönheit ihres Soprans sind oft gerühmte Vorzüge der jungen Sängerin. Wahrhaft vornehm singt sie aber Mozart und der Vortrag der Arien des Cherubim — der Staunung waren die Hauptpunkte des Konzerts — an Wirkung nur erreicht, aber nicht übertrafen von J. Massis reizendem Schmelzton. „Keine Sorge um den Weg!“, dem „Ständchen“ von M. Strauß und dem „Wienlied“ von Richard Wagner. M. S.

— Aus München wird uns geschrieben: Jedes Konzert der Frau Meta Hieber läßt es von neuem bedauern, daß die Sängerin der Bühne nur so kurz ausgeht hat, denn der schone, die höchsten Aufgaben dramatischen Gesanges vollkommen beherrschende Sopran der jungen Dame führt ihre glänzende Bühnenlaufbahn glücklich. Einem Konzerte in Frankfurt folgte im November jenes im Münchner Musiksaal, das für Frau Hieber, wie für ihren Gatten, den tüchtigen Violoncellisten Max Hieber und die Künstler Heinrich Schwarz (Klavier) und Sterle (Horn) gleich glücklich verlief. Am meisten Anhang fanden naturgemäß jene Gesänge, die starke dramatische Accente verlangen, so das Ave Maria aus Mar. Bruch's Cantate „Das Feuerkreuz“ und das Lied von Brahms „Meine Liebe ist grün wie der Fliederbusch“; aber auch dem zierlichen Genre gehörte die Stimme Frau Hiebers sehr gut — den Beweis dafür bot die Wiedergabe des hübschen Liedes „An den Frühling“ von Max Zenger, eines sehr fein gearbeiteten Gesangsstückchens. M. S.

— Aus München teilt man uns mit: Pauline Lucia hat sich vom hiesigen Publikum verabschiedet. In einer mit Diamanten förmlich überschütteten Konzertsoliste sah die gefeierte Sängerin so reizend aus, ihre Stimme war von so ungeschwächter Kraft und Schönheit, daß man wohl sagen kann, es sei fast der größte Sieg der Lucia, daß sie — nämlich anderen Künstlerinnen — zu einem Zeitpunkt von ihren Triumpfen Abschied nimmt, wo man ihr Scheiden noch so sehr bedauert. Meisterleistungen wie der Vortrag der ersten Arie Carmen's, des Erlösens von Schubert und der Vorelen von Liszt entsetzten solche Beifallsstürme, wie sie den großen Odeonsaal noch selten durchdröhrt haben und die sich zum Ende des Konzertes so steigerten, daß, von diesen Kundgebungen der Bewunderung tief erschüttert, die Lucia, die Hände vor die Augen gedrückt, mühsam nach Haltung ringen mußte, um in schlichten Worten für die Sympathie des Publikums zu danken. Als die Gefeierte zum Schluß mit ihrer klangvollen Stimme, die jede Seelenregung so unmittelbar ergreifend zum Ausdruck bringt, ein kammerschönes „Auf Wiedersehen!“ sprach, blieb wohl kein Herz ganz unbewegt. M. S.

— In einem Symphonie-Konzert der städtischen Kapelle zu Mainz hat eine neue Symphonie des Theoretikers und Komponisten Kaspar Jakob Bischoff großen Beifall gefunden.

— Während ein großes Wiener Blatt eine schwere Erkrankung der Adeline Patti meldete, berichten Londoner Zeitungen über den glänzenden Erfolg eines Konzertes der Sängerin.

— Georg Vierlings Hauptwerk: „Der Muth der Sabinerinnen“, Text von Arthur Fitger, gelangt im Laufe der nächsten Monate in Erfurt, Nürnberg, Tübingen und Würzburg zur Aufführung.

— Frau Pelagie Stahmer-Andriegen, die dramatische Sängerin des Stadttheaters in Köln, hat sich mit dem Archisten Herrn Walter Ende in Berlin verheiratet.

— Aus Wien erhalten wir folgende Mitteilung: Im Theater an der Wien gab man eine Neuauflage des französischen, phantastischen Singstücks „Madame de Diable“ von Melchior und Morier, Musik von Serpette, unter dem Titel „Des Teufels Weib“ von Herz, mit neuer Musik von Adolf Müller, mit höchst zweifelhafte Erfolge. Das Libretto enthält eine Reihe von Pikanterien mit wenig Wis und viel Wehagen; die Musik, ist außerordentlich Geschick und Geschmack gemacht und instrumentiert, ist ohne Originalität und vielleicht wegen ihrer Freiheit wirkungslos. Frau Palmar, die angariendendste Soubrette, excelliert in zehn Verkleidungen.

— Aus Graz kommt uns folgendes Schreiben zu: Das hiesige Opernhaus Tipia-Weinle hat wieder einige Erfolge seiner trefflichen Lehrmethode zu verzeichnen. Fräulein Diermaier, Mezzosopranistin, und der Baritonist Hr. Hoffmann, beide aus

Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1